

A L P E N -V E R E I N S JAHRBUCH BAND 126



### Der Hochkönig,

sagenumwobener und geschichtsträchtiger Gebirgsstock im Salzburgischen, bildet zusammen mit dem nördlich angrenzenden Hagengebirge das Gebietsthema. Vorgestellt in seinen historischen und alpinistischen Aspekten wird es von Clemens M. Hutter; die Fotos stammen von Sepp Brandl. Die klettersportliche Seite beleuchtet Albert Precht: der unermüdliche Erschließer und radikale Alleingänger erzählt von einigen seiner Kletterfahrten in der Hochköniggruppe, die als aufregend zu umschreiben eine krasse Untertreibung ist.

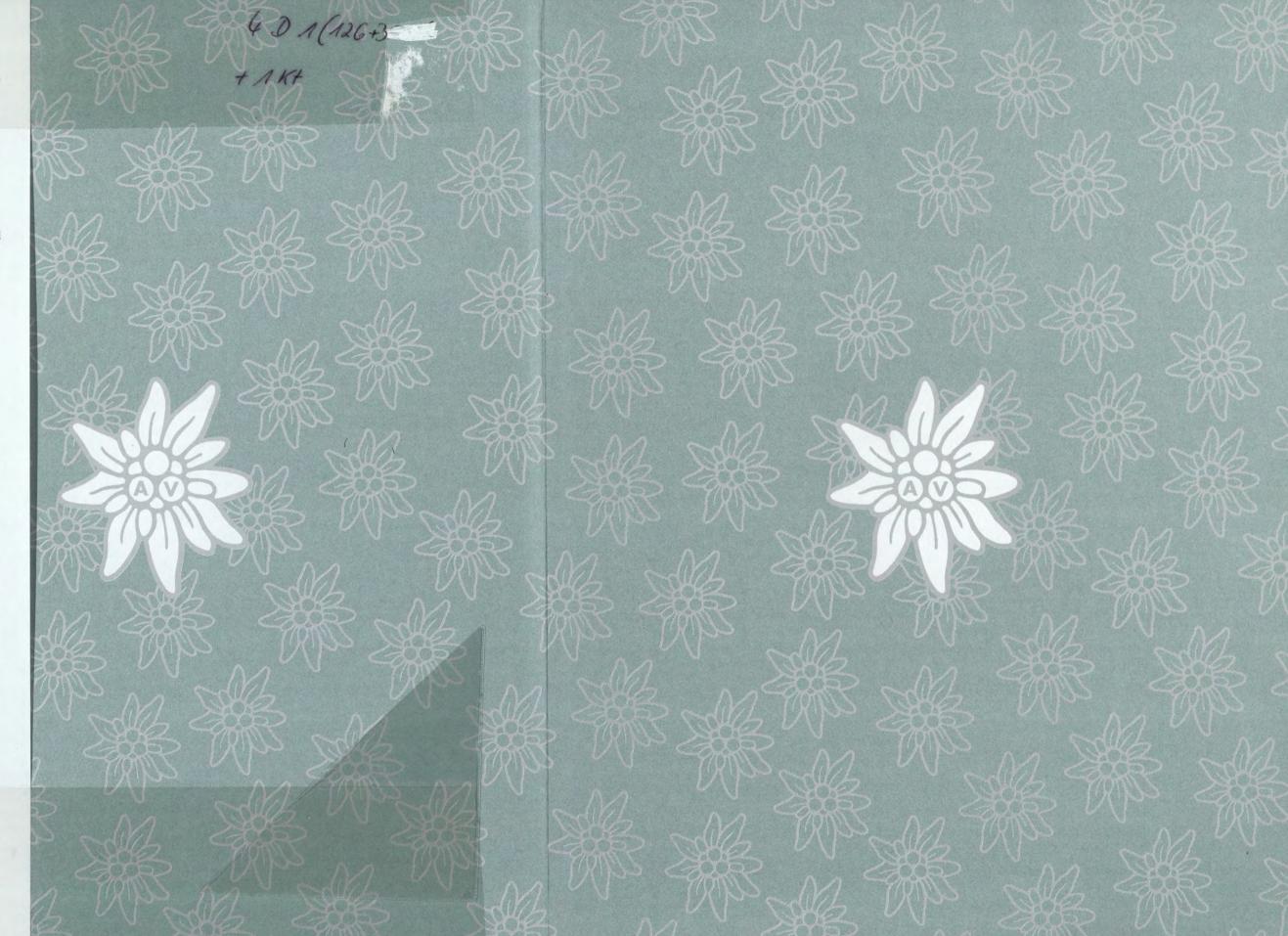
### Geschichte und Naturwissenschaft

Der Bogen spannt sich hier von uralten bis in neuere Zeiten: Diethard Sanders umgreift in seinem Aufsatz über «Fossile Riffe in den Alpen» die gesamte Erdgeschichte; Henriette Klier und Franz Mandl befassen sich mit Aspekten der alpinen Vor- und Frühgeschichte, der Erforschung der Schalensteine und der Almwirtschaft. Peter Danners umfassende Darstellung des Bergsteigens im Mittelalter setzt seinen Text aus dem Jahrbuch 2000 (über das Bergsteigen in der Antike) fort.

Clemens M. Hutter und Stefanie Holzer bringen uns Episoden aus der Zeit um die Jahrhundertwende näher: die Erfindung des Gletscherskilaufs durch die k.u.k. Armee 1915 und die erste Winterbesteigung des Großglockner-Hauptgipfels durch William Baillie-Grohman 1874.

### Die Kenntnis der Gebirge in ästhetischer Hinsicht: Kunst und Literatur

Ein Schwerpunkt liegt auf der Kunst der Panoramen, die im 19. Jahrhundert blühte. Alfred Tamerl erzählt vom Leben und Schaffen eines weithin vergessenen Meisters in diesem Genre, Michael Zeno Diemer, dessen Bergiselschlacht-



# BERG 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH

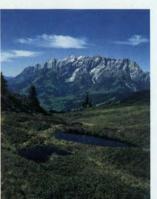
Band 126 der «Zeitschrift»

Titelbild: Die Teufelslöcher auf dem Weg zum Hochkönig. Bild auf Seite 2/3: Unterwegs vom Arthurhaus zum Hochkönig; Blick auf die Torsäule. Fotos: Sepp Brandl



401(126 312

# Inhalt









Zum Geleit
Walter Klier Selber dabeigewesen ist niemand. Anmerkungen zur Geschichte und ihrer sorglichen Handhabung
Kartengebiet Hochkönig-Hagengebirge
Clemens M. Hutter  Der Hochkönig – Europas ältestes prähistorisches Industriezentrum.  Mit Fotos von Sepp Brandl
Albert Precht  Klettern am Hochkönig. Geschichten aus einem bewegten alpinistischen Leben –  Erschließung und Abenteuer und wie die Zeiten sich ändern
In alten Zeiten Wunders viel: Geschichte und Naturwissenschaften
Diethard Sanders Fossile Riffe der Alpen: Ökologische Archive und Kletterwände
Henriette Klier  Ein nicht unbeschwerlicher Weg in die Vorzeit.  Schalensteine in Nord- und Südtirol – ein Überblick
Franz Mandl Aus der Frühgeschichte der Almen. Die Erforschung der landwirtschaftlichen Verhältnisse früherer Zeiten im Gebirge, unter besonderer Berücksichtigung des Dachsteingebirges 78
Peter Danner  Herrscher, Mönche und Soldaten. Das Besteigen der Berge im Mittelalter.  Mit Bildern von Zipora Fried
Clemens M. Hutter  Die k.u.k. Armee erfindet den Gletscherskilauf. Am Kitzsteinhorn hat es angefangen  – im Jahre 1915. Mit zeitgenössischen Aufnahmen
Stefanie Holzer Ein Tiroler Gentleman. Zum hundertfünfzigsten Geburtstag, achtzigsten Todestag des Schloßherrn, Alpinisten und Reiseschriftstellers William Adolph Baillie-Grohman 127
Marco Zapata Luyo  Die gefährlichen Seen. Auswirkungen der Gletscherschwankungen auf die Seen der Cordillera  Blanca. Katastrophische Ereignisse und die Sicherungsmaßnahmen in neuerer Zeit 136
Die Kenntnis der Berge in ästhetischer Hinsicht: Kunst und Literatur
Alfred Tamerl Wie das Land Tirol nach Chicago kam. Michael Zeno Diemer, ein vergessener Maler der Tiroler Berge
Nino Malfatti Das Chicago-Projekt

Anton Holzer Rundum Berge. Faltpanoramen: So weit das Auge reicht – im Taschenformat
Walter Wagner  Zwischen Schaudern und Ekstase. Die Darstellung der Alpen in den Schriften Jean-Jacques  Rousseaus. Mit einem Bild-Essay von Jürgen Winkler zum Thema «Bäume»
Andrew Greig  Disappearing Gully. Ein Kapitel aus dem Roman «Electric Brae». Übersetzt von Bernd Rullkötter.  Mit einer Fotoserie von Heinz Zak zum Thema «Eis und Schnee, schottisch»
Heinrich Klier «Wenn das Seil reißt». Die erste Winterbegehung der Direkten Hechenberg-Südwand am 31. Jänner 1947. Mit Bildern von <i>Leopold Ganzer</i>
Stefan Kranebitter Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann. Erinnerungen an eine Kletterfahrt am Hechenberg
Daheim und auswärts: Expeditionen und andere Ausflüge
Andreas Dick  Dokumentation des Unnützen. Alpine Chronik 1999/2000.  Mit einem ausführlichen Anekdoten-Teil
Michael Vogeley Playground of the World. Liegt in den Polargebieten die Zukunft des Bergsteigens? 246
Christoph Höbenreich Wie ein Astronaut auf einem fremden Planeten. Zur höchsten Erhebung des antarktischen Kontinents, dem Vinson-Massiv
Horst Wirth  Der «Rauschende Wald» im Herzen Europas.  Der Böhmerwald – Tier- und Pflanzenparadies und alte Kulturlandschaft
Andreas Dick  Der ganz normale Wahnsinn.  Eine Schönwetterwoche in Chamonix – eine Begegnung mit dem modernen Bergsteigen 280
Richard Goedeke Stafettenlauf von Braunschweig zur Zugspitze oder: Quer durch Deutschland ins Gebirge, mit Schülern, auf eigenen Füßen, häppchenweise
Anhang
Rudolf Weiss  Lawinen – Wahrscheinlichkeit und Gegenwahrscheinlichkeit
Walter Klier Alle Wege zur Höhe, im Taschenformat. Die Reihe der Alpenvereinsführer feiert ihren fünfzigjährigen Bestand 313 Personalien 317
Kartenbeilage: AV-Karte 10/2, Hochkönig / Hagengebirge, 1:25.000, mit Skirouten und Wegmarkierungen











# Selber dabeigewesen ist niemand

### Anmerkungen zur Geschichte und ihrer sorglichen Handhabung. Von Walter Klier

«WER NUR VON der Musik etwas versteht, versteht auch von dieser nichts.» Dieser schöne Satz gilt für alle Dinge, die der Mensch treibt, und nicht zuletzt auch für das Bergsteigen, für die Berge. Um also die Kenntnis der Berge in der verschiedensten Hinsicht zu fördern, wurde vor vielen, vielen Jahren dieses Jahrbuch begründet, und zu dem selben Zweck besteht es bis heute und liegt nun in der 126. Lieferung vor Ihnen.

Entscheidend und unumgänglich für das Wissen – auch für das Wissen von den Bergen – ist die Kenntnis der Geschichte. Der Mensch tut kaum etwas von Belang, das er nicht aus der Geschichte begründet, sei es um zu bewahren oder zu überwinden, und das anti- oder ahistorische Argument, man tue etwas bloß um seiner selbst willen, ohne sich um Vorgänger oder Nachfolger oder eine wie immer geartete Begründung zu scheren, entlarvt sich selber in dem Augenblick, wo der, der «bloß zum eigenen Vergnügen» in die Berge steigt, dies eigene Vergnügen beziehungsweise dessen Ergebnis einem Gipfelbuch anvertraut oder einen Lichtbildervortrag drüber hält.

Die Unkenntnis der eigenen Geschichte führt meist dazu, daß man noch größere Dummheiten macht als unbedingt nötig; andersherum gesagt: daß in der eigenen Geschichte die wesentliche Begründung für das Gegenwärtige liegt (für das, was modisch Identität heißt), wurde immer gewußt.

Zwangsläufig haben sich daraus zu allen Zeiten die verschiedensten Verbiegungen der Wahrheit ergeben – bis hin zu der Erkenntis heutiger Historiker, daß man die historische Wahrheit ohnehin nicht kennen könne, was letztlich den Unterschied zwischen Interpretation und Tatsachenfeststellung verwischt und offen läßt, warum man sich dann überhaupt mit den Fakten des Vergangenen beschäftigt.

Herrscherhäuser haben sich älter gemacht, um ihre Legitimation zu stärken, sich eine strahlende Vergangenheit zu geben, große Ahnen und ganze Epochen wurden dazuerfunden. Das spektakulärste Beispiel in unseren Breiten ist hiefür gewiß das frühe Mittelalter mit seiner überragenden Herrschergestalt, Karl dem Großen. Daß die Jahre zwischen 600 und

900, immer schon als «dunkle Jahrhunderte» bekannt oder vielmehr unbekannt, mit großer Wahrscheinlichkeit fiktiv und in unserem Kalender gewissermaßen überzählig vorhanden sein dürften, diese Hypothese des bayerischen Forschers Heribert Illig hat inzwischen einen ziemlichen Bekanntheitsgrad erlangt. Interessanterweise erfährt sie im vorliegenden Jahrbuch aus zwei unerwarteten Richtungen (und von zwei Autoren, die beziehungsweise deren Quellen der Komplizenschaft mit dem wissenschaftlichen Dissidenten Illig unverdächtig sind) ihre Bestätigung. Weder liegen für die fragliche Zeit Funde auf dem Gebiet der Schalensteine vor, wie man dem Text von Henriette Klier hierüber entnehmen kann, noch kann die von Franz Mandl referierte Forschung über die Almwirtschaft in früher Zeit mit solchen in erwartbarer Anzahl aufwarten. Die Erklärung Mandls, wegen klimatischer Ungunst hätte sich die Almwirtschaft ganz exakt zu dieser Zeit in tiefere Lagen zurückgezogen, befriedigt bloß auf den ersten Blick - denn merkwürdigerweise fehlen für die fraglichen Jahrhunderte die Funde ja allüberall in Tälern und Ebenen genauso wie in luftigen Höhen. Und wenn wir welche bestaunen dürfen, wie im friaulischen Cividale die Reste der langobardischen Kultur, dann tut sich das fatale Loch in der Chronologie eben in der darauffolgenden Zeit auf.

Daß die Geschichte und ihre Überlieferung stets mit kritischem Geist zu betrachten sind, erweist sich auch bei den großen, ja übergroßen Zeiträumen, mit denen die Geologie und - als deren letztes, in zeitlicher Dimension schon verschwindend kleines Anhängsel - die Vor- und Frühgeschichte gewöhnlich auftrumpfen. Ein notwendiger Bestandteil der Darwinschen Evolutionstheorie und ihrer Vorstellung von der unendlich langsamen Veränderung des Lebenden war die Erstreckung der dazu notwendigen Zeiträume ins Unermeßliche. Aus der im Vergleich geradezu heimeligen biblischen Weltdauer von einigen tausend Jahren wurden so Millionen und Abermillionen. Daß es sich hiebei um quasireligiöse Vorstellungen handelt, haben Kritiker des Darwinismus und der mit ihm verschwisterten Geologie schon oft angemerkt - doch an dieser Grund-

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

feste des wissenschaftlichen Weltbildes rüttelt man kaum ungestraft. Die Strafe besteht nicht wie in der guten alten Zeit im Verbrennen des Autors, sondern viel einfacher in der *damnatio memoriae*, dem Vergessen und Vergessenmachen.

Dabei liegt der Verdacht auf der Hand, die bis heute weitergehende «Veraltung» der Weltgeschichte möchte, sozialpsychologisch gesehen, nicht viel andere Ursachen haben als die Klitterungen der alten Historiker im Dienste ihres Herrschergeschlechtes: die Untermauerung dessen, was aktuell geglaubt werden soll, nun mit Hilfe der Wissenschaft, deren Wahrheitsanspruch an die Stelle dessen getreten ist, was früher die Religion bereitstellte. Nicht nur das Alter «der Natur», also unserer Welt, wie sie geworden ist, wird in immer astronomischere Zeiträume gestreckt, auch das Alter des Menschengeschlechts ebenso wie das Alter der einzelnen Hochkulturen wächst von jeder Wissenschaftlergeneration zur nächsten - wie wenig haltbar bei nüchterner Betrachtung diese Auffassungen immer sein mögen. Doch ist die Macht des Glaubens hierin nicht weniger groß, als sie es früher in einer anderen Hinsicht war. Je älter «wir» sind, desto würdiger, wertvoller, eben mehr Mensch sind wir, und in nicht unbedingt logischer Parallelführung gilt: Für das moderne Weltbild, dem wir im Sinne eines theologisch verstandenen Materialismus nichts sind als ein Stäubchen im Universum, muß dieses Universum, das «All» nicht nur in räumlicher, sondern auch in zeitlicher Hinsicht ins Unglaubliche wachsen. Als ob nicht die fünftausend Jahre, die die Welt nach der Auskunft der Bibel seit ihrer Erschaffung auf dem Buckel haben soll, unglaublich genug wären, wenn man sie gegen die Lebensdauer des einzelnen hält.

Daß die Verfahren, mit deren Hilfe diese Alters- und Zeitverhältnisse bestimmt werden, von fragwürdiger Güte sind, versteht sich nach dem Gesagten fast von selber, und ebenso versteht sich, daß das an dem Prestige, das sie genießen, nichts ändert.

Jeder Interessierte weiß von den zwei fundamentalen naturwissenschaftlichen Methoden, auf denen die moderne Altersbestimmung beruht: der Dendrochronologie (dem Zählen und Vergleichen von Jahresringen bestimmter Holzarten) und der C14-Methode, die das Alter einer organischen Substanz am Zerfall der darin enthaltenen radioaktiven Kohlenstoffteilchen festzustellen versucht. Beide beruhten ursprünglich auf der Annahme, daß die natürlichen Vorgänge über lange Zeiträume und an allen Orten gleichförmig verlaufen. Nun ist zwar dieses im 19.

Jahrhundert formulierte Dogma offiziell noch in Kraft, doch in jeder einzelnen der davon betroffenen Wissenschaften rumort es aufs heftigste, gleich, ob es sich um die Biologie oder die Altertumswissenschaften handelt. Schon vor einigen Jahren haben der Physiker Christian Blöss und der Technikhistoriker Hans-Ulrich Niemitz die C14-Methode und die Dendrochronologie und vor allem auch ihre wechselseitige Abhängigkeit genauer in Augenschein genommen, mit dem Ergebnis, daß diese, vor allem was größere und weiter zurückliegende Zeiträume anlangt, nicht zuverlässig sind. In die Geologie hat zwar der gute alte Katastrophismus punktuell wieder Eingang gefunden, ja die Kunde von den Massensterben in urältester Zeit sind dank Hollywoods saurierkundlichen Filmen Allgemeingut geworden, die sich unendlich zwischen den punktuellen Kastastrophen erstreckenden Zeiträume werden bisher allerdings nicht in Frage gestellt.

«Nach neuesten Forschungsergebnissen hat sich dieses Massensterben nicht, wie bisher gedacht, in acht Millionen Jahren, sondern in außerordentlich kurzer Zeit, das heißt in wenigen zehntausend Jahren, vielleicht sogar nur in ein paar Jahrtausenden abgespielt. [...] So wird zum Beispiel von Vaas [...] das Ende des Erdaltertums unverändert auf genau 251 Millionen Jahre vor heute datiert, obwohl er wenige Zeilen später betont, daß die Dauer des zur selben Zeit angesetzten Massensterbens um den Faktor 1000 gekürzt werden muß», schreibt Georg Menting im Heft 2/2001 der interdisziplinären Zeitschrift Zeitensprünge, die sich unter anderem der hier angesprochenen Problematik annimmt.

So verwundert es dann nicht weiter, daß auch ein, geologisch gesehen, mickriger Zeitraum wie der seit dem Ende der Eiszeit verstrichene, nach Ansicht der Wissenschaft immer länger wird. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich noch an Werte von acht- bis zehntausend Jahren, auf die vor vielleicht drei Jahrzehnten, als er zur Schule ging, die fragliche Zeitspanne geschätzt wurde; nun schwankt der Zeitraum, wie der aufmerksame Leser in diesem Jahrbuch feststellen wird, zwischen zehn- und fünfzehntausend, mit Spitzen bis sechzehntausend.

Die unausweichliche Folge solcher «Veraltungen» ist, nun wieder archäologisch gesprochen, der immer größere Mangel an Funden, deren jeder für immer längere Epochen sprechen muß, wodurch eine evolutionär gedachte Menschheitsgeschichte in der Darstellung paradoxerweise immer sprunghafter, «katastrophischer» und weniger nachvollziehbar wird.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Funde sind die Reliquien der wissenschaftlichen Religion, von nicht geringerer Bedeutung als die alten Reliquien für die Christen von seinerzeit: Sie bewirken Glauben und für den, der glaubt, wahre Wunder. Kein Wunder, daß ihre Authentizität mit äußerster Erbitterung verteidigt wird - für den Fall, daß sie zur Erhärtung einer Theorie verwendet werden können, also zur Erzeugung von «Wahrheit». Wer an dieser Wahrheit zu zweifeln wagt, der erlebt seine blauen Wunder, was jedermann leicht ausprobieren kann, der, in wissenschaftlicher oder auch unwissenschaftlicher Gesellschaft, den liebevoll «Ötzi» getauften Fund – die berühmte Gletscherleiche von dem seither so getauften Tisenjoch unterhalb der Fineilspitze in den Ötztaler Alpen - für verstärkt erklärungsbedürftig hält.

Ötzi ist ja der einzige bekanntgewordene Fall von jemandem, der den jahrtausendlangen Aufenthalt im Gletschereis in so guter Verfassung überstanden hat; üblicherweise machen Gletscherleichen schon nach wenigen Jahrzehnten einen deutlich weniger ansehnlichen Eindruck. Dafür war nicht nur erforderlich, daß das Eis sich über die etwa 5000 Jahre hinweg vollkommen stillhielt, was dem glaziologischen Laien an dieser Stelle des Gebirges zumindest wenig wahrscheinlich vorkommt, er müßte nach der in diesem Buch auf Seite 81 abgedruckten Tabelle auch ganze drei Warmperioden übertaucht haben, mithilfe von Konservierungsmethoden, die mindestens so ausgefuchst gewesen sein müssen wie jene, denen der arme Kerl jetzt in seiner letzten Bleibe, dem Museum in Bozen, ausgesetzt ist. Was aus der Sache schließlich werden wird, ob der erste inneralpine Piltdown-Mensch oder tatsächlich der einzige physisch erhaltene bronzezeitliche Tiroler, das werden die nächsten Jahrzehnte gewiß zeigen.

Der Fund hat auf jeden Fall ein Gutes gehabt: Traditionell war die Altertumswissenschaft davon ausgegangen, daß in ältesten Zeiten die Alpentäler, vor allem nördlich des Hauptkammes, nicht oder kaum besiedelt waren. Nach 1991 änderte sich diese Meinung. Es gab nun Geld für die Forschung, man gründete ein «Forschungsinstitut für Alpine Vorzeit» und hat nicht nur im Fotscher Tal, einem stillen Winkel der Sellrainer Berge, einen steinzeitlichen Rastplatz entdeckt; es wurde aufgrund von weit im Land verstreuten Funden schon im Jahresbericht 1995 festgestellt, «daß auch in Nordtirol grundsätzlich mit einer urgeschichtlichen Besiedlungsdichte zu rechnen ist, die – abgesehen von klimatisch

begründbaren Unterschieden – vergleichbar mit derjenigen Südtirols ist.»

Zu der Erkenntnis, daß es zwischen Himmel und Erde mehr gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, ist im Jahr 2000 ein lesenswerter Kommentar in Form eines ganzen Buches erschienen: *Das Kriegsloch. Auf den Spuren eines Gletschermythos* von dem Innsbrucker Bergsteiger und Schriftsteller Rudolf Alexander Mayr.

Worum geht es darin? In Toni Hiebelers Alpin-Lexikon ist dem Erzähler vor etlichen Jahren ein Eintrag aufgefallen, der sich in seinem Gedächtnis festgesetzt hat und ihn nicht mehr losläßt, sodaß er schließlich - wir schreiben den Sommer 1998 beschließt, der Sache auf den Grund zu gehen. Der Lexikonartikel lautet so: «Kriegsloch, mächtiges Loch im Gießengletscher an der Nordseite der Jungfrau (Berner Alpen), durch das man den Felsuntergrund des Gletschers deutlich erkennen kann. Die eigenartige Naturerscheinung wird von Einheimischen seit Jahrhunderten beobachtet. Die Bevölkerung des Lauterbrunnentals erzählt, daß sich das Loch nur in Kriegszeiten schließe, dadurch habe es seinen Namen erhalten. Es ist geschichtlich festgehalten, daß diese Tatsache in den Spanischen Erbfolgekriegen, im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 und in den Weltkriegen 1914/18 sowie 1939/45 zugetroffen habe.»

Das ist, wie jeder einsehen wird, für Anhänger des wissenschaftlichen Weltbildes, so wie es sich heute präsentiert, ziemlich starker Tobak. Und daraus, wie Mayr diese Geschichte über Wissen und Nichtwissen, über die Erkenntnis und ihre Grenzen erzählt, kann man einmal mehr die Folgerung ziehen: angesichts der Beschränkungen, die die Wissenschaft sich selber und uns allen im Denken auferlegt, angesichts ihrer rasch wechselnden «Wahrheiten» – ist der interessierte Laie auf das Nachdrücklichste zum Selberdenken aufgefordert, oder, um es mit Georg Christoph Lichtenberg zu sagen: «Bevor ich mich zu sehr wundere, glaube ich es lieber nicht.»

#### Literatur (Auswahl)

Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin. Bisher 13 Jahrgänge. Mantis Verlag, Gräfelfing.

Heribert Illig, Das erfundene Mittelalter. Econ & List Taschenbuchverlag, München 1998.

Christian Blöss / Hans-Ulrich Niemitz, C14-Crash.Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können. Mantis Verlag, Gräfelfing, 1997. Rudolf Alexander Mayr, Das Kriegsloch. Auf den Spuren eines

Gletschermythos. Panico Alpinverlag, Köngen 2000.

### Kartengebiet

# Hochkönig / Hagengebirge

Clemens M. Hutter Sepp Brandl Reinhard Walcher Albert Precht

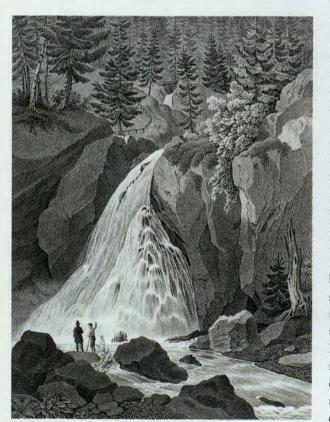
# Der Hochkönig

Europas ältestes prähistorisches Industriezentrum: Ein Überblick über Geschichte, Landeskunde, Wandern und Bergsteigen. Von Clemens M. Hutter, mit Fotos von Sepp Brandl

### Ein bergsteigender Theologe

«MEINE ABSICHT BEI Bergreisen ist und wird es sein: Die Herrlichkeit der Werke Gottes zu bewundern und mich gründlich aufzuheitern und zu erholen.» So unbefangen begründete einer der bedeutendsten alpinistischen Pioniere, der Theologieprofessor Peter Carl Thurwieser (1789-1865), den Zweck seines Bergsteigens. Dieser ungewöhnliche Mann unternahm 1826 mit zwei Offizieren und zehn Trägern die erste nachweisbare Besteigung des Hochkönigs. Mag sein, daß Jäger oder Goldsucher schon früher diesen Gipfel erreicht haben - kein Dokument gibt uns darüber Aufschluß.

Wir wissen aber, daß die Menschen bis herauf in das 19. Jahrhundert die Gebirge mieden, weil man sie für den Sitz verwunschener Seelen und Hexen hielt,



die dort droben Gewitter, Hagelschlag, Muren und Lawinen zusammenbrauten. Nach diesem Aberglauben konnten aber teuflische Kräfte einem Geistlichen nichts anhaben. Diese besondere Immunität und die vergleichsweise hohe naturwissenschaftliche Bildung erklärt den außerordentlich hohen Anteil der Priester an der Erschließung der Alpen.

Gleichwohl leitete Thurwieser in eine neue Epoche des Bergsteigens über. Es kam nicht mehr auf die naturwissenschaftliche Erforschung unbekannten Neulandes an, deren Nebenabsicht auch die Erstbesteigung hervorstechender Gipfel war - wie die wissenschaftlichen Expeditionen auf den Montblanc 1786 oder auf den Großglockner 1800 mit Nachdruck belegen. Vielmehr ging die zweite Generation der alpinistischen Pioniere - etwa Kardinal Schwarzenberg, Ignaz Kürsinger, Anton Ruthner oder Erzherzog Johann - einem noch gar nicht erfundenen Sport nach - eben der Lust am Bergsteigen und an der Eroberung von Gipfeln auf möglichst einfachen und gefahrlosen Wegen. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schlug die Stunde jener, die sich daran machten, mit «turnerischem Klettern» neue Wege zu den Gipfeln zu erschließen und «alpinistische Probleme» zu lösen - beispielsweise Purtscheller, Pallavicini oder die Dolomiten-Bergführer.

Der schwächliche Peter Carl Thurwieser taugte nicht für die harte Arbeit auf dem Bauernhof und in der Mühle seines Vaters in Kramsach bei Rattenberg. Deshalb durfte der ungemein helle Knabe studieren. 1812 empfing er in Salzburg die Priesterweihe und bekam bereits als 31 jähriger den Lehrstuhl für alttestamentarische Sprachen an der theologischen Fakultät in Salzburg. Für die Zeit dieses intensiven Studiums wirkte er auf dem seelsorglichen Schonposten in Bergheim und Siezenheim und fiel dort bei der Jagd nach Hühnern vom Dach des Pfarrhofs. Dabei zog er sich einen schmerzhaften, damals noch unheilbaren Leistenbruch zu. Dieses Mißgeschick verhinderte dennoch nicht eine glanzvolle alpinistische Karriere.

So sah es früher aus. «Der untere Wasserfall bey Golling», gedruckt und im Verlag bey J. M. Hermann in München (erste Hälfte 19. Jh.). Vorige Seite: Der Hochkönig aus dem Birkkar.



der Marhachhöhe

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

erster - so auf der Schönfeldspitze, dem Dachstein, dem Birnhorn, der Wildspitze oder dem Similaun. Und gleich 480 Mal bestieg er den Gaisberg bei

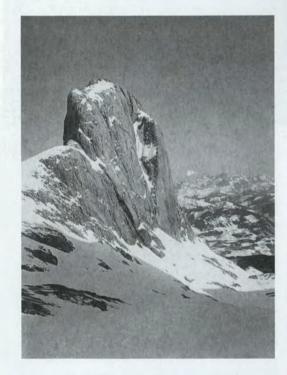
Unter Thurwiesers Hörern saß 1829 der 20jährige Theologiestudent Friedrich Fürst Schwarzenberg (1809-1885). Er schloß sich seinem bergbegeisterten Lehrer an, schaffte mit ihm 1831 die Erstbesteigung der Schönfeldspitze, nachdem er seine Leistungsfähigkeit elf Tage zuvor mit einer Tour auf den Hochkönig bewiesen hatte. Zehn Jahre später setzte der mittlerweile zum Erzbischof von Salzburg und ein Jahr hernach zum Kardinal ernannte Schwarzenberg mit der Erstbesteigung des Hohen Tenns sowie den Zweitbesteigungen des Wiesbachhorns (an einem Tag!) von Ferleiten aus und des Kitzsteinhorns durch das Mühlbachtal alpinistische Glanztaten. Zur Erinnerung daran trägt die Alpenvereinshütte an der Ostflanke des Wiesbachhorns

berg den Rang des weitaus bedeutendsten Salzburger Erzbischofs seit der Säkularisation. Aus eigener Tasche stiftete und finanzierte er ein Knabenseminar zur Heranbildung von Priestern, die erste katholische Tageszeitung Österreichs und in Schwarzach das erste Spital in den Salzburger Gebirgsgauen. An seinem Bischofssitz gründete er den Dom-Musikverein, das Mozarteum und den Kunstverein. 1848 berief er die erste gesamtdeutsche Bischofskonferenz ein und erregte als Kopf des «Reformkatholizismus» weltweit Aufsehen. Er verlangte nämlich die Beteiligung der Laien an Führungsaufgaben in der Kirche und kritisierte die Dogmen von der unbefleckten Empfängnis Mariens und der Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubensfragen öffentlich als unzeitgemäß und überflüssig.

Obwohl die Eisenbahn 1875 von Bischofshofen nach Saalfelden einen Halbkreis um das Hochkönig-Massiv legte, blieben die Anstiege zur grandiosen



Rundschau im geographischen Mittelpunkt des Landes Salzburg endlose Hatscher. Lediglich auf dem Weg von Bischofshofen - dem auch jetzt noch einfachsten von fünf Normalanstiegen - boten spartanische Almhütten als Stützpunkte nahe dem heutigen Arthur-Haus einen unschätzbaren Vorteil bei der Überwindung von fast 2500 Höhenmetern. Dieser zwar leichte, aber weglose Anstieg erforderte



also von Thurwieser und seinen Nachfolgern ungleich mehr Kondition als Alpintechnik.

Bei einem kurzen Abstecher vom Arthur-Haus auf den herrlichen Ausguck Hochkeil kreuzt der Wanderer eine rund 1,5 km lange Kette von Trichtern, die an Bombenkrater erinnern. Doch das sind «Binggen», eingebrochene Abbaustätten von Kupfer in der Bronzezeit. Damals trieben die Bergleute bis zu 120 m

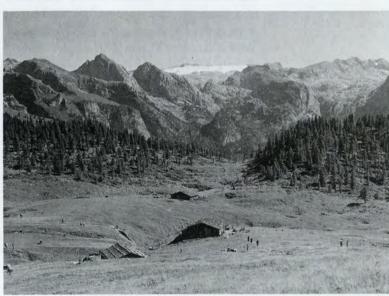
lange Stollen in den Berg, indem sie das Gestein mit Holzfeuer erhitzten und dann mit kaltem Wasser abschreckten. Das riß Sprünge in den Felsen, und so konnte Hauwerk mit Stein- oder Bronzewerkzeug abgeschlagen werden.

Links: Hochkönig. Schneewächte. Gletschermühle mit See. Rechts: Mühlbach mit Hochkönig. Links unten: Torsäule von W. Rechts unten: Übergossene Alm.



### Eine kurze Geschichte des Kupferbergbaus

Bis zu 5000 Jahre alte Schlacken des Kupferbergbaus und rund 160 entdeckte Schmelzplätze weisen den Raum Mühlbach/Bischofshofen als das älteste prähistorische Industriezentrum Europas aus. Das Schmelzen und Bearbeiten von Kupfer und Eisen bedurfte einer Hitze weit jenseits der 1000 Grad und damit zweier Erfindungen, ohne die es den Beruf des Diese Aufnahmen stammen aus der Mappe 9 eines Alpen-Gesamt-Fotoalbums, das der Alpenverein in der Zwischenkriegszeit mit Hilfe zahlreicher (heute nicht mehr eruierbarer) Fotografen angelegt hat.





Werfen mit Burg Hohenwerfen gegen den Hochkönigstock.

Schmieds gar nicht gäbe: die Verbesserung des Heizwerts von Holz durch Verköhlern zu Holzkohle und die Zufuhr zusätzlichen Sauerstoffs durch Blasebälge, damit die Temperatur noch höher klettert. Offensichtlich war also die Erfindung des Blasebalgs für die zivilisatorische Entwicklung weit wichtiger als die Erfindung des Rades, sonst wären wir wohl in der Bronzezeit stehengeblieben.

Talstation dieses Bergbaus in Mühlbach war seit jeher Bischofshofen als prähistorische Kultstätte, von der aus viel später - um das Jahr 700 - die Christianisierung des Landes Salzburg «Innergebirg» begann. Aber schon um Christi Geburt schlief der Kupferbergbau ein, der in drei Jahrtausenden nach vorsichtigen Berechnungen mindestens 20.000 Tonnen des begehrten Kupfers erbracht und den Bergleuten beträchtlichen Wohlstand verschafft hat. Das bezeugen die luxuriösen Beigaben in den rund 400 prähistorischen Grabstätten bei Bischofshofen: beispielsweise feine Keramik aus dem Donaugebiet und Bronzeschmuck vom Südrand der Alpen.

Im Jahr 1827 verhalf ein verlorener Brotlaib dem Kupferbergbau zu einem zweiten Frühling. Auf der Heimfahrt kollerte nämlich einem Bauern nahe der Mitterbergalm ein Brotlaib von seinem Fuhrwerk in den Bachgraben. Der zur Suche ausgeschickte Schwiegersohn fand das Brot nahe dem heutigen Hochkeilhaus an einer Stelle des Bachbetts, an der das Wasser glänzendes gelbes Kupfererz von Geröll freigespült hatte. Doch die Begeisterung über den entdeckten Reichtum zerstob alsbald, weil sich der vermeintliche Goldfund bloß als Kupfer herausstellte.

An diesem hatte allerdings die Industrie Bedarf. Und so bekamen an die 1000 Menschen in Mühlbach und in Mitterberghütten (zwischen Bischofshofen und St. Johann) Arbeit. An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert stürzte ein Preisverfall den Mühlbacher Bergbau in die Krise. Deshalb erwarb ein spekulationsfreudiger Brite 1906 das gesamte Montanunternehmen - und machte schon im nächsten

Jahr pleite. 1907 griffen der rheinische Industrielle Arthur Krupp und die potente Wiener Creditanstalt zu, gründeten die Mitterberger Kupfer AG und verhalfen dem uralten Bergbau zu neuem Schwung. Dazu trug leider auch der Erste Weltkrieg bei, in dem Mühlbach mit jährlich 8000 Tonnen Kupfer zum größten Kupferproduzenten der Monarchie aufstieg.

Nach dem Krieg kaufte Krupp auch das Schloß und die Jagd im vormals fürsterzbischöflichen Revier des Blühnbachtals, das dem 1914 in Sarajevo ermorde-



ten Erzherzog Ferdinand gehört hatte. Dort baute Krupp sogar ein kleines Kraftwerk, um den Wasserreichtum des Tales dem Kupferbergbau dienstbar zu machen. 1931 erzwang die verheerende Weltwirt-





schaftskrise nach dem New Yorker Börsenkrach von 1929 die Einstellung des Bergbaus, tausend Menschen verloren ihre Arbeit, Mühlbach wurde Notstandsgebiet, Krupp zog sich 1937 aus dem Bergbau zurück

Krupps Name lebt aber in seinen Taten weiter: er stiftete das Arthur-Haus auf dem Mitterberg als alpinen Stützpunkt, erschloß mit dem Arthurstollen ein neues Kupferfeld und baute neben dem Arthurwerk im Salzachtal noch zwei kleine Kraftwerke in Mühlbach.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Arthurstollens ist

heute kaum noch abzuschätzen. Er ist 5020 m lang, wurde 1907 zur Erschließung des Südreviers zwischen Mühlbach und dem Salzachtal angeschlagen und 1922 zum Erztransport ab dem Stollenmund 200 Höhenmeter über dem Salzachtal mit einer Materialseilbahn zur Schmelzhütte in Mitterberghütten durchgebrochen. Das drückte die Kosten des mühseligen Erztransports mit Pferdefuhrwerken auf miserabler Straße von Mühlbach durch das enge Tal hinaus nach Mitterberghütten ganz beträchtlich. 1927/28 schnitt man eine Rinne in den Boden des Arthurstollens, um das Gefälle von 200 Höhenmetern in das Salzachtal zu nutzen und Mühlbacher Wasser dem 1927 dort errichteten Arthurwerk zuzuleiten. Von 1931 bis 1938 ruhte der Stollen wegen der Weltwirtschaftskrise, 1956 verstummte das Getöse der Bohrhämmer im Arthurstollen für immer, 1977 wurde der Stollen nach der Einstellung des Kupferbergbaus verschlossen. Erst in jüngerer Zeit rettete eine rühmliche Initiative das «Montandenkmal Arthurstollen» nach ausgiebiger Sicherung und InDas Matrashaus.

Links oben: Das ehemalige Matrashaus auf dem Hochkönig (abgebrannt am 4. 5. 1982).

Links unten: Die Brandstätte am 2.11. 1982.



Am Hochkönig. Von links: Hocheisgrat, Hochkalter, Watzmann, davor Steinernes Meer und die Übergossene Alm. standsetzung als sehenswertes Schaubergwerk, das auf einem guten Sträßchen vom Salzachtal aus erreichbar ist.

Nach dem Anschluß Österreichs an Deutschland ging der Kupferabbau 1938 abermals in Betrieb. Und wieder war es ein Weltkrieg, der Mühlbach eine Scheinblüte verschaffte. Nach dem Zweiten Weltkrieg freilich setzten die Nachteile des Standorts und der Preisverfall auf dem Weltmarkt diesem Bergbau derart zu, daß er schließlich 1977 eingestellt wurde, nachdem moderne Technik noch rund 120.000 Tonnen Kupfer aus dem Hochkönig gehoben hatte. Diese unglaubliche Geschichte von fünf Jahrtausenden Kupferbergbau ist heute im sehenswerten Mühlbacher Bergbaumuseum dokumentiert und im Schaustollen nachzuvollziehen.

### Alpinisten, Almleute und Zauberer

Den Mühlbacher Knappen verdanken wir allerdings

auch eine alpinistische Glanztat. Angeregt von einem vergoldeten Kreuz, das reiche Bayern auf der Zugspitze hatten aufstellen lassen, beschlossen sie 1865, statt eines Kreuzes, das «viel Geld kostet und wenig Nutzen schafft», aus eigenen Mitteln auf dem Hochkönig «eine kleine Hütte aus Mauerwerk womöglich an einem Tag» zu erbauen. Es brauchte allerdings fünf Sonntage, ehe Dutzende Mühlbacher aus dem Tal alles nötige Baumaterial auf den Gipfel geschleppt, dort aus ungelöschtem Kalk, Schnee und Sand den Mörtel gemischt und eine Hütte von 2,8 m Länge, 1,8 m Breite und gleicher Höhe unter Dach gebracht hatten - «immerhin Lagerstätten für zwei Mann, die eine Nacht auf der Spitze zubringen» wollten. Das wollten so viele, daß bereits 1898 auf diesem grandiosen Ausguck im Mittelpunkt des Landes Salzburg ein respektables Haus die Hütte

Auch zum Skilauf steuerte Mühlbach eine Pioniertat



bei. Die Familien der norwegischen Direktoren des Kupferbergbaus brachten schon zur Jahrhundertwende Skier aus dem Norden mit. Deshalb gründeten die Mühlbacher Knappen 1908 einen der ersten österreichischen Skiklubs. 1912 bauten sie die erste Sprungschanze des Landes Salzburg und machten ihr abgeschiedenes Dorf Schritt für Schritt zum Mittelpunkt des nordischen Skilaufs in Österreich - mit Sepp Bradl als Galionsfigur. Dieser Skispringer segelte 1936 auf der Großschanze im slowenischen Planica als erster Mensch weiter als 100 m und jagte kurz hernach den Skandinaviern als erster Mitteleuropäer die Ehre eines Weltmeisters im Sprunglauf ab. Mittlerweile ist die Mühlbacher Springertradition hinunter nach Bischofshofen übersiedelt, wo eine Flugschanze Weiten um die 140 m ermöglicht.

Keiner der fünf Normalanstiege auf den Hochkönig ist schwierig, doch alle sind lang und mühsam; den Seelenzustand der Wanderer auf dem Ostanstieg vom Arthur-Haus beschreibt am besten der Name des letzten Aufschwungs am Weg zur Übergossenen Alm. Er heißt «Kniebeißer». Doch sogleich folgt die Erleichterung, die Überquerung der «Übergossenen Alm» auf dem Hochplateau hin zum Gipfelaufbau. Die «Übergossene Alm» ist Österreichs einziger Muldengletscher, der seit dem ersten Vermessen 1878 von 5,5 auf 1,5 km² geschrumpft ist und bis zu 60 % seiner größten Dicke von 100 m verloren hat. Wegen dieses Gletschers hieß der Hochkönig einst «Ewiger Schneeberg».

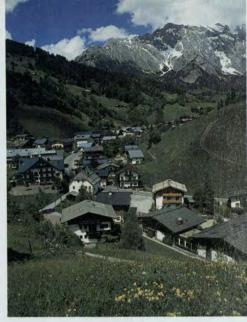
Auf diesem Hochplateau dehnte sich früher ein fetter Almboden. Damals verdankten die Menschen in den kargen Bergtälern die Erträge ihrer Äcker noch nicht dem Kunstdünger, sondern Gott. Sie lebten zwar ärmlich, aber fromm. So steht das in alten Chroniken. Allerdings war es in einer Zeit ohne Sozialversicherung ein ausnehmend strafwürdiges Ärgernis, wenn Menschen die knappe Gottesgabe verpraßten oder ihr Herz den Nöten der Armen und Hungrigen verschlossen. Damals brauchten die Menschen für die Viehwirtschaft auch noch erheblich mehr Almfläche als heute, weil die Ernten auf den Talböden bestenfalls ein Viertel von heute einfuhren. Indessen gab es schon damals auf den Almen «koa Sünd'», wohl aber ein zuweilen recht ausgelassenes Leben; so auch auf der Hochfläche des Hochkönigs.

Dort weideten zwischen Almdörfchen auf saftigen Wiesen die schönsten Rinderherden. Dieser Wohlstand verführte die Sennerinnen zu sündhaftem

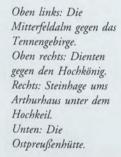
Die Blienteckalm gegen das Hagengebirge.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002











ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002





Links: Hochkönig von der Marbachhöhe.

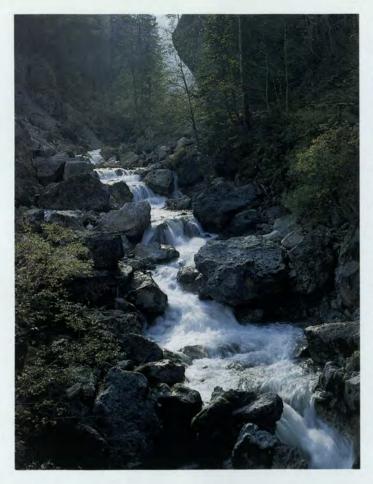
Oben: Glockner- und Venedigergruppe über den Hohen Köpfen. Übermut. Sie badeten in Milch und pflasterten die Wege zwischen den Hütten mit Käselaiben. An Sonntagen zogen sie dem Kirchgang das Vergnügen vor, mit Mühlbacher Bergknappen ausgelassen zu tanzen und Rotwein zu trinken.

Da klopfte einmal ein todmüder Wanderer an eine dieser Almhütten, um einen Schluck Milch und ein Stück Brot zu erbitten – vergeblich, die Sennerinnen verweigerten ihm die Christenpflicht und wiesen ihn schroff von der Schwelle. Solche Hartherzigkeit erboste den lieben Gott derart, daß er einen fürchterlichen Schneesturm schickte, der drei Tage und Nächte wütete und die Almen samt dem liederlichen Almvolk unter einem riesigen Eisfeld begrub. So entstand die «Übergossene Alm», aus der in wilden Sturmnächten immer noch das Wimmern der armen Seelen dieser Sennerinnen dringt.

Das Hochalmkees und die Pasterze sind ebensolche Zeugnisse dafür, wie Gottes Strafe zuschlägt – jedenfalls in der Sage. Allerdings taucht in solchen Sagen die ungeheuer lange Erinnerung von Völkern auf; sie übertrifft das individuelle Gedächtnis bei weitem und wandert von einer Generation zur nächsten. In der Tat bestätigt die Wissenschaft heute das Unglaubliche: Allein in den fast 11.000 Jahren seit der letzen Eiszeit schwankte das Klima derart, daß auf dem Hochkönig zuweilen gar kein Eisfeld lag. Von den schrumpfenden Gletschern freigegebene Baumstrünke lieferten den Beweis dafür, daß zeitweise auf dem Obersulzbachkees unterhalb der Kürsinger Hütte ein Zirbenwald und im Trog der Pasterze Lärchen standen. Für Glaziologen ist deshalb der Gletscherschwund in den Alpen noch kein hinreichender Beweis für eine dramatische Veränderung des Klimas: die Schwankungsbreite der Temperatur entspreche vorläufig noch dem «Üblichen». Als die Menschen noch keine wissenschaftliche Erklärung für rätselhafte Vorgänge in der Natur hatten,

entstanden Gletscher eben als Strafe Gottes. Doch

Gewitter oder Hagelschlag deuteten die Menschen



Oben: Im Blühnbachtal. Unten: Das Lerchnergut am Eingang ins Blühnbachtal.

als Folgen von bösartigem Schadenszauber oder von Hexerei. So wurzelt die Hexenverfolgung in den Alpen auch im dramatischen Klimawandel gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als binnen weniger Jahrzehnte ein allgemeiner Temperaturrückgang die so-



genannte «kleine Eiszeit» auslöste: Die Vegetationsgrenzen sanken um bis zur 300 Höhenmeter, das Wetter wurde «schlechter», die Vegetationszeiten schrumpften und minderten die Erträge.

Mit voller Wucht traf dieser Klimasturz die Existenzgrundlage der Landbevölkerung, die nun von der Obrigkeit Schutz vor Schadenszauber und Wettermacherei forderte. Das deckte sich mit den Vorstellungen der hohen Geistlichkeit, daß Zauberei und Hexerei ein Bündnis mit dem Teufel voraussetzen und daher genau so auszurotten seien wie das Ketzertum. Da beschworen beispielsweise in den Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts zumal in Salzburg Zeugen, sie hätten Hexen dabei beobachtet, wie sie aus Gletschern Eis geschlagen und dieses als Hagel auf die erntereifen Felder im Tal geschüttet hätten. Auf dem Höhepunkt des Hexenwahns in Salzburg zwischen 1675 und 1681 erlangte die Umgebung des Hochkönigs traurigen Ruhm mit der unglaublichen Geschichte des «Zaubererjackl». Dieser ausnehmend pfiffige Mann hatte im Pongau eine Bande streunender Halbwüchsiger um sich geschart, die vorwiegend von Diebstahl lebten und mit verblüffenden Taschenspielertricks erheblichen Anklang bei der mittellosen Bevölkerung fanden. Folglich galt der Jackl nicht nur als «Zauberer», sondern auch als Verführer der Jugend. Auf seinen Kopf wurde eine Prämie ausgesetzt, die man im Lauf von zwei Jahren auf den Wert von hundert Kühen verzwanzigfachte. Vergeblich, der «Zaubererjackl» wurde nie erwischt, wohl aber seine Mutter, die als Hexe auf dem Scheiterhaufen endete. In der Hysterie um den «Zaubererjackl» kamen im Land Salzburg schließlich 198 Personen wegen Schadenszaubers, Wettermachens, Hostienfrevels, Hexentanz-Orgien und Unzucht mit dem Teufel vor Gericht, 133 von ihnen - darunter ein achtjähriger «Zaubererbub» - wurden enthauptet, erdrosselt oder verbrannt, sechs überlebten die grauenvolle Haft und die Folter nicht. Diese Hatz nach Hexen und Zauberern in Salzburg zählte zu den blutigsten in Euro-

Die mit dem Zorn Gottes und hexerischen Teufeleien befrachtete «Übergossene Alm» bricht nach Süden an einer scharfen Felskante ab, dem «Fensterl». Hier beginnt knapp unter dem Gipfel ein ungemein lohnender und in den schrofigen Steilpassagen gesicherter Abstieg durch das riesige Birgkar hinunter zur Landstraße zwischen den ehemaligen Bergbaudörfern Mühlbach und Dienten (sprich «Deanten»). Dieser Kessel ist übrigens bei stabilen Firnverhältnissen ein Gustostückerl an anspruchsvoller Skitour.

Vom «Fensterl» aus streicht der Blick nach Mühlbach über alle Vegetationsstufen in den Alpen: 2000 Höhenmeter tiefer drunten im Tal üppige Wiesen und Getreide, darüber Wald, dann Almwiesen und zuletzt Fels und Eis. Diese 2000 Höhenmeter entsprechen einer 4000 km lange Reise durch alle Vegetationszonen von Salzburg in die Arktis. Denn auf dem Hochkönig entspricht die Temperatur im Jahresmittel jener von Grönland oder Spitzbergen; nur zwei Monate im Jahr hält sie sich konstant über dem Gefrierpunkt.

### Grandiose Landschaft, karges Leben

Die Schau über die Landschaft von Mühlbach erfaßt einprägsam, daß der Lebensraum des Menschen mit zunehmender Höhe langsam zu Ende geht. Die Vegetationsperiode schrumpft, weil die Zahl der Tage mit Schnee und Frost steigt – von etwa zwei bis drei Monaten im Flachland bis auf sieben Monate an der Waldgrenze und an die zehn Monate auf dem Hochkönig. Dementsprechend verkürzt sich die Zeit des Pflanzenwachstums: Eine Vegetationsperiode von 100 Tagen setzt Bäumen das Existenzlimit, also in Höhen zwischen 1700 und 2000 m. Etwas höher hinauf steigt nur noch kleiner Krüppelwuchs.

Der Blick vom «Fensterl» fällt auch auf eine mehr als 500 Jahre alte alpine Kulturlandschaft, die einer der großartigsten ostalpinen Höhenwege vom Arthur-Haus unter den Südabstürzen des Hochkönigmassivs vorbei bis zum Birgkar-Haus erschließt: einen Gürtel von Almen. Dort ducken sich sonnengebräunte Hütten in ausnehmend artenreiche Wiesen, deren Gras nach uraltem Rezept «sogar ein kranker Bauer fressen mag», weil der Anteil von Kräutern an diesen Bergwiesen besonders hoch ist.

Das Bevölkerungswachstum nach den Schrecken der Pest erforderte die Ausdehnung der landwirtschaftlichen Fläche. Man brauchte mehr Anbaufläche für Getreide, daher erschloß die Rodung in höheren Lagen Viehweiden. Noch höher droben klaubten die Menschen aus den Bergwiesen alle Steine und schichteten damit Mauern auf, damit das Vieh nicht auf neue Wiesen streune, auf denen man nun zusätzlich Heu machen konnte.

Auch heute noch weidet Vieh auf den weiten Almböden unterhalb der Mandlwand und der Bratschenköpfe (Bratschen = brüchiges Gestein). Sie sind im Zeitalter der intensiven Landwirtschaft die letzten Zeugnisse einer mehr als 500jährigen extensiven Almwirtschaft.



### Ketzerjagd und andere Katastrophen

Der Mühlbacher Schneeberg, dem Hochkönig südlich als sanfter Grasberg vorgelagert, verstellt leider den Blick vom «Fensterl» nach Schwarzach im engen Salzachtal. Dort bahnte sich eineinhalb Jahrhunderte nach der Hysterie um den «Zaubererjackl» eine andere Tragödie an: die Jagd auf protestantische «Ketzer» in den Salzburger Gebirgstälern. Sie erreichte 1732 ihren Höhepunkt mit der Vertreibung von 22.000 Protestanten - knapp einem Fünftel der fürsterzbischöflichen Untertanen und deshalb ein österreichischer Rekord. 1731 versammelten sich im ehemaligen Schwarzacher Wallnerwirt rund 150 Vertreter von 19.000 evangelischen Pongauern um den berühmten «Salzleckertisch». Sie beschworen, sie wollten der Obrigkeit «in allen leiblichen Sachen gehorsamb sein und nit widerspenstig, ausgenumben, was die Lehr anbelanget, die ist nit unser, sondern Gottes, und Gott sein mir einen größeren Gehorsamb In der Nixriedl-Südwand.

21

20 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002



Am Großen Bratschenkopf; Blick gegen den Hochkönig (das Matrashaus war zu dieser Zeit gerade abgebrannt).

22

schuldig, alß den Menschen». Dann stimmten die 150 Männer nach Art der Schmiedezunft ab: Wer den Zeigefinger erst in ein Salzfaß auf dem Tisch tauchte und dann an die Zunge führte, bekundete sein Ja zum protestantischen «Salzbund». Fürsterzbischof Firmian antwortete, er werde «diese widersässigen Leut von der Wurtzel auß vertilgen». Sie müßten allesamt «emigriren und bey Vermeydung schwärer an Gut und Leben gehenden Straff fürdershin dieses Ertzstift meyden». So wanderten binnen weniger Monate 22.000 Salzburger vorwiegend nach Preußen und sogar in die USA aus.

Dieser humanitären Katastrophe folgte die wirtschaftliche. Buchstäblich über Nacht kamen 1776 Salzburger Bauerngüter, davon allein 1551 im Pongau, auf den Markt. Jahre verstrichen, ehe diese Höfe trotz einer Wertminderung bis auf ein Viertel schließlich an «Einwanderer» unter anderem aus Bayern, armen Tiroler Tälern und der Steiermark gingen. Dabei kam es wie meist in Umbruchszeiten zum sozialen Schub von unten, der nach zeitgenössischen Aufzeichnungen unter anderem «geweste Soldaten, Diener, Holzknechte, Taglöhner, Bierführer, Mesner, Weber und Jäger» auf einem Gütl seßhaft machte.

Im Umfeld von Schwarzach ereigneten sich auch im Zweiten Weltkrieg Tragödien. 5 km die Salzach abwärts war das von den Nazis auf «Markt Pongau» umgetaufte St. Johann von 1941 bis 1945 die nach der Landeshauptstadt an Einwohnern größte Gemeinde des Landes. Dort vegetierten nämlich bis zu 30.000 Kriegsgefangene hinter Stacheldraht unter Aufsicht von rund tausend Soldaten in sechzig stets derart überfüllten Baracken, daß die bedauernswerten Häftlinge zeitweise sogar im Winter mit Zelten vorliebnehmen mußten. Verheerende hygienische Verhältnisse lösten in Verbindung mit chronischer Unterernährung immer wieder Infektionen aus. Ins-

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

gesamt rafften diese - selbst nach amtlichen Feststellungen - katastrophalen Zustände an die 4000 Menschen dahin.

An der Südflanke des Mühlbacher Schneebergs steht hoch über Schwarzach das mittelalterliche Schloß Schernberg. Kardinal Schwarzenberg hatte es den Barmherzigen Schwestern gekauft, damit sie körperlich und geistig behinderte Menschen betreuen. Am Tag des Angriffs auf Polen, dem 1. September 1939, ordnete Hitler die Vernichtung des «lebensunwerten Lebens» von psychisch Kranken durch Auspuffgase oder Giftspritzen an. Die annähernd 120.000 Opfer dieser «Euthanasie» wurden in ein paar Zentren gesammelt, darunter im oberösterreichischen Schloß Hartheim. In Salzburg brachten weder Ärzte noch sonst jemand den Mund auf, als die Mörder nach den 260 Pfleglingen in der Landesheilanstalt Salzburg/Lehen und in Schernberg griffen - ausgenommen die unerschrockene Ordensoberin Anna Bertha Königsegg. Weil sie beim Gauleiter und beim deutschen Innenminister heftig protestierte, saß sie zweimal in Gestapo-Haft und wurde schließlich wegen «Sabotage amtlicher Befehle», Unruhestiftung und Aufwiegelung aus dem Gau Salzburg vertrieben. Im Winter 1942/43, als Hitlers Armeen in Stalingrad und El Alamein die kriegsentscheidenden Niederlagen hinnehmen mußten, fand in den bewaldeten Bergen zwischen Salzachtal und Hochkönig ein regelrechter Partisanenkrieg statt. Acht dürftig bewaffnete Deserteure aus dem Pongau verbargen sich in den Wäldern und Stadeln, unternahmen zahlreiche Einbrüche und Diebstähle und bekamen von etlichen Bauern auch Lebensmittel. Die Gendarmerie war bei der Jagd nach diesen Männern heillos überfordert. Um die Sympathisanten dieser Deserteure auszuforschen, schleuste die Gestapo Spitzel in die Gegend ein - vergeblich. Daher durchkämmten im Juni 1944 rund 1000 Mann Waffen-SS das

Sonnenaufgang am Hochkönig über dem Großen Bratschenkopf.



ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Bergland zwischen Salzach und Hochkönig. Beim Böndlsee nördlich von Lend hatte die Treibjagd am 2. Juli 1944 Erfolg. Sieben der acht Deserteure wurden gefaßt, drei von ihnen an Ort und Stelle erschossen, die anderen überlebten das KZ Mauthausen nicht.

### Wasserkraft und Jagdreviere

Von Schwarzach bis zum Straßenknoten Kreuzbergmaut bei Bischofshofen schlägt die Salzach einen Viertelkreis um den Hochkönig. Hier entstand auf nur 18 km Distanz bei 65 m Gefälle eine lange heftig umstrittene Kette von sieben Kraftwerken, die aus der ebenso sauberen wie unerschöpflichen Energie des Wassers jährlich im Schnitt 992 Millionen kWh Strom gewinnen und damit fast ein Drittel des Salzburger Strombedarfs decken. Diese Kraftwerkskette wäre nicht der Erwähnung wert, wenn sie nicht Musterbeispiele für zwei bemerkenswerte Fakten abgäbe.

Der Bedarf an Strom wächst in Österreich im langjährigen Durchschnitt um rund 3 %. Völlig unterschätzte Stromverbraucher von gewaltigem Zuwachs sind die Handys. Das Aufladen ihrer Batterien frißt annähernd 150 Millionen kWh oder die Jahresproduktion von zwei Salzachkraftwerken.

Ein Argument gegen diese Kraftwerke lautete einst, daß damit unverdorbene Natur zerstört werde. Offensichtlich ist längst dem Vergessen anheimgefallen, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahezu alle österreichischen Flüsse reguliert wurden, damit das Hochwasser endlich eingedämmt würde und schneller abfließen könnte. So wurden die sieben Salzachkraftwerke in einen längst kanalisierten Fluß gesetzt und hier wie anderswo keine natürlichen Urlandschaften zerstört. Die Eingriffe in die Flußläufe seit eineinhalb Jahrhunderten haben natürlich das Geschiebe und die Lebensbedingungen für Tiere und Pflanzen erheblich beeinflußt und verändert.

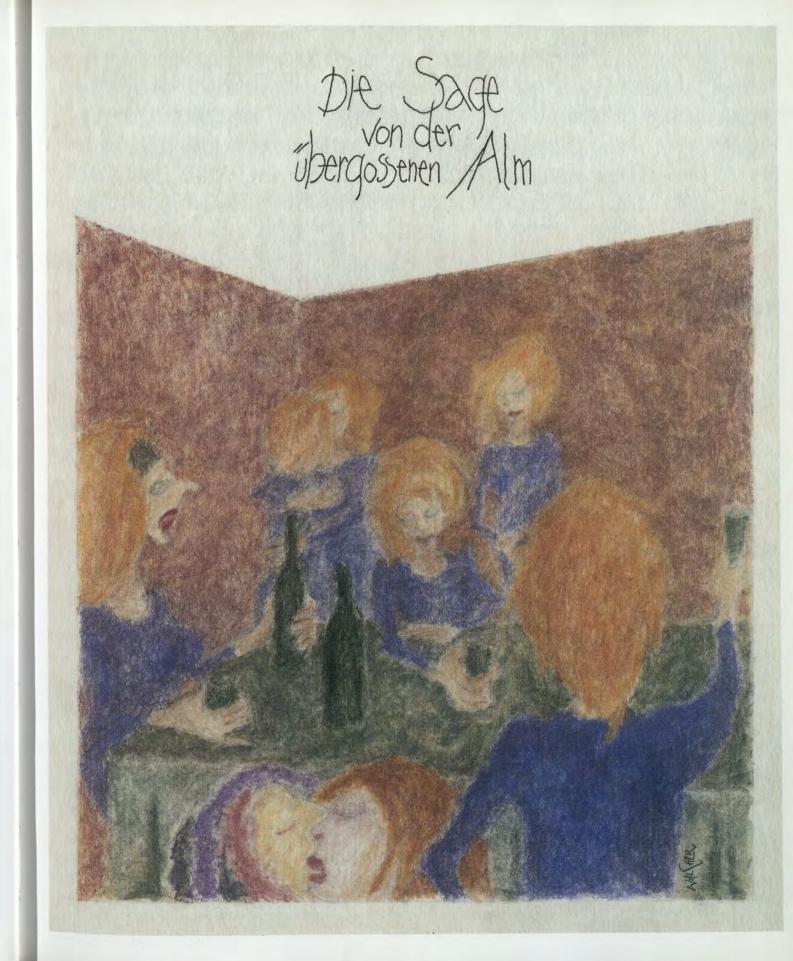
Wenige Kilometer unterhalb dieser Kraftwerkskette zwängt sich die Salzach an jenem jähen Sperriegel vorbei, aus dem die Festung Hohenwerfen wächst. In ihrem Schatten beginnt der längste Anstieg auf den Hochkönig über die Ostpreußenhütte und die «Übergossene Alm». Bis heute folgt dieser Route auch eine konditionell sehr anspruchsvolle Skitour. Gut ein Drittel davon verläuft am Südrand des Blühnbachtales, das seine Einsamkeit den Salzburger Erzbischöfen verdankt. Diese geistlichen Landesherren errichteten in dem 10 km langen Tal ein Jagd-

schloß, um dem Wild nachzustellen. Und dabei entspann sich ein sonderbarer «Krieg» mit der unabhängigen Fürstpropstei Berchtesgaden. Die Salzburger schichteten nämlich im Steilgelände an der Grenze oberhalb des Blühnbacher Talgrundes Mauern auf, über die das Berchtesgadener Wild zwar nach Salzburg herunterspringen, doch nicht wieder zurück nach Berchtesgadene konnte. Als Rache dafür bauten die Berchtesgadener im letzten Steilstück der Saugasse auf dem Weg von St. Bartholomä zum Funtensee auch so eine Mauer, um den Salzburgen etliches Wild vom Steinernen Meer abzujagen.

Nach den Erzbischöfen war das gewaltige Jagdrevier des Blühnbachtales nur für betuchte Herrschaften erschwinglich, die natürlich wenig Interesse an Wanderern haben. Daher ist das Sträßehen durch das Tal für jeden Verkehr gesperrt. Nur konditionell topfite Marschierer schaffen daher die halbe Umrundung des Hochkönigs vom Norden her - hinauf in die Torscharte, die den Hochkönig vom Steinernen Meer trennt. Durch diese breite Scharte verläuft eine 220-KV-Leitung von Kaprun über das Hagengebirge nach Golling. Ein Blick entlang dieser Leitung rät eher davon ab, sich an die latschenbewachsene Hochfläche des einsamen Hagengebirges zu wagen: Die Distanzen sind beträchtlich, die Anstiege hoch, die Wege quer durch dieses Plateau schlecht, nicht markiert und endlos, die Orientierung schwierig und Quellen spärlich.

Die 220-KV-Leitung durch die Torscharte und über das Hagengebirge hält sich ungefähr an die Route, die ein verrückter Plan von 1928 einschlagen wollte. Um in den Raum Golling-Hallein industrielle Ansiedler zu locken, gedachte man die Saalach auf ihrem Weg vom Pinzgau und durch das Deutsche Eck nach Salzburg in Saalfelden massiv anzuzapfen. Ihr Wasser sollte in einem 26 km langen Tunnel unter Hochkönig und Hagengebirge hindurch der Salzach zugeleitet werden. Dieser Plan landete allerdings sehr schnell auf jenem Friedhof, auf dem die unbezahlbaren Luftschlösser ruhen.

Auf der Torscharte besteht ungewöhnlicher Anlaß zur Freude. Die 220-KV-Leitung wird nämlich demnächst abgebaut und zusammen mit einer bestehenden 220-KV-Leitung durch das Salzachtal auf die Transportleistung von 380-KV gesteigert. Allerdings sollte diese Freude weder Vorsicht noch Umsicht mindern, wenn man von der Torscharte aus auf dem Mooshammer-Steig durch die Nordflanke des Hochseilers ansteigt, den massigen westlichen Eckpfeiler des Hochkönigstocks.



Weithin sichtbar erhebt sich über er Leit zu allerhand Schandtaten. dem Salzburger Land der machtige Die Glocken, die am Hals Ihrer Kühe Gebirgsstock des Hochkönigs, gekrön hingen, mußten von reinem Silber s t von einem ausgedehnten Gletsche ein, clamit sie heller Klangen und t rund Tirnfeld, der übergossenen Alm ür die Hörner der Stiere ging esu Mit diesem Namen hat es nun folgend nier gediegenem Gold nichtab, da

e Dewandinis: Do rt, wo sich heute das evige Lisce hnt, lagen einst m itten im freundliche n Waldesgrün sat tige Wiesen und M aften, auf denen da 5 Gras Kniehoch W uchs und Rinderh enden friedlich we ideten. In den helle n, geräumigen Al mhutten war eine S char Irongemuter S ennerinnen Täglich am Werk, die Milc

h zu verarbeiten. So groß war der u angen mit diesen ganze Nachte lang. naushörlich strömende Segen, daß in Wie fromm sie auch früher Gewesen an Kase und Butter kaum noch weg waren, jetzt dachten sie nicht mehra schallen konnte. Viel Geld floss in 'n Gott oder ihr Jeelenheil und ging die Taschen der Sennerinnen, und den in Trevelhaltem Übermut mit der G

s dann au den W elden in der John e glanzle und tun kelte. She praßten und schmausten n ur vom besten, Tra nken Statt Wasser zerlassene Butter und ließen den be sten Wein tasserw esse aus dem Salz burger Stiftskelter bringen. Luihren rauschenchen Teste n lucten ste lustige Jagerburschen ein und tanzten und 5

as quite Leben machte sie gottlos un ottesgabe um, als ware sie nicht claz d'übermütig und verführte sie mit d u geschaffen, den Menschen Wahrung

und Kraftzu spenden. Die übermülige it harten Worlen davon. "Der Teufel, riefe n Dirnen wollten zarte, feine Gesichter n sie, "soll dir Obdach geben, wir brauc und Arme haben, da badeten sie sich hen keinen ungebetenen Gast." Und weil in der Milch und schützeten diese dann s. der Arme nicht imstande war, rasch q chäfferweise weg. Die Wege zwischend enug wieder weiterzuziehen, gerieten s en Almhütten wurden mit Käselaiben ge ie in 20rn und bedrohten ihn mit Ochl

plastert, die tugen d'azwischen mit tris cher Butter ausge strichen, damit, wie she sagten, der le ufel etwas 20 tress en habe, wenn erz ur. Nacht mit seine n Gesellen aul Bes uch Komme. Die G oldgelbe Butter wa r Ihrien gerade rech t Kuqeln daraus 20 formen und sich im Spiel gegenseitigz u bewerlen, kurz, 5 He wußten nicht me



agen. Nun war abe r das Mass ihrer G beltaten voll und di e Strate lolgite auld em Tups. Kaum hatte Sich der Wanderer entfernt, da walzte sich von den Teufe Ishornern her in d unklem Gewode ei n Unwetter heran. Es blikte, es donn erte, ein grasslicher Sturm erhob sich u nd eine Regen Jul b rach los und bald wirbelten aus dems

hr, was sie vor Übermut tun sollten. S chwarzen Gewölk die ersten Schneefi ogar Klingende Goldstücke warfen ochen auf die zu Tode erschrockenen sie vor das Haus. Als aber einmal ei Almleute herab. Immer clichter schneit n armseliger Wanderer auf die Alm k e es, und in minutenschnelle war altes am, der sich vor Mattigkeit kaum me weiß überzogen. Vergebens suchten s hr fortschleppen konnte und um Jawe ie zu flüchten. Der Schneesturm beg uncl' Obdach bat, da jagten sie ihn m rub sie mit Hüllen und Herden. Und a



uch als der Sturm sich schließlich v die heutigen Trevler ihre schlimmen T erzogen halte, wurde die Alm nimmerm reibhausgase in die Almosphäre blasen, ehr grün, sondern blieb unter Schree sodaß die Luft aus der ganzen Welt und Eis begraben. Und wenn zu immer wärmer wird, so ist doch die A ch der Gletscher inzwischen wieder Im bis zum heutigen Tage nicht wied dünner und Kleiner geworden ist, weil er aus dem ewigen Eis ausgetaucht...

# Klettern am Hochkönig

Geschichten aus einem bewegten alpinistischen Leben -Erschließung und Abenteuer und wie die Zeiten sich ändern. Von Albert Precht

DER BAUERNHOF MEINER Eltern liegt auf einer bergigen Anhöhe nahe Bischofshofen, und sommers wie winters zeigen die umliegenden Berge jenes Panorama, das sich mir von jüngster Kindheit an einprägte. Nach Westen hin schließen sich das Tennengebirge und die einsamen Gipfel des Hagengebirges an, südlich davon bildet schließlich der Hochkönig einen würdigen und gewaltigen Abschluß. Mit verbundenen Augen könnte ich diesen markanten Bergstock zeichnen, die glänzende Firnhochfläche der Übergossenen Alm, eingerahmt von den Felszinnen der Mandlwand, der Torsäule und des Teufelskirchls.

Kaum war ich eingeschult, durfte ich bereits meinem Vater beim Almauftrieb helfen, und dabei boten sich die ersten Gelegenheiten, hineinzuschnuppern in jene inzwischen vertraut gewordenen und dennoch geheimnisvollen Weiten der Berge.

Solange ich zurückdenken kann, war es mein größter Wunsch, diese Schluchten, Felsen und Gipfel näher zu erforschen und kennenzulernen. Vorerst jedoch sollten sie ihre Geheimnisse weiterhin für sich behalten, denn der Vater setzte meinem Wissensdrang ein striktes Berg-Verbot entgegen. So blieb der Hochkönig für mich noch jahrelang ein unnahbarer Bereich, wo in meiner kindlichen Vorstellung auf den Gipfeln Gott und in den Schluchten der Teufel zu Hause waren.

Viel Zeit verstrich, die Lehrjahre gingen vorbei, meine bergsteigerischen Fähigkeiten wuchsen, und allmählich konnte ich mir alle Jugendwünsche in den heimatlichen Bergen und noch viele andere Ziele verwirklichen. Gipfel um Gipfel, Route um Route reihten sich aneinander wie die Steinchen eines großen Mosaiks. Einige Ausschnitte aus diesem Mosaik, die meine Bergheimat, den Hochkönig, betreffen, will ich nun hier versuchen, aus meinen umfangreichen Tourenbuchaufzeichnungen herauszulösen.

Eines der herausragenden Erlebnisse, die einige Sei-

ten im Tourenbuch füllen, war meine Solobegehung der Hochkönig-Südwanddirettissima.

### Du mußt wahnsinnig sein!

Am Tag meiner Rückkehr von einer längeren Reise in die Berge Nord-Norwegens gelang Richard Franzl und Willi Prax diese phantastische Erstbegehung; ich konnte nur mehr zum Erfolg gratulieren. Vorsichtig hatte ich mich bei den etwas älteren erfahrenen Freunden über die Chance einer Alleinbegehung erkundigt. Ich erntete ein mitleidiges Lächeln, es hieß: «Das wäre was für Wahnsinnige.»

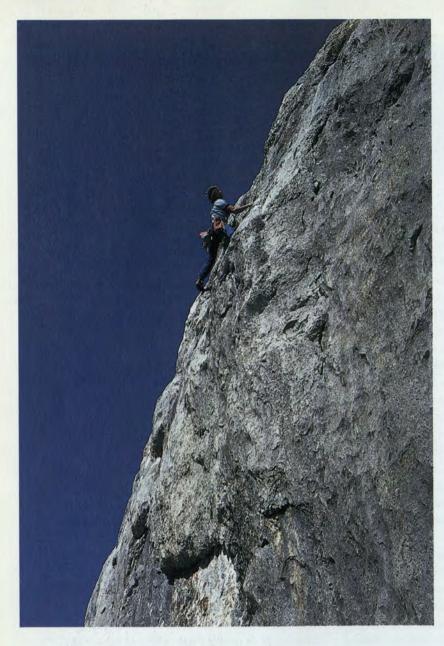
Ein verstecktes Lächeln, einige Worte wie: «Keine Seillänge möchte ich alleine gehen!» - und der Stachel saß. Die als unmöglich hingestellte Utopie wurde Herausforderung und Ansporn, es allen zum Trotz doch zu versuchen.

Wenige Tage später konnte ich meine Freunde besser verstehen. Beeindruckende Ausgesetztheit, unter und über mir gelbliche Überhänge, weit und breit kein Haken. An einem vorstehenden Felszacken sicherte ich mich nach links über eine senkrechte Platte und stemmte eine überhängende Verschneidung empor, eine Kletterei an der Grenze meines Könnens. Etwa dreißig Meter weiter rechts sah ich dann einen Riß mit einigen Schlingen und Hakenösen, für mich im Moment leider unerreichbar.

Die Tatsache, abseits der Route zu sein, begeisterte mich wenig, auch war mir der Weg zurück inzwischen unmöglich geworden. Andererseits war ich nie ein Hosenscheißer gewesen und vermochte aus Notlagen immer Kraft zu schöpfen.

Ohne Panik führte mich der einzig mögliche Weiterweg um eine Kante nach links, dort tat sich überraschend ein System aus Verschneidungen und Rissen auf, das die gelbe Überhangzone durchzog. Der nicht sehr vertrauenswürdige Fels trieb schließlich den Puls doch noch auf anaerobe Werte. Ich hatte furchtbare Angst, mit einigen Kubikmetern Fels aus der Wand zu stürzen.

Eine wasserzerfressene Platte oberhalb der Überhän-



Torsäule, Solo in der Route «Solo».

Rechts: Hochkönig-Südwand, «Gloria Patri», 550 m, VI, 1. Begehung 1985. Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor beziehungsweise aus seinem Archiv. ge erlaubte dann, Gott sei Dank, die Querung zur Originalroute. Einige weitere Überhänge werden in einem tiefen Spalt im wahrsten Sinne des Wortes hintergangen. Erst als riesige Klemmblöcke den Weg verschließen, wird man wieder in die freie Wand hinausgedrängt und von ungemeiner Ausgesetztheit empfangen. Noch einige kritische Wandstellen, die von Wasser überronnen waren, dann legt sich die Wand endlich zurück.

Zu dieser Zeit (1970) waren Topos und Routenbeschreibungen (vor allem in meinem Gebiet) noch nicht an der Tagesordnung, und so gelang mir ungewollt noch ein direkter Ausstieg über die letzten zweihundert Wandmeter. Im Vergleich zum unteren Wandteil war es ein genußvolles Ausklettern, bevor ich nach fast zwölf Stunden am Gipfel stand.

### Im Wandel der Zeiten

Mitte der 60er Jahre faszinierte mich das Klettern an sogenannten Direttissimas, hinweg über Dächer und Überhänge. Der damalige Stil war trotz der Fülle von Haken, Holzkeilen und der «Fiffis» nicht ohne sportlichen Wert. Das schlechte Material und dazu die schwere Ausrüstung ließen so manche Tour zum echten Abenteuer werden. Einige wenige Persönlichkeiten - hier in Mitteleuropa vor allem Reinhold Messner – lenkten um diese Zeit den Alpinismus mit ihrer Ausstrahlung und Überzeugungskraft, die sie durch revolutionäre Touren untermauerten, in eine neue, fairere Bahn. Der Zeitabschnitt, der - wenn man so will - mit Messners großen Unternehmungen in den Dolomiten oder mit seiner Alleinbegehung der Droites-Nordwand eingeleitet worden war, und der mit dem Beginn der Akku-Bohrhammer-Phase endete, war für mein Bergsteigen der ergiebigste. Und auch die reichste Zeit in meinem Leben.

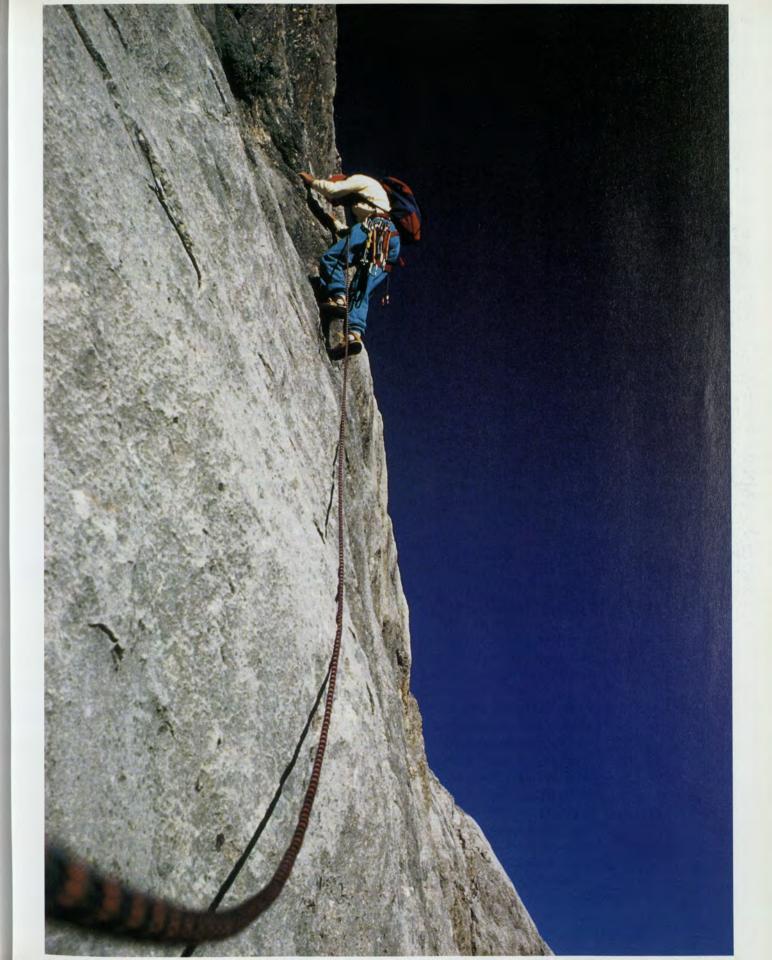
Aus den etwa fünfzig Kilogramm Tourenbuchaufzeichungen will ich mit den folgenden Berichten gerade einige Dekagramm herauswiegen.

Viel an Gewicht hatten von Anfang an Alleingänge. Es ist für mich (obwohl ich mich unter Freunden auch sehr wohl fühle) bis heute die schönste, fairste und am tiefsten gehende Form des Unterwegsseins. Von den damit verbundenen Problemen, Ängsten und Zweifeln erzählt folgende Geschichte aus dem Jahr 1983.

### Don Juan

Wo blieb die Angst, die mich nachts gequält hatte, die Nacht, die so unwirkliche Gedanken aufwirft, die Banalitäten zu unüberwindbar erscheinenden Hürden werden läßt?

Zwischen Verantwortungsgefühlen und Tatendrang rang mein Gewissen. Plötzlich Zweifel über den Sinn des Bergsteigens. Ich finde riesige Freude am Klettern, oder auch nur daran, stundenlang eine Wand anzustarren und eine Route in Gedanken wachsen zu lassen. Warum sollte ich Dinge, die mir Genuß und Freude bereiten, nun auf einmal in Frage stellen? Wer kennt sie nicht, diese Nächte voll innerer Unruhe, sind sie nicht auch Bausteine der Bergsucht? So sehr hatte ich auf Schlechtwetter gehofft, doch das spätherbstliche Schönwetter war hartnäckig und gnadenlos. So siegte der Berg wieder über die Verpflichtungen gegen Familie und Beruf, die ich schon seit Tagen auf die lange Bank schob. Begleitet von Schorsch, Walter und Alois stieg ich am Morgen in Richtung Hochkönig-Südwand auf. Die Durchstei-





Torsäule. Nordwestwand, «Eselsohr» (VII+), 1. Begehung.

32

gung des «Behofenerweges», in dem riesige Überhänge durch einen 120-m-Schacht im Berginneren überlistet werden, war ein genußvolles Erlebnis. Für mich war es jedoch erst der Anfang - ein Aufwärmen - an diesem Tage.

Während meine Freunde über den südlichen Rand des Plateaugletschers zum provisorischen Unterstand des niedergebrannten und damals im Bau befindlichen Matrashauses aufsteigen, um dort auf mich zu warten, klettere ich die Südverschneidung ab. Seit langem schon verzichte ich auf alles Kletterzeug, wenn ich allein unterwegs bin. Mit Ausnahme der Slicks haben meine Freunde die Ausrüstung zum Gipfel mitgenommen. Was für ein Genuß, ohne Ballast über die fast senkrechte Verschneidungswand abzuklettern!

Das nächste Ziel, um wieder Richtung Gipfel zu

starten, war die «Don Juan». Nahezu in Gipfelfallinie führt hier eine Freikletter-Direttissima durch die Wand! Bei trockenen Verhältnissen, so wie sie gerade herrschten, schlechthin die Genußroute Nummer 1 am Hochkönig. Mitten im Sommer, zu meinem Geburtstag war mir zusammen mit Walter Aschauer die Erstbegehung gelungen. Damals rann Wasser über die Wand, heute leuchtete sie staubtrocken in der warmen Herbstsonne. Bald stand ich mitten in den wasserzerfressenen Platten. Jene Platten, die mich letzte Nacht lange nicht schlafen lassen hatten, deren Rätsel sich nachts nicht lösen ließen. Und gerade diese Platten waren es nun, in denen ich vor Freude jauchzen wollte. Ein Gemisch von genußvoller Erregung und tiefem Glück überrieselte mich, entfacht durch den Eindruck der Tiefe und der großen Freiheit.

Kalter Dunst lag in den schattigen Tälern, dagegen war es in den von der Sonne beschienenen Wandflucht regelrecht heiß.

Kurz wandern meine Gedanken zu anderen klassischen Soloerlebnissen. Mehrere Erstbegehungen waren mir in diesen «Ohne-alles-Stil» gelungen. Im Erleben liegt der wahre Reichtum des Menschen, und die Erinnerungen sind der Lohn... so philosophierte ich, während sich Meter für Meter der Gipfelwand in Griffe und Tritte auflöste. Ab und zu schielte ich hinaus zum Gletscherrand, ob sich meine Freunde um mich sorgten und nach mir Ausschau hielten, doch diese Kerle konsumierten offenbar bereits die x-te Flasche Wein, die unser Freund Hermann Hinterhölzl, der Wirt, ihnen kredenzte.

### Parasympathikus

Die zahllosen Erlebnisse der spätherbstlichen Schönwetterperiode jenes Jahres wurden allein durch die langen, kalten Nächte unterbrochen. Raum und Zeit schienen grenzenlos. Nur eine Wetteränderung hätte unserem Tatendrang Einhalt gebieten können. Doch jeder Morgen war schöner und noch klarer als der vergangene und trug uns immer wieder hinein in ein neues Erlebnis. Schnell waren wir dem kalten, nebeligen Tal entflohen und wanderten mit leichtem Gepäck über die sanften Almböden Richtung Wandfuß, erkletterten das flache, ausgetrocknete Bachbett und standen schließlich im warmen Herbstlicht unter der Hochkönig-Südwand.

Jeder Tag dieses nicht enden wollenden Altweibersommers ist ein geschenkter Tag, deshalb ließen wir es gemütlich angehen. Während sich Alois in angemessenem Abstand dem Genuß eines «Smokes» hin-

gab (heute ist auch er überzeugter Nichtraucher!) naschte ich ein paar Süßigkeiten. Alois Grugger, Bankfachmann, ist einer der sanftesten und liebenswertesten Menschen, die ich kenne, und seine vielen positiven Eigenschaften machen es mir leicht, seine Schwächen zu tolerieren, so auch seine im wahrsten Sinne des Wortes zum Himmel stinkende Art, Zigaretten in sich hineinzustopfen.

Unser Anseilplatz, eine Einbuchtung am Fuß der Ostkesselwand, lag noch immer im Schatten. Dem Gefühl nach war es etwa zwei Stunden vor Mittag. Wir knoteten uns ins Seil und eilten den sonnenbeschienenen Felsen über uns entgegen. Eine Verschneidung, während der meisten Zeit des Jahres sicher wasserüberronnen, gewährte uns ein Überangebot bester Griffe und Tritte. Im ausgewaschenen Fels ließen sich mit Klemmkeilen fast nach Bedarf Sicherungen anbringen. Um für Wiederholer die Route zu markieren, schlugen wir dennoch einige Standhaken und versahen Sanduhren mit Reepschnüren. Nach jeder Seillänge wartete ein Wafferl beziehungsweise eine Zigarette - und weiter ging es in der großartigen Felslandschaft, die es zu erforschen galt.

Täglich hatten wir uns eingeredet, daß dies nun die letzte Klettertour der Saison wäre. Solch eine «letzte Tour» war auch einem entsprechenden Ausklang würdig. Unser ausgelassenes Aufwärtssteigen erfüllte uns mit Dank für all die Erlebnisse der vergangenen Wochen. Doch gleichzeitig spürten wir auch ein wenig Wehmut, denn bald mußte diese uns vertraute Felslandschaft endgültig zurückbleiben, während wir ins Tal zurückkehrten, in den Winter. Als Abschluß einer Full-time-Klettersaison erschien uns unsere Neutour fast wie die Ehrenrunde nach einem gewonnenen Rennen. Und die letzte Seillänge bildete schließlich den Höhepunkt und die Krönung einer interessanten, von den Geländegegebenheiten geradezu aufgezwungenen Routenführung. Über Platten und durch die östliche Schlucht stiegen wir ab zum Einstieg. Unser Weg querte den Fuß der Kesselkante, einer alten Bekannten, die ich vor fast zehn Jahren mit Joe Bachler erschlossen hatte.

Einige Haken und sogar Trittschlingen hatten wir damals verwenden müssen.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Während Alois hinunter zum Rucksackdepot ging, stieg ich «free solo» ohne jegliche Ausrüstung noch schnell über die mehr als dreihundert Meter hohe Kante hinauf, kostete das unvergleichliche Gefühl des Freiseins voll aus. Über den gleichen Abstiegsweg wie



Mandlwand, «Par Excellence», VII+, bei der Erstbegehung.

Es war aber wieder nicht die letzte Bergfahrt dieses Jahres, denn schon tags darauf stand ich mit Robert Jölli und Schorsch Wenger wieder am Fuße der Südwand. Einige Föhnfische standen am Himmel, der Schnee schmolz unter den Strahlen der Spätherbstsonne und rann glänzend über die gelbgrauen

drunten sah ich Alois, wie er mit unseren beiden

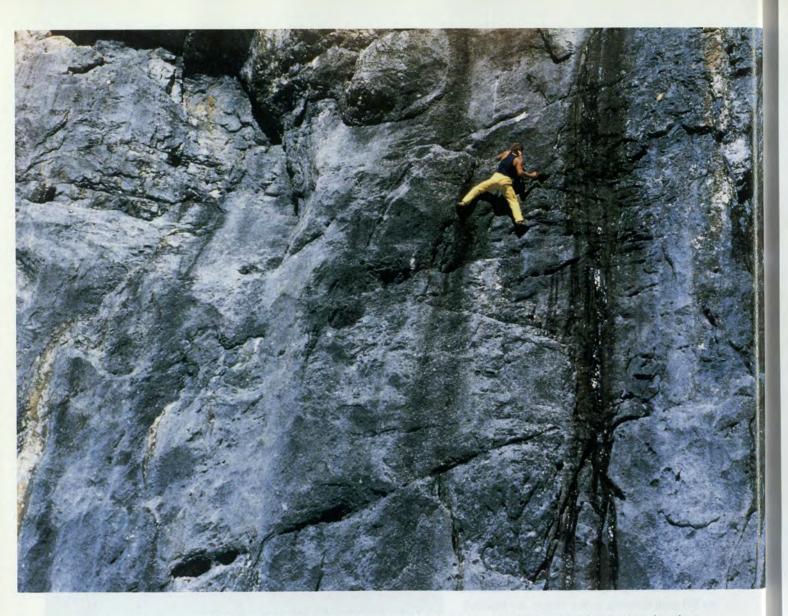
Rucksäcken, vom letzten Sonnenlicht bestrahlt, über

die Schutthalden abwärtsglitt.

Lalidererwand.

Felsen. Eigentlich hatten wir dieses wundervolle Kletterjahr längst abgeschlossen, zufrieden über die vielen gelungenen Touren, die schönen Tage im Blautan-Himalaya, die Supertouren in der Marmolata-Südwand oder die «Charlie Chaplin» in der

Sehr viele Erstbegehungen waren gelungen, einige



Albert Precht bei seinem Solo in der Route «Gloria Patri», für den ORF-Film «Land der Berge» (in 66 Minuten vom Einstieg zum Gipfel) am Heiligkreuzkofel, die anderen in meinen Heimatbergen. Die drei schwierigsten: die Mani-Mauer im zentralen Teil der Hochkönig-Südwand, der «Bumerang» in der Gamsmutterwand und als I-Pünktchen eine weitere Neutour in der Hochkogel-Nordwestwand. «Wunderwelt» nannten wir die Route durch den 800 m hohen Wandabbruch, der sicherlich zu den imposantesten Klettergebieten unserer Alpen gehört.

### Schlaraffenland-Wallfahrt

Unsere vielen Alpenabenteuer hatten uns eine gute Basis gegeben, leicht war unsere Selbstsicherheit nicht mehr zu erschüttern. Über eine gelbe Zone erreichten wir den Überhang. Der Fels war dort derart kletterfreundlich zergliedert, daß ein Haken reichte, danach noch eine sehr kleingriffige Wandstelle, und wir hatten den Beginn einer markanten,

die ganze Wand durchziehenden Verschneidung erreicht. In eleganter Kletterei im wasserzerfressenen Fels spreizten wir in weiter Grätsche empor. Die beiden Freunde teilten sich die Arbeit auf den Standplätzen: Schorsch sicherte, Robert fotografierte. Die Spätherbstsonne tauchte alles in wunderbare warme Farben. Die kompakte, dunkelgraue Platte in der Schlüsselseillänge verlangte weniger akrobatischen Einsatz, sondern mehr geistige, ja moralische Einstellung. Hätte hier nur ein Griffchen oder Trittchen gefehlt, wäre sie nicht mehr kletterbar gewesen. Ab und zu eine Sanduhr, sonst waren Zwischensicherungen eine Rarität.

Zu fortgeschrittener Tageszeit kletterten wir die letzten Plattenseillängen, in noch zunehmendem Genuß empor. Zur Teestunde hatten wir den Rand des Gletscherplateaus erreicht. Ende November sind die Tage kurz, und die Täler lagen schon im dunklen Schatten. Aus den Felsen der um uns liegenden Gipfel spürte man noch das strahlende, warme Licht der schnell untergehenden Sonne.

Eigentlich wollten wir über die Wand zu unserem Depot abseilen, die schnell eintretende Dunkelheit ließ nur mehr die Flucht über den Normalweg zu, vorbei an der Mittenfeldalm. Ein Unternehmen, das mit den engen Kletterschuhen am eisigen und schneeigen Steig zu einer echten Wallfahrt wurde. Erst als ich wieder zu Haus saß, vor mir der gedeckte Tisch, darunter in einer Waschschüssel mit heißem Salzwasser die geschwollenen Füße badend, wurde die angenehme, beruhigende Zufriedenheit deutlich. Wieder einmal wußte ich, daß nicht allein «für ein Stück Natur sich begeistern zu können» es sein konnte, was mich in die Berge treibt: Es ist vor allem die Sucht nach eigener Zufriedenheit.

### Solo in der Torsäule-Südwand

Wetterstürze und Gewitter in den Bergen zählen zu den größten Gefahren, und so stehen Wettervoraussagen und Zeichen an oberster Stelle meiner Tourenplanung. Und doch kann es einem passieren, meistens, weil die Freude am Unterwegssein die Vernunft ausschaltet. Die Eintragung am 13. Juni 1983 in meinem Tourenbuch erzählt von einem ganz besonderen Erlebnis.

«Fernes Donnergrollen war hörbar, doch ließ der dichte Nebel keinerlei genaue Prognose zu. Mir genügte die Wettervorhersage, die gut geklungen hatte. Das Vertrauen in sie und eine unbremsbare Klettergier ließen mich, nach einer Solo-Erstbegehung in der Wetterriffel-Ostwand, noch in die Südwestwand der Torsäule einsteigen.

Knapp zwei Stunden später endete mein Blindflug hoch oben in den steilen Plattenfluchten, als sich das Gewitter mit seiner ganzen Gewalt entlud.

Armselig hing ich in den fast haltlosen Platten, den Naturgewalten preisgegeben, und zählte, um mich abzulenken, die wenigen Sekunden zwischen Blitz und Donner. Geradezu angenehm empfand ich das von der warmen Wand aufgeheizte Regenwasser, das sich in wahren Bächen über mich ergoß. Als plötzlich Blitz und Donner eins waren, stand mir die Gefahr, vom Blitz getroffen zu werden, deutlich vor Augen.

Die Gewißheit, dem Unwetter hilflos ausgeliefert zu sein, bewirkte eine Resignation in mir, die ich bis dahin noch nicht erlebt hatte. Selbst der Gedanke, hier umzukommen, erschien mir in diesen Momenten nicht erschreckend. Natürlich war ich dann

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

heilfroh, als das Inferno endlich nachließ und das Abklettern ermöglichte.

Nachsatz: Bis auf jene Kleinigkeit des Gewitters hatten die Wetterfrösche recht behalten. Tags darauf begann eine lange, gewitterfreie Schönwetterperiode. In jener Zeit füllten sich die Seiten im Tourenbuch rasch, und es gelang auch die endgültige Durchsteigung der Route 'Solo' an der Torsäule-Südwestwand, wieder im Alleingang.»

### e. :h .

«Haschen nach

Wind», die derzeit

schwierigste Kletterei

35

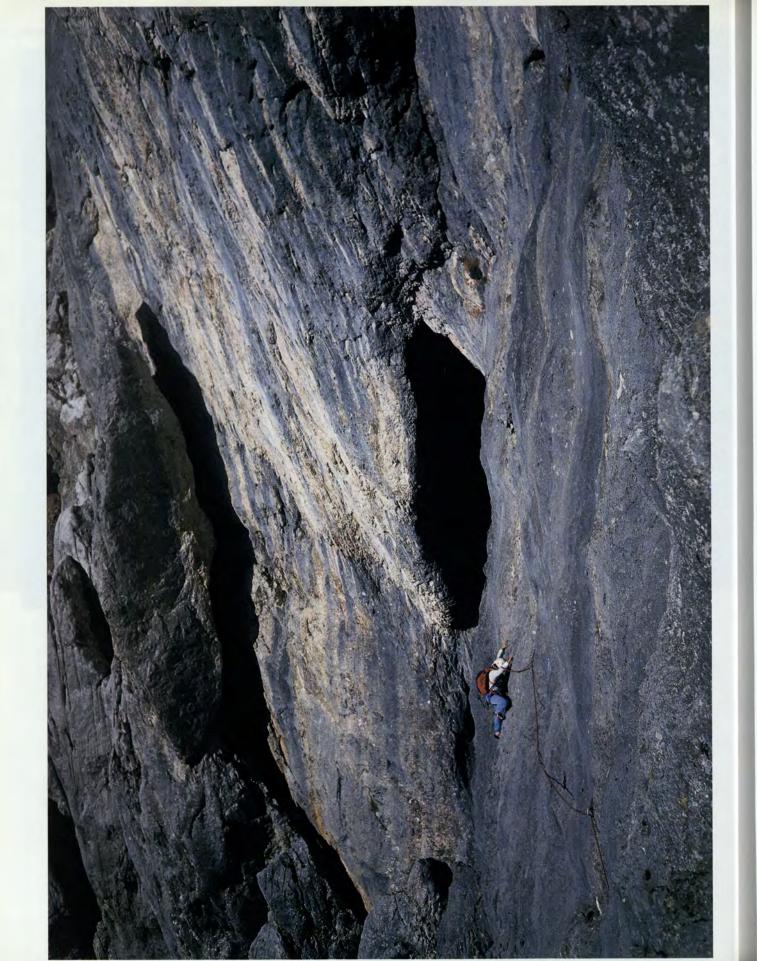
in der Südwand.



Drei Wochen lang hatten wir den wasserzerfressenen Kalk des kroatischen Traum-Klettergebiets Paklenica genossen. Doch nun fieberten wir regelrecht nach einer Schitour im sonnigen Maifirn.

Selbstverständlich wollten wir dabei auch klettern. Als Kombinationsziel für unsere Schi- und Kletter-

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002





wünsche bot sich die Südwand des Nixriedels an. Wir wollten das Schifahren genießen und reduzierten deshalb unser Gepäck auf ein Minimum. Eigentlich hätten wir etwas Leichtes vorgehabt, doch am Wandfuß angelangt, änderten wir kurz entschlossen unser Ziel.

Schon längere Zeit hatte ich mit dem Gedanken einer Neutour westlich der «Direkten Südwand» gespielt. Während sich im oberen Wandteil eine naturgegebene Linienführung geradezu aufdrängte, wirkten die kompakten Platten direkt über dem Einstieg kaum kletterbar. Unsere Neugier war aber zu groß, um der Versuchung zu widerstehen. Schnell waren wir die ersten 30 Meter über die «Direkte» hinaufgestiegen, um dann, linksquerend, mitten im glatten Plattenschuß zu stehen. Ein schlecht sitzender Haken sicherte mich am Beginn der kompakten Platten. Weiter oben konnte ich zwar noch einen weiteren Haken unterbringen, doch das sollte schon alles sein, auf dreißig Meter Distanz. Die halbstündige «Andacht», die ich in den folgenden Metern verbrachte, paßte eigentlich gut zum Datum: Es war der 1. Mai 1984. Ich redete mir ein, daß die Stelle nicht so schwierig sein konnte. Zweifel über mein Kletterkönnen, Mißtrauen gegen die scheinbar steinhart gewordenen Sohlen der Reibungskletterschuhe, das alles steigerte meine Hektik. Irgendwie gelang es schließlich doch, zum oberen Plattenrand hinaufzuschleichen.

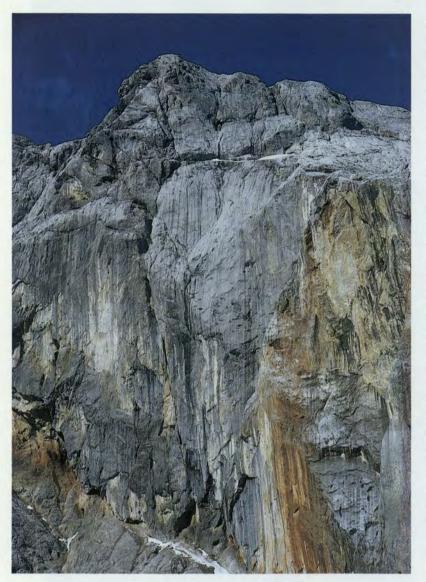
Ein solider Standhaken sicherte Schorsch, meinen Seilgefährten. Auch er, der bullige Metzgermeister, kam gehörig ins Schwitzen. Wir schrieben unsere Schwierigkeiten dem Klimawechsel oder einer Art alpiner Kletterangst zu. Wir wußten damals noch nicht, daß mehrere Seilschaften sich später vergeblich an dieser Seillänge versuchen sollten. Die Wand-Aufnahmeprüfung war somit bestanden, und die folgenden Seillängen, in einer Riß- und Verschneidungsreihe, waren die genußvolle Belohnung für die Mühen der ersten hundert Meter. Die abschließende, wunderschöne Firnabfahrt hinunter zur Mittenfeldalm entlohnte uns zusätzlich dafür, daß wir unsere Kletterei so hoch oben gesucht hatten.

### «Gloria Patri», 24. August 1985

Die «Gloria Patri» ist eine Route, der ich im Tourenbuch viel Platz eingeräumt habe. Hier ein kleiner Aufsatz aus dem Tourenbuch von Alois Grugger, der mich bei der Erstbegehung gemeinsam mit Fred Schweiger begleitete.

Großer Sattelkopf-Südwestwand, «Apokalypse», 200 m, VII+, 1. Begehung A. Precht, E. Rudorfer, 1988.

Links: «Ein bißchen Marmolada» – so heißt diese neue Route in der Wetterwand.



Hochkönig-Südwand: «Gloria Patri».

38

### Kunstwerk der Schöpfung

(Alois Grugger)

Der Name «Gloria Patri», den Albert der Neutour gegeben hat, wundert mich eigentlich nicht. Daß diese Kletterei so schön ist, verdanken wir ja eigentlich nur der Schöpfung. Warum also dann nicht den Herrn der Schöpfung loben?

Es ist kalt am Tag der Erstbegehung. In den ersten beiden Seillängen – sie sind identisch mit jenen der «Don Juan» – plätschert noch ein Bächlein den Fels herunter. Wir sind froh, als wir die Passage hinter uns haben. Eine schwierige Querung führt uns nach links, direkt in die Gipfelfallinie.

Albert setzt in dem überhängenden Riß einen Haken, während Fred und ich am Stand plaudern. Plötzlich ein metallenes Ping... Ping... Ping immer weiter und tiefer weg von uns. «Ist der Haken weg?», eine zaghafte Frage von der Sicherungsmannschaft. «Wenn's der Haken wäre...» Albert zeigt uns lachend den abgebrochenen Felshammer. Freds Hammer wird hinaufgehievt – meiner liegt im Kofferraum des Autos, unten im Tal. Wir werden alle Haken stecken lassen müssen. Ein zaghafter Blick auf unsere zehn mageren Exemplare. Nach diesem Zwischenfall klettert Albert zu wunderschönen Wasserrillen. Ausgeprägt und rauh, aber alles andere als leicht.

Ganz schwierig wird es dann noch beim Gipfelaufbau. Zuerst eine anspruchsvolle Platte. Dann führt ein 30-Meter-Quergang nach rechts in leichteres Gelände. Zwei Genußseillängen noch, und wir stehen vor der Eingangstür des Matrashauses. Albert hat uns auf einem Weg durch die Südwand des Hochkönigs geführt, der einmalig ist. Noch nie zuvor bin ich in einer schöneren und eindrucksvolleren Route geklettert. Schöner, aber auch schwieriger als die «Don Juan» oder die «Parasympathikus» am selben Berg.

### In 66 Minuten durch die «Gloria Patri»

Bald darauf gelang gemeinsam mit Werner Sucher eine Begradigung im mittleren Wandbereich. In den Jahren darauf durchstieg ich die Route etwa zehnmal, einmal im Alleingang «ohne alles» für die ORF-Sendung «Land der Berge». Ein Solo-Tempo-Rausch, der mich in 66 Minuten durch die Wand bolzen ließ.

### Die riesige Wetterwand

1986 gelangen mehrere Erstbegehungen in der riesigen Wetterwand, der Südflucht des Großen Bratschenkopfes. Der 100. Geburtstag von Paul Preuß hatte mich zu mehr als zwanzig Solo-Erstbegehungen motiviert. Eine davon war die Route «Freier als Paul Preuß». Ich kletterte den Weg nicht nur ohne Ausrüstung, sondern auch ohne Bekleidung. Es war ein heißer Augusttag, und die Einsamkeit der Wand erlaubte diese Art Freikörperkultur, ohne den Anstand zu verletzen.

Splitternackt fast tausend Meter Neuland bis zum Gipfel – später kletterte ich die «Schmid-Rehm-Route» ab, zurück zum Wandfuß, zu meinem Kleiderdepot.

In Heinz Mariachers «Neue Zeiten» begegnete ich damals zufällig dem Salzburger Bergführer Wolfgang Haupolter. Wir tauschten die Telefonnummern, und es ergab sich eine lange gemeinsame Partnerschaft mit sehr vielen Erstbegehungen. Wolfgang gehörte

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

neben Klaus Hoi und Werner Sucher zu den wenigen, mit denen ich – zumindest bei Neutouren – die Führung wechselte. Wolfgangs Tourenbuch erzählt die folgende Geschichte:

### Au, so rauh

(Wolfgang Haupolter)

Riesig ist die Auswahl an Klettermöglichkeiten rund um meine Heimatstadt Salzburg. Eines meiner Lieblingsgebiete ist der Hochkönig. Weithin bekannt an diesem Berg sind nur einige ältere Anstiege durch die Südwand und wenige Routen in der Mandlwand. Die Felsszenerie, vor allem der Hochkönig-Südwand, ist ungemein beeindruckend; hinzu kommt ein einzigartig fester, wasserzerfressener Kalk, der seinesgleichen sucht. In den letzten Jahren hat hier der unermüdliche Neulandsucher Albert Precht eine Fülle phantastischer Neutouren erschlossen, und viele von ihnen stehen ganz oben in der Liste meiner schönsten Klettereien.

### 17. Oktober 1986

Albert hat mich zum Klettern eingeladen, natürlich wieder zu einer Erstbegehung. Unser Ziel ist der Große Bratschenkopf, der den eigentlichen Hochkönig von der Mandlwand trennt. Wetterwand, so heißt die fast 900 m hohe Bratschenkopf-Südwand, an deren mittlerem, bisher noch unberührtem Wandteil sich Albert eine Linie ausgedacht hat. Die Sonne geht gerade auf, als wir die letzten Nebelschwaden hinter uns lassen und von den Widersbergalmen zur Wetterwand hinaufsteigen. Das sonnige Wetter der vergangenen Wochen hat alle Wässerchen ausgetrocknet, die während des Sommers über die Wand rinnen. Vor lauter Klettereifer übersehen wir natürlich den günstigsten Anseilplatz; egal, mit etwas Vorsicht kommt man auch, auf einem Bein balancierend, in den Gurt und die Kletterschuhe hinein. Allerdings - für eine gemütliche Einstiegsrast reicht das Fleckchen nicht aus. Doch was nun folgt, ist nur mehr purer Genuß! Platten, Risse, Verschneidungen: eine abwechslungsreiche Kletterei in außergewöhnlich rauhem Gestein. «Au, so rauh» wird heute zu einem geflügelten Satz; jeder unachtsam festgehaltene Griff tut in den Fingern weh. Und nach dem breiten Band in Wandmitte werden wir nochmals positiv überrascht, der obere Wandteil übertrifft sämtliche Erwartungen mit schönen und interessanten Kletterstellen. «Au, so rauh» höre ich Albert wieder, als er die letzten Meter auf die flache Gipfelabdachung hinausklettert. Wir sind uns einig, daß dieser heute so oft benutzte Ausspruch der passende Name für die Erstbegehung ist.

Am Gipfel treffen wir zwei Freunde; sie hatten den Hochkönig über den Normalweg bestiegen und für jeden von uns einen kleinen Rucksack mitgebracht. Doch darin befindet sich keine Kletterausrüstung und auch keine Brotzeit, sondern Gleitfallschirme. Vor einem Monat hatten Albert und ich mit diesem ganz neuen Sport begonnen, und heute wollten wir unseren ersten großen Flug absolvieren.

Leider hat sich unterdessen der Himmel etwas bedeckt, doch der Wind weht nach wie vor günstig. Schnell haben wir unsere «fliegenden Teppiche» ausgebreitet, die Leinen entwirrt und den Gurt angeschnallt; dem Start steht nichts mehr im Wege.



Mit neidischen Blicken verabschieden sich die Freunde, denn sie müssen nun nochmals zwei Stunden zu Fuß absteigen.

Ein kräftiger Ruck an den Leinen, die Schirme richten sich hinter uns auf, stehen senkrecht über uns, nur noch einige Schritte über den steilen Gipfelhang hinunter, und schon schweben wir sanft hinaus in die Leere.

Unter uns bricht die Wand in eine atemberaubende Tiefe ab. Eigentlich sollte man als Kletterer solche Tiefblicke ja gewohnt sein; dennoch habe ich ein recht flaues Gefühl im Magen, das sich aber sehr bald löst. Es ist einfach phantastisch: unsere bunten Schirme, der inzwischen düstere Himmel, am Horizont die bereits herbstlich verschneiten Gipfel der Hohen Tauern. Wieder denke ich an Paul Preuß: So wie er kletterte, mit möglichst wenig technischen Hilfsmit-

Hochkönig-Südwand, «Schlaraffenland».

39

teln, so bewegen wir uns jetzt in der Luft – ein großer Stoffetzen und ein paar Leinen, fertig; Ikarus würde vor Neid erblassen. Nach einem Zehn-Minuten-Flug landen wir gezielt und weich neben unserem Auto. Wir sind begeistert, kein Abstieg mehr – wirklich ein Traum – der älteste Traum der Menschheit: Fliegen! Mit dem Gefühl grenzenloser Zufriedenheit blicken wir noch einmal hinauf zur riesigen Wetterwand. Albert erklärt mir den Verlauf von drei anderen Routen, die er vor kurzem dort droben erschlossen hat. Und noch weiß ich nicht, daß ich auch morgen wieder an der Wetterwand klettern werden.

### Am gleichen Berg, zwei Jahre später

Die Wetterwand war über Jahrzehnte Fundgrube für Neuland. Routen wie «Mut kann man nicht kaufen», «Utopie», oder «Spinnetz» und einige andere noch sind von der Sorte «harte Droge». Die Wege fanden bis heute keine Wiederholung, vor allem wegen ihrer Ernsthaftigkeit.

Genug ist eben nie genug, und die Erstbegehungslust sucht nach immer neuen Linien. Und so hielt mich seit längerem eine imaginäre Linie an der südwestlichen Wetterwand gefangen.

### 21. Juli 1988

40

Der Tag hatte ganz wunderbar begonnen. Mit der kleinen Einschränkung vielleicht, daß ich mich vom Nachtdienst nach Hause schleppen mußte. Doch eine Tasse Kaffee und ein Glas Weißwein wirkten wie Doping. Als ich dann über das einfache Felsgelände zum Wandfuß hinaufeilte, war die letzte Nachtschwere aus den Gliedern gewichen.

Eigentlich sollte man sich die Augen verbinden. Jeder Blick hinauf in die haltlosen Plattenfluchten der Riesenwand schwächt das Selbstvertrauen. Nur nicht hinaufschauen! Schon öfter war diese Lösung der Schlüssel gewesen bei einer unmöglich aussehenden Neutour. Auch ohne hinaufzuschauen, ahne ich, was mich dort oben erwartet. Und immer wieder stellt sich die gleiche Frage: Gibt es nicht viel wichtigere Aufgaben? Und die Gedanken wandern zu meiner Familie - ein endloser Zwiespalt: Bin ich am Berg, dann sind meine Gedanken daheim, und mich plagt das schlechte Gewissen, nicht bei Frau und Kind zu sein. Bin ich jedoch zu Hause, dann sind meine Gedanken oben am Berg, und ich bin unausstehlich. Doch dann nagen andere Zweifel an mir: Links oben, dort lockte die «Gloria Patri», deren Klettergenuß mir ohne größeres Risiko sicher gewesen wäre. Denn mein heutiges Erstbegehungsvorhaben ist eine ernstere Sache. Irgendwie sollte meine heutige Neutour im «Solo-ohne-alles-Stil» auch eine Demonstration, ja ein Protest sein: gegen die Bohrhakenerschließung, die zur Zeit immer mehr um sich greift. Ich kann und will mich einfach nicht damit abfinden, daß man den Bergen mit Bohrhaken zu Leibe rückt, daß Routen sogar von oben eingebohrt werden. Sollte das Erschließen von Neutouren nicht auch Abenteuer sein? Und als solches, zumindest im alpinen Raum, erhalten werden, so daß noch mehrere Generationen davon profitieren können? Der Mensch ist nur Verwalter, nicht Besitzer der Erde. Am Einstieg war das Gestein sehr brüchig. Volle Konzentration war erforderlich, und es blieb keine Zeit mehr, über Sinn oder Unsinn nachzudenken. Plötzlich war alles ganz einfach, sämtliche Probleme beschränkten sich auf die nächsten Klettermeter. Mein Ausweichziel, die «Gloria Patri» war vergessen, und der Weg zu Frau und Kind würde - nun war ich fest entschlossen - nur über diesen Berg führen. Mit meiner Tagesverfassung konnte ich zufrieden sein, die Sohlen der Reibungsschuhe klebten anscheinend überall, und die Griff- und Trittkombinationen gelangen auf Anhieb. Tempo bestimmte den Kletterablauf, eine Kletterei zum Ausflippen! Lautes Rufen riß mich aus meiner Trance. Irgend jemand plärrte von drunten aus dem Kar meinen Namen. Es waren zwei Freunde, die später in die «Gloria Patri» einstie-

Der wirkliche Ernst des Lebens begann schließlich am Fuß einer Wasserrille. Ausgerechnet an ihrer steilsten Stelle verliert sie sich in den Platten, um weiter oben erneut deutlich ausgeprägt nach 100 m auf einem Band auszulaufen. Jedesmal, wenn ich durch das Birgkar abstieg, hing mein Blick dort oben an diesen Wasserrillen. Und nun stand ich direkt darunter, und das Herz hämmerte hinauf bis in den Hals.

Einige Dutzend Erstbegehungen waren mir in den letzten Jahren in diesem Stil gelungen. Die Taktik dabei heißt: die nächstliegenden Meter richtig einschätzen, ob sie tatsächlich innerhalb des eigenen Leistungsbereiches liegen. Für den Fall eines Rückzuges ist es dabei höchst wichtig, sich die Kletterstellen gut einzuprägen, die entsprechende Sicherheit beim Abklettern natürlich vorausgesetzt. Und bisher war ich immer konsequent gewesen und zog den Schwanz ein, wenn es mir zu schwer erschien. Die Genußkletterei am Beginn der Wasserrille war es wohl gewesen, die mich verführt hatte. Eine kurze

dynamische Kletterbewegung, und es war zu spät. Der einzige Weg führte nun nach oben, hinein in eine für mich neue Dimension.

### Auf Messers Schneide

Das Herz pochte, Gedankenfetzen, die vielleicht irgendwann einmal ihre Fortsetzung finden werden, jagten durchs Gehirn. Leben und Tod gehen Hand in Hand – ich möchte allerdings nicht falsch verstanden werden. Nichts soll heroisiert werden; das Abenteuer selbst war schon heroisch genug. Zum Nachdenken blieb mir in diesem Moment keine Zeit. Meine Sinne waren ausschließlich den Wenigkeiten gewidmet, die mir blieben, und dem Horizont aus wenigen schwierigen Klettermetern. Erst später, nach einiger zeitlicher Distanz, nagt an mir das Problem des Verantwortungsbewußtseins. Immer wieder die Frage: Darf ich das überhaupt?

Jedenfalls war es gelungen, zumindest dieses eine Mal, weil ich in solchen Situationen eine eiskalte Moral entwickeln kann, ja sogar irgendwie mit dem Leben abschließe. Endlich hielt ich die wiederbeginnende Wasserrille in der Hand. Nach wenigen Piazzügen war ich dem «Nichts» entronnen und hatte allen Grund, dem lieben Gott zu danken.

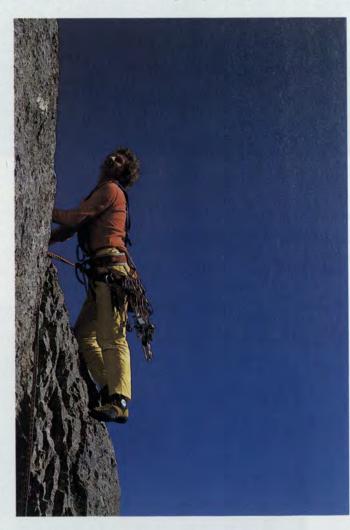
Sentimentalität befiel mich, und ich mußte an meinen kleinen Sohn denken. Würde er später auch einmal so verrückt klettern? Würde ich ihn einmal so verhaftet in diesem «Nichts» wissen müssen, ich hätte wahnsinnige Angst und Sorge! Was nützt das ganze Sinnieren? Hätte ich die Wahl, so wäre es mir lieber, mein Sohn würde nicht in die Fußstapfen des Vaters treten. Vielleicht bin ich einmal über jeden Bohrhaken, der sein Leben schützt, froh? Wer weiß. Dennoch bin ich davon überzeugt, daß der junge Alpinist von morgen wieder eine ernstere Beziehung zur Natur haben wird. Denn eines ist klar: Mit jedem technischen Ausrüstungsgegenstand verringert man den Erlebniswert eines Unternehmens.

Und deshalb begeistert mich der «Solo-ohne-alles-Stil». Nach dem eben Erlebten war ich von meiner Philosophie nicht sehr überzeugt, doch der Weiterweg lud bald zur Versöhnung ein, phantastischer Fels und Genuß in einer Riesenwand. Die Schwierigkeiten hielten sich nun in Grenzen, und die Freude an der Kletterei ließ mich im Laufschritt durch den oberen Wandteil bolzen. Ganz allmählich wich auch die Spannung von mir, und schon am Gipfel waren viele Augenblicke nur mehr Erinnerungen.

Um mich herum breitete sich das Panorama des

Alpenhauptkamms aus, unzählige Bergspitzen, steile Flanken und Grate, Erinnerungen... darunter Täler, vom Dunst verschleiert, die vielen normalen Menschen. Normal? Was, wer ist eigentlich normaler: Jene, die vor lauter Langeweile schon Jahre vor ihrem Tod gestorben sind, zerschlagen von ihrer eigenen Mäßigkeit? Oder die, die mit dem Leben so maßlos spielen? Irgendwie hat Thomas Bernhard recht gehabt, und ich komme nicht umhin, mit seinem Gedanken zu sympathisieren, wenn man sich diese Gesellschaft von Umweltvernichtern und «Jasagern ohne Zorn» vor Augen hält. Dann bin ich davon überzeugt, daß mein Solo-Unsinn kaum verantwortungsloser ist als die Einstellung derjenigen, die Atomkraftwerke und militärische Aufrüstung befürworten oder ihnen zumindest gleichgültig gegen-

Albert Precht in «Schlaraffenland».



überstehen und damit nichtsdenkend diese Umweltverbrechen mittragen.

Aber zahle ich mit dem Risiko nicht einen perversen Preis dafür, nicht so kaputt sein zu wollen wie das



Der Weg zur schönen Wand.

Gros unserer Gesellschaft? Ginge es nur um diese Probleme, wäre meine Bergsteigerei armselig, in Wahrheit sind es doch Freude und andere Dinge (bis hin zur Sucht), die mich zum Klettern ziehen.

Meine Müsliriegel verfüttere ich an die Bergdohlen. Ich wollte ja noch beim Matrashaus vorbeischauen, und Hermann, der Wirt, verwöhnt mich immer mit bestem Essen und Trinken. Außerdem war dort mein «fliegender Teppich» deponiert, der mich direkt hinunter ins Tal, vor das Auto tragen sollte. Ich wußte, daß ein Start vom Gipfel des Hochkönigs bei Südströmung problematisch sein kann. Heute allerdings war mir schon so vieles gelungen, daß ein simpler Gleitschirmflug mich wohl kaum mehr vor Probleme stellen würde. Das dachte ich...

Der Wind drehte in allen Richtungen, erst beim dritten Versuch hob ich ab. Aber nur einige Meter, dann drückte mir eine Windbö die linke Schirmseite zusammen. In Sekundenbruchteilen schmierte ich in Richtung Südwand ab, und knapp vor dem Steilabbruch krachte ich in die Felsen. Dieser dramatische Tag sollte also doch mit einem Flug enden; es war der Helikopterflug hinunter ins Krankenhaus.

«Schon wieder so ein Gleitschirmtrottel! Und wir

sollen dann Wunder wirken und diese Affen wieder zusammenflicken...», hörte ich noch durch die halboffene Tür einen Arzt...

### Nicht weinen über Vergangenes...

Die Jahre vergingen, tolle Neutouren, allein oder mit Freunden, gelangen: in der Hochkönig-Südwand das «Schwert der Ahnen» mit meinem langjährigen Wegbegleiter und Freund Hans Neumayer; das «Jännerloch» zur selbigen Winterszeit mit Wolfi; mehrere Neutouren an der Torsäule mit Robert Jölli, Alois Grugger, und besonders viel war ich mit Sigi Brachmayer unterwegs. Zusammen kletterten wir viele neue Routen an der Mandlwand, unser beider Lieblingsgebiet am Hochkönigstock.

Zur selben Zeit, in der Sigi und mir in zwei Tagen die sogenannte «Orgelpfeife» an der nordöstlichen Seite der Mandlwand glückte, wuchsen die ersten Bohrhakenrouten in den Wänden der Torsäule und am Flachfeld. Erstklassige Kletterei, ohne Frage, aber ein riesiger Schock für mich.

Als eine Art Lebensaufgabe hatte ich es gesehen, eine bohrhakenfreie Oase über die technologische Zeitperiode zu retten. Es wäre schön gewesen, die sanfte Erschließung mit gleichen Mitteln sich entwickeln zu lassen.

In Windeseile schwappte der neue Zeitgeist über den traditionellen Alpinismus. Für mich bedeutete dies eine Zeit der Wehmut, der schlaflosen Nächte und auch des Nicht-Verstanden-Werdens.

Die Berge hatten für mich nicht mehr jene Anziehungskraft, der ich jahrzehntelang alles untergeordnet hatte. Außerdem war ich tief enttäuscht über die ausbleibende Solidarität langjähriger Weggefährten und zuletzt «fahnenflüchtiger» Freunde.

Wie war das doch beim armen Fischer, der in Ernest Hemingways Erzählung «Der alte Mann und das Meer» auf das Glück seines Lebens wartet? Eines Tages scheint sich sein Traum zu verwirklichen. Ein großer Fisch hat angebissen. Die Zukunft scheint gesichert. Während der Fisch mit aller Kraft um seine Freiheit kämpft, fährt das Boot dem Hafen zu, als plötzlich aus der Tiefe des Meeres Haie auftauchen und über die Beute herfallen. Mit aller Kraft wehrt sich der alte Fischer, doch die Haie fressen den Riesenfang bis auf die Knochen ab. Als er gegen Morgen den Hafen erreicht, hat er nichts als ein großes Skelett an der Leine: seine begrabene Hoffnung.

### Sport zu Lasten des Abenteuers

Innerhalb kurzer Zeit geriet das Klettern von der abenteuerlichen in die sportliche Denkweise. Es gibt heutzutage nur noch wenige «echte» Alpinisten, dafür jedoch eine Anzahl von mit Bohrhämmern bewaffneten Chaoten, die alles so schnell wie möglich und möglichst ohne Risiko niederbohren. Eine Horde von «Goldgräbern», die raffsüchtig über die letzten weißen Flecken herfällt.

Vielleicht sehen viele Kletterer quadratmeterweise zerbohrte Wände als «Normalkost» an. Es scheint, als würde vielen das Gefühl für ein Bergabenteuer, so wie ein Alpinist es als normal empfindet, abhanden gekommen sein. Möglich, daß mit Bohrhaken gespickte Wände ein risikofreies Klettern zulassen. Doch wie lange kann so etwas Spaß machen?

Die Apokalypse im Alpinismus nimmt ihren Fortgang. Heute werden die nahe gelegenen, sonnseitigen Wände zu Tode erschlossen, morgen die abgelegeneren Nordwände. Und übermorgen hat das Klettern seinen Reiz verloren. Und dann haben die Wände ausgedient, währenddessen die Kinder ihrer Spielwiese längst den Rücken kehrten. Diese Art von Apokalypse wird zwar nicht Luft und Wasser vergiften, jedoch manchen Menschen ihre Illusionen und Träume rauben.

### Geschichtslosigkeit hat Folgen

Die schnellebige Zeit und die Einstellung «Alles – und das möglichst rasch» führt zu einer beschämenden Geschichtslosigkeit. Man nimmt sich nicht mehr die Zeit dazu (oder hat man nicht mehr den Mut?), bestehende Routen zu klettern, um Freiräume für Neutouren auszukundschaften. Stattdessen wird einfach irgendwo hinaufgebohrt; klassische Routen werden überbohrt und manchmal skrupellos zerstört.

Viele «Neulandsucher» fallen wie Parasiten über

Blicke talwärts: vom Mitterberg zum Hochkeil.



bestehende alpine Routen her. Einige Meter links, dann rechts davon – und wenn die Fläche enger wird, dann klettern sie hemmungslos an der bereits realisierten Route. Die in ihr steckenden Normalhaken lassen sich ohnehin mit einigen Hammerschlägen entfernen. Die Topos weisen dann eine tolle Erstbegehung aus, doch über den so zerstörten Anstieg fällt kein Wort. Wenn Bohrhaken markieren, wo's lang geht, klettert die alte Linie sowieso niemand mehr.

### Sanieren schützt vor Zerstörung

Wie können alpine Routen vor derartigen «Überfällen» geschützt werden? Nach heutiger Erfahrung wage ich die Behauptung: Die einzig wirksame Maßnahme für die Erhaltung der Routen ist ihre Sanierung. Sanierte Anstiege sind offensichtlicher, werden dadurch häufig begangen, und ihr Ignorieren oder Zerstören würde wesentlich umständlicher sein.

### Von Saulus zu Paulus oder umgekehrt

Obwohl ich lange Zeit gegen jede Art von Bolts eingetreten war, erlaube ich mir jetzt, meine Erstbegehungen – falls wirklich notwendig! – mittels Klebehaken zu sanieren. Die Erstbegehungen selber aber führe ich nach wie vor im traditionellen Stil durch. Später ersetze ich unsichere Normal- durch Klebehaken. Wenn diese Vorgehensweise auch nicht das Ideal für den Alpinismus sein mag, so ist sie für mich ein Kompromiß, mit dem ich leben kann. Zum Umdenken bewogen haben mich vor allem einige Seilschafts-Abstürze, die sich in meinen heimatlichen Bergen ereigneten.

Es gibt mittlerweile im Tennengebirge und am Hochkönigstock etwa sechzig sanierte Kletterrouten im Schwierigkeitsbereich III bis VIII. Tatsache ist: Während der vergangenen Saison passierte kein einziger Kletterunfall.

### Die heutige Sportkletterszene

Die Technologie ist zur Krücke für das Klettern geworden. Auch wenn manche Leistungen außerordentlich und sportlich großartig dastehen, schließen solche Krücken doch in den meisten Fällen die Lücken zwischen dem, was gewollt, und dem, was nicht gekonnt wird.

Wer besitzt noch den Mut, allein und ohne Sicherheitsausrüstung eine unbekannte Alpinroute im Aufund im Abstieg zu begehen? Seien wir ehrlich: Heutzutage gelingen die meisten Freiklettereien nur zwischen den Bohrhakenabständen.

Aus unserer zunehmend verwöhnten, an moralischer Immunschwäche erkrankten und weitgehend in Wohlstand eingebetteten Gesellschaft wachsen – ganz wenige Ausnahmen bestätigen die Regel – keine echten Abenteurer mehr heraus. Die Menschen sind, was die Qualität des Abenteuers angeht, anspruchslos geworden. Sicherheitsbedürfnis und Vernunftdenken heben es auf. Hilfsmittel wie etwa der Akku-Bohrhammer werden zur Notwendigkeit, man scheut davor zurück, sich auf Gefahren einzulassen und alle Intelligenz und Kraft dafür einzusetzen, gefährliche Situationen zu meistern.

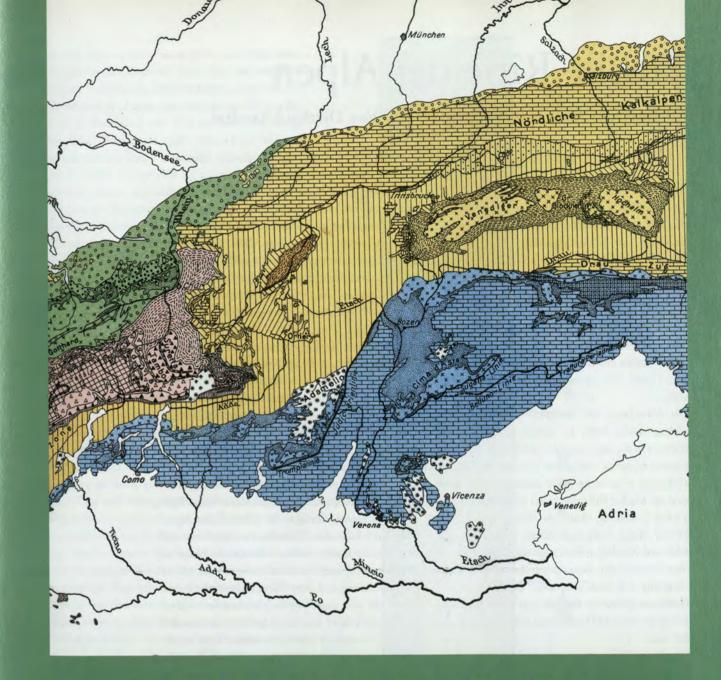
### Mein Ego als Rädchen im Narrenspiel

Mit Skepsis beobachte ich mich selber innerhalb dieses Getriebes, weil ich weiß, daß auch ich ein Rädchen im heutigen Narrenspiel bin. Mit den Idealen von Paul Preuß sympathisiere ich seit Jahren. Doch hätte ich mich gewaltig einschränken müssen, wenn ich all seine Thesen befolgt hätte. So wie der Sportkletterer seinen Bohrhaken benötigt, war meine Krücke oftmals der Normalhaken. Bei meiner ersten Erstbegehung (1969) setzte ich gar zwölf Bohrhaken ein. Gott sei Dank erkannte ich, daß man sich derart in eine Sackgasse manövrieren würde. Während der folgende Jahre glückten mir etwa 800 Neutouren ohne Einsatz von Bohrhaken. Ich hatte sie auch nicht «für alle Fälle» im Rucksack stecken.

Der Bohrhaken fehlte mir nie, im Gegenteil: Der Verzicht darauf ließ das Ziel erst richtig reizvoll werden. Mehr als fünfzig Erstbegehungen gelangen mir solo und – abgesehen von den Schuhen – ohne Kletterausrüstung. Das hätte auch Paul Preuß gefallen. Letzten Endes wird die Zukunft zeigen, wie weit und ob Ethik sowie Technologie, gepaart mit unserem Ego eine Entwicklung finden, die für Mensch und Natur einigermaßen tragbar ist.

Vieles werden wir erst später beurteilen können und meine hier niedergeschriebenen «Gscheitheiten» sollten nicht als Diagnose, sondern als meine persönliche Schau dieser Dinge gewertet werden, die natürlicherweise nicht für alle gültig sein kann.

Mein Fell wird langsam grau, die Knochen werden alt, und ich möchte auch nicht über Vergangenes weinen, sondern – wie Konfuzius es ausdrückte – «lächeln, daß es gewesen».



«In alten Zeiten Wunders viel»

### Geschichte und Naturwissenschaften

Diethard Sanders Henriette Klier Franz Mandl Peter Danner Zipora Fried Clemens M. Hutter Stefanie Holzer Marco Zapata Luyo

# Fossile Riffe der Alpen

### Ökologische Archive und Kletterwände. Von Diethard Sanders

ALS ICH EIN kleiner Bub war, erzählte mir mein Vater beim Anblick der Berge nördlich von Innsbruck, dass hier vor unvorstellbar langer Zeit ein Meer war, bevölkert mit Schwimmsauriern, Tintenfischen, Schnecken und Korallen. Dieser Gedanke ließ mich von da an nicht mehr ganz los. Ab und zu, wenn ich von der Stadt hinaufschaute, versuchte ich, das in meinen Kinderkopf hineinzubekommen: ein verschwundenes Meer, mit Tieren, die es heute nicht mehr gibt. Noch ahnte ich nicht, daß ich mich später noch reichlich mit ehemaligen Meeren, ausgestorbenen Tieren und versteinerten Riffen beschäftigen sollte...

Die Alpen sind das klassische Gebiet der Erforschung fossiler Riffe. Im späten 19. Jahrhundert erkannte man, daß viele der mächtigen Dolomitmassive Südtirols und große Teile der Nördlichen Kalkalpen versteinerte Riffe darstellen. Bis heute sind die fossilen Riffe der Alpen Gegenstand geologischer Forschung. Auch als Wand- und Gipfelbildner spielen Riffe und riffnahe Gesteine in den Süd- und Nordalpen eine tragende Rolle. So mancher Kletterer hat, ohne es zu ahnen, einen Griff (vielleicht den entscheidenden) in einem kleinen Hohlraum gefunden, der sich vor vielen Millionen Jahren in einem Riff bildete und seither offen geblieben war.

Das Wort Riff kommt aus der Seefahrt, wo es jegliche Untiefe bezeichnet, über der sich die Wellen brechen, sei es Fels, eine Sandbank oder ein Korallenriff. Von der Nautik kam der Ausdruck in die Geologie, wo er für Ansammlungen von Skeletten und Schalen riffbauender Tiere und Pflanzen verwendet wird. Bis heute gibt es zum Teil fast dogmatisch geführte Debatten über die geologische Verwendung des Ausdrucks Riff. Im folgenden verwende ich Riff als weite Sammelbezeichnung für steilhügelförmige bis sanft-hügelförmige bis rasenförmige Ansammlungen riffbildender Organismen, die ein Skelett, eine Schale oder andere feste Gehäuse absondern. Hier werden nur «Flachwasser-Riffe» behandelt, die in Wassertiefen von weniger als einem Meter bis einige Zehnermeter wuchsen.

Obwohl es in den Alpen örtlich fossile Riffe gibt, die bereits am verwitterten Gestein viele Fossilien zeigen (zum Beispiel auf dem Hafelekar bei Innsbruck), so sind die meisten versteinerten Riffe am natürlich angewitterten Gestein recht unauffällig oder fast völlig unkenntlich. Erst in gesägten und polierten Gesteinsproben und in Gesteins-Dünnschliffen¹ eröffnet sich eine faszinierende Vielfalt verschiedenster Pflanzen und Tiere, die an den Riffen beteiligt waren. Je nach dem geologischen Alter eines Riffes sind einige oder alle dieser Organismen heute ausgestorben.

Ähnlich den heutigen Korallenriffen wuchsen die meisten Flachwasser-Riffe der geologischen Vergangenheit im tropischen Klimagürtel mit mehr oder weniger gleichmäßig warmem Meerwasser. Die meisten Riff-Organismen, auch die Korallen, sind gegenüber Temperaturschwankungen sehr empfindlich. Ihre ökologische Empfindlichkeit macht Riffe daher zu einem Anzeiger für Klima-Änderungen. Zweck der folgenden Darstellung ist, die Arten und den Wandel fossiler Riffe im Bereich der Alpen zu skizzieren und ihren Zusammenhang mit der Alpen-Gebirgsbildung und dem Klima zu beleuchten, vor allem mit den sogenannten Massensterben, deren bekanntestes (aber keineswegs größtes) das Aussterben der Dinosaurier und vieler anderer Tiere vor 65 Millionen Jahren ist.

Riffe sind und waren meist Ökosysteme mit einem hohen Grad an «Integration». Das heißt, es gibt eine große Vielfalt an Tier- und Pflanzenarten, welche an verschiedenste ökologische Nischen angepaßt sind, und die zueinander in ausgewogener Wechselbeziehung stehen. Wurden solche Ökosysteme durch Massensterben großteils oder ganz vernichtet, dann benötigten sie im allgemeinen besonders lange zu ihrer Wiederentwicklung. Dies bedingte auch, daß Riffe im Lauf der Erdgeschichte keineswegs immer den heutigen Korallenriffen ähnlich waren, sondern über lange Zeiten aus heutiger Sicht fremdartig aussahen. Heutige Korallenriffe können daher nur mit Einschränkungen als Modell für fossile Riffe verwendet werden.

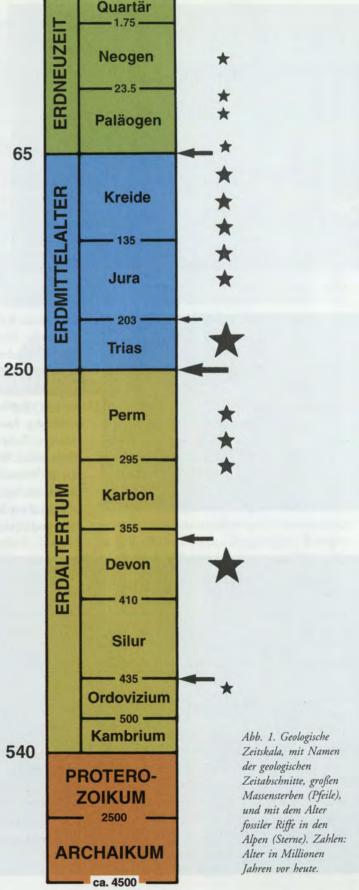
Vorige Seite: Tektonische Übersichtskarte der Alpen. Von Günter Dyhrenfurth (1926). Aus: Alpines Handbuch, hrsg. vom DuOeAV, Bd. 1, F.A. Brockhaus, Leipzig 1931. In den Alpen treten fossile Riffe und riffähnliche Gebilde in Gesteinen auf, deren Alter von ungefähr 445 bis 14 Millionen Jahre vor heute reicht (Abb. 1). Damit sind die Alpen eines der wenigen Gebiete der Erde, in dem ein großer Teil der Riff-Entwicklung seit dem Erdaltertum (vgl. Abb. 1) auf kleinem geographischen Raum zumindest teilweise erhalten ist. Natürlich wuchsen die Riffe nicht durch diesen gesamten langen Zeitraum hindurch, sondern nur in bestimmten Zeitabschnitten und mit wechselnder Intensität (schematisch dargestellt durch die unterschiedlich großen Sterne in Abb. 1). Um die Entwicklung der Riffe im Alpenraum verständlich beschreiben zu können, sind vorweg einige Grundzüge der Riffökologie nötig.

### RIFFÖKOLOGIE

### Festigkeit bei Raumnot

Das Leben im Riff stellte durch alle geologischen Zeiten hindurch vergleichbare Anforderungen. Im Tiefenbereich von Flachwasser-Riffen sind viel Licht und ausreichende Wasserzirkulation vorhanden. Viele Riffe wachsen an den Oberkanten untermeerischer Abhänge, weil dort sowohl ausreichende Durchlichtung als auch gute Wasserzirkulation gegeben sind. Dies sind Bedingungen, die für eine Reihe von Organismen vorteilhaft sind. Andererseits ist auch die Strömung von Wellen und Gezeiten meist kräftig. Stürme können für Riff-Erbauer tödlich sein. Hurricanes zum Beispiel können Korallenriffe binnen weniger Tage teilweise oder vollständig zu Schutt verarbeiten, und man weiß, daß dies in der geologischen Vergangenheit genauso war.

Riffbauer müssen also gegen starke Strömung fest sein. Viele bilden ein hartes Kalkskelett oder eine dicke Kalkschale, wie die heutigen Korallen und Riff-Riesenmuscheln (Abb. 2). Organismen mit Kalkskeletten sind in den meisten fossilen Flachwasserriffen sehr häufig. Riffbildner wachsen rasch nach oben, ans Licht und zum nährstofftragenden Wasser. Rasches Wachstum vereint mit Festigkeit ist wichtig für Riffbauer. Das aber gibt ein Platzproblem, denn auch die Nachbarn wachsen schnell: dichte Besiedlung und harte Raum-Konkurrenz sind die Folgen (Abb. 2, 3). Manche Organismen lösen das notorische Platzproblem, indem sie rasch in ästigen oder blätterigen Formen nach oben wachsen. Andere wiederum, wie zum Beispiel langsamer wachsende Stockkorallen, machen ihren Nachbarn mit Giften das Leben schwer.





### Form und Zonierung von Riffen

Aufgrund ihres raschen Wachstums und der Tatsache, daß viele Riffe bevorzugt an den Oberkanten untermeerischer Abhänge wachsen, haben Riffe oft eine charakteristische Form: eine mehr oder weniger flache Riffkrone über einer etwas tieferen Lagune; seewärts des etwas tieferen Vorriffes bildet sich oft ein steiler bis senkrechter Riff-Abhang aus (Abb. 4). Dies gilt vor allem für viele der heutigen Korallenriffe. Sowohl fossile als auch viele der heutigen Riffe können in ihrer Form mehr oder weniger stark da-

von abweichen. Hügelriffe bestehen zu einem großen Teil aus Kalksand und Kalkschlamm, sind aber mehr oder weniger dicht von riffbauenden und riffbewohnenden Organismen besiedelt. Fleckenriffe sind wenige Meter bis wenige Zehnermeter groß, bestehen oft aus dichten Ansammlungen von Riffbauern und -bewohnern, haben jedoch keinen hohen Riffabhang. Rasenriffe dagegen sind seitlich oft ausgedehnte, flache Ansammlungen von Riffbauern am Meeresboden. Hügel-, Flecken- und Rasenriffe können das Vorstadium eines größeren Riffes sein, bilden oft aber auch selbständige Riff-Typen (Abb. 4). In fossilen wie heutigen Riffen ändern sich Wuchsform und Artenspektrum der Riffbauer seitlich je



stimmten Zonen. Dies nennt man ökologische Zonierung, kurz Zonierung. So zeigen zum Beispiel Korallen, die in etwas tieferem Wasser am steilen Riff-Abhang leben, oft blättrige oder fächerige Wuchsformen, um noch möglichst viel Sonnenlicht einzufangen. Korallen, die

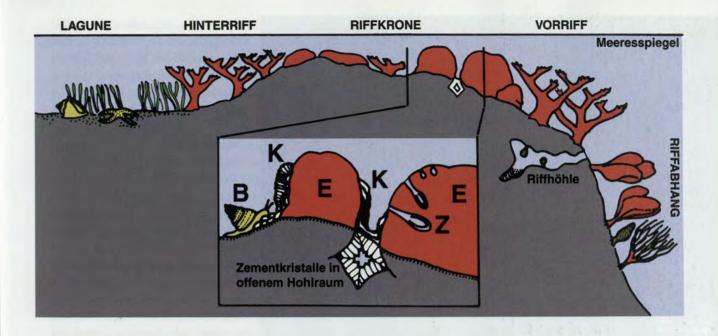
nach Wassertiefe,

Abb. 2. Riffkrone eines Riffes in Südflorida. Die verzweigten Korallenstöcke (Acropora) sind zum Teil überkrustet. zum Teil noch am Leben. Die im Vordergrund scheinbar lose liegenden Korallenäste sind durch Krustenbildner zu einem starren Gerüst verbunden.

Abb. 3. Detail eines Fleckenriffs in einer Lagune auf den Bahamas. Gemeinschaft verzweigter Korallen (Porites, P), Stockkorallen (Siderastrea, S), bäumchenförmigen Rotalgen (Goniolithon, G) und verschiedenen Schwämmen (Sp). dazwischen kleine Flecken von Kalksand

Abb 5. Übergang von der riesigen, flachen Lagune der Großen Bahama-Plattform in die Tiefsee des Exuma Sound. Entlang des Plattformrandes befinden sich kleine Inseln. Gezeitenkanäle (G) und Kalksand-Körper (weiß). Vor den Inseln des Plattformrandes wachsen kleine Korallenriffe.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002









**FLECKENRIFF** 

Abb. 4. Schema eines Riffes vom Typ heutiger Korallenriffe. Zeigt ökologische Zonierung des Riffes in Hinterriff, Riffkrone, Vorriff und Riffabhang. Ökologische Funktionsgruppen (Gilden): E=Riff-Erbauer, K=Krustenbildner (z. B. Rotalgen), B=Bewohner (z. B. Schnecken), Z=Zerstörer (z. B. Bohrmuscheln). «Zement» besteht aus Kristallen (meist Kalzit: CaCO), die in einen offenen Hohlraum hineinwachsen. Zement-Kristallisation führt zur Verkittung losen Schutts zu Gestein. Unteres Bild: Andere Riff-Typen sind Hügelriffe, Fleckenriffe und Rasenriffe.

nahe der Riffkrone leben, bekommen leicht genügend Licht, müssen aber gegen Sturmwellen fest sein: knollige, massive Stöcke oder dick-ästige Formen sind die Folge (Abb. 4). Bei noch höherer Wellenstärke (aber auch bei wenig Licht) wachsen viele Korallen flach am Boden entlang. Bei den höchsten Wellenenergien treten Krusten aus Rotalgen (photosynthesetreibende Algen mit Kalkskelett) an Stelle der Korallen. Diese Rotalgenkrusten halten auch Pazifikbrechern und Sturmwellen stand. Riffe kommen und kamen meist in Verbindung mit sogenannten Kalkplattformen (auch kurz: Plattfor-

men) vor. Plattform ist eine Sammelbezeichnung für eine Morphologie, die aus einer seichten Lagunen-See (meist nur bis 10 m tief) besteht, die mit einem deutlichen Gefälleknick in einen meist recht steilen Abhang zur Tiefsee übergeht (Abb. 5). Plattformen können Atolle von wenigen Kilometern Durchmesser sein, aber auch bis über 1000 km² große, geschlossene Flachsee-Bereiche, in denen die Wassertiefe nirgends wenige Meter überschreitet. Große Plattformen der heutigen Zeit sind zum Beispiel Südflorida, die Bahamas und die Malediven. Riffe stehen bevorzugt an oder nahe dem Gefälleknick am Rande von Plattformen (Abb. 5). Dort finden die

Riffbauer flaches, sauberes und nährstoffarmes Wasser, zudem sind sie hier durch die gute Wasserdurchmischung durch Wellen und Strömungen vor Schwankungen der Wassertemperatur (etwa infolge saisonaler Temperaturänderungen) besser geschützt als in der flachen Lagune. Bei günstigen Bedingungen (konstante Wassertemperatur, gute Wasserzirkulation) können sich kleine, fleckenartige Riffaufbauten und Rasenriffe aber auch in der Lagune ansiedeln.

### Gilden

Neben Riffbauern wie den Korallen gibt es auch viele Organismen, denen der vielfach gegliederte Lebensraum eines Riffes ökologische Nischen bietet. Diese Organismen bewohnen das Riff, ohne es selbst zu bauen. Andere Organismen können zwar meist auch gut woanders leben, finden aber in Riffen günstigen Untergrund. Hier sind vor allem kalkabscheidende Algen und koloniebildene, kalkschalige Tiere (zum Beispiel «Moostierchen») zu nennen, welche die Riffbauer unter Bildung einer festen Kalkkruste überwachsen. Viele Riffbauer wehren sich gegen Überkrustung durch rasches Wachstum oder Gift. Andererseits verleiht die Überkrustung dem ganzen Riff-



Abb. 6. «Mikroben-Riff» in einem Gezeitenkanal (9 m Tiefe) auf den Bahamas. Das Riff hat labyrinthische Struktur, ist einige Dezimeter hoch und über 10 m lang. Der weiße Sand besteht aus zahllosen, etwa 0.5 mm großen Kalkkügelchen (Ooide), die sich aus tropischem Meerwasser bilden. Das Mikroben-Riff besteht im wesentlichen aus Ooiden und feinstkristallinem Kalzit-Zement (vgl. Abb. 4) durch Mikroben-Aktivität, der zur Verfestigung des Riffes führt.

gefüge Halt, macht es also widerstandsfähiger. Was in heutigen Riffen wie lose herumliegende Korallenäste aussieht, erweist sich oft als starres, hammerhartes Gerüst infolge dicker Umkrustung (Abb. 2). Zudem gibt es Organismen, welche die Skelette der Riffbauer und die Kalkkrusten zerstören. Manche, wie bestimmte Fische, tun dies, weil sie die Riffbauer und Krustenbildner zusammen mit ihren Skeletten abknabbern; die meisten anderen ätzen oder raspeln sich in Krusten und Skelette hinein, um Schutz zu finden (etwa Bohrschwämme, Bohrwürmer, Bohrmuscheln). Damit sind die vier ökologischen Funktionsgruppen – sogenannte «Gilden» – heutiger und fossiler Riffe beschrieben: Erbauer, Krustenbildner, Bewohner und Zerstörer (siehe Abb. 4).

### Baupläne

Die stets ähnlichen Erfordernisse in Flachwasser-Riffen spiegeln sich auch in ähnlichen Skelettstrukturen der Riffbauer wider, da es dafür nur eine begrenzte Anzahl günstiger Baupläne gibt. Skelette von Korallen und manchen riffbildenden Schwämmen sind sich in bestimmten Grundzügen ähnlich, auch in weit getrennten geologischen Zeiten. Ebenso sind beispielsweise die Schalen ausgestorbener riffbildender Muscheln und ausgestorbener riffbildender Armfüßer² sehr ähnlich, obwohl beide zu sehr verschiedenen Zeiten lebten. Zudem gibt es auch körperliche (physiologische) Vorgaben. Eine Muschel zum Beispiel bildet ihre Schale nur entlang des

Mantelrandes. Wie immer manche Muscheln auch ihre Form im Lauf der Evolution abgewandelt haben, um in Riffen leben zu können, stets war die oberste Vorgabe, daß die Schale nur vom Mantelrand abgesondert werden kann.

### Photo-Symbiose

Rasches Wachstum mit Bildung eines Kalkskelettes benötigt Energie. Wer es sich also leichter machen kann, der ergreift die Gelegenheit. Die heutigen riffbildenden Korallen leben in Symbiose mit einzelligen Algen. Die Korallen bieten den Algen Schutz, dafür hilft deren Photosynthese, daß die Korallen ihr Skelett rascher aufbauen können. Es sind vor allem diese Algen, deretwegen riffbildende Korallen Licht benötigen. Auch die Riesenmuschel *Tridacna*, die in Korallenriffen lebt, hat einzellige Algen als

«Licht-Symbionten» (Photo-Symbionten) zu dem Zweck, ihre dicke Kalkschale schneller zu bilden. Korallen sind heute die einzigen wichtigen Erbauer tropischer Riffe. In der geologischen Vergangenheit war das anders. Damals waren, oft viel häufiger als Korallen, verschiedene Schwämme oder auch spezialisierte Armfüßer, Muscheln und Kalkalgen wichtige Riffbauer. Manche Merkmale der Skelette ausgestorbener Riffbildner könnten Anpassungen an ein Leben mit Licht-Symbionten sein. Das Problem dieser Hypothese ist, daß keines dieser Merkmale ein zwingender Hinweis ist. Es gibt bisher keine Methode, das ehemalige Vorhandensein von Licht-Symbionten in fossilen Riffbildnern schlüssig zu beweisen.

### Ökologische Empfindlichkeit

Riff-Gemeinschaften sind durch besonderen Artenreichtum und eine Vielzahl ökologischer Nischen gekennzeichnet. Wegen der engen Besiedelung und des raschen Wachstums der Riffbauer können Riffe geologisch gesehen mit atemberaubender Geschwindigkeit wachsen. In Ausnahmefällen waren die ökologischen Bedingungen für Riffe in einem größeren Bereich über einige Millionen bis Zehnermillionen Jahre günstig. Dann konnten Riffe und die mit ihnen verbundenen Kalkplattformen mit ihrem Schutt ganze Meeresstraßen völlig einebnen!

Korallen und, wie Untersuchungen an fossilen Riffen zeigen, auch die meisten ausgestorbenen Riffbauer (zum Beispiel Skelettschwämme) sind und

waren jedoch ökologisch sehr empfindlich. Die meisten Riffbauer können und konnten nur in einem engen Bereich von Wassertemperatur, Tiefe, Nährstoffangebot, Wassertrübe und Salzgehalt leben. Sobald eine dieser Größen zu weit oder zu oft aus dem günstigen Bereich fällt, zeigt das Riff Zeichen «ökologischer Belastung». Die bohrenden und nagenden Zerstörer des Riffes sind so tätig und häufig, daß der «Vorsprung» der Riffbauer gegenüber den Zerstörern oft recht knapp ist. Fällt also das Wachstum der Riffbauer über einige Zeit ab, dann bedeutet dies das Ende des Riffes; es wird von den Zerstörern binnen weniger Jahre in Schutt verwandelt. Das rasche Wachstum von Riffen hält also meist nur kurz an und wird durch ihre ökologische Empfindlichkeit wettgemacht.

Korallen brauchen sehr sauberes Wasser. Zwar können sich fast alle gegen einen kurzen «Regen» von Schlamm oder Sand wehren, wenn aber auch nur recht geringe Mengen davon über längere Zeit eingebracht werden, sterben die Korallen ab. Wer über ein Riff taucht, der könnte aufgrund der vielen Lebensformen und der oft beeindruckend großen Korallenstöcke glauben, hier gäbe es Nahrung in Hülle und Fülle. Doch das genaue Gegenteil ist der Fall, denn Korallen brauchen nährstoffarmes Wasser. Die Lebensvielfalt zumindest in heutigen Riffen erhält sich dadurch, daß sie zum großen Teil wie Wiedergewinnungsfabriken arbeiten.

### Erhaltung von Riffen

Vor allem die Zerstörer-Gilde und Stürme sorgen dafür, daß Riffe geologisch meist nicht so erhalten bleiben, wie sie sich an der Oberfläche während ihres Wachstums zeigen. Fossile Riffe bestehen häufig sowohl aus erhaltenen Riffbauern und Krustenbildnern als auch aus Schutt aus den zerkleinerten Hartteilen der Riffbauer, Krustenbildner und Bewohner. Manche Organismen haben Hartteile, die im Zerstörungsvorgang besonders rasch verlorengehen. Andere Riff-Organismen wiederum haben kein festes Skelett, sondern, wie zum Beispiel verschiedene Hornkorallen oder Schwämme, nur mikroskopisch kleine Skelettnadeln (Spiculae), die sich dann nur noch vereinzelt im Riffgestein finden. Fossile Riffe bieten also ein mehr oder weniger verzerrtes Bild der ehemaligen Lebensgemeinschaft.

### Massensterben und Riffe

In der Erdgeschichte kam es in mehr oder weniger langen Zeitabständen immer wieder zu sogenannten



Massensterben. Geologisch gesehen ist es normal, daß eine bestimmte Anzahl von Arten pro Zeitabschnitt ausstirbt, solange gleichzeitig in etwa ebenso viele oder auch mehr Arten als zuvor an ihre Stelle treten. Bei Massensterben jedoch verschwinden binnen kurzer Zeit nicht nur sehr viele Arten und Gattungen, sondern oft auch die höhergeordneten Familien, ohne daß ebenso viele unmittelbar nachfolgen würden. Das Ergebnis: eine Verarmung des Artenspektrums. In den letzten 500 Millionen Jahren kam es zu fünf großen Massensterben (siehe Abb. 1).

Auf jedes Massensterben folgte eine Phase, während der Artenvielfalt und ökologische Spezialisierung wieder anstiegen. Nach den meisten Massensterben brauchten die Riff-Gemeinschaften besonders lange, um sich wieder voll zu entwickeln, und waren meist anders zusammengesetzt als zuvor. Dies deshalb, weil bei einem Massensterben das (völlige oder großteilige) Aussterben der Riffbauer auch das Verschwinden des reich gegliederten Riff-Ökosystems mit seinen vielen ökologischen Nischen bedeutete, was vor allem für die Riffbewohner-Gilde oft fatal war. Umgekehrt entwickelten Gruppen, die vor einem Massensterben nur als Riff-Bewohner oder überhaupt nicht in Riffen gelebt hatten, nach einem Massensterben Merkmale, die sie zu Riffbauern machten. Vor allem die Massensterben bedingten also, daß Riffe verschiedener geologischer Zeiten recht verschieden aussehen. Die Gilden sind zwar seit 500 Millionen Jahren in etwa dieselben, doch welche Tiere und Pflanzengenau eine Gilde bilden, änderte sich im Laufe der Zeit. So gab es bereits Zeitabschnitte, in denen Korallen ähnlich wie heute wichtige Riffbauer waren. Zu anderen Zeiten waren heute ausgestorbene Abb. 7. Mikroskop-Bild eines Gesteins-Dünnschliffes der mit einem Kathodenstrahl beschossen wird. Dadurch werden in Spuren vorhandene Mangan-Atome zum Leuchten angeregt. Dies zeigt vor allem Abschnitte des Kristallwachstums (hier: Kalzit, CaCO), die mit Licht-Mikroskopie unsichtbar sind. Schwarze Flecken: erste Phase der Zementbildung. Hellorange, rotbraune und dunkelbraune Streifen: Wachstumsphasen späterer Zementkristalle. Oranger Fleck links oben: Veränderter Kalkschlamm Tatsächliche Breite 6 mm.



Abb. 8. Kalkstein, der vor allem aus verfestigtem Kalkschlamm und Kalksand und Seelilien-Teilen besteht (große fünfeckige Gebilde und kleinere, rundliche Gebilde). Ordovizium, Karnische Alpen. Foto: Karl Krainer

Gruppen (beispielsweise Skelettschwämme oder bestimmte Kalkalgen) die wichtigsten Riffbauer waren.

### Mikroben-Riffe

Eine Art von Flachwasser-Riff ist heute mit Ausnahme vereinzelter, teilweiser Entsprechungen verschwunden: Riffe, deren Bildung großteils auf Mikroben-Aktivität zurückgeht (Abb. 6). Die Blaugrünbakterien und einzelligen Algen, die diese Riffe bauen, zählen zu den ältesten Lebensformen der Erde. Sie waren von ungefähr 3,5 Milliarden Jahre bis ungefähr 560 Millionen Jahre vor heute (Archaikum und Proterozoikum; siehe Abb. 1) die einzigen Riffbauer. Mit dem Auftreten vielzelliger, beweglicher Tiere wurden die riffbauenden Einzeller jedoch zur Nahrungsquelle, und auch von den ersten vielzelligen Riffbauern (ähnlich Schwämmen) bekamen die Mikroben Konkurrenz; sie verschwanden aber nicht plötzlich aus den Riffen. In mehreren geologischen Perioden bildeten Mikroben zusammen mit vielzelligen Tieren große Riffkomplexe, doch wurden mikroben-dominierte Riffe mit Schwankungen immer seltener. Heute spielen Mikroben immer noch eine wichtige Rolle in der frühen Verfestigung von Korallenriffen, vor allem in kleinen Hohlräumen und in Riff-Höhlen.

### Untersuchung fossiler Riffe

Die Aufnahme einer geologischen Karte und der Gesteinsabfolge sind Grundlagen der Untersuchung fossiler Riffe. Gesteinsproben werden geschnitten und die Dünnschliffe mikroskopisch untersucht. Die Riff-Organismen werden so vollständig wie möglich bestimmt. Dünnschliffe werden mit einem Kathodenstrahl (Abb. 7), mit UV-Licht oder mit einem

Elektronenstrahl beschossen: Dies zeigt den Verlauf des Wachstums des Zementes, den Gehalt an organischen Substanzen und Spurenelementen, Mikrokristalleinschlüsse und andere Merkmale, die über die Geschichte eines Riffes Auskunft geben können. Die Gehalte bestimmter Rifforganismen an den Isotopen des Sauerstoffs können Hinweise beispielsweise zur Paläo-Temperatur geben. Das Isotopenverhältnis des Elementes Strontium oder die radioaktive Uran-Thorium-Zerfallsreihe können das Alter eines Riffes bestimmen helfen. Dies sind nur einige der gängigen Untersuchungsmethoden.

### Nutzen der Riff-Forschung

In Ländern mit Zugang zum Meer spielt die Erforschung der Korallenriffe eine wichtige Rolle. Landwirtschaftliche Nutzung des Festlandes kann zur ökologischen Belastung und zum Absterben von Riffen führen, bedingt durch Einbringung von Nährstoffen (aus Düngemitteln) und erhöhte Trübe (stärkere Bodenerosion durch Landwirtschaft) im küstennahen Wasser. Darunter leidet der Tourismus, der in vielen Gegenden Riffe als wichtigen Anziehungspunkt enthält. Riffe bilden oft perlschnurartig in einiger Entfernung vor der Küste aufgereihte natürliche Wellenbrecher. Sterben die Riffe durch ökologischen Stress ab, dann werden sie rasch eingeebnet und die Wellenenergie des offenen Meeres erreicht großteils die Küste. Die Folge ist Küstenerosion, die sich oft nur durch bauliche Maßnahmen verhindern

Klimatische Vorgänge wie etwa El Niño3 bilden sich auch in Riffen ab. Bohrkerne von einigen hundert Jahre alten, lebenden Korallen erlauben eine Abschätzung, ob El Niño früher gleich oft auftrat wie heute. Der globale CO -Anstieg aus der Verbrennung fossiler Brennstoffe wiederum scheint sich in einer Verlangsamung der Skelettbildungsrate heutiger Riffkorallen zu äußern. In der Erdölgeologie spielen fossile Riffe traditionell eine große Rolle, da sich bedeutende Lagerstätten (darunter einige der größten der Erde) oft in Riffen oder riffnahen Gesteinen finden. In den Alpen ist die erdölgeologische Umsetzbarkeit sehr gering, doch gingen und gehen wesentliche Antriebe der Erforschung fossiler Riffe von den Alpen aus. Unmittelbare ökonomische Verwertbarkeit kann nur eines, aber keinesfalls das einzige Kriterium sein, nach dem Forschung beurteilt



### Die Riffe der Alpen

### Die ältesten Riffe

Die Karnischen Alpen in Kärnten und Norditalien sind einer der wenigen Orte der Erde, an denen der größte Teil des Erdaltertums erhalten ist. Die Gesteine dieser Region reichen im Alter von ungefähr 460 bis 250 Millionen Jahren vor heute. Die ältesten riffähnlichen Gebilde in den Alpen entstammen dem spätesten Ordovizium, einer Zeit, die ungefähr 445 Millionen Jahre vor heute liegt. Es handelte sich dabei um lose besiedelte Hügel- bis Rasenriffe vor allem aus Knospenstrahlern, Seelilien (beides sind Gruppen der sogenannten Stachelhäuter, zu der auch die heutigen Seesterne und Seeigel gehören), einigen Skelettschwämmen und Moostierchen (koloniebildende Tierchen, die ein Kalkgehäuse absondern), mit reichlich Kalkschlamm und Kalksand dazwischen (Abb. 8). Paläomagnetische Untersuchungen und Vergleiche mit gleich alten Fossilien anderer Weltgegenden zeigten, daß der Ablagerungsbereich der Karnischen Alpen damals ungefähr 50° Süd gelegen hatte. Dies ist zumindest unter heutigen Bedingungen eine Position, die zu weit südlich liegt, um das Wachstum von Korallenriffen zu erlauben (heute auf den Gürtel zwischen grob 30° Nord und 30° Süd beschränkt). Der Bereich der Karnischen

Alpen driftete jedoch langsam gegen Norden, auf den kern-tropischen Klimagürtel zu. Das Ordovizium endete mit einem Massensterben, das, im Gegensatz zu allen späteren Aussterbe-Ereignissen, die Lebewelt des flachen tropischen Wassers weitgehend verschonte (einschließlich der Riff-Organismen) und vor allem die Organismen der Hoch- und Tießee traf. In unserem Zusammenhang ist dieses Massensterben daher wenig relevant.

Nach einer längeren Unterbrechung des Riffwachstums im Bereich der Alpen (soweit Gesteine aus dieser Zeit erhalten sind) erscheinen in der Devon-Zeit (vgl. Abb. 1) sowohl in den zukünftigen Alpen als auch weltweit große Riffe. Während des Devons kam es zur Bildung großer Kalkplattformen ähnlich dem heutigen Südflorida; in Australien stehen heute noch besonders große und bestens erhaltene Plattformen aus dieser Zeit. In den Karnischen Alpen erscheinen bereits im frühesten Devon die wichtigsten Riff-Erbauer, nämlich die heute ausgestorbenen «Altkorallen» und ausgestorbene Schwämme mit massivem Kalkskelett (Skelettschwämme). Die Riffe des Devons hatten mehrere bereits recht «moderne» Merkmale, einschließlich der Wuchsformen der Riffbauer: Es waren vor allem knollige und verzweigte, oftmals großwüchsige Formen. Daneben jedoch waren auch heute unbekannte, bäumchenförmige verkalkte Mikrobengebilde ebenfalls wichtige Riffbauer. Moostierchen und verkalkte Mikrobenmatten waren wichtige Krustenbildner. Armfüßer und blumenartige Seelilien (eine Tierklasse, die heute nur noch in der Tiefsee lebt) dagegen waren häufige Bewohner dieser Riffe. Kalkgrünalgen bevölkerten die Lagune hinter den Riffen, kamen örtlich aber auch zusammen mit Altkorallen und Skelettschwämmen vor. Kalkgrünalgen, zum Teil auch von ähnlichem innerem Aufbau wie jene des Devons, sind heute noch sehr bezeichnende Elemente der Lagunen und riffnaher Bereiche tropischer Kalkplattformen.

Die ökologische Zonierung der Riffe in Hinterriff, Riffkrone und Vorriff sowie die Wuchsformen der Altkorallen und Skelettschwämme innerhalb dieser ökologischen Zonen entsprachen teilweise den heutigen. Auch was die Artenvielfalt und den Grad der ökologischen Integration angeht, hatten diese Riffe bereits recht «modernen» Charakter. Außerdem war ein steiler und oft hoher Riff-Abhang vorhanden, ein weiteres Merkmal, das sie in die Nähe heutiger Korallenriffe stellt. Im Bereich der Karnischen Alpen bildeten diese Riffe wahrscheinlich barriereriff-artige Plattformen mit tieferen Meeresbecken dazwischen.

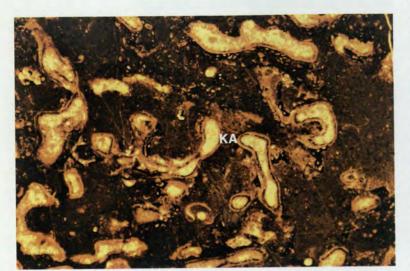
Abb. 9. Kellerwand,
Karnische Alpen. Die
deutlich geschichteten
Kalke im unteren
Bildteil wurden in
etwas tieferem Wasser
vor dem Riff
abgelagert. Darüber
liegt der mächtige,
massige Riffkalk des
Devons, der hier
nicht in seiner
ganzen Dicke
sichtbar ist.
Foto: Karl Krainer



Abb. 10. Algen-Hügelriff (A) am Schulterkofel, Karbon, Karnische Alpen. Das Riff ist in leichter verwitterbare Zwischenriff-Gesteine eingeschaltet. Foto: Karl Krainer

Abb. 11. Mikroskop-Bild eines Algen-Hügelriffes, Perm, Karnische Alpen. Die hellen, länglichen Reste stammen alle von «phylloiden» Kalkalgen. Bräunliche Grundmasse. verfestigter Kalkschlamm. Tatsächliche Breite 17 mm. An der Kellerwand und der Hohen Warte werden diese Riffe bis über tausend Meter dick und sind noch gut erhalten (Abb. 9). In den Karawanken, wo Riffkalke der Devon-Zeit ebenfalls häufig sind, ergaben Rekonstruktionen, daß es sich wahrscheinlich um atoll-artig frei im Meer stehende Kalkinseln gehandelt hat. An anderen Stellen der Alpen sind Riffe und riffnahe Gesteine des Devons zwar noch vorhanden, sie wurden aber bei hohem Druck und hoher Temperatur in ihrem Gefüge stark umgewandelt, so daß ihre ehemalige (zumindest teilweise) Riffnatur kaum noch kenntlich ist. Der Schwazer Dolomit, das kupfer- und silbererzführende Gestein bei Schwaz in Tirol, bietet dafür ein Beispiel.

Obschon in Gesteinen älter als ungefähr 320 Millionen Jahre vor heute die Deutung von Sauerstoff-Isotopendaten als Temperatur noch nicht gänzlich geklärt ist, macht das reichliche Auftreten von Altkorallen und Skelettschwämmen in diesen Riffen ein



«tropisches» Klima fast sicher. Für die Karnischen Alpen und Karawanken wird dies wiederum durch paläomagnetische und paläontologische Daten untermauert, welche eine Position von 30° Süd oder weniger anzeigen. Ab nun begann ein sehr langer Zeitabschnitt, in dem der Bereich der zukünftigen Alpen während einer relativen Drift nach Norden im tropisch-subtropischen Klimagürtel verblieb.

### Erste Krise: Massensterben im späten Devon

Knapp vor dem Ende des Devons kam es zu mindestens zwei, rasch aufeinanderfolgenden globalen ökologischen Krisen, die zusammen eines der größten Massensterben der Erdgeschichte ergaben (vgl. Abb. 1). Im Vergleich zu späteren Massensterben (siehe unten) hatte dieses einen besonders komplexen Verlauf. Die meisten Forscher sehen als wahrscheinlich an, daß das Massensterben durch irdische Vorgänge ausgelöst wurde. Gesichert ist, daß es im Verlauf dieses Massensterbens zur wiederholten Ausbildung sauerstoffloser ozeanischer Bodenwässer kam, was für alle vielzelligen Bodenbewohner des Meeres tödlich ist. Dies wird durch das weltweite Auftreten sogenannter «Schwarzschiefer» belegt. Diese sind bitumenreiche Erdölmuttergesteine; sie liegen genau an den Horizonten, an denen sich die beiden hauptsächlichen Massensterben feststellen lassen. Weiters ist gesichert, daß (vielleicht mehrmalige) rasche globale Abkühlung des Klimas eine Rolle im Massensterben spielte. Abgesehen von diesen wichtigsten Festpunkten wurden sehr verschiedene Modelle vorgeschlagen, deren Beschreibung den gegebenen Rahmen sprengen würde.

Wie auch später in der Erdgeschichte noch mehrmals wurden die Riffe vom Massensterben schwer und nachhaltig getroffen. Jene Skelettschwämme, welche die hauptsächlichen Riffbildner der Devon-Zeit waren, wurden über mehrere Millionen Jahre mehr und mehr dezimiert, bis sie schließlich fast ausgestorben waren und keine Riffe mehr bildeten. Die Altkorallen entgingen um ein Haar ihrer völligen Auslöschung. Zusammen mit dem Kollaps der Riff-Ökosysteme durch das weitgehende Aussterben der Skelettschwämme und Altkorallen verschwand eine Reihe anderer Organismen, die in den tropischen Riffen lebten, wie zum Beispiel zahlreiche Armfüßer.

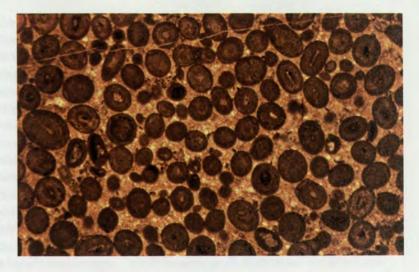
Im Anschluß an das Massensterben kam ein Zeitabschnitt von einigen Millionen Jahren, in dessen Gesteinen weltweit bislang keine Riffe gefunden wurden. Erst später erscheinen sie wieder, doch die Nachfolger der mächtigen devonischen Riffkomplexe waren anders zusammengesetzt und erscheinen uns aus heutiger Sicht sehr fremdartig. Auch Mikroben-Riffe erlebten eine Renaissance.

Im Bereich der Alpen kam es noch aufgrund eines anderen Ereignisses zur Unterbrechung des Riffwachstums. Im Zuge der sogenannten «variszischen» Gebirgsbildung wurde unter anderem auch das Gebiet der Karawanken und Karnischen Alpen ab ungefähr 350 Millionen Jahren vor heute in eine Tiefseerinne versenkt und anschließend in ein Gebirge eingebaut. Erst nachdem dieses Gebirge gehoben und teilweise wieder eingeebnet war, rückte das Meer um ungefähr 315 Millionen Jahren vor heute erneut gegen das Land vor, und eine flache, tropische See in Landnähe bildete sich.

### Fremdartige Riffe des Karbon und Perm

Ab ungefähr 310 Millionen Jahren vor heute erscheinen wieder riffartige Aufbauten. Die alpinen Riffe der Karbon- und Permzeit unterschieden sich in vieler Hinsicht von den heutigen. Es handelte sich meist um mehr oder weniger symmetrische Hügel vor allem aus Kalkschlamm (Abb. 10), der zum Teil auf die Aktivität von Mikroben zurückgeht. Diese Hügel-Riffe bildeten sich in Bereichen, die nicht so hohen Wellen-Energien ausgesetzt waren wie die devonischen oder die heutigen Riffe, wuchsen also unter mittlerer bis niedriger Wellen-Energie. Als Riffbauer sind vor allem blattförmige und stämmchenförmige Kalkalgen (Abb. 11), Moostierchen und einige kleine Skelettschwämme zu nennen. Die Kalkausfällung infolge des Stoffwechsels von Mikroben zeigt sich in oft dicken, viellagigen, verkalkten Mikrobenaggregaten zwischen den Riffbauern. Die Altkorallen, obwohl noch vorhanden, waren als Riffbauer unwichtig und insgesamt selten.

Heutzutage bilden sich Hügel- und Rasenriffe mit zahlreichen Moostierchen und Kalkalgen in Bereichen gemäßigter Wassertemperaturen, entsprechend in etwa dem Mittelmeer und dem Atlantik bis Schottland. Mit den Karbon- und Perm-Riffen der Südalpen aber finden sich auch Kalksteine, die aus zahllosen winzigen Kalkkügelchen (sogenannte Ooide) zusammengesetzt sind (Abb. 12). Ooide bilden sich heute noch durch Ausfällung von Kalk aus warmen, flachen Meerwässern, und zwar ausschließlich auf Plattformen in einem tropischen Klima, wie zum Beispiel den Bahamas (vgl. Abb. 6). Außerdem finden sich in und nahe den Riffen oft massenhaft die Gehäuse großer, schalenbildender Einzeller (Abb.



13). Zumindest heute finden sich ähnliche große, gehäusebauende Einzeller fast nur in tropischem, warmem Meerwasser. Das Auftreten der Ooid-Kalke und der erwähnten Einzeller-Gehäuse zusammen mit den fossilen Riffen legt also «tropische» Wassertemperaturen nahe. Wesentlich unsicherer ist die Deutung dieser Riffe hinsichtlich des Nährstoffgehalts des Wassers. Denn Rasenriffe mit zahlreichen Moostierchen bilden sich heute nicht nur in gemäßigten Meeren, sondern auch in tropischen Bereichen mit erhöhtem Nährstoffgehalt. Zusammen mit dem zur Temperatur Gesagten scheint sich also zu ergeben, daß sich diese Riffe in einem marinen Klima mit «tropischer» Temperatur und vielleicht erhöhtem Nährstoffgehalt gebildet hatten.

Trotz ihres fremdartigen Charakters wuchsen diese Riffe auf einer Erde, die einen sehr vertrauten Wesenszug hatte: polare Vergletscherung, mit Eisvorstößen (Eiszeiten) und Eisrückzügen (Warmzeiten). Abb 12. Mikroskop-Bild eines Kalksteins, der aus unzähligen kleinen Kalkkügelchen (Ooide) und Zement (helle Partien; vgl. Abb. 4) besteht. Perm, Karnische Alpen. Tatsächliche Breite 17 mm.

Abb. 13. Mikroskop-Bild des Querschnittes durch einen gehäusebildenden Einzeller (sog. Fusuline) in riffnahen Kalken. Perm, Karnische Alpen. Rechts oben ist ein weiterer Gehäusequerschnitt zu sehen. Tatsächliche Breite 12 mm.



Während der Eisvorstöße wurde Wasser in den Eiskappen gebunden – es kam zu einem Meeresspiegelabfall; während der teilweisen Enteisung zur nächstfolgenden Warmzeit stieg der Meeresspiegel wieder. Diese Meeresspiegelschwankungen sind auch in den Karnischen Alpen, in der bis über 1200 Meter dicken Abfolge der Karbon- und Perm-Riffe und ihren begleitenden Gesteinen, deutlich aufgezeichnet.

In der frühen Perm-Zeit, ab ungefähr 285 Millionen Jahren vor heute, erscheinen weltweit und im Alpenraum wieder Riffe, die in gewissen Zügen «modernen» Charakter haben. Als moderne Merkmale seien hier die Position der Riffe nahe dem Plattformrand und ein hoher, steiler Riffabhang genannt. Nach ihrem inneren Aufbau aber gehören diese Riffe zu den fremdartigsten und am meisten diskutierten überhaupt. Ihre fossile Lebewelt besteht hauptsächlich aus kleinen, recht zart gebauten Kalkschwämmen, sowie aus einem ebenfalls kleinen Problematicum<sup>4</sup> namens Tubiphytes. Daneben sind bestimmte Altkorallen wieder ein relativ wichtiges Element der Riffbauer-Gilde geworden. Verkalkte Mikroben-Matten und Moostierchen sind häufige Krustenbildner. Bewohner waren verschiedene Armfüßer, Seelilien, Schnecken und verschiedene, zum Teil sehr großwüchsige gehäusebildende Einzeller (vgl. Abb. 13). Der bis 400 Meter dicke, massige Trogkofelkalk, benannt nach dem Trogkofel am Naßfeld in den Karnischen Alpen, ist ein Riffgestein der mittleren Perm-Zeit. Er bildet steile Wände und bietet ein gutes Klettergestein.

Darüber hinaus aber bestehen diese Riffe oft zum weitaus größten Teil nur aus dicken Zementkrusten. Da Zement nur in einem offenen Hohlraum auskristallisieren kann, bestanden diese Riffe, wie es scheint, größtenteils aus Hohlräumen. Wie aber kann sich ein Riff mit so vielen Hohlräumen in Bereichen hoher Wellenenergie halten? Waren die Hohlräume immer offen, oder waren sie im frühen Stadium des Riffwachstums gefüllt? Womit? Sind die Hohlräume überhaupt in ihrer ursprünglichen Form erhalten? Oder wurden sie erst später ausgebildet oder erweitert? Diese Fragen müssen hier unbeantwortet bleiben. Sicher ist, daß weltweit gesehen die Riffe des späten Perm eine Artenvielfalt hatten, die bis dahin nicht erreicht wurde.

### Zweite Krise: Paradoxe Götterdämmerung

Am Ende der Permzeit, und damit auch des Erdaltertums, kam es zum größten Massensterben, das

die Erde je sah (vgl. Abb. 1). Jedes Kind kennt heute die medienwirksame, doch nicht endgültig bewiesene Geschichte vom Aussterben der Saurier durch Meteoriteneinschlag. Doch dieses Aussterbe-Ereignis nimmt sich fast harmlos gegen die Götterdämmerung am Ende des Perm aus, wo nach neueren Schätzungen 80 bis 96% aller Arten binnen geologisch kurzer Zeit verschwanden. Das Aussterben am Ende des Perm reduzierte die Anzahl der Familien im Meer auf einen Stand ähnlich dem, der ungefähr 250 Millionen Jahre früher herrschte. Und erst zur Kreidezeit wurde wieder eine ähnliche Arten-Vielfalt erreicht wie knapp vor der Katastrophe - über 100 Millionen Jahre danach! Selbst Tiergruppen, die sich gegen andere Massensterben unempfindlich zeigten (wie etwa die Insekten) erlitten am Ende des Perms schwere Einbußen.

Die Gründe für dieses Massensterben sind nach wie vor zum Teil unklar. Im Laufe der Zeit wurden viele Szenarien entworfen, von denen sich aber die meisten im Licht späterer Forschung nicht haltbar zeigten. Die Theorie vom Meteoriteneinschlag scheint aus den vorliegenden Befunden besonders unwahrscheinlich. Stattdessen deutet alles darauf hin, daß das Massensterben von der Erde «hausgemacht» war. Sehr knapp vor dem Ende des Perm kam es im heutigen Sibirien zum Ausstoß gigantischer Mengen von Lava. Gleichzeitig wurden Kohlelagerstätten, die durch Gebirgsbildung der Erosion ausgesetzt waren, oxidiert. Als Folge beider Vorgänge stieg der CO.-Gehalt der Atmosphäre rasch und stark an. Des weiteren gibt es deutliche geochemische Hinweise darauf, daß am Ende des Perms der Gehalt der Atmosphäre an Methan (CH.) markant anstieg und zum mindesten über einige zehntausend Jahre sehr hoch blieb. Kohlendioxid (CO<sub>2</sub>) und besonders Methan sind Treibhausgase, welche die Wärmerückstrahlung der Erde in den Weltraum behindern und dadurch zu einer Klimaerwärmung führen können (der bekannte Treibhauseffekt). Ein starker Treibhauseffekt am Ende des Perm führte daher wahrscheinlich zu einer raschen, markanten Temperaturerhöhung in allen Breitengraden - zu viel, um für die meisten höheren Landpflanzen und Landtiere, aber auch für viele Meerestiere einschließlich der Riffbauer verkraftbar zu sein.

Bezeichnenderweise überstanden von den bodenbewohnenden Meerestieren jene die End-Katastrophe des Perm am besten, die an sauerstoffarme Wässer angepaßt waren (einige schalentragende Einzeller, schalentragende Kleinkrebse, bestimmte Muscheln). Einige dieser Gruppen wurden während des Massensterbens sogar artenreicher und häufiger. Dies ist ein Hinweis auf Sauerstoffarmut in bodennahen Wasserschichten als einem weiteren Faktor des Massensterbens. Eine globale Temperaturerhöhung über alle Breitengrade führt zum einen zu verringerter Sauerstoffaufnahme ins Meerwasser und zum anderen zu einer Verlangsamung der Ozeanzirkulation, die (ähnlich dem Blutkreislauf im Menschen) das sauerstoffhältige Wasser im Meer verteilt. Das Ergebnis ist tödlicher Sauerstoffmangel in großen Bereichen des Ozeans. In weiterer Folge führt die verlangsamte ozeanische Zirkulation auch zu einer Verlangsamung des Umsatzes der Nährstoffe im Ozean, bis hin zu einem kritischen Zustand, in dem die «Primärproduktion» (Wachstum von pflanzlichen Einzellern im Meerwasser) und damit auch die Nahrungskette im Meer großteils zusammenbricht. Ökologisch rätselhaft aber ist, warum viele schwimmende Meerestiere (vor allem Fische und Perlboot-Tintenfische [Nautilus]) von der Katastrophe unbeschadet blieben. Schwimmen kann vor sauerstoffarmen Bodenwässern retten, doch wie Räuber und Aasfresser den weitgehenden Zusammenbruch der unteren Glieder der Nahrungskette überlebt haben sollen, ist derzeit unklar.

Wie auch immer die Krise am Ende des Perm genau verlief, sicher ist, daß vor allem die bodenbewohnende Tierwelt des Meeres danach einen gänzlich anderen Charakter hatte: Gruppen, die über Dutzende Millionen Jahre vorgeherrscht hatten, verschwanden; andere Gruppen, die vorher artenarm waren, entfalteten sich und besetzten freigewordene ökologische Nischen; völlig neue Gruppen tauchten auf. Dies gilt auch für die Riffe. Wieder waren die Riffe vom Massensterben besonders schwer betroffen, sowohl hinsichtlich der Artenvielfalt als auch der Nachhaltigkeit. Die Altkorallen, die über mehr als 100 Millionen Jahre lang immer wieder wichtige Riff-Erbauer waren, verschwanden völlig. Auch die meisten Gruppen riffbildender Skelettschwämme sowie riffbewohnende Armfüßer, Stachelhäuter und schalentragende Einzeller starben aus.

In der Gesteinsabfolge, die einem Zeitabschnitt von in etwa 7 bis 8 Millionen Jahren entspricht, hat man im Anschluß an die Perm-Zeit bisher weltweit keine Riffe gefunden. Auch abgesehen von den Riffen war das bodenbewohnende Meeresleben der Nach-Katastrophenzeit durch eine geradezu gespenstische Artenarmut gekennzeichnet. Dagegen war die schwimmende Lebewelt des Meeres ähnlich artenreich wie

zuvor, und die Landpflanzen und Landtiere spalteten sich sehr rasch wieder in neue Gruppen auf. Das Ende des Perms war eine paradoxe Götterdämmerung, die sehr viele vernichtete, doch einige glückliche schonte. Die etwas genauere Behandlung dieses größten Massensterbens der Erdgeschichte soll beispielhaft für die Fragen stehen, die den Ablauf und die klimatisch-ökologischen Zusammenhänge auch anderer großer Aussterbe-Ereignisse betreffen.

### Die Riffe der alpinen Trias: Klassiker der Alpen

In der folgenden Trias-Zeit bildeten sich im Bereich der zukünftigen Nord- und Südalpen jene mächtigen Riffe, an denen die Bergsteiger ihre Kletterkunst messen und die Geologen seit dem frühen 19. Jahrhundert ihre Wissenschaft versuchen. Begonnen hat die Wiederentfaltung der Riffe mit Hügel-Riffen und Flecken-Riffen von recht bescheidener Größe. Diese Riffe sind im Vergleich zum Perm viel artenärmer. Jene wenigen Riffbildner, die die Perm-Trias-Grenze überstanden, waren konservative Formen, die sich nur langsam zu neuen Arten entwickelten. Auch Tubiphytes findet sich wieder und ist in den kommenden 20 Millionen Jahren erneut einer der bezeichnendsten Riffbildner. Dazu traten einige wenige neue Gattungen, die den vorher ausgestorbenen Riffbildnern ähnlich waren. In den ältesten Riffen der alpinen Trias findet sich erstmals jene Tiergruppe, die zum Sinnbild für Riffbauer schlechthin geworden ist: die Steinkorallen, die es (als Gruppe) heute noch gibt. Eigenartigerweise sind die Korallen in diesen Riffen zwar recht selten, aber bereits mit vielen Arten vorhanden.

Dieses Wiedererscheinen der Riffe und vor allem das geologisch «plötzliche» Auftreten der Steinkorallen im Anschluß an einen Zeitabschnitt, in dem man weltweit bisher keine Riffe gefunden hat, ist eine typische Erscheinung, die man auch nach anderen Massensterben beobachtet hat. Wo aber und auf welche Weise überlebten die Riffbauer? Wo ist die früheste Entwicklung der Korallen erhalten, wie lief diese ab, und aus welcher Gruppe entwickelten sich die Korallen? So stellen nicht nur die Massensterben selbst, sondern auch das Wiederauftreten der Riffe und neuer Riffbildner die Forschung vor zahlreiche Fragen.

### Dolomiten

Der Name Dolomiten geht auf den französichen Forscher Deodat de Dolomieu zurück, der erstmals

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 57



Abb. 14. Mittlerer Teil der Sella in den Dolomiten. Die Pfeile deuten das steile Einfallen der Gesteine des ehemaligen Riffabhanges im Oberen Schlerndolomit (OS; mittlere Trias) an. Über dem Schlerndolomit liegt ein dünnes Band aus zurückwitternden Gesteinen, von Schutthalden bedeckt. Die Wand darüber ist der unterste erhaltene Teil der bis 1000 m dicken Abfolge des Hauptdolomits (HD; obere Trias). Foto: Rainer Brandner

erkannte, daß die Dolomiten großteils aus einem Mineral bestehen, das später ihm zu Ehren Dolomit<sup>5</sup> genannt wurde. Zum Zeitpunkt ihrer Bildung bestanden alle Dolomit-Massive aus Kalk. Die meisten wurden aber später durch Zufuhr von Magnesium in Dolomit umgewandelt. Meerwasser enthält viel Magnesium. Die Dolomitbildung erfolgte zum Teil wahrscheinlich durch Einsickern eingedampften Meerwassers, zum Teil durch Meerwasser, das von Vulkanen aufgeheizt wurde, aber auch zum Teil durch Einsickern normalen Meerwassers.

Baron Ferdinand von Richthofen deutete 1860 die mächtigen Gipfelstöcke der Dolomiten erstmals als fossile Riffe. Im Jahr 1864 verglichen Gilbert und Marshall die Riffe der Dolomiten zum Teil treffend mit den Korallen-Atollen des heutigen Indo-Pazifik. Mojsisovics (1879) beschrieb die Riffe und ihre seitlich benachbarten Ablagerungen ausführlich; viele seiner grundlegenden Ergebnisse gelten heute noch. Ab dieser Zeit wurden die Dolomiten-Riffe intensiv erforscht und sind heute von Geologen aus aller Welt besucht.

### Erster Abschnitt

Ab ungefähr 235 Millionen Jahren vor heute kam es im Bereich der Dolomiten durch Bewegungen des Untergrundes zur Zerlegung eines bislang einheitlichen, ausgedehnten Flachmeeres in Hochzonen, die nur mit flachem Wasser bedeckt waren, und dazwischenliegende, tiefere Meeresbecken (im folgenden kurz: Becken). Auf den Hochzonen siedelten sich kleine, atollartige Kalkplattformen an. Innerhalb dieser «Atolle» im weiteren Sinne befanden sich Lagunen mit «Wirtelalgen» (eine Gruppe von Kalkgrünalgen, die heute noch in tropischen Lagunen lebt) sowie mit Muscheln und Schnecken. Am Rand

der Atolle befand sich der verhältnismäßig schmale Riffgürtel. Die Riffe bestanden vor allem aus verzweigten und krustenbildenden Kalkalgen (Rotalgen und andere), Tubiphytes, kleinen länglichen Kalkschwämmen, verkalkten Mikrobenmatten und untergeordnet auch aus Korallen. Ferner sind diese Riffe oft reich an Zement. Vor den Riffen, zum tiefen Becken hin, lag ein bis einige hundert Meter hoher Abhang, der steil zum Becken einfiel. Trotz ihrer geringen Größe produzierten die Atolle soviel Kalksand und Kalkschlamm, daß sie die zwischen ihnen gelegenen tieferen Meeresbecken zum Teil zuschütteten. Das Vorwandern der Riffe und des Abhanges durch schrittweises Zuschütten des Bekkens ist in den Wandfluchten der Dolomiten als 30 bis 35° geneigte Schichtung gut sichtbar, beispielsweise in den Wänden des Schlern, der Sella oder des Rosengarten. Die Schichtneigung entspricht dem ehemaligen Riff-Abhang. Bereits Mojsisovics (1879) erkannte diese geneigten Schichten als fossile Riff-Abhänge.

Die Massive zum Beispiel des Schlern, des Rosengarten, des Latemar, des Langkofel und der Sella gehören in ihrem unteren Teil großteils zu diesem ersten Riff-Abhangsystem, das im Verlauf von nur wenigen Millionen Jahren abgelagert wurde. Vermutlich hätten es die Riffe geschafft, alle zwischenliegenden Becken zu verschütten und zu einer größeren Plattform zu verschmelzen - doch starke Bewegungen des Untergrundes und Vulkanismus setzten ein. Die Vulkane waren im Bereich der Dolomiten aktiv. Örtlich durchsetzen die Zufuhrgänge des Magmas auch die Plattformen selbst. Eine Zeitlang konnten einige Plattformen noch während Unterbrechungen der Vulkantätigkeit wachsen, doch schließlich wurden sie unter den vulkanischen Laven und Tuffen begraben.

### Zweiter Abschnitt

Knapp vor ungefähr 230 Millionen Jahren vor heute kam die Vulkantätigkeit zum Erliegen. Nach rascher Abtragung großer Mengen vulkanischen Materials hefteten sich an den freiliegenden «Kernen» der älteren Kalkinseln neue Atolle an. Die Kalkplattformen dieses Zeitabschnittes waren durch sehr flache Lagunen und Gezeitenebenen gekennzeichnet und bestanden im wesentlichen aus einem schmalen Riffgürtel und dem Abhang, der wahrscheinlich in seinem obersten Abschnitt ebenfalls mit Riffen besetzt war. Die Riffe waren insgesamt von ähnlichem inneren Aufbau und ähnlicher Zusammensetzung

wie jene des ersten Entwicklungsabschnittes, doch sind die Steinkorallen zumindest örtlich erstmals wichtige Riffbauer. Wie ihre Vorgänger, so produzierte auch diese zweite Generation von Atollen reichlich Kalksediment, so daß die zwischenliegenden Becken vom vorwandernden, einige hundert Meter hohen Riff-Abhangsystem fast völlig zugeschüttet wurden. Wiederum läßt sich das Vorwandern zum früheren Becken hin mit den ungefähr 30° einfallenden Riffabhang-Schichten gut aus den Wänden ersehen (Abb. 14). Der restliche Höhenunterschied zwischen den Atollen und den noch verbleibenden, seichten Becken wurde von Kalken und Dolomiten einer Gezeitenebene verfüllt. Bekannte Massive, die teilweise dieser zweiten Plattform-Generation zugehören, sind die Pale di San Martino, die Civetta, der Lagazuoi, der Settsass-Nuvolau, die Sella, der Langkofel und der Schlern.

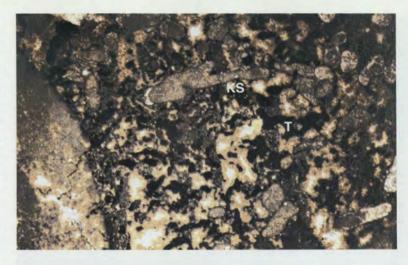
### Dritter Abschnitt

Von ungefähr 220 bis 210 Millionen Jahren vor heute war der größte Teil der heutigen Dolomiten eine kalkig-dolomitische Gezeitenebene auf grob 25° nördlicher Breite im tropischen Klimagürtel. Während dieses Abschnittes waren die Dolomiten Teil einer riesigen Plattform, der sogenannten Hauptdolomit-Megaplattform (benannt nach ihrem wichtigsten Schichtglied, dem Hauptdolomit; vgl. Abb. 14). Auch die heutigen Nordalpen waren Teil der Hauptdolomit-Megaplattform (siehe unten). Der Hauptdolomit ist fast tausend Meter dick und baut, ganz oder teilweise, unter anderem die Wände der Drei Zinnen, des Monte Cristallo, des Cunturines, der Tofane und der Civetta auf.

### Nördliche Kalkalpen

Im Bereich der heutigen Nördlichen Kalkalpen verlief die Entwicklung der Riffe etwa ähnlich jener der Dolomiten, mit Ausnahme vor allem der großen Mengen an vulkanischem Gestein, das in den Nordalpen fast völlig fehlt. Aufgrund der intensiven Gesteinsverformung (Falten, Brüche) im Zuge der späteren Alpen-Gebirgsbildung ist in den Nordalpen der Übergang von den alten Plattformen in die ehemals seitlich benachbarten Becken nur an ganz wenigen Stellen gut erhalten. Meist muß die Beziehung Plattform-Becken aus zahlreichen Einzelbefunden rekonstruiert werden.

In den Nordalpen kam es ab ungefähr 230 bis 235 Millionen Jahren vor heute ebenfalls zur Bildung atollartiger Plattformen mit hohen Abhängen vor



tieferen Becken. Auch auf diesen Plattformen erfolgte die Erzeugung von Kalksediment so rasch, daß sie über die tieferen Becken hinwegwuchsen. Zu diesen Plattformen gehört der Wettersteinkalk, der mit einer Dicke von bis ungefähr 1700 m einer der wichtigsten Wand- und Gipfelbildner der Nördlichen Kalkalpen ist. Wenige Schritte von der Bergstation der Hafelekar-Seilbahn bei Innsbruck liegt ein besonders gut erhaltenes Riff im Wettersteinkalk. Dieses Riff ist in seiner Zusammensetzung sehr ähnlich den gleich alten Riffen im Bereich der Südalpen, besteht also vorwiegend aus verschiedenen Gruppen kleiner Kalkschwämme, krustenbildenden und verzweigten Kalkalgen, Tubiphytes, festsitzenden beschalten Einzellern, verkalkten Mikrobenmatten und einigen Korallen (Abb. 15, 16). Es läßt sich eine Zonierung in Vorriff, Riffkrone und Hinterriff feststellen. Auch diese Riffe sind oft reich an Zement in ehemals offenen Hohlräumen, vor allem im VorriffAbb. 15. Mikroskop-Bild aus dem Hafelekar-Riff (mittlere Trias) bei Innsbruck. Das Gestein besteht im wesentlichen aus kleinen, perlschnurartig gegliederten Kalkschwämmen (KS), dem Problematicum Tubiphytes (dunkle Flecken), und Zement (helle Partien). Tatsächliche Breite 17 mm.

Abb. 16. Mikroskop-Bild aus dem Hafelekar-Riff (mittlere Trias) bei Innsbruck. Grobverzweigt blumenkohlartig wachsende Rotalgen. Diese Gruppe von Rotalgen gibt es heute noch. Tatsächliche Breite 17 mm. Fotos: Rainer Brandner





Abb. 17. Blick nach Südosten auf den Dachstein (links) und den Gosaukamm (rechts), vom Postalm-Sattel aus gesehen. Beide Massive bestehen größtenteils aus Dachstein-Riffkalk und Dachstein-Lagunenkalk der oberen Trias.

Bereich. Zum Teil wurden die Hohlräume nicht ganz mit Zement gefüllt, so daß ihr zentraler Teil heute noch offensteht. Kennzeichen des Wetterstein-Riffkalkes im Gebirge sind seine «Massigkeit» (Fehlen deutlicher Schichtung) und eine hellgraue Anwitterungsfarbe, die örtlich (durch Bewuchs mit Flechten und Mikroben) auch fleckenhaft ins Rötliche spielen kann. Hinter den Wettersteinkalk-Riffen breiteten sich Lagunen mit einer daran angepaßten Lebewelt aus, darunter Muscheln und sehr großwüchsige, hochgewundene Schnecken, die im Volksmund «Wildangerschnecken» genannt werden. Daneben sind wiederum versteinerte Wirtelalgen zahlreich. Der lagunäre Wettersteinkalk ist neben seiner hellgrauen Anwitterungsfarbe durch deutliche, bis einige Meter dicke Schichtung gekennzeichnet; diese Schichtung ist am Bettelwurf und am Gipfelaufbau der Rumerspitze bei Innsbruck bereits vom Tal aus gut sichtbar. Wer vom Hafelekar bei Innsbruck den Blick nach Norden ins Karwendelgebirge genießt, dem fällt der Wechsel zwischen dem massigen, ungeschichteten Riffkalk und dem deutlich geschichteten lagunären Kalk auf.

Das Wachstum der Wettersteinkalk-Riffe wurde für einige Millionen Jahre durch einen Zeitabschnitt unterbrochen, während dessen vor allem auf Gezeitenebenen Kalk, Dolomit und Gips abgelagert wurde; dazwischen wurden in seichten Meeresbereichen Tone und Sande abgelagert. Nach dieser Phase kam es auch im Bereich der Nördlichen Kalkalpen zum Anschluß an die Hauptdolomit-Megaplattform. Der Hauptdolomit erreicht bis über 2000 m Dicke und ist im Gebirge durch seine bräunlichgraue Anwitterungsfarbe und deutliche Schichtung meist gut kenntlich. Die Hauptdolomit-Plattform wurde von Meeresstraßen durchzogen, an deren Rändern Riffe wuchsen. In den Nördlichen Kalkalpen ist der massige, bis über 1000 m dicke Dachstein-Riffkalk das

Produkt dieser Riffe (Abb. 17). In diesen Riffen waren die schon erwähnten kleinen Kalkschwämme, vor allem aber zum Teil bis einige Meter große verzweigte Korallen die wichtigsten Erbauer. Rotalgengruppen, die es heute noch gibt, sowie Moostierchen und bestimmte Skelettschwämme waren die wichtigsten Krustenbildner. Typische Bewohner waren Muscheln, Schnecken, Armfüßer und Seeigel. Die Riffe lassen eine Zonierung in Hinterriff, Riffkrone und Vorriff erkennen. Vor dem Riff lag ein sanft zum Becken einfallender, oft recht hoher Abhang. In der Lagune hausten zahlreiche große, dickschalige Muscheln, deren Querschnitte im Volksmund wegen ihrer Form «Kuhtritte» genannt werden; auch die Wirtelalgen sind in den lagunären Kalken sehr häufig. Der Dachsteinkalk baut zum großen Teil viele Massive der mittleren und östlichen Kalkalpen, aber auch Teile der Dolomiten-Massive auf. Er wittert hellgrau an, und wiederum erscheint der Riffkalk massig und der Lagunenkalk deutlich und weithin sichtbar geschichtet. Ein besonders bekanntes Beispiel des Dachsteinriffkalkes ist der Gosaukamm (Abb. 17), der wegen seiner beeindruckenden Form und den vorgelagerten Gosauseen ein klassisches Motiv alpiner Landschaftsmalerei ist. Daneben bieten auch der Hohe Göll und der Hochkönig (beide in Salzburg) gut erhaltene Beispiele für Riffe dieser Zeit.

Sowohl der Wettersteinkalk als auch der Dachsteinkalk sind meist feste Klettergesteine, ausgenommen dort, wo Zerrüttungsflächen (Brüche, Klüfte) der späteren Gebirgsbildung verlaufen. Vor allem ältere Kletterführen verlaufen jedoch gerade an diesen Zerrüttungsflächen. Diese Flächen bieten einen gut sichtbaren Routenverlauf, und weiters verwittert hier das Gestein meist auf eine Weise, die Tritte und Griffe bereitstellt und auch das Setzen von Haken ermöglicht. In geschlossener Wand sind sowohl der Wettersteinkalk als auch der Dachsteinkalk fest, doch ist oft auch die Kletterschwierigkeit höher. Wie fast alle Dolomitgesteine der Nördlichen Kalkalpen ist der Hauptdolomit ein schlechtes, brüchiges Klettergestein; nur an bestimmten Stellen finden sich Routen, die «fest» sind. Zurück zu den Riffen.

Nach einer längeren Zeit der Ruhe kam es am Ende der Trias-Zeit zu Bewegungen im Untergrund. Als Folge davon wurde die Hauptdolomit-Plattform langsam in einen riesigen Archipel aus kleineren Kalkplattformen zerlegt, die durch zwischenliegende Meeresbecken voneinander getrennt waren. Nahe dem Rande der Plattformen, in etwas ruhigerem

Wasser, wuchsen wiederum Riffe, die reich an oft großen, verzweigten Korallen sind. Diese Riffe waren meist Rasenriffe oder kleine Fleckenriffe. Neben den Korallen spielten die Kalkschwämme und Skelettschwämme eine untergeordnete Rolle als Riffbauer. Bewohner waren wiederum vor allem Muscheln und Armfüßer. Besonders bekannte und gut erhaltene Beispiele von Riffen am Ende der Trias finden sich auf der Steinplatte bei Waidring (Tirol) und in den Steinbrüchen von Adnet nahe Salzburg (Abb. 18). Am Ende der Trias-Zeit erfolgte eines der bedeutenderen Massensterben der Erdgeschichte. Alle Riffbauer, einschließlich der Korallen, erlitten Verluste; einige Familien riffbildender Skelettschwämme verschwanden ganz. Dieses Massensterben ist noch sehr wenig untersucht, und die Gründe sind dafür noch weitgehend unklar. Derzeit erscheint jede Hypothese (Klimawechsel, Vulkanismus, Meteoriteneinschlag, Meeresspiegelschwankungen) mit den bislang vorliegenden Daten kaum vereinbar.

### Riffe im tiefen blauen Meer: Die Jura-Zeit

Ab 205 Millionen Jahren vor heute, dem Ende der Trias, erfolgte eine tiefgreifende Umstellung. Afrika und Europa, die seit der Perm-Zeit in einer einzigen Platte vereint waren, begannen sich durch Vorgänge im Erdmantel rasch voneinander zu entfernen. Dadurch wurde der größte Teil der Südalpen und der Nordalpen entlang von Absenkungsbrüchen in die Tiefsee versenkt: die ehemals ausgedehnten Kalkplattformen «ertranken». Auch der zukünftige Nordatlantik begann sich zu öffnen. Nach dem Massensterben am Ende der Trias finden sich wiederum weltweit nur kleine, seltene Flecken-Riffe. In den Alpen sind keine Riffe nachgewiesen, die die Trias-Jura-Grenze überschreiten oder im frühesten Jura wuchsen. Dagegen gibt es auch in den Alpen Hinweise dafür, daß das Riffsterben am Ende der Trias und das damit verbundene Ertrinken der Plattformen durch Milieu-Änderungen mitbedingt war; als Ursachen kommen erhöhter Nährstoffgehalt des Wassers und klimatische Abkühlung bzw. ein feuchteres Klima in Frage. Weltweit gesehen sind die ältesten größeren Riffe, die man derzeit aus der Jura-Zeit kennt, ungefähr 2 Millionen Jahre jünger als der Übergang Trias/Jura.

In den heutigen Südalpen überstanden nur wenige Plattformen die Absenkung am Beginn des Jura. Auf ihnen siedelten sich im Verlauf des Jura wiederum kleine Riffe an, doch insgesamt herrschte an den Plattform-Rändern die Ablagerung anderer Kalk-



sedimente vor (etwa Ooid-Sande, vgl. Abb. 6 und 12). Auf den Jura-Plattformen der Südalpen finden sich auch erstmals Hügel- und Rasenriffe, die praktisch ausschließlich aus bestimmten Muscheln (*«Lithiotis»*) bestehen. Diese Muscheln wurden bis mehrere Dezimeter lang und hatten eine recht dünne Schale. Sie steckten ähnlich der heutigen «Schinkenmuschel» *Pinna* in aufrechter Position im Kalkschlamm, wobei nur ein Teil der Schale frei ins Wasser ragte. Die *Lithiotis*-Gruppe starb noch während des Jura wieder aus, doch waren sie die ersten «riff»-bildenden Muscheln – ein Trend, der etwas später von Bedeutung sein würde.

Im Bereich der Nördlichen Kalkalpen dauerte es während des Jura länger, bis sich wieder Riffe ansiedelten, zum Teil auch wegen der früheren Absenkung großer Teile in die Tiefsee. Schließlich aber siedelten sich auf neuen Hochzonen wiederum Riffe an. Ähnlich wie heute enthielten diese Riffe Korallen und Hydrozoen (Hohltiere mit verkalktem Skelett, ähnlich Korallen) als die wichtigsten Elemente der Erbauer-Gilde. Örtlich waren fleckenhafte Ansammlungen großer Stockkorallen vorhanden. Bezeichnende Bewohner dieser Riffe waren große, hochgewundene Schnecken. Von diesen Riffen wurde im Bereich der heutigen zentralen und östlichen Kalkalpen ein massiger, oft wandbildender und gut kletterbarer, im Bruch weißlicher Kalk abgelagert, der nach dem Berg Plassen als Plassenkalk bezeichnet wird. Die Riffe produzierten reichlich Kalkschutt, der auf dem vorgelagerten Hang zur Ablagerung gelangte. Die Plassenkalk-Riffe und ihre Lagunen standen wahrscheinlich in Verbindung mit kleinen, flachen Inseln frei im Meer, ähnlich den kleineren Inseln des

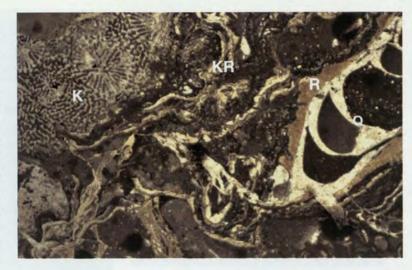
Abb. 18. Ausschnitt aus einem Rasenriff der obersten Trias aus großen, verzweigten Korallenstöcken, «Tropfbruch» bei Adnet/Salzburg. Derartige Korallenstöcke können bis mehrere Meter Durchmesser erreichen. Foto: Karl Krainer

heutigen Bahama-Archipels.

Knapp vor Ende des Jura, ab ungefähr 145 Millionen Jahren vor heute, erscheint weltweit und in den Plassenkalk-Riffen eine Gruppe, die anschließend ungefähr 90 Millionen Jahre hindurch das bezeichnendste Element tropischer Riff- und Flachwassergemeinschaften sein wird: die Rudisten. Dies sind Muscheln, deren dicke Schale ähnlich einer Eistüte mit Deckel aussieht. Die «Tüte» war am Boden festgewachsen und durch Querböden unterteilt. Oben wurde sie von einer deckelförmigen Klappe verschlossen. Die Rudisten hatten kaum Ähnlichkeit mit Muscheln, wie man sie vom Strandurlaub kennt. Sie bildeten zusammen mit Korallen und Skelettschwämmen flache Rasenriffe, doch konnten sie auch massenhaft in Bereichen siedeln (etwa in Lagunen), die den ökologisch empfindlicheren Korallen und Skelettschwämmen unzugänglich waren. Das Ende des Jura (vgl. Abb. 1) sah ausnahmsweise kein großes Massensterben, und die Entwicklung setzte sich in ihren wesentlichen Zügen in die folgende Kreide-Zeit hinein fort. Im Bereich der Alpen herrschte dennoch keine Ruhe. Die Bewegungsrichtung zwischen Afrika und Europa, die seit dem Ende der Trias auseinandergedriftet waren, hatte sich schon während der Jura-Zeit erneut geändert - diesmal in Richtung Kollisionskurs.

### Die Kreide-Zeit: Fremdartige Riffe auf den jungen Alpen

Vom späten-Jura bis in die Kreide-Zeit erfuhr der Bereich der Alpen den ersten gebirgsbildenden Zusammenschub. Beim Zusammenschieben rissen die bis dahin abgelagerten Gesteinsschichten an Schwächezonen durch (zum Beispiel entlang eines alten Absenkungsbruches) und wurden zum Teil auf weite Entfernung übereinandergeschoben; dies führte zur Bildung sogenannter Überschiebungsdecken. Während und nach dem Zusammenschub begann sich der junge Alpenkörper aufgrund von gesetzmäßigen Vorgängen im Erdinneren aus dem Meer zu erheben. Auf Hochzonen und aufgrund der Wasserverflachung infolge der Hebung kam es dabei zur Ansiedlung von Riffen. Diese Riffe waren im wesentlichen aus Korallen und Rudisten zusammengesetzt. Durch fortgesetzte Hebung der Alpen aber wurde ein Riff nach dem anderen über den Meeresspiegel gehoben und abgetragen. Man weiß heute um das ehemalige Vorhandensein dieser Riffe nur noch aus Geröllen, die in jüngeren Gesteinen der Alpen wieder eingebettet wurden. Rasche Gebirgshebung mit



aufsitzenden Riffen ist von sehr jungen Gebirgen (zum Beispiel von Neuseeland) gut bekannt. Bald nach der Hebung begannen Teile des Alpenkörpers wiederum einzusinken, und das Meer rückte erneut vor. Ein Teil der jungen Alpen aber blieb über dem Meeresspiegel, wie Ablagerungen von Seen, Flüssen und Schuttfächern belegen. Die Flachsee vor dem Gebirge war durch eine besonders große Vielfalt von Ablagerungsräumen gekennzeichnet; dies spiegelt sich in zahlreichen verschiedenen Gesteinen wider, die auf kurze seitliche Entfernung wechseln. Riffe standen oft in geringer Entfernung von Flußmündungen, felsige Steilküsten wechselten mit kleinen Marschebenen ab. Ähnlich kleingegliederte Ablagerungsräume der Flachsee lassen sich heute entlang junger Gebirge in Südostasien studieren.

Die Alpen-Riffe der späten Kreide-Zeit bestanden entweder aus Korallen und Rudisten (Abb. 19) oder

Abb. 19. Mikroskop-Bild eines Riffes aus Korallen (K), Rudisten-Muscheln (R) und Krustenbildnen (KR; hier vor allem Rotalgen). Di tütenförmige Schale der Rudisten-Muschel (R) ist im Längsschnitt u sehen, der die Querböden (Q) in der Schale zeigt. Grau: Verfestigte Kalkschlamm. Bildlänge 17 mm.

Abb. 20. Fossiles Korallenriff nahe Strobl, Wolfgangsee. Das Riff besteht fast ausschließlich au dicht aneinanderstehenden, oft großen Korallenstöcken. Im Bild die Unterseite zweier großer Korallenstöcke (K); die anderen «Knollen» im Bild sind alle Korallenstöcke. Stift 14 cm lang. Dieses Riff wurde erst 1997 erkannt.





Abb. 21. Ausschnitt aus einen Rudisten-Rasenriff, wie es sich im natürlich verwitterten Gestein oft typisch zeigt. Die enggestapelten, länglichen Gebilde sind alles Rudistenschalen, die bis über 50 cm Länge erreichen. Obere Kreide, «Krönner-Riff» am Lattenberg bei Bad Reichenhall. Stift 14 cm lang.

nur aus Rudisten. Als Seltenheit (auch weltweit gesehen) wurde 1997 ein Riff erkannt, das fast ausschließlich aus großen, dichtgepackten Korallenstöcken besteht (Abb. 20). Die reinen Rudistenriffe bestehen aus Abertausenden von Exemplaren, die stellenweise fast Armlänge erreichen und enggepackt nebeneinander stehen, so daß dazwischen kaum Platz für andere Organismen war (Abb. 21). Rudisten bildeten nur äußerst selten steilflankige Riffe; fast immer waren es Hügel-Riffe bis Rasenriffe, die meist nur aus wenigen Arten bestehen. Die Ökologie dieser Rudistenaufbauten steht näher bei den heutigen Austernbänken als bei Korallenriffen. Auch die Korallen-Rudistenriffe waren im wesentlichen hügelförmig; es fehlte also ein steiler Riff-Abhang. Trotzdem läßt sich eine ökologische Zonierung nach Wuchsformen und Tiergruppen erkennen. In geschützten Hinterriff-Bereichen standen örtlich zarte, verzweigte Korallenstöcke mit aufgewachsenen Rudisten (Abb. 22). In den Nördlichen Kalkalpen sind die Riffe der Kreide-Zeit stets nur bis einige Zehnermeter dick und verwittern meist brüchig, so daß sie keine Wandbildner sind und sich nicht als Klettergesteine eignen.

Auch im Bereich der heutigen Zentralalpen dehnte sich zur Kreide-Zeit eine in viele Ablagerungsräume gegliederte Flachsee aus. Diese Flachsee war zur Kreide-Zeit bereits südlich der Nördlichen Kalkalpen gelegen. In den zukünftigen Zentralalpen wuchsen zumindest auch Rudisten-Rasenriffe, die aber nur noch an sehr wenigen Stellen erhalten sind. In den Südalpen hatte sich nur die sogenannte Friaul-Plattform bis in die Kreide-Zeit hinein gehalten. Die Friaul-Plattform stand frei im Meer und bestand gänzlich aus Kalksediment; sie war daher grundsätz-

lich anders gebaut als die Ablagerungsräume der heutigen Nord- und Zentralalpen. Entlang des Randes und in der Lagune der Friaul-Plattform standen ausgedehnte Rasenriffe aus Rudisten; zwischen den Rasenriffen lagen große Kalksanddünen unter flacher Wasserbedeckung. Diese Sanddünen bestanden großteils aus zerkleinerten Rudistenschalen; sie wanderten während Stürmen und starker Gezeiten über die Rasenriffe hinweg. Auch Korallen waren nicht selten, doch bildeten sie keine Riffe. Dies ist ein merkwürdiger Wesenszug auch der weiter südlich gelegenen, großen Plattformen im heutigen Apennin: obwohl gute Voraussetzungen für Korallenriffe vorhanden gewesen wären und trotz ihrer Häufigkeit waren die Korallen doch nur Zaungäste neben großen Rudisten-Rasenriffen. Vielleicht siedelten die Rudisten sich viel rascher an und produzierten zu viel Kalksand, als daß Korallen Gelegenheit erhalten hätten, ein Riff zu bauen.

Korallen und Rudisten sind Anzeiger eines tropischmarinen Paläo-Klimas. Ein genauerer Vergleich der Korallen-Rudistenriffe der Nördlichen Kalkalpen mit jenen der Zentralalpen und der Friaul-Plattform zeigt, daß die ersteren deutlich artenärmer sind als ihre südlicheren Nachbarn. Dies könnte als Hinweis gewertet werden, daß die Kreide-Riffe der Nördlichen Kalkalpen, die auf etwa 30 bis 32° Nord Paläo-Breite wuchsen, nahe der damaligen meeresklimatischen Grenze für Riffwachstum standen. Möglicherweise waren auch (lokale) Klima-Schwankungen daran beteiligt. Im Verlauf der späten Kreide-Zeit kam es zur geologisch raschen Öffnung des Südatlantik. Damit war der gesamte Verlauf des Atlantik gezeichnet, ein wichtiger Schritt in der Herstellung der heutigen, großteils quer zu den Breitengraden verlaufenden Ozeanzirkulation und eines insgesamt kühleren Klimas.

### Die Kreide/Tertiär-Grenze: DAS Massensterben

Knapp vor 1980 fanden der Amerikaner Alvarez und seine Mitarbeiter in einer Gesteinsabfolge, welche die Kreide-Tertiär-Grenze beinhaltet, einen stark erhöhten Iridium-Gehalt genau an der Grenze. Iridium ist ein platinartiges Element, das in bestimmten Meteoriten viel häufiger ist als auf der Erde. In einem Fachaufsatz von 1980 behaupteten Alvarez und Mitautoren daher, daß das Massensterben am Ende der Kreide (vgl. Abb. 1) durch einen Meteoriten-Einschlag ausgelöst wurde. Diese Arbeit rief ein selten breites Echo hervor. Das Szenario ist sehr

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

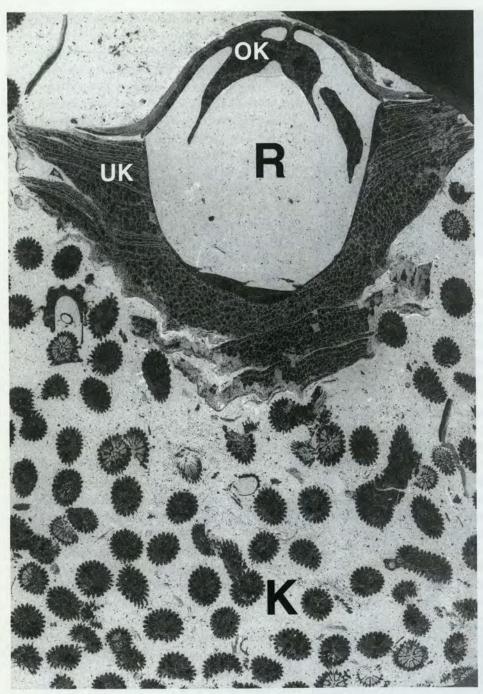


Abb. 22. Negativ-Bild (hellgrau: verfestiger Kalkschlamm) eines verzweigten Korallenstocks (K) und einer Rudisten-Muschel (R). Die Muschel zeigt die dicke, zellige, tütenförmige untere Klappe (UK) und die deckelförmige, obere Klappe (OK). Obere Kreide, Brandenberg. Tatsächliche Breite ca. 4 cm.

medienwirksam: nichtsahnend fressende Dinosaurier, hinter denen am Himmel der gleißend helle, glühende Meteorit erstrahlt, dessen Einschlag ihnen in Kürze den Tod bringen wird. Die Vorstellung eines Meteoriteneinschlags ist auch geeignet, um für Sensationsgeschichten Stoff zu liefern und Handlungselemente für Action-Filme zu liefern. Auch in der Wissenschaft zündete diese Arbeit einige Entwicklungen: das Wort «Neokatastrophismus» tauchte auf, und die Erforschung der Massensterben, bis

dahin eine Domäne eher wenig beachteter Paläontologen, wurde fast über Nacht und bis heute Gegenstand lebhaften Interesses.

Kein Massensterben war und wird so gründlich untersucht wie jenes der Kreide-Tertiär Grenze (im Fachjargon K-T-Grenze genannt), und das, obwohl es sich im Vergleich mit anderen Massensterben eher bescheiden ausnimmt. Es standen sich zwei Lager gegenüber: die «Extra-Terrestriker», die ein Massensterben infolge Meteoriteneinschlags verfochten, und die «Terrestriker», die behaupteten, das K-T-Massensterben sei auf irdische Ursachen zurückzuführen. Tatsächlich gleicht (neben der Iridium-Anomalie) die Reihe der Hinweise auf eine globale Katastrophe einem Spielplatz der Superlative, darunter ein Einschlagskrater in Mexiko sowie Hinweise auf vernichtende Erdbeben (Magnitude 13, Richter-Skala) und erdbebenverursachte Flutwellen von bis zu 1 km geschätzter Höhe.

Die «Terrestriker» wandten immer wieder ein, daß es ebenso gute Hinweise auf irdische Ereignisse gibt, die sich abträglich auf das globale Klima auswirkten, unter anderem der Ausfluß riesiger Mengen von Lava im heutigen Indien. Darüber hinaus wurde in den letzten 10 bis 15 Jahren klar, daß die Erde schon Millionen Jahre vor der K-T-Grenze Anzeichen einer zunehmenden Abkühlung zeigte, in Rückkoppelung mit einer Änderung der Art der ozeanischen Zirkulation. Vor allem zeigten viele Meeresbewohner der Tropen schon vor der K-T-Grenze eine Krise. Die Rudisten, diese so häufigen Riffmuscheln über 90 Mil-

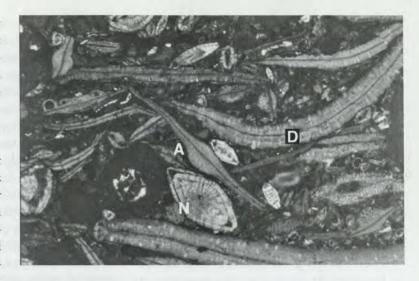
lionen Jahre hindurch, wurden artenärmer, bis sie an der K-T-Grenze ganz ausstarben. Auch Korallen wurden selten, starben aber nicht aus. Großwüchsige Muscheln, welche die ganze Kreide-Zeit hindurch auf schlammigen Meeresböden häufig waren, starben bereits vor der K-T-Grenze aus. Ebenso zeigten eine ganze Reihe anderer Organismen, anscheinend auch die Dinosaurier, bereits vor der K-T-Grenze eine deutliche Verringerung der Artenvielfalt und oft auch der Häufigkeit. So zeichnet sich bis jetzt ab,

daß wahrscheinlich beide Lager recht haben: Der oder die Meteoriten, die am Ende der Kreide-Zeit die Erde trafen, stürzten ein bereits gestreßtes globales Ökosystem endgültig in eine Krise – ein Modell, das in der Geologie als «coup de grâce» (Gnadenstoß) bekannt ist.

### Kaum noch erhalten: Die Riffe des Paläogens

Im Anschluß an den K-T-Übergang dauerte es nicht Jahrmillionen, bis wieder Riffe wuchsen. Schon kurz danach wuchsen Riffe, die den heutigen in vieler Hinsicht ähnlich waren. Sie waren vorwiegend von Korallen als Erbauern und Rotalgen als Krustenbildnern aufgebaut, und auch die Bewohner und Zerstörer sind ähnlich den heutigen. Massive Skelettschwämme, diese früher so häufigen Riffbildner, sind jedoch selten; sie starben bald nach der K-T-Grenze aus oder wanderten in andere Lebensbereiche ab. Früher glaubte man in Analogie zu anderen Massensterben, daß diese Riffe weltweit sehr selten sind, doch inzwischen wurden etliche Riffe erkannt, die sich dem Zeitabschnitt (dem sogenannten Dan) nach dem K-T-Übergang zuordnen lassen. Auch im Mittel- und Ostteil der Nördlichen Kalkalpen finden sich kleine Reste von Riffen aus dieser Zeit. Es ist möglich, daß Riffe des Dan nicht sehr selten waren, daß die meisten aber späterer Erosion infolge eines Meeresspiegel-Tiefstandes zum Opfer fielen.

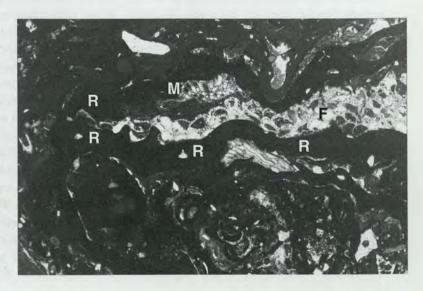
Während des Paläogens begannen bodenbewohnende Einzeller der Flachsee kunstvolle, bis über 10 cm große, meist flache Gehäuse aus Kalk zu bauen. Diese Einzeller kamen in solchen Massen vor, daß die Flachsee-Kalke des Paläogens oft großteils aus deren Gehäusen aufgebaut sind (Abb. 23). Warum tierische Einzeller binnen weniger Millionen Jahre große Gehäuse bauen und in derartigen Massen vorkommen, ist weitgehend unbekannt. Erklärungen wie «stabiles, warmes Klima» oder «erhöhter Nährstoffgehalt des Wassers» sollten nicht nur innerhalb der jeweiligen Tiergruppe selbst (in Form von physiologischen Ursache-Wirkungsbeziehungen), sondern auch im Verhältnis zu den anderen Gruppen in sich schlüssig sein. Einige Nachfahren der großen, gehäusebildenden Einzeller des Paläogens gibt es heute noch in und neben Riffen, doch sind sie heute insgesamt selten, artenarm und vergleichsweise klein. In den Nord- und Westalpen sind Flachwasser-Gesteine des Paläogens nur noch in kleinen Resten erhalten. Der heutige Alpenbereich bildete um ungefähr 35 Millionen Jahre vor heute wahrscheinlich eine Inselgruppe, der ein flaches Meer



vorgelagert war. Im Bereich der Nördlichen Kalkalpen und knapp nördlich davon wuchsen auf Hochzonen Riffe, die fast völlig aus Rotalgen und festsitzenden, gehäusebildenden Einzellern und krustenbildenden Moostierchen aufgebaut sind (Abb. 24). In den Südalpen bildete sich im Bereich der Lessinischen Alpen eine größere Kalkplattform, deren Ablagerungen ebenfalls zum größten Teil aus den Kalkgehäusen der erwähnten Einzeller besteht. Korallen kommen vor, wenngleich sie keine großen Riffe bauten. Die lessinische Kalkplattform entwikkelte sich sehr rasch über einer Tiefseeschwelle; wahrscheinlich spielte Hebung des Untergrundes aufgrund von Vulkanismus eine Rolle.

Im Alpenbereich kam es um 34 Millionen Jahren vor heute zu einer weiteren markanten Umstellung. Zum Teil fanden gebirgsbildende Bewegungen bereits während der Ablagerung der jüngeren Riffe statt, ab Abb. 23. Mikroskop-Bild eines Kalksteins mit Schnitten durch die Kalkgehäuse großwüchsiger Einzeller. Im Bild sogenannte Nummuliten (N), Discocyclinen (D) und Asterocyclinen (A). Eozän. Tatsächliche Breite 17 mm.

Abb 24. Mikroskop-Bild eines Riffkalkes, der großteils aus Rotalgen-krusten besteht (R; dunkelgraue Lagen), mit eingewachsenen gehäusebildenden Einzellern (sog. Foraminiferen; F), und Gehäusen von Moostierchen (M). Eozän.
Tatsächliche Breite 17 mm.



ungefähr 34 Millionen Jahren vor heute aber wurde stärkerer Zusammenschub von Hebung des Alpenkörpers begleitet und gefolgt. Bedingt durch die ständige Annäherung von Afrika und Europa wurde der alte, west-ostverlaufende Seeweg im Bereich der Alpen immer enger. Zu dieser Zeit erhoben sich große Teile der Alpen endgültig aus dem Meer. Knapp südlich der Alpen, nahe Verona, wuchsen noch Riffe mit einer reichhaltigen Korallenfauna. Diese Riffe waren in ihrem Aufbau und hinsichtlich des Bestands an Korallengattungen bereits recht ähnlich heutigen Korallenriffen.

Vor 28 Millionen Jahren vor heute kam es zu einer raschen, globalen und insgesamt nachhaltigen klimatischen Abkühlung. Zu dieser Zeit wurde die kreisförmig um die Antarktis laufende Ozeanströmung voll aktiv und die Bildung kalter ozeanischer Tiefenwässer beschleunigt. Ab dieser Zeit war das ozeanische Zirkulationssystem wahrscheinlich sehr ähnlich dem heutigen. Eigenartigerweise war diese Abkühlung nicht von einem Massensterben begleitet. Dies zeigt, wieviel noch über die Dynamik zu lernen ist.

### Rien ne va plus: Die letzten Riffe im Alpenraum

Ab ungefähr 20 Millionen Jahren vor heute kündigte sich das Ende des alten, west-ostverlaufenden Seewegs an, in dem die weitaus meisten Gesteine abgelagert wurden, die sich in den heutigen Alpen finden. Die Verbindung zwischen dem heutigen Mittelmeer und dem Indik wurde im Zeitraum von 20 bis 10 Millionen Jahren vor heute durch Hebung und Senkung der Erdkruste und Schwankungen des Meeresspiegels wiederholt geschlossen und geöffnet. Die Grundform des Mittelmeeres als «Randmeer» bildete sich aus. Daneben setzte sich die relative Norddrift des Alpenbereiches noch fort. Als ob das zweimalige Zusammenschieben der Alpen nicht genug gewesen wäre, wurden vor allem die Ostalpen noch an großen Brüchen in sich seitlich verschoben. Entlang der Brüche bildeten sich örtlich lange, schmale Becken. Das Meer griff in Buchten entlang dieser Becken in den freiliegenden Alpenkörper ein. Bedingt durch die Öffnung und Schließung von Meetesstraßen kam es im heutigen Südost- und Ostösterreich zwischen ungefähr 24 bis 8 Millionen Jahren vor heute zu wiederholten Schwankungen von Meerwasser zu Süßwasser. Korallen kommen nur in Gesteinen jener Phasen vor, in denen Meerwasser mit normalem Salzgehalt (heute 36 Promille) vorhanden war.

Die jüngsten Riffe der Alpen sind ungefähr 14

Millionen Jahre alt, waren überwiegend Rasenriffe, und bestanden vor allem aus bäumchenförmigen (vgl. Rotalgen in Abb. 3) und krustenbildenden Rotalgen, festsitzenden Einzellern mit Kalkschale, kalkabscheidenden Würmern, Moostierchen und wenigen, ökologisch anspruchslosen Korallengattungen, die sich im subtropischen Klima jenes Zeitabschnitts behaupten konnten. Daneben gab es eine Reihe von Muscheln (etwa Pilgermuscheln und Austern), Schnecken und Seeigeln, die in und nahe diesen Rasenriffen lebten. Listen von Gattungen dieser Riffe lesen sich bereits recht vertraut, denn viele der Gattungen gibt es heute noch. Flecken-Riffe aus wenigen Korallenarten waren nur örtlich entwickelt. Kleine Rasenriffe aus einer Art von Steinkoralle (Cladocora caespitosa Linné) gibt es an wenigen Orten auch noch im heutigen Mittelmeer. Schließlich zog sich das Meer infolge weiterer Hebung der Alpen und Schließung des Seewegs zwischen Arabien und Europa ungefähr in seine heutigen Grenzen zurück. Zwar blieb das Klima im Alpenraum noch weitethin insgesamt wärmer als heute, doch mit einer längerfristigen Gesamttendenz zu weiterer Abkühlung. Damit endet die Geschichte der fossilen Riffe im Alpenraum, noch lange bevor die Erde ab ungefähr 1 Million Jahren vor heute in den raschen «Taumel» zwischen Eiszeiten und Watmzeiten fiel, der die jüngste Klimageschichte kennzeichnet und der in der Alpenlandschaft tiefe Spuren hinterlassen hat.

Zuletzt zwei Bemerkungen zur Erforschung der Alpen. Wenn ich während meiner geologischen Gelände-Arbeit manchmal von Bergwanderern gefragt werde, was ich hier mache, so höre ich meistens als nächstes die erstaunte Frage «Ja aber – sind denn die Alpen nicht schon längst erforscht?» Die Antwort darauf ist: Nein. Denn so wie zum Beispiel Mediziner seit Jahrhunderten immer wieder denselben, den menschlichen Körper im Licht neuer Erkenntnisse durchforschen, so ist auch in der Geologie eine ständige Wiederaufnahme bedingt durch neue Deutungs-Konzepte und neue Methoden nötig.

Heute wird der Begriff Forschung mit weißgekleideten Neutra in weißglänzend gekachelten Labors, mit summenden Supercomputern, enorm teuren Teilchenbeschleunigern und ähnlichen Gtoßgeräten geradezu gleichgesetzt. Wem dies gefällt, der wird auch in den Labors der Geologie reiche Betätigung finden. Es mag jedoch überraschen, daß geologische Grundlagenforschung zum großen Teil immer noch auf sehr «alpinistische» Weise ausgeführt werden kann und muß: als Geologe oder Geologin, der/die ins Gebirge geht, um durch direkte Beobachtung zu neuen Resultaten zu gelangen. Zwar wird man keine neuen Gebirgs-Massive mehr entdecken. Doch etwas kleinere Entdeckungen, einschließlich recht spektakulärer fossiler Riffe, sind auch mitten in den Alpen selbst heute noch möglich. Soviel zum Stand der Erforschung der Alpen.

#### Literatur

Es ist im gegebenen Rahmen unmöglich, eine nur annähernd erschöpfende Liste von Fachaufsätzen anzuführen, die der Arbeit der vielen Geologen gerecht wird, welche in den Riffen der Alpen tätig sind und waren. Hier werden nur einige allgemeine Werke oder Zusammenfassungen zitiert. Interessierte Leser werden darin viele weitere Ouellen finden.

Bosellini, A., 1998, Geologie der Dolomiten. Athesia-Verlag, 192 Seiten, Bozen,

Fagerström, J. A., 1987, The evolution of reef communities. John Wiley Interscience, 598 Seiten. John Wiley & Sons, New

Flügel, E., Flügel-Kahler, E., 1992, Phanerozoic Reef Evolution: Basic Ouestions and Data Base. Facies, 26, 167-278. Erlangen.

Frakes, L. A., Francis, J. E., Syktus, J. I., 1992, Climate Modes of the Phanerozoic, Cambridge University Press, 274 Seiten. Cambridge.

Hallam, A., Wignall, P. B., 1997, Mass extinctions and their aftermath. Oxford University Press, 320 Seiten. Oxford.

Kiessling, W., Flügel, E. (Herausgeber), 2001, Phanerozoic Reefs. Society of Economic Paleontologists and Mineralogists, Special Publication, im Druck, Tulsa, Oklahoma,

Leonardi, P., 1967, Le Dolomiti. Geologia dei Monti tra Isarco

e Piave, Manfrini Editore, 1019 Seiten, Rovereto.

Schönlaub, H. P., 1988, Vom Urknall zum Gailtal. 500 Mil lionen Jahre Erdgeschichte in der Karnischen Region, Geologische Bundesanstalt, 169 Seiten, Wien,

Schumacher, H., 1991, Korallenriffe, Verbreitung, Tierwelt, Ökologie, BLV Verlagsgesellschaft, 275 Seiten, München. Steininger, F. F., Maronde, D. (Herausgeber), 1997, Städte unter Wasser, 2 Milliarden Jahre, Kleine Senckenbergreihe Nr. 24, 186 Seiten. Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt.

Stingl, V., Wachter, M., 1998, Dolomiten. Das Werden einer Landschaft, Athesia Verlag, 147 Seiten, Bozen.

Tollmann, A., 1976, Analyse des klassischen nordalpinen Me sozoikums, Verlag Franz Deuticke, 580 Sciten, Wien.

### Danksagung

Dank gilt Walter Klier für die Einladung zu diesem Artikel. Karl Krainer und Rainer Brandner, Universität Innsbruck, steuerten einige Fotos bei. Monika Tessadri-Wackerle, Universität Innsbruck, bereitete die Abbildungen zum Druck auf.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Die meisten Gesteine lassen sich, in kleinen Stücken auf einem Trägerglas festgeklebt, so dünn abschleifen, daß sie durchsichtig sind und unter dem Mikroskop untersucht werden können.
- <sup>2</sup> Armfüßer sind rein äußerlich ähnlich Muscheln, sind aber nicht mit ihnen verwandt. Nicht riff-bildende Armfüßer gibt es
- <sup>3</sup> El Niño ist ein mehrjährig wiederkehrendes Ereignis. Es geht vom Westpazifik und einem Hochdruckgebiet über dem Südpazifik aus. Während El Niño kommen die Passatwinde über dem äguatorialen Pazifik zum Stillstand. Dies hat deutliche Auswirkungen auf das Wetter vor allem in Nord- und Südamerika, und in Südostasien und Indien. Für Korallenriffe ist El Niño eine ökologische Belastung, die sich u. a. im stark verlangsamtem Wachstum oder Absterben von Korallen zeigt. <sup>4</sup> Ein Problematicum ist ein Fossil, das mehr oder weniger
- zugeordnet werden kann. <sup>5</sup> Kalk ist chemisch CaCO, (Kalziumkarbonat). Dolomit ist CaMg(CO<sub>2</sub>), (Kalzium-Magnesiumkarbonat).

häufig ist, das aber keiner Tier- oder Pflanzengruppe eindeutig

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 67 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

# Ein nicht unbeschwerlicher Weg in die Vorzeit

Schalensteine in Nord- und Südtirol: ein Überblick. Von Henriette Klier

#### Vorbemerkung

IN BEINAHE ALLEN Teilen der Welt, wo Menschen lebten, haben sie auf Steinen Bilder und Zeichen eingraviert. In Europa sind diese Felszeichnungen, sogenannte Petroglyphe, besonders zahlreich anzutreffen, aber auch auf den anderen Kontinenten kann man sie finden. Obzwar jede Kultur Eigenheiten in der Ausformung der Zeichen und Symbole aufweist, gibt es doch allen gemeinsame Charakteristika. Diese Felszeichen haben besonders in den letzten Jahrzehnten Neugier und Interesse erregt. Auch die Wissenschaft hat sich mit ihnen beschäftigt. Aber nirgends ist ihre Bedeutung, ihre einstige Funktion wirklich bekannt, existiert eine eindeutige historische Überlieferung. Aus noch vorhandenen Mythen und Legenden kann man keine sicheren Rückschlüsse zur Enträtselung dieser geheimnisvollen Zeugnisse der Vergangenheit ziehen.

Viel mehr als die lapidare Feststellung, daß überall auf der Welt einfache Symbole geschaffen wurden, deren Form durch das Material bedingt ist, das bearbeitet wurde, scheint zunächst kaum möglich.

## Jägerplatte am Grünberg über Silz: Ich finde zwei unbekannte Schalensteine, dazu einen erlegten Hasen

Es ist Mitte Dezember. Heuer liegt noch fast kein Schnee; ich stapfe also los, von der Talstation des Grünbergliftes am Waldrand südlich von Obsteig, am Mieminger Plateau. Der Himmel ist wolkenlos, im Schatten, wo der Weg den Waldhang eine ziemliche Weile hinaufführt, ist es kalt. Dann die Weite des Sattels zwischen dem Simmering und dem Grünberg. Jetzt strahlt die Sonne flach, aber heftig von Süden herein und blendet.

Mein Weg zweigt vom Sattel breit und sanft ansteigend nach Osten ab, führt am Südabhang des Grünberg dahin und bergauf; so gelange ich zu der Stelle,

wo unter dem Weg eine Jagdhütte steht. Da buchtet sich der Hang zu einer kleinen ebenen Fläche aus. Hier an der Südseite stürzt das Gelände steil zum Inntal hinunter. Von diesem Ausguck aus, und nur von hier, bietet sich ein freier Blick in die Runde. Ich sehe geradewegs ins Tal hinunter, nach Silz, Häuser zusammengehäuft im brettlebenen Talboden; gegenüber auf der anderen Talseite bedecken Fichtenwälder, grünschwarz, dicht an dicht die Steilhänge. Darüber eine schneeweiße Pyramide, es ist der Pirchkogel und gleich daneben der Rietzer Grießkogel. Gerade im Süden, alle übrigen Gipfel überragend, der Acherkogel, ein weißschwarzer Felszacken: auch weit ins obere Inntal öffnet sich der Blick, auf den mächtigen Venetstock, südlich davon zart eingeschnitten der Sattel der Piller Höhe. Bis nach Zams liegt breit und flach der Talboden neben dem Inn. Direkt unter mir die steile Hangflucht, die über Mötz beginnt und 15 km weit nach Westen bis zum Tschirgant zieht, wo sie an der Salvesenschlucht

Vor der Jagdhütte eine Bank, direkt darunter der Schalenstein, und dann bleiben noch wenige Fuß breit ebene Fläche, und auf der verbirgt sich zwischen Stauden und Grasbüscheln ein in den Felsen geschnittenes Becken. Es ist dreieckig und mit Wasser gefüllt.

Der Stein selbst ragt nur wenig über das Niveau der Umgebung auf; er ist als Schalenstein gut zu erkennen. Er besteht aus zwei nach Westen geneigten Felsrippen, die auf ihrem Rücken die Schälchen tragen. Mit diesen Löchern und muschelfömigen Vertiefungen meint man auf einem Teil der nahen Wettersteinwände zu stehen, dort, wo man froh wäre, beim Kraxeln in der Senkrechten solche Löcher unter die Finger zu kriegen.

Ich beginne den Stein mit der Bürste zu reinigen, Erde und Fichtennadeln wegzufegen, gieße Wasser in die Schälchen, um sie besser sichtbar zu machen. Ich finde sieben Schalen, mehrere verwittert, die Ränder wie abgebröckelt. schon ganz blau. Ich steige die paar Schritte zurück zum Forstweg hinauf, Rucksack geschultert, und mache mich auf den Rückweg, da schaue ich zufällig



Am Innerberg westlich über Längenfeld, Ötztal (1900 m). Wenige Minuten talein von der Innerberghütte liegt diese flache Felsplatte mit fünfzehn Schalen; vier davon länglich, indem je zwei in Form von «Füßchen» verbunden erscheinen. Hier findet der Stein als Salzlecke für Weidevieh Verwendung. Foto: Josef Öfner

Das Steinbecken darunter mißt 80 x 70 cm und ist etwa 30 cm tief. Es ist aus dem gewachsenen Fels geschnitten, Wasser steht darin, ich kann keinen Zufluß entdecken. Ich hätte gern das Holzgeländer, das hart am Rand des Abbruches und gerade neben meinen Objekten der Begierde steht, abmontiert, umgesägt, denn seine Balken werfen einen dicken störenden Schatten.

Ich stapfe also auf dem Stein herum, schaue den Vögeln zu, die das Vogelhäuschen wie wild anfliegen, bürste nochmals die Erde aus den Löchern, und was ein Schalensteinmensch so tut, ein Specht ist ganz in der Nähe, er hämmert, die Vögel landen beim Wasserbecken und trinken, die Sonne sinkt immer weiter, der Specht hämmert, die Meisen piepsen, die einzigen Laute, kein Wanderer, kein Holzarbeiter unterwegs. Die verschneiten Berge sind

auf den steilen Abbruch über der Straße und sehe ein Tier an einen Baumstrunk gebunden. Ein offensichtlich erlegter Hase, mit den Pfoten am Baumstamm festgebunden. Das rötlichbraune Fell glänzt seidig, die dunklen Augen offen und schwarzbewimpert, der Kopf mit der zarten dunkelbraunen und weißen Zeichnung an den Stamm gelegt, eine dicke Fliege brummt um seine pelzige Schnauze, ich packe nochmals die Kamera aus und dann mache ich mich endgültig auf den Rückweg. Irgendwie ist einiges durcheinandergebracht worden.<sup>1</sup>

### Der Schalenstein auf der Felskanzel in der Südwand des Hinteren Schöneck, 3128 m

Nach dem Abstieg durch die Flanke des Schönecks, beinah schon im Zaital angelangt, sehe ich die Düsseldorfer Hütte drunten im Grün liegen, rings-

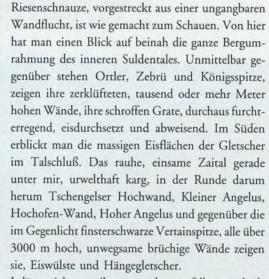


Der «Ortlerblick» am Hinteren Schöneck bei Sulden (3100 m). Hochgelegener Schalenstein in ausgesetzter Position auf aussichtsreicher Terrasse. Die flechtenbewachsene Platte zeigt deutlich mehrere Schälchen. Die Fotos stammen, wenn nicht anders angegeben, von der Autorin.

Unten: Rutschstein, auch «Kreuzplatte», Elvas bei Brixen (750 m). Etwa 5 mal 3 m. Mehrere kleine Schälchen und regelmäßig angeordnete Neunerkombination von Näpfchen.

herum die unendlichen Schutt- und Blockfelder, die die steilen Berghänge dort aufgeschüttet haben. Aber das drunten Ankommen wünscht man sich später, nicht gleich, denn das Ankommen bedeutet zugleich Zuendegehen.

Da bietet sich ein Platz zum Verweilen an. Durch die Südostflanke des Schönecks führt ein gesicherter Felsensteig, hier kann man sehr gut hinaufklimmen und absteigen, davon abgesehen erscheint die Wand abweisend. Und hier, gerade noch 200 Höhenmeter über dem Hüttenboden, leiten Trittspuren vom Steig ab auf eine Felskanzel auf 2750 m. Diese schmale Plattform springt unvermittelt aus der Wand vor. Sie prunkt mit einem saftig grünen Sitz-Rasenpolster auf dem flachen Rücken, mehrere Felsblöcke



liegen da, ein überaus einladender Rastplatz. Diese

Je länger ich verweile, umso schwerer fällt es, endgültig ins Tal abzusteigen. Ich gehe die kleine Fläche bis zum Rand aus, und dort, wo die Rasenstücke abrupt in senkrechten Fels übergehen, entdecke ich die Schälchen in die Oberfläche einer Felsplatte gerieben. Dieser Block ist nicht der größte, nicht einer mit großer oder glatter Oberfläche, wie sie gleich nebenan zu haben gewesen wäre, nein, ein kleiner Stein ist es, der die bekannten Zeichen trägt, nur einen Fußbreit neben dem Abgrund. Die Schälchen sind unregelmäßig über die unebene, mit Flechten bewachsene Oberfläche verteilt. Die Trinkflasche ist fast leer, es gibt nur mehr ein paar Tropfen in jede Vertiefung, damit das Foto halbwegs gelingen soll. In der Kamera sind nur mehr zwei Bilder.

Die Hand an die rissige Oberfläche des Schalensteins, dann zurück zum Steig. Irgendwie muß das genügen. Wann könnte ich wieder hier heraufkommen...

#### Charakteristika. Wie sehen Schalensteine aus

Wenn man sie nicht kennt, sieht man sie nicht. Unscheinbar, versteckt, verwittert, weit droben oft, in der Einsamkeit liegen sie. Haben sich etwa Kobolde, Trolle im Verborgenen einen Festtagstisch hergerichtet, mit Tassen, Schalen, Näpfchen, Rinnen auf einem Felspodest; Vertiefungen im Stein, in die man nur geringe Mengen irgendeines flüssigen oder festen Stoffes schütten oder legen kann. Oft in so schräger Lage, daß das Hineingegossene in boshafter Koboldmanier sich allsogleich anschickt, wieder herauszufließen.

Steinern, unverrückbar liegen die Felstische mit den Schalen darin an einschichtigen Plätzen; der Festschmaus ist längst vertrocknet, verdampft. Jetzt sind die Schüsseln leer, mit Moos und Moder gefüllt, Nadeln, Blätter, Zweige in Jahreszeitabfolge darübergeschichtet.

Der Begriff «Schalenstein» wurde im 19. Jahrhundert geprägt. Er bezeichnet Steine, in die runde Vertiefungen auf verschiedene Weise eingearbeitet wurden. Die Schälchen können in mehr oder minder großer Anzahl auf einem Stein zu finden sein, der Zahl neun scheint man den Vorzug gegeben zu haben. Neben wenigen Schälchen auf relativ kleinen Steinen gibt es größere mit Dutzenden von Schalen. Grundbedingung für die Herstellung war das richtige Material, es mußte eine für die Bearbeitung geeignete Gesteinsart vorhanden sein. Und da die Schalen fast durchwegs auf unbeweglichen Steinen, das heißt auf gewachsenem Fels zu finden sind, muß das Material an Ort und Stelle zur Verfügung gestanden haben. Im Bozner Raum ist es der Porphyr, im Eisacktal der Phyllit oder Quarzphyllit, seltener Granit, in Nordtirol die kristallinen Gesteine.

Die Neigung des Steines kann sich der Lotrechten so weit nähern, daß sein Betreten in gefährliche Absturzposition bringt. Die Schalen sind meist vollkommen rund, oft sorgfältig gearbeitet, die Ränder glatt. Durch die Verwitterung bedingt kommt es vor, daß die Schalen als solche kaum mehr auszumachen sind, ihre Ränder ungleichmäßig und rauh erscheinen.

Ein Felsblock, der eine mehr oder weniger geneigte, mehr oder weniger plane Oberfläche besitzt, kann das Bauelement für einen Schalenstein abgeben; seine Größe kann von der eines kleinen Schemels über Tischgröße bis zu der eines beachtlichen Felsgefüges variieren.

Die Größe der Schalen schwankt. Der Durchmesser kann 1, 2 oder 3, aber auch 10 bis 15 cm betragen, weniger häufig finden sich Vertiefungen mit bis zu 30 cm im Durchmesser. Kleine, seichte und flache Schalen neben größeren sieht man oft auf demselben Stein. Es können sich auf demselben Stein auch noch andere Zeichen wie Kreuze, Spiralen, Kreise finden. Tiefere oder flachere Rinnen verbinden oft die Schalen miteinander; die Schalen können aneinandergrenzen, auch ineinander übergehen, Rillen und Rinnen schlängeln sich dazwischen.

Neben Steinen mit nur wenigen Schalen staunt man gelegentlich über größere Felsformationen, die Dutzende von ihnen aufweisen. Da zeigen sich auf dem 6,5 m langen und über 4,5 m hohen Bildstein bei Elvas über Brixen mehr als 70 Schalen und Näpfchen. Auf dieser mächtigen Gletscherschliffplatte identifizierte der aus Meran stammende Forscher Franz Haller außerdem zahlreiche Felsgravuren, wie tierartige Gravierungen, Kreuze, Sonnen-Symbole. Haller schreibt dazu: «Der unterschiedliche Erhaltungszustand der Felszeichnungen und ihre wirre Vielfalt erwecken den Eindruck, daß diese Felsplatte durch sehr lange Zeitläufte für kultische Zwecke in Gebrauch stand. Vielleicht wurde das ursprüngliche Zeichnungsbild durch später angebrachte Rillen völlig entstellt…»<sup>2</sup> Haller hat für sein Standardwerk «Die Welt der Felsbilder in Südtirol» einen Großteil der heute bekannten Schalensteine in diesem Gebiet beschrieben, fotografiert und vermessen.

Auf der anderen, rechten Talseite über Brixen, bei Tschötsch finden wir auf bodennahen flachen Gletscherschliffplatten neben kleinen Schalen auch



andere Felsbilder eingraviert, die verschiedene geometrische Figuren, unter anderem «Mühlespiele» zeigen. Solche Mühle-Gravierungen finden sich an zahlreichen Orten in verschiedenen österreichischen Bundesländern.

Unter den Felszeichnungen in Nordtirol verdient der Platz der sogenannten «Litagrube» oberhalb von Ellbögen am Mühltaler Berg, im Wipptal südlich von Innsbruck, einige Aufmerksamkeit. Hier gibt es auf einer Waldlichtung in 1500 m Höhe mehrere bemerkenswerte Steine. Der interessanteste von ihnen trägt sieben kleine Schalen, dazu sieben «Fußabdrücke»; die Länge dieser «Fußspuren» beträgt im Durchschnitt 10 cm. Es sieht aus als, ob ein Kind über den noch feuchten Untergrund gestapft wäre,

Mühlenzeichnung, Tschötscher Heide bei Brixen (600 m). Eines der vielen Steinzeichen auf den zahlreichen Gletscherschliffplatten von Tschötsch westlich über Brixen, genannt «Mühle».



71

## Zur Datierung der Schalensteine

15.000 v. Chr. Ende der letzten Eiszeit; Beginn der Besiedlung der Südalpen.

13.000-8000 v. Chr. Paläolithikum - Altsteinzeit; Fundstellen steinzeitlicher Siedlungsstellen in den südlichen Alpentälern.

8000 v. Chr. Mesolithikum - Mittlere Steinzeit; Weiteres Vordringen steinzeitlicher Jägergruppen in die Alpen.

7500–3000 v. Chr. Sicherer Nachweis zahlreicher früh- bis mittelsteinzeitlicher Jägerrastplätze auf hochgelegenen Almen.

4000-3000 v. Chr. Mittlere bis jüngere Steinzeit; Beginn der Schalensteinproduktion.

2000-1500 v. Chr. Bronzezeit; erste Blütezeit der Herstellung von Schalensteinen.

1200 v. Chr. Laugen-Melaun-Kultur im Alpenraum; Während dieser Periode Entstehung zahlreicher Schalensteine.

Von den letzten Jahrzehnten vor Christus an bis zum Ende des Frühmittelalters finden sich keinerlei Spuren einer Schalensteinherstellung.

1100–1200 Hochmittelalter; ein kurzes Aufblühen der Kultur der Schalenherstellung, bis im 17. und 18. Jh. die völlige Einstellung der Schalensteinproduktion erfolgt.

(Angaben nach Arunda, 1999)

dessen Abdrücke sich im dann erhärteten Material erhalten hätten. Die Leute von Ellbögen sagen: Hier ist das Jesuskind darüber gegangen.

Felszeichnungen an senkrechten Steinen gibt es in Nordtirol nur auf dem Felsen vom Schneidjoch, nördlich von Steinberg im Rofangebirge. Hier entdeckten Bergsteiger im Sommer 1957 an der Wand eines höhlenartigen Felsspalts, in dessen Grund bis heute eine Quelle sprudelt, eine achtzeilige rätische Inschrift. Sie enthält, soweit entzifferbar, einen Hinweis auf eine heilkräftige Quelle. Die Stelle liegt an einem früh begangenen Weg vom Inntal ins Gebiet des Tegernsees.

Auch auf dem «Geschriebenen Stein» im hintersten Viggartal hat man eingravierte Zeichen gefunden.

## Verbreitung und Vorkommen der Schalensteine

Tirol und Südtirol gehörten in den letzten drei vorchristlichen Jahrtausenden zu einem als «alträtisch» bezeichneten Sprachgebiet, das von der Region Venedig bis zum Bodensee reichte – mit östlichen und westlichen Ausläufern. Die Räter gehörten einer

nicht-indoeuropäischen Sprachgruppe an.3

Ein Merkmal dieser Kultur ist das Bearbeiten von Steinen, das Herstellen von Steindenkmälern, Menhiren, von Steinkisten für Grabstätten, so daß man von dieser Zeit als von einer Megalith-Kultur und einer Megalithzeit spricht (mega = groß, lith = Stein). Die Kultur der Großsteinbauten konzentriert sich deutlich auf die Atlantikküste Westeuropas, obwohl auch im Trentino, im Raum Südtirol und vereinzelt auch nördlich der Alpen Steindenkmale, Menhire, gefunden wurden.

Die Schalensteine muß man ohne Zweifel in Zusammenhang mit der Steinzeichenkultur der Megalithzeit sehen. Die Schalensteinproduktion stellt eine Art Kleinkunst der Steinbearbeitung dar. Sie ist – anders als die monumentale Megalithkunst der Normandie und die Denkmäler in England (Stonehenge) – für unser Gebirgsland eine Alternative zu den Großprojekten des Nordens.

Es fällt auf, daß Schalensteine in Südtirol weitaus häufiger anzutreffen sind als in Nordtirol. Das könnte durch die im Süden des Alpenhauptkammes herrschenden besseren Klimabedingungen und die dadurch mögliche dichtere Besiedlung bedingt sein.
Bei näherer Betrachtung der Fundstellen stellt man
fest, daß sie zumeist im Bereich menschlicher Siedlungen und menschlicher Tätigkeiten liegen. Wenn
es auch zum Teil kaum glaubhaft erscheint, so
müssen diese Plätze einst doch häufig begangen
worden sein, wohl in Zusammenhang mit der Jagd
oder anderen Aktivitäten. Teils scheint es uns schwer
vorstellbar, daß an manchen dieser ausgesetzten Stellen Menschen tätig gewesen sind, nicht aus Zufall
oder einer Notsituation heraus, sondern zu einem
besonderen Anlaß, und daß sie sich bei vielen Gelegenheiten dort aufgehalten haben.

Die Schalensteine liegen immer an alten Wegen, oft an Quellen und Wasserläufen. Auch durchaus alpine Übergänge, die bereits in früher Zeit wichtig und regelmäßig begangen waren, spielen dabei eine Rolle. Wie die Ausgrabungen im Nordtiroler Fotscher Tal beim sogenannten Ulla-Felsen ergaben, stammen die dort entdeckten Abschläge (das sind die Splitter, die bei der Ausbesserung von Werkzeug und Waffen abfielen) aus entfernt gelegenen Gebieten wie aus dem südlichen Bodenseegebiet, aus dem Gebiet um den Gardasee, und zwar aus der Zeit um 8000 v. Chr. Man sieht, daß «bereits in der frühen Mittelsteinzeit, fünftausend Jahre vor dem Ötzi die Menschen regelmäßig die Alpen überquert haben, sowohl von Norden nach Süden als auch umgekehrt.»<sup>4</sup>

Bei archäologischen Grabungen hat man in letzter Zeit Schalensteine auch in Nachbarschaft von Ansiedlungen gefunden; diese Ansiedlungen haben durch längere Zeiträume existiert, ebenso die Schalensteine, wie etwa der als «Wasserstoan» bezeichnete Felsrücken bei Feldthurns beweist, der mit weit über 700 Vertiefungen übersät ist und in der Nähe der Wallburg auf dem Trumbüchl liegt. Probebohrungen nach zu urteilen war diese Wallburg von der Bronzezeit bis in die Eisenzeit besiedelt.<sup>5</sup>

Manchmal sind Schalensteine auch in der Nähe von bronzezeitlichen Brandopferplätzen anzutreffen, was aber nicht zwingend auf einen Zusammenhang von kultischem Brandopfer und Schalensteinen schließen läßt.<sup>6</sup>

Bei in letzter Zeit erfolgten Ausgrabungen fand man sie in bronzezeitlichen Häusern systematisch über den Fußboden verteilt, als Einfassungssteine für Feuerstellen, ebenso als Unterlage für Holzpfosten eines Hauses. Hier diente das Schälchen in der Steinplatte nicht nur als nützliche Stütze und Unterlagsplatte für den Stützbalken, sondern es ist offensichtlich,



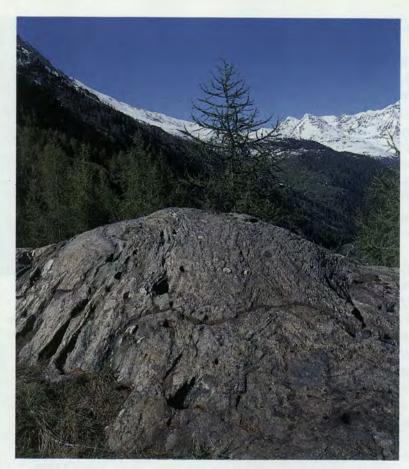
daß diesem Stein zudem eine kultische Bedeutung zukam. Fruchtbarkeitsriten sind nicht von der Hand zu weisen, wie andere Beifunde zeigen.<sup>7</sup>

Durch systematisch angewandte archäologisch-historische Stratigraphie (Erdschichtabfolge) versucht man, das Alter von Schalensteinen zu bestimmen, vor allem dann, wenn sie sich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage befinden, etwa infolge eines Felssturzes. Die Funde in datierbaren Schichten können zusammen mit anderen Beweismitteln wie Beifunden ein genaueres Licht auf die Frage des Alters der Steine werfen.

Schalensteine wurden im ganzen Alpenraum gefunden. Besonders die Schweiz weist eine große Dichte an bearbeiteten Steinen auf. Schalensteine zusammen mit den verschiedensten Ritzzeichen hat man

Waikoloa, Hawaii. Auf der Hawaii-Hauptinsel finden sich mehrere Areale mit Tausenden von Felszeichen. Die Schälchen zeigen überraschende Ähnlich keiten mit den Steinzeichen unserer Alpenregion. Unten: Puu Loa, Hawaii. Am Fuß des Vulkans Kilauea im Südosten der Insel liegen diese rötlichen Lavablöcke. Auf ihnen sind Schälchen in den verschiedensten Formationen eingeschnitten.





«Teufelsplatte»,
Heiligkreuz, Venter
Tal (1700 m). Am
steilen, «Suntermahd» genannten
Wiesenhang über
Heiligkreuz.
Zahlreiche Schalen
sowie zwei nahe
beieinander liegende
längliche Vertiefungen, die dem
Abdruck eines
Bocksfußes ähneln.

auch in den bayerischen Alpen gefunden, hier vielfach auf senkrechten Felsen.8

In Skandinavien befaßte sich der Archäologe Oskar Almgren mit den kleinen Gravuren, «den Schälchen, Näpfchen, Cupules oder wie die Schweden sie liebevoll nennen: älvkvarnar = Elfenmühlen. Sie sind bei den Millionen von Felsbildern Skandinaviens wirklich nicht zu übersehen. Rings um den Mälarsee stellen sie fast das einzige Felsbildmotiv dar.»

### Schalensteine findet man rund um den ganzen Erdball

Im Wald von Guanacaste im Naturpark Santa Rosa im Norden Costa Ricas wird auf einen Kultstein mit magischen Zeichen hingewiesen; ein paar Schritte weiter im Wald entdecke ich einen Schalenstein am Boden, er weist neun Schalen auf. Ganz in der Nähe entspringt eine große Quelle, auch eine alte Siedlung liegt nur wenig entfernt.

Nahe der Südostküste der Insel Hawaii (Big Island) findet man die Steinbilder von Puu Loa («Langer Stein») am Fuß des Vulkans Kilauea. Auf einem Areal von etwa 50 zu 100 Metern kann der Besucher von einem darüber gebauten Holzsteg aus in der

Betrachtung von Hunderten von Schalensteinen schwelgen. Die Schalen sind in die Oberfläche von Lavablöcken gearbeitet. Schalen und Näpfchen verschiedenster Größe gibt es da neben einigen Felsbildern. Bei den übrigen der zwanzigtausend Felsbilder auf dieser Insel überwiegen die figuralen Elemente, auf die sich auch das Interesse der Besucher konzentriert.

## Topographische Eigenheiten der Schalensteinplätze

Das ästhetische Empfinden der Menschen hat sich anscheinend im Lauf der Jahrtausende kaum gewandelt; oft findet man Schalensteine an Orten, die zwar entlegen und schwer zu erreichen sind, die ich aber als reizvoll, romantisch, malerisch, in jedem Fall als Plätze von eigenartiger Schönheit und Anziehungskraft bezeichnen möchte.

Ich erreiche nach einem nicht unbeschwerlichen Anstieg auf einem steilen Pfad von Heiligkreuz im Venter Tal aus eine kleine Ebene etwa 300 Höhenmeter über dem Grund der Venter Ache; eine blumenreiche Wiese ist es, sie liegt da, völlig unerwartet über dem dunklen Wald. Hier wird gemäht, ein alter Aufzug befördert die Ernte ins Dorf hinunter. Am nördlichen Rand der Wiese

beginnen abrupt die felsdurchsetzten Hangfluchten des Venter Tales, die erst weit droben, 2000 m höher, in der Gipfelregion der Dreitausender enden. Dieses Plätzchen bietet eine unerwartet freie Aussicht: Nach Osten geht der Blick bis zu den Stubaier Gletscherbergen, nach Westen zu den Gipfeln der Ötztaler Ferner. Die Wasser der stürmischen Venter Ache glitzern drunten im schmalen Wiesenstreifen. Am Südrand der kleinen Rasenmulde liegt der Schalenstein, ein rauher Felsbuckel. Zahlreiche Schalen kann ich auf beiden Seiten dieses Steins ausmachen. Die Bewohner nennen ihn «Tuifelsplotta»<sup>10</sup>, Teufelsplatte, weil zwei dieser Schalen von länglicher Form dem Tritt eines Teufelsfußes ähneln.

Von den zahlreichen Schalensteinen in den Steilflanken des Vinschgauer Sonnenbergs hat man einige, die nahe den üblichen Wanderwegen liegen, durch Wegmarkierungen und Bezeichnungen zugänglich gemacht. Die meisten aber liegen weiterhin in zwar spektakulärer Aussichtslage, aber ohne Besucherrummel unbeachtet irgendwo versteckt inmitten der eher wüsten und oft ungemein steilen Hänge.

Weiter drinnen im Gebirge über Vernagt im inneren

Schnalstal finde ich einen eigenartigen Stein. Vom alten Hof Rafein führt ein nicht unbeschwerlicher Steig durch den Bergwald empor. Auf einem Grasrücken, knapp über der Waldgrenze, wo noch ein paar struppige Fichten wachsen, liegt zwischen groben Blöcken und stacheligem Gras der Stein, genannt Hüttenbodenstein; ich sehe mehrere Schalen und zwei Kreuze. Wieder frage ich mich: Wieso gerade hier? Hier geht es ohne Pfad nur mehr bergauf und bergauf, da gibt's kein Rastplätzchen, weder fürs Schauen noch für die Wandererfüße. Gegenüber auf der anderen Talseite, wo der Weg zur Similaunhütte hinaufzieht, auf der ganzen Strecke keine Labestation, nur eine unbenutzte Steinhütte am Weg durch die zwischen Fels und Bach eingehauene Furche des Tisentals. Von der Similaunhütte ersteigt man Similaun und Fineilspitze, und von hier erreicht man auch das Tisenjoch und die Fundstelle des Eismannes, die sich westlich über dem Niederjoch befindet. Die liegt gerade über mir, über dem Standort des Schalensteins. Man könnte vermuten, daß der alte Zustieg zu den Jöchern und dem Übergang ins Ötztal hier vorbeiführte. Der neuere Hüttenweg drüben auf der anderen Seite wurde 1999 von einer Mure völlig zerstört.

Die aussichtsreiche und beherrschende Lage auf einem Hügel, einer Kuppe, einer kleinen Terrasse über dem Tal, das waren wohl Orte für besondere Anlässe, welcher Art auch immer. Und viele dieser Plätze waren und sind noch immer Anziehungspunkte, heilige Orte, heute mit Kapellen, Kirchen und Andachtsstätten überbaut.

Der Ort, an dem man diese Vorgaben alle vereint findet, ist die Filomena-Kapelle bei Fließ im Oberinntal. Hier liegt der größte Schalenstein Nordtirols. Die auf ihm erbaute Kapelle sucht vergeblich die große Felsplatte mit heiligem Gemäuer zu überdekken; noch immer lugt ein Teil des Steins mit den Schälchen unter dem Rand des Fundaments der Kirche hervor. Verstümmelt in unschöner Weise auch durch ein quer auf den Rest des Steines betoniertes Eisengitter und einen Vermessungsmasten, kann der übriggebliebene Rest nur eine Ahnung von der ehemaligen Großartigkeit vermitteln.

Hier in Fließ, 200 m über dem Talboden, blicken wir fast in alle Richtungen weit in das Land. Gipfel an Gipfel reiht sich in der Runde. Die römische Via Claudia Augusta führte hier vorbei, berührte auch den Ort Fließ. Sie folgte wohl bereits einem älteren Weg, der die Verbindung aus dem Süden über den Reschen in das Oberinntal darstellte. Auf dem höch-



sten Punkt des Überganges in das Pitztal, dem Piller Sattel, haben Franz Neururer und Kassian Erhart im Mai 1991 den größten bisher bekannten Brandopferplatz Tirols entdeckt. Er war von 1500 v. Chr. bis über die Zeitenwende hinaus in Gebrauch.<sup>11</sup>

Warum, wieso, zu welchem Zweck

Was nicht erklärlich ist, fordert Deutungsversuche heraus. Und an solchen hat es für die Schalensteine bis heute nicht gefehlt.

Franz Haller aus Meran hat in seinem Buch «Die Welt der Felsbilder in Südtirol» als erster ein Standardwerk geschaffen, worin alle bis zum Jahr 1978 bekannten Steine in diesem Gebiet erfaßt sind. Er dachte naturgemäß auch über Sinn und Zweck der Steinbilder nach. Haller kommt zum Ergebnis: «Die sorgfältige Beobachtung der Lagerung der Schälchen mittels Bussole ergab in einer großen Anzahl von Fundstellen, daß ganze Reihen nach den Kardinalund Solstitiallinien [Verbindungslinien in Richtung auf den Punkt des Sonnenauf- und Untergangs am Horizont an wichtigen Daten wie dem 21. Juni oder 21. Dezember] orientiert sind. Dieser Befund legt es nahe anzunehmen, daß ihnen astronomische Funktionen zugrunde liegen [...] damit rückt der gesamte Komplex in den religiösen Bereich...»

Die Schweizer Wissenschaftler H. Schilt und Hans Liniger, die Haller zu einer Untersuchung und Stellungnahme vor Ort eingeladen hatte, stimmten ihm in dieser Hinsicht zu.

Der Tiroler Forscher Edwin Pölt hat in seinem ausführlichen Bericht in den «Tiroler Heimatblättern» versucht, Schalensteine eines kleineren Gebietes nicht nur in Hinblick auf Himmelsrichtung, SonnenaufAn der Filomena-Kapelle (1075 m), Fließ im Oberinntal; außerhalb des Ortes auf einem aussichtsreichen Hügel am Rand des Abbruchs zum Inntal. Nur ein Rest der Terrasse, die wohl ganz mit Schalen bedeckt war, ist noch sichtbar, heute hat man zusätzlich ein Eisengitter angebracht und einen Vermessungspfosten hier einbetoniert. Der Platz liegt am alten Weg über den Reschenpaß.



Jagerstein, Windachtal bei Sölden (2293 m). Am Weg vom Gasthaus Fiegl zur Hochstubaihütte. Die Flurbezeichnung der AV-Karte «Jägerstein» wird auch für diesen Stein verwendet.

Unten: Im Langgrubtal bei Kurzras im Schnalstal (2100 m). Mächtiger Stein in Form einer flachen Platte mit aufgewölbtem Rand, Gruppierung von neun Schalen in regelmäßiger Anordnung. Foto: Gianni Bodini

gang und Untergang am Tag der Sonnenwende zu bestimmen, sondern ihnen «den Bezug [...] zur Umwelt zu entlocken», sie in Relation zueinander und darüber hinaus in Verbindung mit den aufgefundenen Schalenstein-Plätzen einer größeren Region zu sehen. Seine Schalensteinstätten sind «Plätze auf Ortungslinien»<sup>12</sup>, denen astronomisch-kultische Bedeutung zukomme.

Giovanni Rizzi und Dagmar Gnieser haben festgestellt, daß in den Schälchen nie etwas gefunden wurde. Die Schräglage vieler Steine schließe aus, daß in ihnen Flüssigkeiten oder Ähnliches deponiert worden sei. Die Autoren meinen, daß die Schälchen selbst – die Gründe dafür kennt man nicht – Zweck der Herstellung waren. Vielleicht brauchte man das Gesteinspulver, das man bei der Bearbeitung gewann. Sie schreiben, die Schälchen kamen vielleicht mit «neutralen Flüssigkeiten oder vergänglichen Materialien in Kontakt, die keinerlei Spuren hinterlassen haben [...] Mit sehr viel Phantasie könnte man sich Fruchtbarkeitsriten vorstellen, bei denen z.B. das erste Regenwasser im Frühling [...] oder männliche Spermien im Rahmen von Initiationsriten darin aufgefangen wurden...»<sup>13</sup>

Nach dem Bericht von Franz Haller geschah folgendes: «Anfang des 17. Jahrhunderts rieb man beispielsweise im Dorf Burgeis, Obervinschgau, Schälchen in die oberste Steinstufe der Kirche St. Michael ein, um heiligen Steinstaub aus der gelobten Schwelle als wirksames Mittel gegen die Pest zu gewinnen.»

Die oftmals zu beobachtende Anzahl von neun Schälchen auf Steinen könnte auf die neun Schwangerschaftsmonate der Frau hindeuten. Bei den sogenannten Rutschsteinen scheint das sehr wahrscheinlich der Fall zu sein. Rutschsteine nennt man Felsen in Schräglage, die eine heute noch deutliche sichtbare glatte Rutschbahn aufweisen; über diese Steine rutschten die Frauen mit bloßem Hinterteil, um empfängnisbereit zu werden. In der Schweiz gibt es zahlreiche solche Steine, und sie waren anscheinend noch bis an den Beginn der Neuzeit in Gebrauch. Dort heißen sie Kindli-Steine.

Zu finden ist eine solche Rutschbahn mit zweimal neun Schälchen bei Elvas über Brixen; auf dieser schrägliegenden Felsplatte sind sie sehr regelmäßig angeordnet. Die eine auf der Bahn selbst ist vom Rutschen abgenützt, die Schälchen beinahe nicht mehr sichtbar, die andere knapp neben der Bahn gut erhalten.

Auch andere Autoren, wie J. Halley Cox und E. Stasack<sup>14</sup>, betonen, Fruchtbarkeit und Fortpflanzung seien die Hauptmotive für die Petroglyphen gewesen, Sie sprechen von «ardent desire for fertility and procreation». Auf der Insel Hawaii (Big Island) wird berichtet, daß die früheren Bewohner in die Schalen ein Stück der Nabelschnur des Neugeborenen gelegt hätten; war dieses am nächsten Tag verschwunden, so glaubte man, das Kind sei von den Göttern akzeptiert und ihm sei ein langes Leben gewiß, im gegenteiligen Fall wurde das Kind getötet. Der Brauch wurde anscheinend auch in umgekehrter Weise gehandhabt.

Als sicher kann man annehmen, daß mit dem Herstellen dieser Steingravuren ein besonderer, überaus wichtiger, richtungsweisender Akt in Verbindung gestanden haben muß. Ziele und Wünsche der damaligen Menschen richteten sich – wie zu allen Zeiten – in erster Linie auf geistiges und leibliches



Wohlbefinden. Sicher waren das tägliche Leben, das Leben in der Gemeinschaft und der religiöse Kult strengen Normen unterworfen. Dazu gehörte der rechte Umgang mit den Ahnen, die nicht abreißende Verbindung mit ihnen, und damit verknüpft religiöse Praktiken. Genauso wichtig erschien sicherlich das Weiterbestehen des einzelnen und der Großfamilie, und damit die Fruchtbarkeit von Mensch und Tier. Dann mußte auch der Schutz vor der feindseligen Umwelt und den dämonischen Naturgewalten gesichert sein.

Daß bis jetzt keines der Rätsel um die Schalensteine als auch nur annähernd gelöst gelten kann, macht ihre Existenz in unseren Bergen erhaltenswürdig und die Beschäftigung mit ihnen spannend.

#### Literatur

Alpenvereinsjahrbuch, Innsbruck, München 1978, S. 228. ANISA, Mitteilungen der (Verein für die Erforschung und Erhaltung der Altertümer, im speziellen der Felsbilder in den österreichischen Alpen). 1994, Heft 1/2, 15. Jg.; Gröbming. Darin: Dietrich Evers, Entschlüsselung von Schalen im polyikonischen Zusammenhang.

Arunda, Südtiroler Kulturzeitschrift, Schlanders, 51/1999. Darin: Giovanni Rizzi/Dagmar Gnieser, Schalensteine – ein vielfältiges Phänomen. Kurt Derungs, Steinkulte und Ahnensteine in Graubünden. Zur Landschaftsmythologie einer Grossen Göttin in Rätien. Paul Gleirscher, Der Golderskofel über Partschins und seine Schalensteine.

Cox J. Halley with Edward Stasack, Hawaiian Petroglyphs, 1999 (8.Aufl.), Bernice P. Bishop Museum Special Publication

60, S. 2

Egger, Adrian, Schlernschriften, Nr. 53/1948, Athesia Verlag, Bozen, S. 57 ff.

Gleirscher, Paul, Partschins – Golderskofel, Weitere Überlegungen zum Verhältnis von Brandopferplätzen und Schalensteinen. Der Schlern 73/2, 1999, S. 117 ff.

Haller, Franz, Die Welt der Felsbilder in Südtirol, Hornung Verlag, Viktor Lang; München, 1978.

Liniger, Hans, Schalensteine in Raum und Zeit, Basler Beiträge zum Schalensteinproblem, H. 4, 1970. Ders.: Beiträge zu den Felsbildproblemen H. 9.

Pölt, Edwin, Schalensteine in Nordtirol. Tiroler Heimatblätter 3/1985.

Stein beim Blosegger,
Hinterstein im Pflerschtal
(1400 m). Auf freiem
Gelände wenig unter dem
höchsten Hof, dem
Bloseggerhof, am alten
Zugang ins innere Tal. Die
Schalen sind teilweise
verwittert, doch deutlich
erkennbar. Der Stein mit
seinen etwa 50 cm Höhe
ist weitum zu sehen.

- 1 Für den Hinweis auf die Fundstelle danke ich Herrn Alfred Tamerl, Schönwies.
- 2 Haller, Franz, Felsbilder, S. 173.
- 3 Derungs K., in Arunda 51, S. 11.
- 4 Im Bericht der Tiroler Tageszeitung vom 11./12. Nov. 2000, S. 16, wird Dieter Schäfer vom Institut für Hochgebirgsforschung der Universität Innsbruck zitiert.
- 5 Rizzi, Gnieser, Arunda 51, S. 31 ff.
- 6 Rizzi, Gnieser, Arunda 51, S. 36 ff.
- 7 Rizzi, Gnieser, Arunda 51, S. 51.
- 8 Alpenvereinsjahrbuch, 1978, S. 228.
- 9 Anisa 1/2/1994.
- 10 Auskunft von Hans Haid, Vent.
- 11 2001 wurde in einer Felsspalte ganz in der Nähe ein 340 Stücke (Schwerter, Sicheln, Lanzenspitzen, Schmuckstücke etc.) umfassender Bronzeschatz gefunden, teils außerordentlich gut erhalten. »als hätte man sie gestern dort deponiert» so der Eindruck des Entdeckers Franz Neurrer, den ein Restaurator am Institut für Vor- und Frühgeschichte Innsbruck bestätigte. Der Fund wurde auf eine Zeit um 1500 v. Chr.
- 12 Pölt, Edwin, Schalensteine in Nordtirol, Tiroler Heimatblätter 3/ 1985, S. 74ff.
- 13 Rizzi, Gnieser, Arunda 51, S. 30 ff., 39 ff.
- 14 Cox J.H. und Stasack, Hawaiian Petroglyphs, S. 2.



# Aus der Frühgeschichte der Almen

Die Erforschung der landwirtschaftlichen Verhältnisse früherer Zeiten im Gebirge, unter besonderer Berücksichtigung des Dachsteingebirges. Von Franz Mandl

«ZU DENJENIGEN GEBIETEN alpinen Lebens, welches in der alpinen Literatur bisher fast gar nicht behandelt worden ist, gehört die Alpwirthschaft und ihr eigenthümliches Recht, obwohl es sich dabei um sehr interessante und für die Bevölkerung der Alpen höchst wichtige Verhältnisse handelt.» Diese Zeilen schrieb Freiherr v. Stengel 1889 in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Stengel wollte in seinem Artikel mit dem Titel Alpwirtschaft und Alprecht Historiker und Juristen zu tiefergreifenden Forschungen zur Kultur im Alpenraum anregen.<sup>1</sup>

1882 hatte der Urgeschichtler Dr. Johannes Ranke in dem vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein herausgegebenen zweibändigen Werk Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen eine umfassende Arbeit zur Urgeschichtsforschung publiziert. Ranke verweist bereits auf eine «uralte Betriebsamkeit in dieser Culturentwicklung scheinbar so feindseligen Hochgebirgswelt» und beschreibt ausführlich das Hallstätter Gräberfeld. 1899 veröffentlichte Ranke in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins den Aufsatz Erinnerungen an die vorgeschichtlichen Bewohner der Ostalpen und stattete diesen mit qualitätvollen Illustrationen aus. Weitere kleinere Beiträge zur Geschichte der Almwirtschaft folgten.

Die hochalpine Weidewirtschaft führte die Menschen bereits in ur- und frühgeschichtlicher Zeit in Regionen, die wir nun in Folge der touristischen Erschließung der Bergwelt seit dem 19. Jahrhundert auf eine andere Art zu erleben gelernt haben. Vielfach können wir davon ausgehen, daß der Mensch Berge bereits in längst vergangenen Zeiten erstiegen hat, die dann mit den Namen der touristischen Erstbesteiger des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts geschmückt wurden. Damals wie heute wurden von Bergsteigern, Almleuten und Jägern archäologische Streufunde getätigt, die auf eine urgeschichtliche und römerzeitliche Begehung (und Be-

78

siedelung) hinweisen. Systematische archäologische Forschungen zur Almwirtschaft im hochalpinen Gelände werden aber erst seit etwa dreißig Jahren betrieben.

#### Was bedeutet Alp- oder Almwirtschaft?

Zuvor sollen noch die Synonyme Alm- und Alpwirtschaft erklärt werden. Im Osten Österreichs, also im bajuwarischen Sprachraum, spricht man von



Almwirtschaft, im Westen (Westtirol und Vorarlberg), also im alemannischen Sprachraum, dagegen von Alpwirtschaft. Alpe (Alm) leitet sich vom lateinischen Wort alpes ab, das so viel wie Gebirgshöhe bedeutet.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß unter der Alm- oder Alpwirtschaft der Auftrieb von Groß- und Kleinvieh zu höher gelegenen Sommerweiden zu verstehen ist. Auf diesen werden selbständig Milch und Milchprodukte erzeugt. Eine Alm setzt sich aus den Viehweiden, den Ställen für das Vieh und den Hütten für die Sennerei (Milchverarbeitung) und das Almpersonal zusammen.

Abb. 1: Die seit etwa
100 Jahren aufgelassene
Langkaralm inmitten des
Karstplateaus Am Stein.
Diese Urweide liegt auf
1860 m Seehöhe.
(© für alle Abbildungen,
sofern nicht anders
angegeben: ANISA)



Abb. 2: 1999 und 2000 wurden vom Bundesdenkmalamt und der ANISA archäologische Untersuchungen auf dem 1780 m hoch gelegenen Sölkpaß in der Obersteiermark durchgeführt. Funde und Spuren von Feuerstellen bezeugen, daß dieser Übergang seit 6000 Jahren benutzt wurde. Ein ausgeprägter Brandopferplatz aus der Urnenfelder- und Hallstattzeit belegt weiters die kultische Bedeutung des Passes. Der einfachste und kürzeste Weg von Hallstatt nach dem Süden führte über den Sölkpaß, der sich in der Bronzezeit und später für Kelten und Römer als idealer Transportweg für das Hallstätter Salz anbot.

Zweck der Almwirtschaft ist es, die Weiden im Tal während der Sommermonate zu entlasten. Das dort gewonnene Heu dient dann als Vorrat für den Winter. Diese Wirtschaftsform war für die traditionelle alpine Landwirtschaft lebensnotwendig. Erst die Erfindung des Kunstdüngers und der Import oder Anbau speziellen Kraftfutters ermöglichten es im Lauf des 20. Jahrhunderts, im Tal ausreichende Erträge bis hin zur gegenwärtigen Überproduktion zu erzielen.

Für den Begriff «Almwirtschaft» ist nicht wichtig, ob die Almprodukte täglich, wöchentlich oder erst am Ende des Almsommers in das Tal geliefert, ob Käse oder Butter erzeugt werden. Auch ist die Alm nicht unbedingt auf einen Standort konzentriert; häufig werden Hochalmen, sogenannte Staffeln angelegt, die wiederum die Hauptalm für einige Wochen entlasten. Wir haben es also mit einer temporären Wirtschaftsform zu tun, die einen untrennbaren wirtschaftlichen Zusammenhang zwischen Alm und Heimhof voraussetzt.

#### Geschichtlicher Überblick

Die hochalpine Weidewirtschaft kann frühestens im Rahmen der Domestikation, also mit der Überführung von Wildtieren in den Hausstand, eingeführt worden sein<sup>2</sup>. Diese erfolgte in der Jungsteinzeit (Neolithikum), als die Menschen seßhaft wurden und Pflanzen zu kultivieren begannen. Ausgehend vom sogenannten fruchtbaren Halbmond in Vorderasien breitete sich die neue Wirtschaftsform – Ackerbau und Viehzucht – allmählich über Kleinasien und den Balkan nach Europa aus. Vor etwa 7000 Jahren

erreichte sie den Alpenraum. Vorderasien ist auch das älteste Domestikationsgebiet der für die Almwirtschaft bedeutsamen Tiere. Hier wurden etwa 8000 v. Chr. Ziege und Schaf gezähmt. In der zweiten Hälfte des 7. vorchristlichen Jahrtausends wurde auch das Rind zum Haustier.

Vor der eigentlichen Almbewirtschaftung dürfte über einige Jahrtausende hinweg bereits mit einer hochalpinen Weidenutzung mit Schafen und Ziegen in Form von Transhumanz oder Nomadismus ohne Erzeugung von Milchprodukten für einen Heimhof zu rechnen sein. Erst mit dem Entstehen von hochalpinen Siedlungen, die nach dem bisherigen Forschungsstand vor etwa 4000 Jahren einsetzen, ist eine Almbewirtschaftung denkbar. Ab der späten Bronzezeit werden nachweislich auch Rinder auf den Almen gehalten.

Zuvorderst nutzten die Menschen Fleisch und Fett der Haustiere. Aber auch Felle, Häute, Sehnen, Därme, Knochen und Horn dienten als wertvolle Rohstoffe für den täglichen Bedarf. Später wurde Wolle für die Bekleidung erzeugt und die Milch als Lebensmittel verwendet. Diese optimale Verwertung der Tiere setzte bereits ein umfassendes bäuerliches Verständnis voraus. Die bisherigen Forschungen haben erbracht, daß in ur- und frühgeschichtlicher Zeit im Süden Europas das Schaf und die Ziege vorwiegend für die Milchwirtschaft gezüchtet wurden, während das Rind vor allem als Fleischlieferant und Arbeitstier diente. In Nordeuropa hingegen wurde das Rind bevorzugt für die Milchwirtschaft verwendet. Erst im Mittelalter erlangte das Rind allgemeine Bedeutung für die Milchwirtschaft.

Mit dem Beginn der hochalpinen Besiedelung stellte sich auch in der Gebirgsregion das Problem einer den Gegebenheiten angepaßten Konservierung der Milch. Spätestens seit der Römerzeit gab es lagerfähigen Käse, wie Strabo (64 v. Chr.–19 n. Chr.) in seiner Geographica berichtet.

## Die Erforschung der Besiedelung hochalpiner Regionen

Die frühgeschichtliche Hochweidenutzung ist überall dort denkbar, wo gute Urweiden anzutreffen waren, also natürliches Grasland. Dieses mußte nicht gerodet werden, weil es entweder über der Waldgrenze oder in von Gletschern ausgeformten Gruben lag, die wegen des dort herrschenden Kleinklimas waldfrei waren<sup>3</sup>.

Siedlungsfunde in der hochalpinen Region setzen jahrelange Geländebegehungen voraus. Außerdem

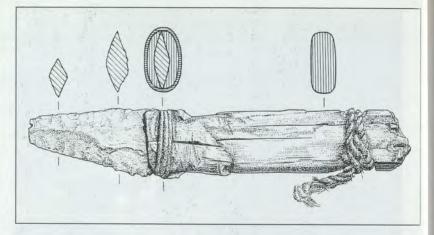
ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

müssen geschichtsträchtige Regionen mit frühen Bergwerksspuren und Siedlungen im Tal daran anschließen. Bisher sind archäologische Nachweise einer prähistorischen Weidewirtschaft auf dem Dachsteingebirge (Steiermark und Oberösterreich), auf den Steiner Alpen in Slowenien und in Südtirol entdeckt worden<sup>4</sup>. In den Gebirgen Nordtirols wurden zwar mehrfach pollenanalytisch Weideanzeiger nachgewiesen und Hinweise auf Brandrodungen gefunden, eindeutige archäologische Beweise für eine hochalpine Weidewirtschaft im Neolithikum und der Bronzezeit stehen indessen noch aus.

Dem Wiener Professor für Ur- und Frühgeschichte, Richard Pittioni, gelang es 1931, eine hochalpine Siedlung in Verbindung mit dem Kupferbergbau am Hochkönig im Land Salzburg nachzuweisen. Da hiebei auch Knochen von Rind, Ziege, Schaf und Schwein gefunden wurden, vermutete Pittioni, daß die urgeschichtliche Almwirtschaft in Verbindung mit dem Bergbau stand<sup>5</sup>.

Ein weiterer möglicher Anhaltspunkt für Weidewirtschaft sind die Brandopferplätze. Ob man die Funde von Feuerstellen mit kalzinierten (d.h. verbrannten) Knochenresten als Brandopferplatz interpretieren kann, also einen Ort, an dem man aus kultischen Gründen Tiere opferte und verbrannte, oder als Siedlungsreste einer Weidewirtschaft, also von Herdplätzen oder Feuerstellen, ist umstritten. Darüber hat sich eine inzwischen Jahrzehnte andauernde Diskussion entwickelt<sup>6</sup>. Eindeutige Kriterien für eine Grenzziehung zwischen Opferplatz und Haushaltsfeuerstelle im Hochgebirge konnten bisher nicht entwickelt werden. Ausnahmen stellen wahrscheinlich Feuerplätze an Paßübergängen dar, wo allein auf Grund der dem Wetter ausgesetzten Lage eine Siedlung für die Weidewirtschaft wenig sinnvoll erscheint. Kalzinierte Knochenreste in geringer Menge wurden auch in spätbronzezeitlichen Siedlungen auf dem Dachsteinplateau nachgewiesen, ebenso in römerzeitlichen und mittelalterlichen Hüttenresten. Wer mag nun entscheiden, wann wir von einem Brandopferplatz sprechen können? Und sollten wir nicht das eine (Brandopferplatz) mit dem anderen (Siedlung) sinnvollerweise verbinden?

1945 entdeckten die Südtiroler Heimatforscher Lois Oberrauch und Viktor Malfer knapp unter dem 2564 m hohen Gipfel des Schlern zwei Brandopferplätze, die sie mit Hilfe der dort gesammelten Scherben und Münzen in die späte Bronzezeit und die Römerzeit datieren konnten. Franz Leonhard interpretierte dieselben Funde aber bereits wenige Jahre



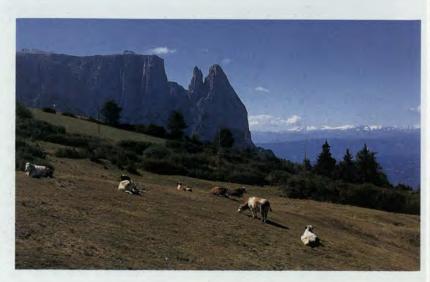
später als Hinweis auf eine Weidewirtschaft. Er deutete die angeblichen Brandopferplätze als Reste von Lagerfeuern der Hirten<sup>7</sup>.

Seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts hat man als Resultat gezielter Oberflächenbegehungen in Südtirol zahlreiche mesolithische Jagdstationen, die zwischen 8000 und 5000 v. Chr. benützt worden waren, entdeckt. Diese Stationen, die einzig der Jagd dienten, sollen hier nicht näher behandelt werden<sup>8</sup>.

Dagegen ist die 1991 am Tisenjoch über dem Schnalstal in Südtirol aufgefundene Gletschermumie, der sogenannte Ötzi, für unser Thema von Interesse. Auf 3213 m Seehöhe fanden Bergsteiger die ausgeaperte und bestens konservierte Leiche eines Mannes mit seiner gut erhaltenen Ausrüstung. Dieser Fund brachte ein interdisziplinäres, großangelegtes und internationales Forschungsprojekt<sup>9</sup> in Gang, das neue Erkenntnisse nicht nur für die Kupferzeit erbrachte. Die Gletschermumie wurde mit der Radiokarbonmethode auf ein Alter von circa 5200 Jahren datiert.

Abb. 3: Für «Ötzis» Messer wird die Klinge in der Kupferzeit noch aus dem harten retuschierten Hornstein angefertigt<sup>10</sup>.

Abb. 4: Auf dem Plateau des Schlern, oberhalb der Seiser Alm in Südtirol, wurde 1945 ein Brandopferplatz aus der späten Bronzezeit und der Römerzeit entdeckt. Dieser kulturgeschichtlich bedeutsame Fund ist wahrscheinlich mit der frühen Weidenutzung in Verbindung zu bringen.



«Ötzi» war für eine Wanderung in der hochalpinen Bergwelt bestens ausgerüstet. Ob er nun von Tal zu Tal wanderte oder Hirte war, werden wir hier nicht klären können. Wichtig scheint aber die Feststellung, daß er mit dieser Bergregion vertraut war, wie seine Bekleidung zeigt. Oberhalb der Einmündung des Schnalstals in den Vinschgau steht heute die von Reinhold Messner renovierte und wieder bewohnbar gemachte Burg Juval. Um den Burghügel fanden sich Siedlungsspuren aus «Ötzis» Zeiten. Daß er diese Siedlung kannte, ist sehr wahrscheinlich, ebenso daß seine Kultur bereits hochalpine Weidenutzung betrieb. Nach dem heutigen Forschungsstand ist dies aber noch nicht archäologisch belegbar.

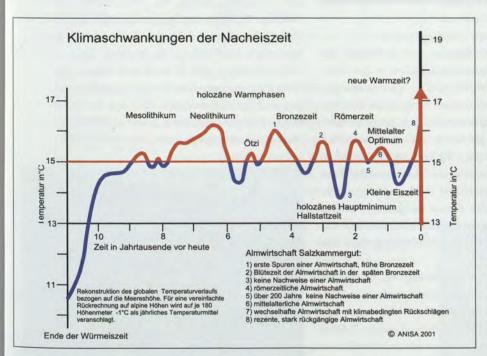
In Slowenien wird unter der Leitung von Dr. Tone Cevc seit mehreren Jahren eine wissenschaftliche in dieser Zeit zeugen die bereits erwähnten mesolithischen Jagdstationen.

Vor 6000 bis 5000 Jahren, also in der Zeit des Eismannes vom Tisenjoch, wurde es etwas kälter. Eine Eis- und Schneedecke überdeckte «Ötzis» Leiche in einer geschützten Mulde, die erst im heißen Sommer 1991 wieder so weit ausaperte, daß er von Touristen in einer kurzzeitig oberflächlich aufgetauten Wasserlacke gefunden werden konnte. Zuvor dürfte aber schon in der Vergangenheit zumindest seine hintere Schädeldecke aus dem Eis getaut sein, worauf eine kahle, abgenagte Stelle hindeutet. Berücksichtigen wir für die Klimaoptima der Bronzezeit, der Römerzeit, des Frühmittelalters und der Gegenwart das Temperaturmittel für die 3200 m hoch gelegene Fundstelle «Ötzis», so ergeben sich

immer noch -2°C Durchschnittstemperatur. Die Kraft der Sonneneinstrahlung bringt aber auch bei diesen Temperaturen den Schnee und das Eis tagsüber zum Schmelzen. Einerseits scheint in den letzten zwölf Jahren die Temperaturerhöhung aller vier nachfolgenden Klimaoptima überschritten worden zu sein, andererseits wäre die Gletscherleiche, wenn sie nicht gefunden worden wäre, höchstwahrscheinlich, ohne Schaden zu nehmen, wieder eingefroren und würde einer weiteren kurzen Auftauphase harren.

In der frühen und mittleren Bronzezeit wurde es zunächst wärmer; gegen Ende dieser Phase sanken die Temperaturen wiederum. In der späten Bronzezeit, vor 3200 bis 2800 Jahren, herrschte ein günstiges Klima, das beste Bedingungen für Begehung und Besiedelung im Hochgebirge schuf. Diese Zeit wird auch *Urnenfelderzei*t genannt, da die Toten einge-

äschert und in Tonurnen mit Grabbeigaben in Grabhügeln bestattet wurden. Von der regen Nutzung hochalpiner Regionen zeugen Reste von Hütten, Bergwerken und Brandopferplätzen sowie Streufunde. Die frühe Eisenzeit, auch *Hallstattzeit* genannt, wurde von einem katastrophalen Klimasturz in den Alpen überschattet. Diese Zeit wird von den Klimaforschern als *Holozänes Hauptminimum* bezeichnet. Ihren Höhepunkt erreichte diese Klimadepression knapp vor der Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. Der Hallstätter Salzbergbau erlitt zudem empfindliche Rückschläge durch Wassereinbrüche in den Gruben<sup>13</sup>. In höheren Lagen wurden bisher nur wenige



Erforschung der Almen in den Steiner Alpen und den Julischen Alpen durchgeführt. Die Ergebnisse zeigen eine spätbronzezeitliche und römerzeitliche Weidenutzung, ähnlich der im Dachsteingebirge<sup>11</sup>.

#### Klimafacetten

Die Möglichkeit, hochalpine Regionen wirtschaftlich zu nutzen, hängt maßgeblich von den klimatischen Bedingungen ab. 12 Nach der letzten Eiszeit, im Boreal, war das Klima für hochalpine Begehungen zunächst noch ungünstig. Dies änderte sich vor etwa 8000 Jahren infolge einer nachhaltigen Klimaerwärmung erheblich. Von der Begehung der Alpen



Abb. 6: Hallstatt.
Archäologische
Ausgrabungen legten
spätbronzezeitliche
Stollenteile frei.
Neben von
Bronzeobjekten
verursachten
Verfärbungen ist ein
gut erhaltener
Holzpflock zu
erkennen.

Abb. 7: Das
Kammergebirge auf
dem Dachsteinplateau. Taucher
bergen Hölzer für
dendrochronologische
Untersuchungen aus
einem Gebirgssee.
Die dadurch
gewonnenen Daten
geben Aufschluß über
das vergangene Klima
und ermöglichen
auch Datierungen
von alten Hölzern.

Streufunde aus dieser Zeit aufgesammelt.

Erst in der späten Eisenzeit und zu Beginn der römischen Kaiserzeit wurde das Klima in den Alpen wieder freundlicher. Während die späte Eisenzeit in hochalpinen Regionen kaum belegt ist, können wir in der kulturell und wirtschaftlich hochstehenden römischen Kaiserzeit bereits von einer intensiven Almwirtschaft sprechen. Zu Ende des 5. nachchristlichen Jahrhunderts mit dem Zusammenbruch des römischen Imperiums und wohl auch wegen des schlechter werdenden Klimas klang diese aus. Die folgende Völkerwanderungszeit war klimatisch ungünstig und ist im Gebirge archäologisch nicht faßbar.

Der neuerliche Klimaaufschwung im Früh- und Hochmittelalter mit einem Klimaoptimum vor 1000 Jahren ermöglichte eine intensivere Nutzung alpiner Regionen. Bereits im 7. Jahrhundert nach Christus beginnt der Aufbau jener Almwirtschaft, die der uns bekannten traditionellen Form einer Almwirtschaft entspricht. Ihre Blütezeit erlebte die mittelalterliche Almwirtschaft im Spätmittelalter (13. bis 15. Jahrhundert), wie nicht nur schriftliche Quellen, sondern auch reiche archäologische Funde belegen.

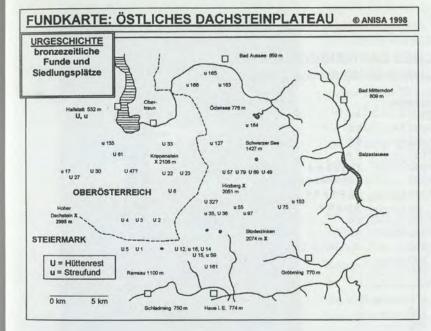
dern auch reiche archäologische Funde belegen. Diese intensive Almbewirtschaftung wurde von der sogenannten Kleinen Eiszeit ab 1580 empfindlich gestört. Einige Almen wurden damals aufgelassen, wovon heute noch Wüstungen (abgekommene Siedlungen) aus dieser Zeit zeugen. In der Neuzeit wird aber weiterhin die Almwirtschaft zum Teil sogar intensiv betrieben, vielleicht gerade wegen des wechselhaften, zeitweise schlechten Klimas. Die Menschen versuchten die geringeren landwirtschaftlichen

Erträge im Tal, die von Hungersnöten begleitet wurden, soweit als möglich mit Hilfe der Almwirtschaft auszugleichen oder aufzubessern.

## Spätbronzezeitliche Almwirtschaft im Dachsteingebirge

Das Dachsteingebirge mit seiner höchsten Erhebung, dem 2995 m hohen Dachsteingipfel, ist das höchste Plateaugebirge der nordöstlichen Kalkalpen. In seinem Bereich liegt heute die Kernzone des Weltkulturerbes Hallstatt. Das Gebirge teilen sich die Bundesländer Steiermark, Salzburg und Oberösterreich. Den Grenzpunkt der drei Bundesländer bildet der 2948 m hohe Torstein. Den größten Anteil an der Dachsteingruppe hat die Steiermark mit dem 250 km² großen östlichen Dachsteinplateau und dem Grimming, gefolgt von Oberösterreich und Salzburg. Im Süden des Dachsteingebirges liegt das Ennstal, im Norden schließen Hallstatt und das Ausseerland an. Rund um die höchsten Gipfel des Dachsteingebirges gibt es heute noch sieben, allerdings stark geschwundene Gletscher. Am bekanntesten sind der Hallstätter Gletscher und der Schladminger Gletscher, auf denen, soweit sie nicht bereits Anfang August ausgeapert sind, Sommerschilauf von





Diese Fundkarte wurde dem zweibändigen Dachsteinwerk14 entnommen, um die Häufigkeit urgeschichtlicher Spuren zu illustrieren. Die Nummern bezeichnen die dort angeführten Fundplätze, deren Aufzählung den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde.

Abb. 8: Hallstatt um

Natur gezeichnet von

1850. Nach der

Friedrich Simony.

Aus: F. Simony,

Alterthümer

von Hallstatt.

der Ramsau am Dachstein aus angeboten wird. Die postglazialen Moränenschotter und der verwitterte Dolomitgrus ermöglichten eine Rasenbildung mit vielfältigem Pflanzenreichtum, der die Grundlage für die Urweide der ersten Weidewirtschaft bilden konnte. Die Weiden oberhalb der Waldgrenze und in waldfreien Gruben wurden früher genutzt, da man dort nicht mühsam roden mußte. Alle 20 bisher entdeckten bronzezeitlichen und römerzeitlichen Siedlungen liegen im Gebiet dieser Urweiden. Die empfindliche Rasendecke mit ihrem Humus erreicht in Höhen zwischen 1600 m und 2000 m nur eine Stärke von circa 10 cm.

Die Almwirtschaft – bzw. die Nutzung alpiner Weiden – stellt nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung seit 4000 Jahren im Salzkammergut eine wesentliche landwirtschaftliche Tätigkeit dar. In der Bronzezeit wurden die waldfreien Hochweiden genutzt, da vielleicht Weidegründe im Talbereich noch nicht ausreichend gerodet worden waren. Jahrtausende später, im Mittelalter, befahlen grundherrliche Anordnungen den Bauern, Wälder zu roden, Almen zu errichten und dafür Abgaben an ihre Herrschaft zu leisten.

Die zeitliche Konzentration der Streufunde und der Siedlungsstationen wird mit obiger Tabelle veranschaulicht. Erste Nachweise stammen aus der Bronzezeit um 2000 v. Chr. Diese Begehungs- und Besiedelungsphase ist über einen Zeitraum von tau-

send Jahren nachweisbar. Weitere Siedlungsstationen dürfen vermutet werden. Eine Siedlungstätigkeit auf dem Dachsteinplateau während der Hallstatt- und der Latènezeit konnte bisher weder durch Siedlungsstationen noch durch Streufunde nachgewiesen werden. Aus der römischen Kaiserzeit sind bisher fünf Hüttenreste entdeckt worden. Streufunde lassen weitere Siedlungen vermuten. Aus der Völkerwanderungszeit sind wiederum keine archäologischen Funde bekannt. Von einer frühmittelalterlichen Siedlungstätigkeit ab dem 7. Jh. zeugen einige Hüttenreste. Im Hochmittelalter beginnt die Blütezeit der Almwirtschaft, die ihren Höhepunkt im Spätmittelalter erreicht. Hauptsächlich wegen des wechselhaften Klimas setzt in der Neuzeit ein allmählicher Rückgang der Almwirtschaft über 1800 m Seehöhe ein, während diese in tieferen Lagen zwischenzeitlich sogar floriert.

1984 wurde vom Verfasser die erste spätbronzezeitliche Siedlung auf dem Dachsteinplateau entdeckt und archäologisch erforscht<sup>15</sup>. Die hier näher besprochene Siedlung kann von ortskundigen Bergsteigern besichtigt werden. Sie liegt im Zentrum des östlichen Dachsteinplateaus an der Südseite des Lackenofens auf 2036 m Seehöhe in einer glazial überprägten flachen Karstmulde mit Restdolinen und einer kleinen Schachthöhle. Das untersuchte Objekt befindet sich auf einer unauffälligen Moränen-



kuppe. Der Fundort ist am besten von der Ramsau bei Schladming aus über das Guttenberghaus oder die Silberkarhütte in vier bis fünf Gehstunden über steinige, teils steile Steige erreichbar. Die nur teilweise markierten Zustiege erreichen Höhen von über 2000 m Seehöhe.

Im Laufe der archäologischen Grabung kam eine Reihe von Keramikfragmenten zum Vorschein. Ne-

#### ZEITTAFEL: ÖSTLICHES DACHSTEINPLATEAU Kalibrierte <sup>14</sup>C-Daten ( ■ ), Dendrochronologie (●), Streufunde (♦) kein Fund (-) Siedlungsphasen: Siedlungsdichte: Frühe Bronzezeit: A1 2300 A2 2000 Mittlere Bronzezeit 1550 C1 1450 C2 11111++ Späte Bronzezeit 111+++++ A1 Urnenfelderzeit 1225 . . . . . . . . . Hallstattzeit A2 1150 . \*\*\*\* **B1** 1075 B2 1025 **B3** -... • (1350 m Sh.) Hallstattzeit: C1 800 -C2 700 -D1-D3 610 -Latènezeit: 475 B1 390 -C1/C2 250 -D1/D2 120 Römerzeit: v. Chr. 15 provinzialrömische Zeit n. Chr. 100 200 \*\*\*\* 300 Spätantike 400 Völkerwanderungszeit 500 Frühmittelalter: 600 700 800 900 Hochmittelalter: 1000 1100 Spätmittelalter: 1250 1300 1400 Neuzeit: 1500 1600 ••••••••• 1700 \*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\* 1800 \*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\*\* 1914 10000 2001 Kalibrierte <sup>14</sup>C-Daten von Holzkohle aus Hütten. Dendrochronologische Daten von Blockbauten. © Verein ANISA, 2001

ben zwei Feuerstellen mit vereinzelten kalzinierten Knochenresten wurden auch unverbrannte Knochen vom Schaf, Schwein, Rind und Pferd gefunden. Zwei Feuergruben zeugen von intensiver Heiz- und Kochtätigkeit. Das Steinfundament ermöglicht einen Rekonstruktionsversuch in Hinblick auf Größe und Bauart. An der Westseite, der Wetterseite, befindet sich eine relativ mächtige, 6 m lange und 3 m breite Steinansammlung. Diese dürfte den Rest einer

Steinmauer darstellen, die möglicherweise alleinstehend oder vor einer Holzwand errichtet wurde. Die Reste der Seitenwände bestehen aus 5 m langen Steinfundamenten, für die jedoch deutlich weniger Steine verwendet wurden als für die Westwand. Die Ostseite ist hingegen beinahe frei von Steinen. Diese Seite der Hütte dürfte, wie aus dem teilweisen Fehlen eines Steinfundamentes zu schließen ist, als Eingang gedient haben. Dies scheint auch wahr-



scheinlich, wenn man die davor befindlichen Feuergruben berücksichtigt. Pfostenlöcher, die auf eine Überdachung der Feuerstellen hinweisen, konnten nicht festgestellt werden. Es dürfte sich demnach um



eine etwa 5 x 5 m große Hütte mit einem Innenraum zwischen 18 m² und 20 m² gehandelt haben. Der hauptsächliche Baustoff dürfte Holz gewesen sein. Daß es sich zumindest teilweise um eine Blockhauskonstruktion gehandelt hat, kann anhand der Steinfundamente angenommen werden. Parallelen zu diesem Steinfundament, die Vergleiche zulassen, findet man auch an anderen urgeschichtlichen Fundplätzen. Die römerzeitlichen, mittelalterlichen und neuzeitlichen Fundamente weisen ebenfalls bis auf wenige

Ausnahmen Steinreihen als Unterleger für die Stämme eines Blockbaues auf.

Als weiteres Fundmaterial muß die Holzkohle erwähnt werden, die einen Teil der Grabungsfläche ausfüllte. Mit Hilfe der Radiokarbonmethode konnte diese auf die Zeit um 1360 v. Chr. datiert werden. Das C14-Alter erbrachte die gleiche Zeitstellung wie die mittel- und spätbronzezeitlichen Zufallsfunde am östlichen Dachsteinplateau. Die von Richard Pittioni datierte Keramik fügt sich hier ebenfalls nahtlos ein.

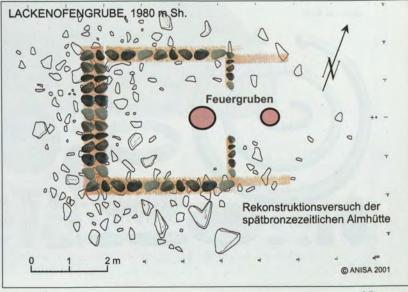
Da ausschließlich Knochen von Jungtieren gefunden wurden, kann vermutet werden, daß die Tierhaltung saisonär erfolgte. Dies gründet auf der Annahme, daß im Falle einer ganzjährigen Tierhaltung auch Knochen von älteren Tieren vorhanden sein müßten. Die Knochen der Jungtiere sind dadurch erklärbar, daß schwache Jungtiere nach dem Auftrieb in hochalpine Regionen oder zu schwache neugeborene Tiere notgeschlachtet werden mußten. Man kann somit mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine temporäre Siedlungsform schließen.

Die intensive mittel- und spätbronzezeitliche Hochweidenutzung hängt wahrscheinlich mit den Anfängen des *Hallstätter Bergbaubetriebes* zusammen<sup>16</sup>. Um die Hypothese weiter untermauern zu können, daß auf den bronzezeitlichen Stationen eine Art Almwirtschaft betrieben wurde, die die Nahrungsgrundlage der Bergleute in Hallstatt ergänzen sollte, wurde auch der nördliche Bereich des Dachsteingebirges oberhalb von *Hallstatt* und *Obertraun* untersucht. Die Erwartung, daß die prähistorischen Siedlungsspuren in der Nähe *Hallstatts* eine größere Dichte aufweisen müßten, wurde durch die Entdek-

Links oben: Abb. 9.
Lackenofengrube.
Urgeschichtliche
Steinsetzung für das
Fundament eines
Blockbaues. Im
Hintergrund sind von
links nach rechts der
Eselstein (2553 m),
die Hohe Rams
(2551 m), die
Scheichenspitze (2664
m) und der
Landfriedstein (2535
m) zu sehen.

Links unten: Abb. 10. Lackenofengrube. Feuergruben in der spätbronzezeitlichen Hütte.

Abb. 11. Plan der Steinsetzung Lackenofengrube.



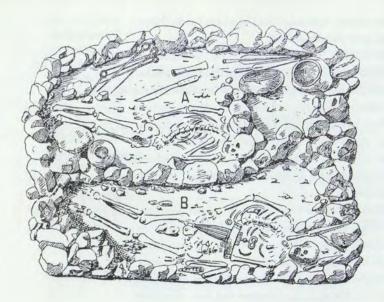


Abb. 12: Grab vom Hallstätter Salzberg. Aus: O. Menghin. Die österr. Alpen, Wien 1927.

Abb. 13: Funde aus dem Hallstätter Gräberfeld. Gezeichnet von Friedrich Simony. Aus seinem Werk: Alterthümer von Hallstatt, 1851. kung von fünf weiteren Stationen bestätigt.

Das Landschaftsbild wie auch das Klima in den Hochregionen des Dachsteinplateaus waren in der Bronzezeit ähnlich wie heute. Die Waldgrenze lag wegen des über längere Zeit andauernden günstigen Klimas möglicherweise um 100 m höher. Die Siedlungstätigkeit dauerte etwa tausend Jahre. In dieser Zeitspanne wurden sicherlich mehr als die bisher nachgewiesenen zwanzig Plätze für die Hochweidenutzung in einer Seehöhe zwischen 1600 m und 2100 m eingerichtet. Wahrscheinlich wurden diese bronzezeitlichen Siedlungsreste aber durch die römische, mittelalterliche und neuzeitliche Almbewirtschaftung gestört bzw. zerstört. Eine solche Überbauung konnte anläßlich der archäologischen Untersuchung des römerzeitlichen Hüttenrestes in den

Rotböden nachgewiesen werden. Dort fand sich knapp außerhalb des Fundamentes eine Feuerstelle aus der mittleren Bronzezeit (siehe im anschließenden Kapitel).

Prähistorische Streufunde im unwegsamen hochalpinen Gelände - insbesondere Bronzeschwerter wurden und werden als Weihegaben bzw. Paßfunde interpretiert<sup>17</sup>. Doch neben der kultischen Interpretation sollte man auch andere mögliche Ursachen für das Vorhandensein solcher Funde in Erwägung ziehen. Leicht konnten Menschen auch Naturereignissen wie Blitzschlag, Hochwasser, Windwurf oder Schneefall zum Opfer fallen. Aber auch Erschöpfung, schwere Verletzungen durch Sturz und schließlich der Kampf mit Mensch oder Tier sind nicht auszuschließen. Entlang der urgeschichtlichen Trasse von Hallstatt durch das Koppental zum jüngst erforschten Sölkpaß konnten zahlreiche Streufunde getätigt werden. Gerade im Bereich des lawinengefährdeten Koppentales ist die Häufung solcher Funde durch tragische Naturereignisse erklärbar. So mancher Gegenstand dürfte schlichtweg auch nur verloren worden sein.

#### Römerzeitliche Almwirtschaft

Wie bereits erwähnt, ist eine hochalpine Weidewirtschaft in den Alpen ab dem 8. vorchristlichen Jahrhundert bis zur römischen Kaiserzeit bisher nicht nachweisbar. Verschiedene Faktoren wie ungünstiges Klima, Veränderungen in Besiedelung und Wirtschaftsform können mögliche Ursachen sein. In der römischen Literatur werden die Alpen von Titus Livius (59 v. Chr.–17 n. Chr.) als *foeditas*, was soviel

bedeutet wie Garstigkeit, Häßlichkeit, bezeichnet. Ab 15 v. Chr. wurden die Alpenländer von den Römern erobert und ins Römische Reich eingegliedert<sup>18</sup>. Vom 1. Jahrhundert nach Christus an faßt auch die römische Kultur in unseren Gebirgsregionen Fuß. Straßen führen über das Gebirge bis zum Limes an der Donau<sup>19</sup>. Die Provinzen Rätien und Norikum werden kultiviert und liefern Sklaven und Rohstoffe wie Eisen an Rom. In den inneralpinen Tälern wird gerodet, und es werden kleine römische Siedlungen gegründet. Wir finden eine hochentwickelte Kultur mit einer

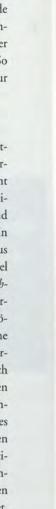




Abb. 14: Grafenbergalm. Urweide, die in der Bronzezeit und in der Römerzeit Verwendung fand. Eingeblendet die dort gefundene römische Münze.



Abb. 15: Wetzstein aus einer römerzeitlichen Almhütte in den Törlgruben auf dem östlichen Dachsteinplateau.

therchümer von Hallstatt.



ausgeprägten Geldwirtschaft vor. Selbst in den entlegenen Gebirgsregionen verlieren nun Menschen Münzen aus Silber und Bronze, die heute der archäologischen Forschung für Datierungen willkommen sind<sup>20</sup>. Erst aus dem 18. Jahrhundert, aus der Zeit Maria Theresias, finden wir wieder Münzen in solcher Zahl, jedoch in schlechterer Qualität auf den heute meist zu Wüstungen gewordenen Almen.

In der Römerzeit hielt man, wie schon ausgeführt, nach Angaben der schriftlichen Quellen vor allem Schafe und Ziegen für die Milchproduktion. Zum überwiegenden Teil wurde aus deren gehaltvoller, aber nur sehr schwer abrahmbarer Milch Fettkäse bereitet. Rinder wurden hauptsächlich zur Fleischproduktion gezüchtet und als Arbeitstiere verwendet. Diese Wirtschaftsform führten die Römer auch in ihren Provinzen ein. Die typischen kleinen Weideglocken für Kleinvieh aus Bronze, die bisher in den Hochregionen der Alpen gefunden wurden, bestätigen diese Quellen. Allein im Bereich des Dachsteingebirges konnten bislang zehn dieser bis zu 11 cm hohen Glocken als Streufunde aufgesammelt werden<sup>21</sup>.

Bei einer ihrer vielen Oberflächenbegehungen auf dem östlichen Dachsteinplateau entdeckten 1995 Dr. Günter Graf, wissenschaftlicher Leiter des Kammerhofmuseums in Bad Aussee, und der Verfasser 1995 eine Steinsetzung auf einer kleinen Erhebung in den 1640 m hoch gelegenen Rotböden in einer von Natur aus waldfreien Grube. Ein Jahr später wurde in Zusammenarbeit mit Univ. Doz. Dr. Bernhard Hebert vom Bundesdenkmalamt mit der ANISA, dem Verein für alpine Felsbild- und Siedlungsforschung, die erste römerzeitliche Almhütte im Alpenraum ausgegraben<sup>22</sup>. Der Befund dieser kleinen archäologischen Sensation zeigt uns einen Steinkranz als Fundamentierung eines ehemaligen Blockbaues aus Holz. Im Inneren der Hütte wurden in einer ausgeprägten Kulturschicht, die Holzkohle, eine Herdstelle, Keramik, Münzen, Knochenreste von Schaf und Ziege und kleine Schuhnägel enthielt, auch der Klöppel einer römerzeitlichen Weideglocke aus Eisen und der eiserne Bügel eines Halsreifens für die Glockenbefestigung ausgegraben. Dies sind sichere Hinweise auf eine Almwirtschaft zur späten Römerzeit oberhalb der Marktgemeinde Gröbming im Ennstal, wo römerzeitliche Grabsteine und Münzen gefunden wurden. Die Zeitstellung dieser Almhütte kann anhand mehrerer C14-Datierungen und der Münzen ab der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. bis in das 4. Jahrhundert n. Chr. erfolgen. Hebert



meint jedoch, daß die Münzen (Probus und Claudius II.) und die Keramik eine Gründung der Siedlung erst ab der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. wahrscheinlich machen.

Auch die in 1780 m Seehöhe gelegene Grafenbergalm wurde schon zur Römerzeit genutzt. Dort hat man eine Münze von Kaiser Constantius II. (355-361 n. Chr.) und je eine Weideglocke aus Bronze und aus Eisen gefunden. Auch scheint der dazugehörende Heimhof lokalisiert worden zu sein. In der Ramsau, nur drei Gehstunden direkt unterhalb der Alm, legten archäologische Grabungen Teile einer römischen Siedlung auf dem Burgstall, einer steil abfallenden Bergkuppe, auf 950 m Seehöhe frei. Es handelt sich hierbei um eine spätrömische Rückzugssiedlung aus dem 3. bis wahrscheinlich 5. Jahrhundert nach Christus<sup>24</sup>. Auf dieser ehemaligen Befestigungsanlage wurde 1999 von der Gemeinde Ramsau und dem Bundesdenkmalamt ein Archäologiepfad mit genauen Beschreibungen eingerichtet, der das ganze Jahr über frei zugänglich ist.

Abb. 16: Weideglocke aus Bronze und Klöppel aus Eisen vom östlichen Dachsteinplateau.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002



Abb. 17: Grabung Rotböden. Sehr gut zu sehen ist der Steinkranz des Fundamentes für einen Blockbau.

#### Anmerkungen

1 Diese Arbeit widme ich meinem hochverehrten Lehrer und Freund Prof. Dr. Günter Graf. Graf ist neben seiner Lehrtätigkeit Geomorphologe, Historiker, Herausgeber zahlreicher Publikationen und Obmann des Vereins der Freunde des Kammerhofmuseums in Bad Aussee.

2 Benecke, Norbert: Der Mensch und seine Haustiere. Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung. Stuttgart 1994.

3 Filipic, Hermann: Witterungsbericht für die Grabungsmonate Juli, August und September 1993. In: Dachstein. Vier Jahrtausende im Hochgebirge. Hrsg. von F. G. Cerwinka und F. Mandl, Haus i. E. 1998, S. 62 ff

4 Gleirscher, Paul: Ein urzeitliches Heiligtum am Pfitscher Jöchl über Dorf Tirol? In: Der Schlern 67 (1993) H. 6, S. 407–435.

5 Pittioni, Richard: Urzeitliche Almwirtschaft. In: Mitteilungen d. Geograph. Ges. in Wien 74 (1931), S. 108–113.

6 Weiss, Reiner-Maria: Prähistorische Brandopferplätze in Bayern, Internationale Archäologie 35, 1997. Dieses Werk bietet eine aktuelle Zusammenfassung mit reichen Literaturangaben.

7 Leonhard, Franz: Aus dem vorgeschichtlichen Kulturleben in den Alpen. In: Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins (1949) Bd. 79, S. 122 ff.

8 Lunz, Reimo: Archäologie Südtirols. Bd. 7, Bruneck 1980.

9 Der Mann im Eis. 4 Bände. Hrsg. F. Höppfel, W. Platzer, K. Spindler, E. Rastbichler-Zissernig, H. Wilfing, D. Nedden, H. Nothdurfter, S. Bortenschlager, K. Oeggl. Innsbruck, Wien, New York. 1992–2000.

10 Für die Erlaubnis der Wiedergabe dieser Skizze danken wir den Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz. Gezeichnet von Frau Julia Ribbeck.

11 Cevc, Tone: Davne Sledi cloveka v Kamnicskih Alpah. Ljubljana 1997.

12 Die Daten für dieses Kapitel wurden aus mehreren Beiträgen zusammengestellt, folgend eine Auswahl: Böhm, Reinhard: Das Klima im Wandel. Der Zukunft das Klima entlocken. In: Alpenvereinsjahrbuch 124 (2000), S. 117 ff. Grabner, Michael/Gindl, Wolfgang: Neue Jahrringchronologien vom Dachstein. Eine 1250jährige Rekonstruktion der Sommertemperatur. In: Mitt. d. ANISA 21 (2000) H.1/2, S. 20 ff. Alpine Vorzeit in Tirol. Begleitheft zur Ausstellung. Innsbruck 1997. Lamp, H. H.: Klima und Kulturgeschichte. Der Einfluß des Wetters auf den Gang der Geschichte. Reinbek bei Hamburg 1989. Patzelt, Gernot: Modellstudie Ötztal – Landschaftsgeschichte im Hochgebirgsraum. In: Mitt. d. Österr. Geographischen Gesellschaft. 138 (1996), S. 53–70. Ders.: Die klimatischen Verhältnisse im südlichen Mitteleuropa zur Römerzeit. In: Ländliche Besiedelung und Landwirtschaft in den Rhein-

Donau-Provinzen des römischen Reiches. Bd. 2. Passauer Universitätsschriften. 1998, S. 7–20.

13 Barth, Fritz Eckhart: Bronzezeitliche Salzgewinnung in Hallstatt. In: Mensch und Umwelt in der Bronzezeit Europas. Hrsg. v. B. Hänsel. Kiel 1998, S. 123 ff.

14 Mandl, Franz: Nachträge zur Geschichte der Weidewirtschaft auf dem östlichen Dachsteinplateau. In: Dachstein. Vier Jahrtausende Almen im Hochgebirge. Bd. 2. Hrsg. v. G. Cerwinka u. F. Mandl. Haus 1998, S. 237–240.

15 Mandl, Franz: Mittel- und spätbronzezeitlicher Horizont. In: Dachstein, Vier Jahrtausende Almen im Hochgebirge. Band 1. Hrsg. v. G. Cerwinka u. F. Mandl. Gröbming 1996, S. 30 ff. Ders.: Über 3000 Jahre alte Weidewirtschaft auf dem Dachsteinplateau. In: Archäologie Österreichs 6 (1995) H. 1, S. 42 ff.

16 Treffer, Günter. Weißes Gold. 3000 Jahre Salz in Österreich. Wien

17 Pauli, Ludwig: Die Alpen in Frühzeit und Mittelalter. Die archäologische Entdeckung einer Kulturlandschaft. München 1980, S. 184 ff. 18 Friesinger, Herwig/Vacha, Brigitte: Römer – Germanen – Slawen in Österreich, Bayern und Mähren. Eine Spurensuche. Wien 1987. Alpenverein. Museum. Katalog. Hrsg. v. Österr. Alpenverein. Innsbruck [1998].

19 Via Claudia. Neue Forschungen. Hrsg. E. Walde. Innsbruck 1998. Reisch, Emil: Die Alpen in römischer Zeit. In: Die Österreichischen Alpen. Eine zusammenfassende Darstellung. Hrsg. v. H. Leitmeier. Wien 1929, S. 211 ff. Ramsauer, Franz: Die Alpenkunde im Altertum. In. Zs. d. Dt. u. Österr. Alpenvereins Bd. 32 (1901), S. 46–68.

20 Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer. Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Macht. Katalog zur Landesausstellung des Freistaates Bayern. Hrsg. v. L. Wamser. Rosenheim 2000.

21 Mandl, Franz: Weideglocken und Schellen aus der Dachstein- und Salzkammergutregion. In: Mitt. d. ANISA 21 (2000), S. 74 ff.

22 Hebert, Bernhard: Ergrabung einer römerzeitlichen Almhütte in den Rotböden. In: Dachstein. Vier Jahrtausende im Hochgebirge. Bd. 2. Hrsg. v. G. Cerwinka und F. Mandl. Haus i. E. 1998, S. 200 ff.

23 Bock, C./Macek, M.: Eine kleine Schuhgeschichte. Freunde, Bürger, Römer. Auf den Spuren römischer Schritte. In: Historica-Austria. Bd. 5 (1998), S. 114–122.

24 Hebert, Bernhard/Schachinger, Ursula/Steinklauber, Ulla: Die Fundmünzen von der befestigten spätrömischen Höhensiedlung auf der Knallwand in Ramsau am Dachstein. In Mitt. d. ANISA 19/20 (1999), S. 29 ff.



## Herrscher, Mönche und Soldaten

Das Besteigen der Berge im Mittelalter. Zum erstenmal in aller Vollständigkeit dargestellt von Peter Danner. Mit Bildern von Zipora Fried

#### Einleitung

Bereits lange vor der systematischen «Eroberung» und Erschließung der Alpen, die im 18. Jahrhundert einsetzte, wurden in vielen Gegenden der Erde aus verschiedenen Gründen Berge bestiegen. Nach der Behandlung der Zeugnisse aus der Vorgeschichre und der Antike¹ sollen nun die Quellen aus dem Mittelalter untersucht werden². Der hier beobachtete Zeitraum reicht vom Untergang des Weströmischen Reiches im Jahr 476 bis zur (Wieder-)Entdekkung Amerikas im Jahr 1492³.

Als Quellen für die Geschichte des Bergsreigens stehen einerseits Texte zur Verfügung, zum Beispiel historische Werke (Chroniken, Annalen, Biographien), Heiligenviten, Reiseberichte und Urkunden, andererseits materielle Überreste wie Bauwerke, Votivgaben oder Leichen. Der Wahrheitsgehalt der schriftlichen Quellen ist umstritten. Das gilt nicht nur für Heiligenviten, die eher Zeugnisse der mittelalterlichen Wundergläubigkeit als historisch zuverlässige Biographien sind. Viele Texte wurden als mittelalterliche, einige als moderne Fälschungen entlarvt oder zumindest als solche angesehen<sup>4</sup>. Weitere Texte wurden als mittelalterliche Schwindelliteratur bezeichnet, zum Beispiel Berichte über Reisen, die gar nicht unternommen wurden<sup>5</sup>. Viele Quellen beruhen auf Angaben von unzuverlässigen Informanten, so daß sie eine Mischung von eigenen Beobachtungen und fremden Behauptungen sind. So teilte Odorich von Pordenone (†1331) mit, er habe «viel Großartiges und Wundersames gesehen und gehört»<sup>6</sup>. Auch im Kern der Sache richtige Nachrichten wurden häufig durch Übertreibungen

Wenn hier Texte von unterschiedlichem Quellenwert ausgewertet werden, ohne daß im einzelnen Quellenkritik geübt wird, was den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, liegt dies darin, daß auch Übertreibungen und mittelalterliche Fälschungen eine Aussagekraft haben, die nicht zu unterschätzen ist. So können die Angaben von Marco Polo auch dann auf Tatsachen berühen, wenn sie auf Aussagen persischer Informanten und nicht auf eigene Erfahrungen des Verfassers zurückgehen. Selbst einem Heiligen kann nur dann eine Bergbesteigung zugeschrieben werden, wenn sie innerhalb des Denkhorizonts des Hagiographen liegt. Es wurde gezeigt, daß die in immer dichterer Folge erscheinenden Berichte über Bergbesteigungen Hand in Hand gehen mit einer zunehmenden Erschließung des Gebirgsraumes<sup>8</sup>.

#### Religion

Viele Pilger mußten Berge überqueren, um die wichtigsten Wallfahrtsorte der Christenheit, Rom, Santiago de Compostela und Jerusalem, auf dem Landweg zu erreichen<sup>9</sup>. Das galt auch für die Kreuzzüge, die als «bewaffnete Wallfahrten» bezeichnet wurden. Welche Schwierigkeiten die Kreuzfahrer in den Bergen Kleinasiens zu überwinden hatten, schilderte ein Augenzeuge des 3. Kreuzzuges (1147-1149): «Der Berg war zerklüftet und mit Felsstücken bedeckt; wir mußten ihn auf einem steilen Hang ersteigen, sein Gipfel schien uns an den Himmel zu rühren, und der Gießbach im Grunde des Tales schien der Hölle nahe zu sein. Die Menge staute sich inzwischen, die einen drängten die anderen. [...] Die Saumtiere fielen von den zerklüfteten Felsen herab und rissen die mit, auf die sie im Fallen trafen, bis in die Tiefen des Abgrundes. Die Felsstücke, die immerfort losgelöst wurden, richteten eine große Verwüstung an.» 10 Auch Pilger anderen Glaubens hatten Gebirge zu überwinden, so Moslems auf dem Weg nach Mekka11, Buddhisten aus China auf dem Weg nach Indien<sup>12</sup> und aus Japan zu Heiligtümern wie dem Kumano-Schrein<sup>13</sup>. Ein wichtiges Ziel der Reisen chinesischer Buddhisten nach Indien war die Beschaffung von Manuskripten, die der Festigung der wahren Lehre dienen sollten<sup>14</sup>.

Missionare überquerten Gebirge, um Ungläubige in Gläubige zu verwandeln<sup>15</sup>.

Nicht nur daß unsere bergsteigenden Vorgänger im Mittelalter höchstwahrscheinlich das Blaue vom Himmel herunterschwadroniert haben (etwas, was den Heutigen ja völlig ferne liegt), sie unterließen es im großen und ganzen auch sträflicherweise. bildlich Zeugnis abzulegen von ihren Taten, realen oder fiktiven. So hat Zipora Fried nun spät, aber doch auf dieser und den folgenden Seiten ihre Imagination in den Dienst von unser aller Vorstellungskraft gestellt.

Religiös motiviert waren ferner Visitationsreisen von Bischöfen, die sehr beschwerlich sein konnten, wie der Bericht über die Reisen des Bischofs Pietro Carlo aus Caorle in den Jahren 1485–1487 zeigt: «Diese unsere Reise war härter, schwieriger und zeitraubender als die anderen, indem wir vor der Erreichung unseres Zieles mühsam siebzehn Berge und Taleinschnitte überwinden mußten.» <sup>16</sup>

Durch den Glauben veranlaßt waren auch die Reisen der Träger von Rotelbüchern, die dazu dienten, Nachricht vom Tod bestimmter Leute zu geben und Gebete für das Seelenheil der Verstorbenen zu erbitten. Die Eintragungen in diesen Schriften lassen vielfach die Wege über Gebirge nachvollziehen<sup>17</sup>. Nur mit übernatürlichen Kräften ausgestattete Personen konnten sich die mühevollen Überschreitungen von Gebirgen ersparen, so etwa jene Französin, die 1239 vor Gericht gestand, an einem Karfreitag nach Mailand entrückt worden zu sein, um dort Katharern bei Tisch aufzuwarten<sup>18</sup>.

Vielfach lagen die Ziele religiösen Bestrebens auf Berggipfeln. Mehrere Zeugnisse, darunter der Koran<sup>19</sup>, berichteten von Bergen als Orten der Erscheinung von Gottheiten und übernatürlichen Wesen. So erschien Mohammed (um 570-632) auf dem Berg Hira bei Mekka der Engel Gabriel<sup>20</sup>. Papyri magischen Charakters zufolge empfingen Magier auf Bergen die göttliche Offenbarung<sup>21</sup>. In China galten verschiedene Berge als Orte der Erscheinung buddhistischer Gottheiten<sup>22</sup>.

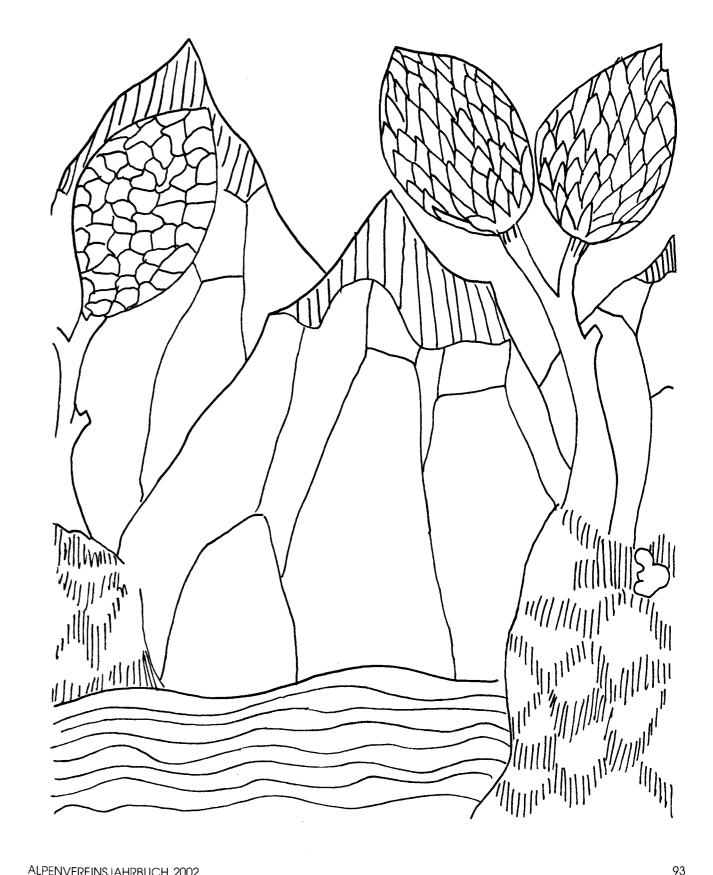
In vielen Teilen der Erde gibt und gab es Kultplätze auf Berggipfeln. In Deutschland weisen Bergnamen wie Godesberg oder Donarsberg auf einen kultischen Charakter in der Zeit der Germanen hin<sup>23</sup>. Im Baltikum befanden sich Opferstätten auf den Gipfeln der heiligen Berge<sup>24</sup>. Bischof Martinus von Braga (510/520-579) klagte, daß in Spanien der Teufel und die Dämonen die Menschen dazu verführten, ihnen auf Bergen Opfer darzubringen<sup>25</sup>.

Vielfach wurden christliche Kapellen und Kirchen an der Stelle früherer heidnischer Kultplätze auf Bergen errichtet, zum Beispiel auf dem Magdalensberg (1056 m) in Kärnten<sup>26</sup>. In Griechenland befinden sich auf Hügeln und Bergen zahlreiche christliche Kultbauten, die vor allem dem hl. Elias geweiht sind, welcher der Tradition der Bauern zufolge vor Mohammed in die Berge floh<sup>27</sup>. Zu den höchsten christlichen Sakralbauten Griechenlands zählen die Kapelle der Metamorphosis auf der Spitze des Berges Athos (2033 m)<sup>28</sup> und die Kapelle des Elias auf dem Gipfel des Olymp (2917 m)<sup>29</sup>.

In Böhmen hielten im 15. Jahrhundert Vertreter des radikalen Flügels der Hussiten auf Berggipfeln Gottesdienste ab<sup>30</sup>. Andere Berge waren dem Kult des Teufels gewidmet, zum Beispiel der Brocken im Harz<sup>31</sup>, Berge in Umbrien, in den Pyrenäen und in vielen anderen Gegenden<sup>32</sup>.

Im Latmosgebirge an der Westküste Kleinasiens stiegen im 10. Jahrhundert christliche Dorfbewohner auf den Gipfel des Tekerlekdag (1375 m), um – wie ihre Vorfahren in bis lange zurückreichenden Zeiten – Regen zu erflehen: «Sie veranstalteten eine Bittprozession und erstiegen unter heiligen Gesängen den Kamm des Gebirges. Der Berg ist an dieser Stelle nicht nur am höchsten, sondern auch sehr schwer zu ersteigen. Auf seiner Spitze ist ein ungeheurer Stein, der seit langer Zeit heilig genannt wird.»<sup>33</sup> Dieser heidnische Kultstein wurde durch Hinzufügung eines eisernen Kreuzes für die christliche Religion in Anspruch genommen.

Eine Station auf dem Seeweg ins Heilige Land war Zypern, wo viele Pilger den Olympos (Stravrovouni/ Kreuzberg, 688 m) bestiegen, auf dessen Gipfel in einem Kloster eine Kreuzreliquie aufbewahrt war34. Im Heiligen Land suchten Pilger unter anderem den Berg Tabor (562 m) auf, der als Ort der Verklärung Jesu galt, und den Berg Karmel (550 m), auf dem Elias gegen die Baalspriester gekämpft hatte<sup>35</sup>. Schwieriger zu erreichende Bergziele christlicher Pilger waren die seit der Spätantike aufgesuchten heiligen Berge auf der Halbinsel Sinai<sup>36</sup>, der Mosesberg (Gebel Mûsa, 2285 m), der auch Horeb genannt wurde und als Orr angesehen wurde, auf dem Moses die Gesetzestafeln empfangen hatte, und der Katharinenberg (Gebel Katerin, 2637 m), auf dessen Gipfel sich angeblich das Grab der hl. Katharina von Alexandrien befindet. In der Kapelle auf dem Gipfel des Mosesberges brachten im 6. Jahrhundert die Pilger ihre Bärte und ihr Haupthaar als Opfergaben dar<sup>37</sup>. In die Felsen des Mosesberges waren im Spätmittelalter bereits zahlreiche Stufen geschlagen<sup>38</sup>. Der Ulmer Dominikanerpater Felix Fabri bestieg am 24. 9. 1483 sowohl den Mosesberg als auch den Katharinenberg und wiederholte einen Tag danach die Tour auf den Katharinenberg. Über die Strapazen des Aufstiegs schrieb er: «Wir erklommen also den Berg auf einem weit sich hinziehenden, rauhen und mühsamen Pfad, auf schlecht gangbarem Geröll, über steile Klippen, unter überhängenden Felsen hindurch, über emporragende Felsbrocken, an schrecklichen Schluchten entlang und über jähe Abhänge und überdies in sengender Sonnenglut.»<sup>39</sup>



ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 🔹 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Einem Bericht des 6. Jahrhunderts zufolge hatten auch die Araber auf einer Seite des Katharinenberges eine Kultstätte, an der ein «marmornes, schneeweißes Kultbild» aufgestellr war, das am Festtag die Farbe wechselte und schwarz wurde<sup>40</sup>.

Die Berge in Armenien, die als Landeplatz der Arche Noahs angesehen wurden, können zwar nicht als Kultorte angesehen werden, waren aber im 9. Jahrhundert eines der Ziele der zweiten Pilgerfahrt von Fromund und dessen Bruder. Um den Mord an ihrem Onkel zu sühnen, reichte ihre erste Wallfahrt nach Rom, Palästina und Nordafrika nicht aus. Daher brachen sie noch einmal ins Heilige Land auf und besuchten auch Armenien41.

In späterer Zeit erwähnten Reisende, die in der Nähe vorbeikamen, den Berg Ararat (5166 m) oder einen nicht oder anders genannten Berg, auf dem sich die Arche befand. Aethicus Ister (Mitte 8. Jahrhundert) behauptete noch, daß ihn niemand zu besteigen gewagt hatte42. Der Kaufmann Marco Polo (1254-1324) hielt ihn wegen des ewigen Schnees für unbezwingbar<sup>43</sup>. Der Franziskanerpater Wilhelm von Rubruk, der als Gesandter König Ludwigs IX. von Frankreich in den Jahren 1253-1255 zu den Mongolen reiste, berichtete: «Viele haben schon versucht, diesen Berg zu besteigen, doch ist es ihnen nicht geglückt. Der Bischof berichtete mir auch von einem Mönche, der sehr darüber bekümmert war, bis ihm ein Engel erschien, ein Stück Holz von der Arche mitbrachte und ihm sagte, daß er sich nicht länger abmühen sollte. [...] Dieser Berg scheint jedoch nicht so hoch zu sein, daß man ihn nicht ersteigen könnte. Doch gab mir ein alter Mann eine ziemlich einleuchtende Begründung dafür, daß ihn niemand betreten dürfe. Der Berg heißt Massis, und dieses Wort ist bei ihnen weiblichen Geschlechts. 'Deshalb', meinte er, 'darf die Massis niemand besteigen, weil sie die Mutter der Erde ist.'»44 Den Franziskanerpater Odorich von Pordenone (†1331), der 1314/18 eine Reise nach Ostasien angetreten hatte, hielten andere Umstände von der Besteigung des von ihm Solissaculo genannten Berges ab: «Ich hätte ihn gerne bestiegen, wenn meine Reisegesellschaft zugestimmt hätte; obwohl ich den Aufstieg wagen wollte, sagten die Leute in der Gegend, daß niemals jemand den Berg besteigen könne. Denn - so sagt man dieses werde Gott, dem Höchsten, nicht gefallen.»<sup>45</sup> Im 14. Jahrhundert berichtete John Mandeville, der den Boden Armeniens allerdings sicher nicht betreten hatte46 und, wie deutlich zu erkennen ist, die zuvor zitierten Berichte verwertete, über den Berg

94

Ararat (5166 m): «Auf dem Berg blieb die Arche Noah stehen, und man sieht sie heute noch, so ein heiteres Wetter ist. Der Ararat ist wohl sieben Meilen hoch. Etliche Leute sagen, sie seien darauf gewesen und hätten die Arche gesehen. Aber das ist nicht wahr, denn weder Mensch noch Tier mögen hinaufkommen um des vielen Schnees willen, der sommers und winters auf dem Berge liegt. Seit Noahs Zeiten war nur ein einziger Mensch auf dem Gipfel. Das war ein Mönch aus dem Kloster am Fuß des Berges. Eines Tages machte er sich auf den Weg, doch ehe er ein Drittel zurückgelegt hatte, ward er müde, setzte sich nieder und schlief ein. Da er erwachte, fand er sich wieder am Fuße des Berges. Und er bat Gott mit großer Andacht, daß er ihm die große Gnade gewähre, auf den Gipfel zu kommen. Da erschien ihm ein Engel und half ihm, wieder aufzusteigen. Zum Zeichen, daß er bei der Arche gewesen war, nahm er eine Planke daraus und trug sie in sein Kloster, da ich sie selbst gesehen habe.»<sup>47</sup>

Einer der höchsten Kultplätze des Mittelmeergebietes befand sich auf dem Gipfel des Berges Hermon (2814 m) in Palästina. Dort stand seit der römischen Kaiserzeit ein Tempel, der auch nach dem Untergang des Römischen Reiches noch von Gläubigen aufgesucht wurde48.

Viele islamische Kultstätten wurden auf Bergen errichtet. Es gab in der Umgebung Mekkas eine Moschee auf dem Abû Qubais, der als erster von Gott geschaffener Berg galt, auf dem sich das Grab Adams und der Ort, wo Mohammed aufgezogen wurde<sup>49</sup>, befanden, und eine Moschee auf dem Berg der Barmherzigkeit am Ende der Ebene Arafat<sup>50</sup>. Weitere Kultplätze bei Mekka gab es auf dem Berg Hira, dessen «Spitze in den Himmel hineinreicht»51, wo der Erzengel Gabriel Mohammed erschienen war, und auf dem Berg Thaur, wo Mohammed in einer Höhle Schutz vor Verfolgern gesucht hatte<sup>52</sup>. Der Mekkapilger Ibn Dschubair (1145-1217) schrieb über dessen Besteigung: «Dieser Berg ist schwer zu ersteigen, nimmt den Atem, und niemand gelangt ohne Erschöpfung und Ermüdung der Hände zu seinem Gipfel.»53 Dort versuchten viele Menschen, durch eine Kluft die Höhle zu betreten, die Mohammed benutzt hatte. Diejenigen, welche aufgrund ihrer Leibesfülle steckenblieben, galten als Bastarde<sup>54</sup>. Auf vielen weiteren Bergen gab es Moscheen, Schreine und Kultplätze<sup>55</sup>. Nach der siegreichen Schlacht gegen die Kreuzfahrer auf dem Berg Hattin im Jahr 1187 ließ Saladin (1137/38-1193), der

Sultan von Syrien und Ägypten, «auf dem Gipfel dieses Berges, wo König Guido gefangengenommen wurde, [...] eine Moschee bauen, die dort noch steht, zu seinem Lob und zur Erinnerung an den Sieg.»<sup>56</sup> Felix Fabri berichtete von Steinhaufen auf den Bergen der Halbinsel Sinai, die als Wegmarkierungen dienten: «Doch verwenden die Sarazenen und Araber diese Zeichen auch zu abergläubischem Mißbrauch, sie steigen nämlich zu bestimmten Zeiten auf die Berge und rufen an diesen Zeichen den Mahomet an und errichten sie zu seinen Ehren. Denn dieser Steinhaufen hing voll mit Tuchfetzen von Hemden und anderen Kleidungsstücken. Damit pflegen diese Leute nämlich Stätten zu ehren, von denen sie glauben, daß an ihnen etwas Göttliches sei.»57

Eine Kultstätte auf der Insel Sri Lanka erwähnte Kosmas Indikopleustes (6. Jahrhundert): «Viele Heiligtümer sind auf dieser Insel, und in einem von ihnen, das an einem erhöhten Orte liegt, ist ein feuernder, großer Hyazinth, wie es heißt, gleich einem großen Tannenzapfen; der leuchtet von weitem, namentlich, wenn er von der Sonne umspielt wird, was ein unvergleichliches Schauspiel bietet.»<sup>58</sup> Auf besserer Grundlage beruhen die Zeugnisse über den Sri Pada (Adam's Peak, 2243 m) auf Sri Lanka, der von den Gläubigen von vier Religionen verehrt wird<sup>59</sup>. Auf dem Gipfel befindet sich eine als Fußabdruck gedeutete Höhlung, die von den Buddhisten Buddha, von den Hindus Shiva, von den Moslems Adam und von den Christen dem hl. Thomas zugeordnet wurde. Der Weltreisende Ibn Battuta aus Tanger (1304-1377) berichtete ausführlich über seine Besteigung dieses Berges: «Auf dem Berg gibt es zwei Wege zum 'Fuß', den Weg des 'Baba' und den der 'Mama', worunter die Eingeborenen Adam und Eva verstehen. Der Weg der 'Mama' ist recht leicht, so daß ihn die Pilger für ihren Abstieg benutzen. Wer ihn aber zum Aufstieg begehen würde, hätte kein großes Ansehen über seine Pilgerfahrt zu erwarten. Der Weg des 'Baba' hingegen ist beschwerlich. Die Alten haben in den Berg so etwas wie Stufen geschlagen, Eisenpfähle in die Felsen getrieben und an ihnen Ketten befestigt, an denen sich der Kletterer halten kann. Insgesamt gibt es am Berg zehn Ketten: zwei am Fuß des Serendib [Adam's Peak], wo sich die Sultanspforte befindet, dann sieben hintereinander und schließlich die zehnte, die 'Kette des Glaubensbekenntnisses', weil der Pilger, wenn er sie erreicht hat und in die Tiefe schaut, so von

Schwindel erfaßt wird, daß er aus Furcht vor einem Sturz das Glaubensbekenntnis hersagt: 'Es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet'. Von der zehnten Kette bis zur Chidr-Grotte sind es noch sieben Meilen. [...] Bei der Chidr-Grotte lassen die Pilger ihre Habseligkeiten zurück und ersteigen über zwei Meilen hinweg den Gipfel des Berges, auf dem sich der 'Fuß' befindet. [...] In den Felsen des Fußes sind neun Löcher gemeißelt, in die von den heidnischen Pilgern Gold, Edelsteine und Perlen gelegt werden.»60

Inder pilgerten ferner zu den Quellen des Ganges<sup>61</sup> und zum heiligen Berg Kailash<sup>62</sup>.

In China gehörten zu den wichtigsten buddhistischen Kultstätten die «Fünf Berge und zehn Klöster» und die «Vier berühmten Berge»<sup>63</sup>. Die Chen-la, ein Volk im Süden des chinesischen Reiches, brachten auf einem heiligen Berg Menschenopfer dar<sup>64</sup>. Buddhisten in Japan suchten die Heiligtümer auf dem Berg Koya, auf dem Berg Muroji und den Kumano-Schrein auf<sup>65</sup>, und Shintoisten unternahmen die Wallfahrt zum Gipfel des Fujiyama (3776 m)66. Viele Kultplätze gab es auf Bergen Mittel- und Südamerikas. In Mexiko suchten die Azteken mehrere Male im Jahr Berge auf, um verschiedene religiöse Zeremonien durchzuführen. So wurden anläßlich des Neujahrsfestes auf verschiedenen Bergen Kinder geopfert, die man ihren Müttern abgekauft hatte<sup>67</sup>. Zu Beginn einer 52jährigen Kalenderperiode wurde das sogenannte «Knüpfen der Jahre» gefeiert. Auf einem Berg bei Tenochtitlan wurde ein Feuer entzündet, in welches das Herz eines soeben geopferten Menschen geworfen wurde. Daraufhin liefen die Priester in den Kostümen verschiedener Götter vom Berg hinab<sup>68</sup>.

Die Inkas opferten im 15. Jahrhundert auf den Bergen nicht nur Speisen, die sie dort verbrannten und mit Maisbier übergossen<sup>69</sup>, sondern auch Menschen. Wie Ruinen, Opfergaben und Mumien zeigen, wurden sogar die höchsten Gipfel der Anden zu kultischen Zwecken aufgesucht. Auf dem Vulkan Llullaillaco (6723 m) im Nordwesten Argentiniens wurden zwei Mädchen und ein Knabe nach der Tötung bestattet<sup>70</sup>, auf dem Aconcagua (6960 m) in Argentinien ein siebenjähriger Knabe und auf der Nevada de Ampato (6310 m) im Süden Perus ein vierzehnjähriges Mädchen<sup>71</sup>.

Neben dem Ausüben des Kultes gab es weitere religiöse Motive für den Besuch von Bergen. Gläubige verschiedener Religionen zogen sich zum Gebet auf Berge zurück. Mohammed betete auf dem Berg



Hira bei Mekka, als ihm der Engel Gabriel erschien<sup>72</sup>. Als Papst Pius II. (1405–1464, Papst seit 1458) im Jahr 1463 zu einem Kreuzzug gegen die Türken aufrief, fühlte er sich zu schwach, um selbst mitzukämpfen, bot aber andere Hilfe an: «Moses, jenen heiligen Vater, werden Wir nachahmen, der auf dem Berge betete, während das Volk Israel mit den Amalekiten kämpfte. Hoch auf dem Schiffe werden Wir stehen oder auf einem Berggipfel und die göttliche Eucharistie, das heißt unseren Herrn Jesus Christus, vor Augen, werden Wir von ihm Sieg und Heil für Unsere Kämpfenden erflehen.»<sup>73</sup>

Der Hauptritus der japanischen Bergasketen (*yama-bushi*) im 10. und 11. Jahrhundert war der «Einstieg in den Berg», der die Besteigung eines bestimmten heiligen Berges in jeder Jahreszeit einschloß, die offenbar den Charakter einer Initiation hatte<sup>74</sup>.

Initiationsriten führten auch die Inkas in Peru im 15. Jahrhundert durch. Auf dem Berg Huanacauri in der Umgebung von Cuzco fanden Mannbarkeitszeremonien für die Mitglieder der Inka-Familie statt<sup>75</sup>. Weitere religiöse Gründe für Gipfelbesteigungen waren das Aufsuchen des Wohnplatzes durch Asketen, der Besuch von Mönchen und Einsiedlern<sup>76</sup>, das Aufstellen von Wetter- und Gipfelkreuzen<sup>77</sup> oder – in der Umgebung Mekkas – von Zeichen «wie Türmen», welche die heilige und profane Sphäre schieden<sup>78</sup>, und der religiöse Selbstmord<sup>79</sup>.

Wahrscheinlich hatte auch die Erstbesteigung des Rocciamelone (3537 m) südöstlich des Mont Cenis im Jahr 1358 religiöse Gründe. Das einzige Zeugnis dieser Besteigung ist das in der Kathedrale von Susa aufbewahrte Triptychon mit der Inschrift: «Hierher trug mich Bonifacius Rotarius aus Asti zu Ehren unseres Herrn Jesus Christus und der seligen Jungfrau, im Jahr des Herrn 1358 am 1. September.» Das Triptychon wurde offenbar aufgrund eines Gelöbnisses gestiftet, was darauf schließen läßt, daß die Bergtour als Akt des Dankes oder der Buße empfunden wurde.

Der hl. Wolfgang (um 924–994) schließlich stieg auf den Falkenstein im Salzkammergut, um von dort ein Beil in die Tiefe zu werfen. Dort, wo es aufschlug, gründete er eine Kirche<sup>81</sup>.

#### Bestattung

Eng mit der Religion verknüpft sind die Bestattungen, die auch auf Bergen stattfanden. Vielfach wurden die Gräber nicht nur anläßlich der Begräbnisse von den Menschen aufgesucht.

Vor ihrer endgültigen Bestattung wurden Leichen

gelegentlich über Pässe getragen. Als nach dem Ende des Weströmischen Reiches der Abzug der römischen Bevölkerung nördlich der Alpen nach Italien befohlen wurde, öffnete man das Grab des hl. Severin (†482) und transportierte dessen noch unversehrten Leib über die Alpenpässe nach Süditalien<sup>82</sup>. Bevor die Gemeinden des Paznaunrales in Tirol im 15. Jahrhundert eigene Seelsorgestationen erhielten, trug man die Toten, die über den Winter in eingefrorenem Zustand im Ort blieben, über die Bergrücken in die anschließenden Täler<sup>83</sup>.

Bei den Germanen waren die Berge Begräbnisstätten und Orte des Totenkultes<sup>84</sup>. Das Grab, das Walther von Aquitanien in einen Felsen beim Kloster Novalesa gehaut hatte, besuchten noch Jahrhunderte später die Bewohner der Umgebung<sup>85</sup>. Auf dem St. Zeno-Berg in der Umgebung Merans befanden sich die Gräbstätten des westfränkischen Missionars Valentin und des Einsiedlers Korbinian († um 730)86. Der Einsiedler Heimerad (†1019), der sein Leben in der Einsamkeit des Berges Hasungen bei Kassel abschloß, erhielt ein Grab auf diesem Berg, an dessen Stelle später eine Kapelle und ein Kloster errichtet wurden<sup>87</sup>. Es fanden aber nicht nur Helden und Asketen ihre letzte Ruhe auf Bergen. Im 15. Jahrhundert bestattete man in Deutschland eine Selbstmörderin auf dem Berg, auf dem sich die Richtstätte befand88.

Weit verbreitet waren Gräber auf Bergen in verschiedenen Kulturen Asiens. Die Anhänger Zarathustras in Persien trugen die Leichen auf Berge, schichteten Steine um sie herum auf und deckten sie dann mit einer Steinplatte ab89. Die Parsen, in Indien lebende Verehrer Zarathustras, schleppten die Toten auf die höchsten Felsen, um sie Hunden und Vögeln zum Fraß vorzusetzen<sup>90</sup>. Türkische Stämme legten auf Bergen Grabhügel an91. In China gab es Gräberfelder<sup>92</sup> und Grabhügel auf Berggipfeln<sup>93</sup>. Die Bewohner des Südostens der Provinz Yünnan verbrannten nach Marco Polo die Toten, bewahrten die nicht zu Asche gewordenen Knochen auf, gaben sie in ein Kästchen und hängten diese in unerreichbaren Höhlen auf Bergen auf<sup>94</sup>. Am Rand des chinesischen Reiches gab es Stämme, die ihre Toten in Bambus einwickelten und auf Berge schleppten<sup>95</sup>, in die Berge warfen%, auf Berggipfeln begruben97, in Särgen auf Bergklippen stellten<sup>98</sup> oder ihnen auf Bergen Totenhäuser errichteten<sup>99</sup>. Koreanische Völker töteten eifersüchtige Frauen und begruben sie umgekehrt auf einem Berg<sup>100</sup>

Während einer Überlieferung zufolge Dschingis

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Khan, der Herrscher der Mongolen, im Jahr 1227 in den Himmel aufstieg<sup>101</sup>, wurde er anderen Quellen zufolge auf dem Burkhan Khaldun (Buddhafelsen)<sup>102</sup> oder einem geheimgehaltenen Ort<sup>103</sup> bestattet. Marco Polo berichtete: «Auch das folgende ist verbürgt: alle Herrscher aus dem Geschlecht Cinghis Khans werden auf dem hohen Berge Altai beigesetzt. Wo immer auch ein Tartarenherrscher stirbt, und wenn es hundert Tagesreisen vom Altai entfernt ist, seine Leiche muß zur Bestattung zum Berge gebracht werden. Und nun vernehmt das seltsame Gebot: der tote Khan wird während mehr oder auch weniger als vierzig Tagen zum Berge getragen. Auf dieser langen Strecke wird jeder, det da unterwegs ist, von den Leichenbegleitern mit dem Schwerte umgebracht. Man ruft den Opfern zu: ,Dienet eurem Herrn in der jenseitigen Welt!' Denn die Tartaren glauben wahrhaftig, alle, die sie töten, müßten dem Herrn im Jenseits zu Diensten sein. Mit den Pferden halten sie es genau gleich. Beim Tode des Herrschers schlachten sie seine besten Tiere, damit sie ihm in der andern Welt zur Verfügung ständen. Damals, als Mongu Khan gestorben ist, sind mehr als zwanzigtausend Menschen dem Leichenzug begegnet; sie sind ohne Ausnahme in den Tod geschickt wor-

Im Gebiet zwischen der östlichen Mongolei und der Mandschurai bestatteten mehrere Stämme ihre Toten auf heiligen Totenbergen<sup>105</sup>. In Tibet gab es Friedhöfe und Einzelgräber auf Felsen, bei denen böse Geister umgingen<sup>106</sup>.

Bewohner Sumatras, von denen Marco Polo berichtete, töteten nach der Befragung eines Magiers die Kranken, denen der Tod vorausbestimmt war, kochten und verspeisten sie, damit sich in der Leiche keine Würmer ansammeln konnten, die nach deren Vertilgung Hunger gelitten hätten. «Die blank genagten Knochen legt man in ein Kästchen, trägt es hinauf ins Gebirge, hängt es in einer Höhle auf, wo kein Tier hingelangt [...].»<sup>107</sup>

Auch in Japan wählte man Berge als Bestattungsplätze $^{108}$ .

In der arabischen Welt sind Gräber des Arztes und Alchimisten Abul-Feidh Thaubân Ben Ibrahim (†860) auf dem Berg Carafa<sup>109</sup> und des Ibn Tûmart (1092–1130), des Mahdi der Almohaden, in den Bergen Marokkos<sup>110</sup> überliefert, die von vielen Besuchern aufgesucht wurden.

Mehrere Indianerstämme deponierten die Leichen oder die Knochen der Verstorbenen in unzugänglichen Felshöhlen<sup>111</sup> oder begruben sie auf Bergen<sup>112</sup>.

Die Azteken schleppten die verstorbenen Kaufleute auf Berge: «Und wenn einer erkrankte und dort im Küstenlande starb, begruben sie ihn nicht, sondern richteten für ihn ein Traggestell her [...], stellten [...] ihn in das Traggestell und banden ihn darin mit dem Tragband eines Rückenkorbes fest. Dann brachten sie ihn auf einen Berggipfel, stellten ihn dort aufrecht hin und stützten mit einem Pfahl das Traggestell. Dort verweste sein Leib. Und sie sagten, daß er nicht stürbe, daß er in den Himmel gehe und die Sonne ihn begleite.» 113 Die Inkas bestatteten ihre Menschenopfer sogar auf Gipfeln von über 6000 m Höhe<sup>114</sup>. Die Mumien der Inka-Herrscher waren in Häusern auf Bergen aufbewahrt115. Ihre Eingeweide waren - getrennt von den Mumien - in der unvollendeten Tempelburg Ollantaytambo bestattet<sup>116</sup>. Die Wahl von Bergen als Begräbnisstätten steht in engem Zusammenhang mit der in vielen Kulturen verbreiteten Vorstellung von Bergen als Orten der Toten und als Sitzen des Paradieses<sup>117</sup>.

#### Brauchtun

Verschiedene Formen von jährlich wiederkehrendem Brauchtum, die zum Teil religiösen, zum Teil profanen Charakter hatten, fanden auf Bergen statt. Obwohl die schriftlichen Zeugnisse erst im 16. Jahrhundert einsetzten, wurden sicher bereits im Mittelalter auf Bergen Europas Frühlings-, Oster- und Sonnwendfeuer abgebrannt<sup>118</sup>. Weitere Feuerbräuche waren das Rollen von Feuerrädern von Berggipfeln<sup>119</sup> und Fackelläufe auf den Bergen<sup>120</sup>.

Der byzantinische Geschichtsschreiber Prokopios (um 500–560) berichtete über einen Brauch am Ende der Polarnacht in Thule, das wohl in Skandinavien zu lokalisieren ist: «Sobald 35 Tage der langen Nacht verstrichen sind, schicken sie nach einem alten Herkommen einige Männer auf die Berggipfel, und wenn diese von dort aus nur eine Spur der Sonne beobachten können, so melden sie den unten Harrenden, daß ihnen die Sonne in fünf Tagen wieder scheinen wird. Dann feiert das ganze Volk wegen dieser frohen Botschaft ein großes Fest, und zwar im Dunklen. Dies ist das höchste Fest bei den Einwohnern von Thule.»<sup>121</sup>

Die *Tse-shen* im Süden Chinas holten zum Jahresbeginn aus den Bergen «Wurzelmännchen» als Talismane<sup>122</sup>. Da einer Quelle aus dem Jahr 1518 das «Hosenrecken», eine Art Ringkampf, auf dem Hundstein bei Zell am See im Land Salzburg seit alters her durchgeführt wurde<sup>123</sup>, steht das heute noch jährlich auf diesem Berg stattfindende «Ranggeln» in einer

bis ins Mittelalter reichenden Tradition. Ähnliche Ringkämpfe, die man «Schwingen» nannte, wurden auch auf Schweizer Bergen veranstaltet<sup>124</sup>.

#### Wirtschaft

Überschreitungen zu wirtschaftlichen Zwecken konnten der Suche nach neuem Lebens- und Wirtschaftsraum dienen, wie dies im Fall der Langobarden überliefert ist. Diese stiftete angeblich der byzantinische Feldherr Narses (um 490-574), nachdem er beim Kaiserpaar in Ungnade gefallen war, zum Zug über die Alpen an: «Er [...] schickte bald danach Boten an das Volk der Langobarden mit der Aufforderung, sie sollten doch ihre ärmlichen Felder in Pannonien verlassen und sich in den Besitz von Italien setzen, das reich an allen Schätzen sei; zugleich schickte er verschiedene Arten von Obst und andere Erzeugnisse mit, an denen Italien reich ist, um dadurch ihre Gemüter noch mehr anzureizen, zu kommen.»<sup>125</sup> Die Langobarden folgten diesem Ruf und überschritten in den Jahren 568/569 die Alpen. Meistens überquerten jedoch kleinere Gruppen die Gebirge, vor allem Händler<sup>126</sup> und, wenn mit Sklaven gehandelt wurde<sup>127</sup>, auch das Handelsgut. In Europa wurden besonders häufig die Alpen und die Pyrenäen überquert. Es gab aber auch einen regen Handel zwischen Europa beziehungsweise dem Nahen Osten und China, der zu Lande auf der Seidenstraße über die Gebirge Mittelasiens führte<sup>128</sup>. Im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit mußten auch Musiker, Schulmeister, bildende Künstler, Gelehrte, Handwerker, Soldaten und Bettler Berge überschrei-

Vielerlei Wirtschaftszweige wurden auf Bergen ausgeübt. In der Landwirtschaft gab es beim Ackerbau verschiedene Stadien der Entwicklung von der Brandwirtschaft<sup>130</sup> über den Hackbau<sup>131</sup> bis zu verfeinerten Anbaumethoden. In China wurden auf Bergen Ingwer<sup>132</sup> und Rharbarber<sup>133</sup> angebaut und Mandelund Pistazienbäume gepflegt<sup>134</sup>. In Armenien<sup>135</sup> und Zypern<sup>136</sup> baute man bis in höchste Lagen Wein an. Ludolf von Suchem (14. Jh.) stellte über Zypern fest: «Auf den höchsten Gipfeln der Berge wächst der beste Wein, da hier die Sonnenbestrahlung am intensivsten ist.» 137 Araber suchten in den Bergen nach wildem Honig<sup>138</sup>. Ferner sammelte man Heilkräuter und Pflanzen zur Gewinnung von Pfeilgift<sup>139</sup>. Die Tierhaltung und Weidewirtschaft umfaßte nicht nur Ziegen, Schafe, Schweine und Rinder<sup>140</sup>, sondern auch Kamele<sup>141</sup> und Elefanten<sup>142</sup>. Wildlebende Tiere wurden von Jägern bis zu den Berggipfeln ver-

folgt<sup>143</sup>. Jagd war aber nicht nur ein Wirtschaftszweig, sondern auch ein Freizeitvergnügen für die gehobene Gesellschaft. Falkner versuchten auf verschiedene Weise, der im Gebirge lebenden Greifvögel habhaft zu werden<sup>144</sup>. Ein Falkner, «der als Einsiedler viele Jahre hindurch in den Alpen auf hochgelegenen Jochen gezeltet hat», erzählte Albertus Magnus (um 1200–1280), «daß die Wanderfalken an hohen und steilen Bergwänden ihren Horst bauten und daß dieser manchmal nur dadurch zu erreichen war, daß ein angeseilter Mann sich von der Bergspitze herabließ.»<sup>145</sup> In Syrien lockte man auf Bergen Habichte an, indem man mit Zweigen bedeckte Steinhütten errichtete, aus denen man eine Taube hinausstreckte<sup>146</sup>.

Eigenwillig war auch die Gewinnung eines Farbstoffes in China, über die ein chinesischer Priester Wilhelm von Rubruk informierte: «Er erzählte mir, daß es in den östlichen Gebieten von Cathai sehr hohe Felsen gebe. Auf ihnen würden gewisse Lebewesen hausen, die zwar völlig menschliche Gestalt besäßen, nur könnten sie die Knie nicht abwinkeln, sondern würden sich [...] hüpfend fortbewegen. Sie seien nur eine Elle groß, am ganzen Körper mit Haaren bedeckt und würden in unzugänglichen Höhlen wohnen. Die Leute, die auf sie Jagd machen wollen, nehmen ein stark berauschendes Getränk mit sich, legen in den Felsen becherförmige Gruben an und füllen sie mit diesem Getränk. [...] Nun verstecken sich die Jäger. Jene seltsamen Lebewesen kommen aus ihren Höhlen, [...] nehmen das Getränk zu sich, werden berauscht und schlafen an Ort und Stelle ein. Jetzt kommen die Jäger herbei, fesseln die Schlafenden an Händen und Füßen und öffnen ihnen eine Ader am Hals. Sie zapfen ihnen drei oder vier Tropfen Blut ab und lassen sie dann wieder laufen. Dieses Blut sei, so erzählte mir der Priester, äußerst kostbar zum Färben der Purpurtücher.» 147 In Gebirgen wurden Bäume<sup>148</sup> und Bambusstauden<sup>149</sup> geschlägert und zum Teil zu Holzkohle verarbeitet<sup>150</sup>. Ein weiterer wichtiger Wirtschaftszweig war die Gewinnung von Bodenschätzen. Diese reichte vom Sammeln von Flußgold, Perlen und Edelsteinen<sup>151</sup> in Gewässern bis zum Abbau von Salz<sup>152</sup>, Erzen<sup>153</sup> und Edelsteinen<sup>154</sup>, der im Land Salzburg sogar jenseits von 3000 m Höhe betrieben wurde<sup>155</sup>. Marco Polo zufolge wurde in Indien eine besonders originelle Methode angewandt, um Diamanten aus unzugänglichen Schluchten zu gewinnen. Man warf Fleischstücke hinunter, an denen die Diamanten haften blieben. Wenn Adler das Fleisch schnappten,

98 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 99

beobachteten die Menschen ihren Weg zum Horst, folgten ihnen und holten den Kot, «der voller Diamanten ist»156. Ebenfalls wirtschaftliche Ziele verfolgten die Besitzer, die ihr Gut bei Gefahr auf Bergen vergruben<sup>157</sup> und die Schatzsucher, welche die auf Gipfeln vermuteten Schätze bergen wollten. So versuchten Graf Clemens und ein Begleiter, in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts den der Sage zufolge von König Romulus auf dem Gipfel des Rocciamelone (3537 m) ge-horteten Schatz zu bergen. Als sich der Gipfel in Wolken hüllte, mußten sie vor dem Ziel umkehren. Ebenso erfolglos war trotz des Einsatzes von Weihwasser und kirchlichen Gesängen Markgraf Arduin III. der Kahle von Turin, der um 975 in Begleitung von Geistlichen einen weiteren Versuch unternahm<sup>158</sup>.

Ein in Gebirgen aller Erdteile weit verbreiteter Wirtschaftszweig war die Räuberei<sup>159</sup>. Dagegen verdienten Bergführer und Träger<sup>160</sup>, welche die frühesten Dienstleistungsberufe in den Bergen ausübten, auf ehrliche Weise ihren Lohn.

#### Politik

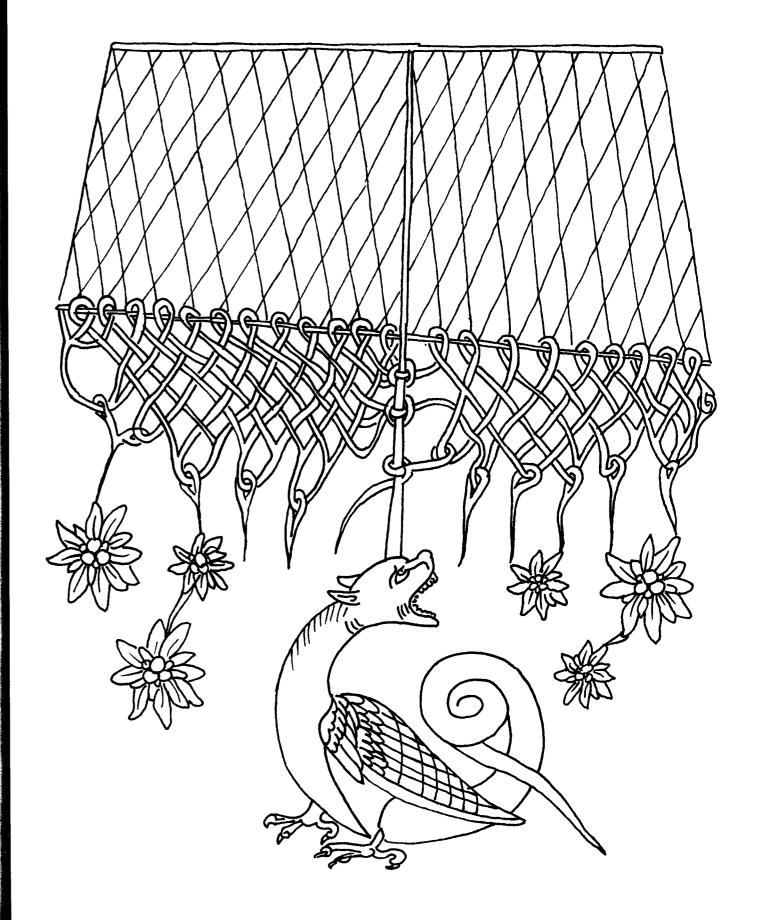
Auch politische Motive führten zu Begegnungen mit der Bergwelt. Da die Verteidigung der Grenze an der Donau nach dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches nicht mehr möglich war, befahl Odoaker, der neue Machthaber in Italien, 488 den Abzug der Bevölkerung nördlich der Alpen nach Italien<sup>161</sup>, was nur über verschiedene Alpenpässe möglich war. Mehrfach zogen deutsche Könige mit großem Gefolge nach Italien, um sich vom Papst zum Kaiser krönen zu lassen<sup>162</sup>. Weniger erfreulich war die Ursache für die Überquerung der Alpen durch Kaiser Heinrich IV. im Winter 1076/77. Er unternahm den Bußgang nach Canossa, um von Papst Gregor VII. seinen Bann lösen zu lassen, weil er sonst seinen Thron verloren hätte. Den Weg über den Mont Cenis schilderte der Chronist Lampert von Hersfeld: «Der Winter war äußerst streng, und die sich ungeheuer weit hinziehenden und mit ihren Gipfeln fast bis in die Wolken ragenden Berge, über die der Weg führte, starrten so von ungeheuren Schneemassen und Eis, daß beim Abstieg auf den glatten, steilen Hängen weder Reiter noch Fußgänger ohne Gefahr einen Schritt tun konnte. [...] Daher mietete er um Lohn einige ortskundige, mit den schroffen Alpengipfeln vertraute Eingeborene, die vor seinem Gefolge über das steile Gebirge und die Schneemassen hergehen und den Nachfolgenden auf jede mögliche Weise die Unebenheiten des Weges

glätten sollten. Als sie unter deren Führung mit größter Schwierigkeit bis auf die Scheitelhöhe des Berges vorgedrungen waren, da gab es keine Möglichkeit weiterzukommen, denn der schroffe Abhang des Berges war, wie gesagt, durch die eisige Kälte so glatt geworden, daß ein Abstieg hier völlig unmöglich schien. Da versuchten die Männer, alle Gefahren durch ihre Körperkraft zu überwinden: sie krochen bald auf Händen und Füßen vorwärts, bald stützten sie sich auf die Schultern ihrer Führer, manchmal auch, wenn ihr Fuß auf dem glatten Boden ausglitt, fielen sie hin und rutschten ein ganzes Stück hinunter, schließlich aber langten sie doch unter großer Lebensgefahr endlich in der Ebene an. Die Königin und die andren Frauen ihres Gefolges setzte man auf Rinderhäute, und die dem Zug vorausgehenden Führer zogen sie darauf hinab.» 163

Ins Reich der Sage gehört hingegen die überlieferte Überschreitung des Krimmler Tauerns durch Erzherzog Rudolf IV. den Stifter im Jänner 1363, um das Land Tirol in Besitz zu nehmen<sup>164</sup>.

Mehrfach mußten sich Herrscher durch Flucht über Gebirge vor ihren Verfolgern in Sicherheit bringen. Nach der Rebellion des An Lushan im Jahr 755 flüchtete der chinesische Kaiser Hsüan-tsung von der Hauptstadt Chang-an über die Berge in die Provinz Chien-nan<sup>165</sup>. 1205/06 zogen die Birkebeiner mit dem jungen Königssohn Hakon Hakonsson (13. Jahrhundert) wegen der Bedrohung durch politische Gegner im Winter über die Gebirge Norwegens<sup>166</sup>. Balduin I. unternahm vor seiner Krönung zum König von Jerusalem 1100 eine Reise zur Erkundung seines zukünftigen Reiches, bei der mehrere Berge überschritten und bestiegen wurden<sup>167</sup>.

Diplomaten mußten häufig Gebirge überwinden, um ans Ziel ihrer Mission zu gelangen. Es gab einen regen Austausch von Gesandten zwischen dem päpstlichen Hof in Rom und den weltlichen und geistlichen Fürsten nördlich der Alpen. So überschritt Johannes von Salisbury (1110/20-1180) nach eigenen Angaben zehnmal die Alpen<sup>168</sup>. Gesandte des Kalifen Harun al-Raschid zogen 801/802 sogar mit einem Elefanten, der als Geschenk für Kaiser Karl den Großen bestimmt war, über die Alpen<sup>169</sup>. Zemarchos reiste 568/569 im Auftrag des oströmischen Kaisers Justinus II. über mehrere Gebirge zum Türkenkagan Sizabul ins Altaigebirge<sup>170</sup>. Im 13. Jahrhundert begaben sich mehrere Gesandte aus Europa, darunter Wilhelm von Rubruk, über die Gebirge Zentralasiens an den Hof der Herrscher der Mongolen<sup>171</sup>.



ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Bei den Germanen wurden Dingversammlungen, das waren Volks- und Gerichtsversammlungen, auf Bergen abgehalten<sup>172</sup>.

Noch weiter nach oben mußten sich jene bemühen, die auf Graten und Gipfeln Kreuze und Steinmale als Grenzmarkierungen errichteten<sup>173</sup>. In Nicaragua stiegen die Kaziken (Stammeshäuptlinge) aus der Umgebung auf den Vulkan Masaya, um dort ein Orakel in Gestalt einer nackten alten weißen Frau zu konsultieren<sup>174</sup>.

#### Militärwesen

Bei Feldzügen überschritten viele Heere Gebirgszüge, so etwa jene der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation auf dem Weg nach Italien die Alpen<sup>175</sup>, die Truppen Karls des Großen 778 die Pyrenäen<sup>176</sup>, die Kreuzfahrer die Gebirge der Balkanhalbinsel und Kleinasiens<sup>177</sup> und die Chinesen und Mongolen den Hindukusch<sup>178</sup>.

Berge mußten erklommen werden, um Burgen anzugreifen, die häufig auf unzugänglichen Felsen errichtet worden waren 179. In Bedrängnis zogen sich Heere aus taktischen Gründen wiederholt auf Berge zurück<sup>180</sup>. Häufig mußten Soldaten oder die Bevölkerung vor überlegenen Gegnern in die Berge flüchten<sup>181</sup>. Die einheimische Bevölkerung versuchte mehrmals, unter Ausnutzung ihrer Ortskenntnis von Hinterhalten aus Eindringlinge anzugreifen<sup>182</sup>. Das Heer Karls des Großen wurde auf dem Rückmarsch aus Spanien im Jahr 778 in den Pyrenäen angegriffen, wie sein Biograph Einhard berichtete: «Als die Armee – die engen Bergpfade ließen es nicht anders zu - in einer lang ausgestreckten Reihe daherzog, griffen die Basken, die sich auf einer sehr hohen Bergspitze versteckt hatten, hinten die Gepäckskolonne und die sie schützende Nachhut an und drängten sie, von oben heranstürzend, ins Tal hinunter. In dem darauffolgenden Gemetzel wurden die Franken bis auf den letzten Mann niedergemacht.» 183 Bei Bedrohung wurden Berge bestiegen, um Feuer-184 und Rauchsignale zu geben oder um die militärische Lage zu erkunden<sup>185</sup>. Kaiser Heinrich II. (1017-1056, Kaiser seit 1039) gab im Jahr 1040 auf einem Berg in Böhmen, auf einem Dreifuß sitzend, den Befehl zum Kampf gegen die Böhmen, den er dann von diesem Platz aus beobachtete, bis er ihn unter Lebensgefahr räumen mußte<sup>186</sup>. Schließlich wollte Papst Pius II. als Beitrag zur Unterwerfung der Türken von einem Berg aus Gott um Hilfe in der Schlacht anrufen<sup>187</sup>.

#### Wohnen

Seit jeher waren einige Berglandschaften von Menschen bewohnt. Vielfach zogen sie sich zum Schutz vor Feinden in die Berge zurück<sup>188</sup>. So gründeten die Bewohner der griechischen Insel Ägina nach einem Überfall von Piraten im Jahr 896 die neue Hauptstadt Palaiochora auf der vom Meer abgewandten Seite eines Berges. Aus Angst vor sarazenischen Seeräubern flüchteten viele Einwohner Kalabriens und Siziliens in die Berge<sup>189</sup>. Dem Schutz vor Feinden dienten auf Bergen gelegene Burgen und befestigte Städte. Die Burgen sollten «zugleich fester Schutz und Schmuck» sein<sup>190</sup>. Der zweite Aspekt kommt in einer Schilderung des Rheins bei Koblenz durch Aeneas Silvius de Piccolominibus, den späteren Papst Pius II., aus dem Jahr 1438 zum Ausdruck: «So viele Bauten und Burgen ragen dort aus dem Felsen empor, daß man gleichsam einen vom Himmel gefallenen Schnee die Hügel und alle Bergrücken bedecken sieht. So groß ist deren Pracht, Schönheit und Zierde, daß die ländlichen Paläste hier großzügiger und mit mehr Möglichkeiten zum Genuß und zur Annehmlichkeit errichtet sind als anderswo die städtischen.» 191 Befestigte Städte sind unter anderem in Jemen<sup>192</sup> und in Peru nachgewiesen, wo Machu Picchu so verborgen liegt, daß es erst 1911 wiederentdeckt wurde<sup>193</sup>.

Häufig entzogen sich religiöse Splittergruppen durch Rückzug in die Berge ihren Verfolgern. So hatten die Assassinen, eine von den Ismaeliten abgespaltene islamische Sekte, ihren Stützpunkt ab 1090 im Elburs-Gebirge in Persien und ab 1140 im Ansarriya-Gebirge in Syrien. Ihr einflußreichster Großmeister Rasidaddin Sinan (1163–1193) wurde «Der Alte vom Berg» genannt<sup>194</sup>. Die Waldenser in Frankreich<sup>195</sup> und die Hussiten in Böhmen<sup>196</sup> zogen sich vor den Katholiken in die Berge zurück, die Buddhisten in Indien vor den Brahmanen<sup>197</sup> und die Hindus vor den Moslems<sup>198</sup>.

Gesetzesbrecher suchten in den Bergen Schutz vor ihren Verfolgern<sup>199</sup>.

Berge wurden vor allem wegen ihrer Abgeschiedenheit zum Wohnort gewählt, wobei häufig nicht nur die geschützte Lage, sondern auch die Ruhe und die Nähe zur Gottheit den Ausschlag gaben. Das gilt vor allem für die Klöster verschiedener Religionen, der Christen in den Alpen<sup>200</sup>, in Meteora<sup>201</sup> und auf dem Berg Athos<sup>202</sup> in Nordgriechenland, in Zypern<sup>203</sup> und auf dem Latmos im Westen Kleinasiens<sup>204</sup>, der Buddhisten in den Bergen Chinas<sup>205</sup> und Japans<sup>206</sup>. Bei der Errichtung des Klosters Koya in

Japan (9. Jh.) wurde das Kloster mit der Berglandschaft zu einer symbolischen Darstellung verbunden. Die Anlage stellte eine Lotosblüte dar, wobei sich «der Tempel vom diamantenen Gipfel» im Zentrum befand und die das Hochplateau umgebenden Berggipfel die Blütenblätter waren<sup>207</sup>. In mehreren Fällen wurden Klöster und Einsiedeleien auf Bergen errichtet, die als heilige Orte angesehen wurden. Das gilt zum Beispiel für das Katharinenkloster und die Höhlen der Eremiten auf dem Berg Sinai<sup>208</sup>, für das Kloster auf dem Berg Tabor<sup>209</sup> und für Klöster an Orten der Erscheinung buddhistischer Gottheiten<sup>210</sup>. Weniger fromme Motive hatte der unfreiwillige Aufenthalt des Prostators Alexios in einem Kloster auf dem Berg Papykion, in das ihn 1167 der byzantinische Kaiser Manuel Komnenos (1143-1180) verbannt hatte<sup>211</sup>.

In vielen Gegenden der Erde zogen sich Mönche und Einsiedler auf Berge zurück, um in der Einsamkeit durch nichts von der Gottheit abgelenkt zu werden<sup>212</sup>. Hilarion wählte auf Zypern einen Ort «zwischen entlegenen, rauhen Bergen, den man kaum auf Händen und Beinen kriechend ersteigen konnte. [...] In der Nähe befanden sich die Trümmer eines uralten Tempels, von Scharen böser Geister bewohnt. Darüber freute er sich sehr, weil er nämlich Kämpfer in der Nähe hatte, und blieb dort fünf Jahre wohnen.»213 Der hl. Ioannikios traf im 10. Jahrhundert auf dem Gipfel des bithynischen Olymp zwei Eremiten, die sich dort seit 40 Jahren aufgehalten und ausschließlich durch wilde Pflanzen genährt hatten. Sie waren mit Gewand aus Haaren bekleidet und übernachteten in einer Höhle214. Petrus Damiani äußerte sich zur großen Anzahl der in den Bergen hausenden Einsiedler im 10. Jahrhundert: «Golden, sage ich, ist das Jahrhundert, das inmitten der Wildtiere von Bergen und Wäldern so viele Bürger des himmlischen Jerusalem ernährte.»<sup>215</sup> Der heilige Franziskus stieg mehrere Male auf den Monte della Verna (1283 m) in der Toskana, auf dem er sich auch längere Zeit aufhielt. Dort empfing er in einer Grotte die Wundmale Jesu<sup>216</sup>.

Im Nahen Osten verbrachten islamische Eremiten ihr Leben auf dem Berg Dschudi und auf dem Libanon<sup>217</sup>. In Japan lebten die Bergasketen (*yamabushi*), in China Nestorianer<sup>218</sup> und buddhistische Mönche<sup>219</sup> in der Einsamkeit der Berge<sup>220</sup>.

Häufig gab Weltflucht den Ausschlag für den Rückzug in die Bergeinsamkeit. So schrieb der chinesische Dichter Li Bo (701–762) in einem Gedicht: «Du fragst mich, warum ich hier in den blauenden Bergen

hause, / So bleib ich stumm und lächle nur – voll Frieden ist mein Herz.»<sup>221</sup> Er verriet überdies, was ihm die Weltflucht erleichterte: «Bleiben wir länger auf, um Hunderte von Krügen zu trinken, um die ewige Traurigkeit der Welt zu verjagen. [...] Wenn die Trunkenheit da ist, werden wir uns auf dem nackten Berg ausstrecken, mit dem Himmel als Decke und der Erde als Kopfkissen.»<sup>222</sup>

Der römische Tribun Cola di Rienzo hielt sich nach seiner Flucht aus Rom im Jahr 1347 zwei Jahre lang in den Abruzzen in der Gesellschaft einer asketischen Sekte von Franziskanermönchen auf<sup>223</sup>.

Hirten, Bergleute, Jäger, Köhler, Räuber und Wirte in Hospizen hielten sich zur Ausübung ihrer Arbeit kürzere oder längere Zeit in den Bergen auf<sup>224</sup>.

Ferner konnten zu einem Aufenthalt in einem Liebesnest Berge aufgesucht werden. Der Skalde Sigvat erzählte im 10. Jahrhundert über ein Abenteuer in Island: «Eines Tages nahm ich Karlis Frau mit mir und ging mit ihr in eine Felsenhöhle.»<sup>225</sup>

Papst Pius II. hielt sich zur Sommerfrische in den Bergen der Toskana auf<sup>226</sup>, Dschingis Khan wohl aus militärischen Gründen «auf dem Schneeberge»<sup>227</sup>. Mehrere Herrscher hatten ihre Residenzen auf Bergen, der König von Afghanistan auf dem Kuh Sulaiman bei Kabul<sup>228</sup> und der Türken-Chagan Sizabul (†572) auf dem Ektag im Altaigebirge<sup>229</sup>.

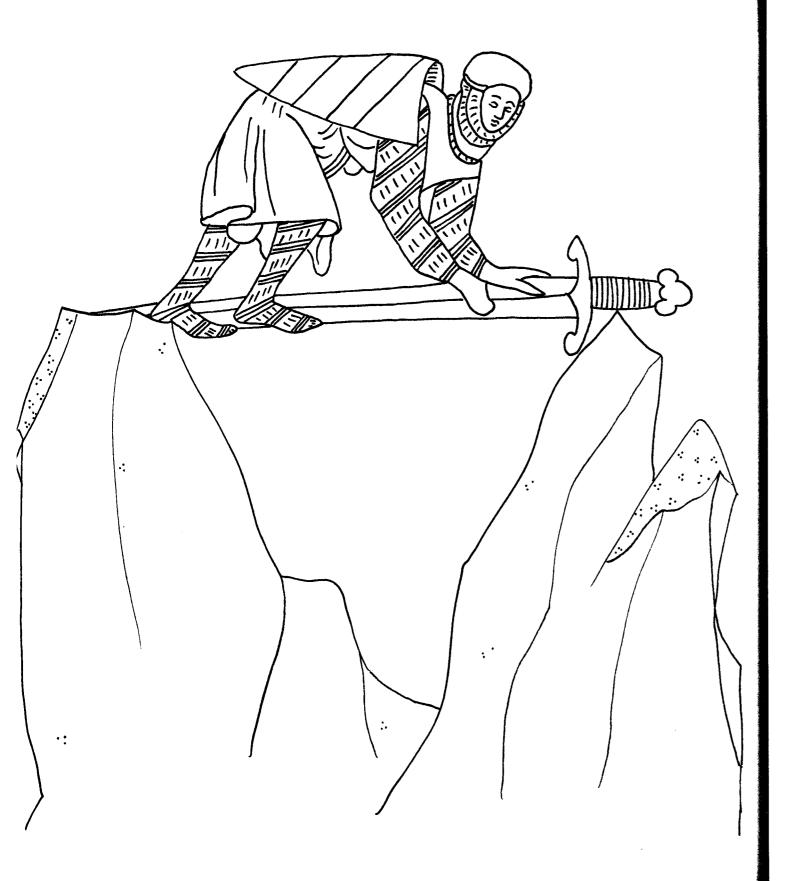
#### Forschung

Forscher überschritten auf dem Weg zu Forschungsstätten oder auf Entdeckungsreisen nicht nur Gebirge, sondern bestiegen auch Berggipfel. Der Kalif al-Mamun (813–833) ließ auf dem Djebel Qåsyun bei Damaskus ein Observatorium errichten, das mit großen astronomischen Geräten ausgestattet war<sup>230</sup>. Giovanni di Fontana (15. Jh.) berichtete von persischen und indischen Astronomen, die behaupteten, daß zu bestimmten Zeiten in ruhigen Nächten von Bergspitzen aus sonst nicht sichtbare Sterne gesehen werden konnten<sup>231</sup>.

Geologen führten Beobachtungen in den Bergen durch. So beschrieb Ristoro d'Arezzo (um 1220–1282) Gesteinsschichten und Fossilien in den Abruzzen<sup>232</sup>. Der Naturwissenschaftler und Philosoph Avicenna (980–1037) berichtete, «daß er auf einem Berg war, der bei Dschâdscharm (Nordostpersien) liegt, als er einen Fladen aus Stein sah, [...] ein Brot [...], welches zu Stein geworden war., 233

Sicher nicht auf persönlichen Augenschein geht die aus der Antike übernommene Ansicht zurück, daß die Gipfel hoher Berge über die Wolken ragen und

102 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 103



nicht von Wind und Regen betroffen sind<sup>234</sup>. Unsicher ist auch, ob sich Alchimisten auf der Suche nach dem Stein der Weisen in die Berge wagten<sup>235</sup>.

#### Kunst

Künstler verschiedener Sparten mußten im Laufe ihrer Arbeit häufig Gebirge überqueren. So schritten Troubadoure und Minnesänger auf dem Weg von einem Hof zum anderen über Berge. Die legendäre Venusfahrt des Minnesängers Ulrich von Lichtenstein (um 1200/10–um 1275) führte diesen 1227 als Frau Venus verkleidet von Mestre über den Semmering nach Böhmen. Im Zuge der Artusfahrt überschritt er diesen Paß ein weiteres Mal in den Jahren 1239/40<sup>236</sup>.

Deutsche, niederländische und französische Maler, Bildhauer, Steinmetze und Architekten gelangten über die Alpen nach Italien<sup>237</sup>, und Künstler aus Südtirol und Italien wirkten nördlich der Alpen<sup>238</sup>. Poeten und Maler hielten sich jedoch auch zur Ausübung der Kunst in den Bergen auf. Der chinesische Dichter Li Bo begab sich in die Berge Sichuans<sup>239</sup>, und viele weitere Dichter Chinas besangen die Berge ihrer Heimat, die sie bestiegen hatten<sup>240</sup>. Auch in der chinesischen Landschaftsmalerei spielten die Berge eine große Rolle<sup>241</sup>.

Auch in anderen Landschaften suchten bildende Künstler die Berge auf. Im Gebiet von Dînawar in Persien wurden Reliefdarstellungen des Königs Parwîz (6./7. Jh.) und eines Pferdes, die «als eines der Wunder der Erde» galten, aus dem Felsen gehauen<sup>242</sup>

Schließlich erforderte die Errichtung von Kultstätten, Klöstern<sup>243</sup>, Burgen, Residenzen<sup>244</sup> und anderen Bauten auf Bergen die Anwesenheit von Architekten, Bildhauern, Malern und anderen Künstlern.

#### Strafvollzug

Zum Strafvollzug, der das Ergebnis eines Strafverfahrens oder ein Akt persönlicher Rache sein konnte, begaben sich Henker und Opfer wiederholt auf Berge.

Hinrichtungsstätten befanden sich häufig auf Anhöhen und gelegentlich auf Berggipfeln. Saxo Grammaticus (12. Jh.) berichtete in seiner Darstellung der dänischen Geschichte von Hagbarthus, dem Sohn des Häuptlings Hamundus<sup>245</sup>. Dieser wurde von den Häschern des Sigarus, dessen Söhne er aus Rache für deren Mord an seinen Brüdern getötet hatte, gefaßt, vor die Volksversammlung geführt und zum Tode verurteilt. «Darnach wurde Hagbarthus auf den Berg

geführt, der nach ihm seinen Namen hat, um durch den Strang hingerichtet zu werden.»<sup>246</sup>

In einem deutschen Weistum aus dem Jahr 1453 wird das «Gericht auf dem Berg genannt Hexenbühel» erwähnt, wo die Schuldigen an einem Galgen gehenkt werden sollten<sup>247</sup>.

Zur Herbeiführung des Todes durch Sturz in die Tiefe mußten ausreichend hohe Felsen gewählt werden. Der norwegische König Olaf Tryggvason (König von 995–1000) ließ, wie Snorri Sturlason (1178–1241) überlieferte, einige seiner Feinde «von hohen Felsen herabstürzen.»<sup>248</sup> König Harald der Harte von Norwegen (König von 1046–1066) wollte den Tod von Heming Aslakssohn, den er für einen Anwärter auf seinen Thron hielt, herbeiführen, indem er ihn zwang, mit seinen Schiern den Steilhang der Hornelen-Klippe auf der Insel Bremangar hinabzufahren. Durch das Eingreifen König Olafs des Heiligen (um 995–1028, König seit 1015) wurde Heming Aslakssohn jedoch auf wunderbare Weise gerettet<sup>249</sup>.

Nachdem 1066 der Kölner Propst Kuno ohne Beiziehung des Klerus und des Volkes von Trier zum Erzbischof von Trier erwählt worden war, was eine große Verbitterung hervorrief, zog Graf Dietrich, der Vogt der Trierer Kirche, «dem Bischof an dem Tage, an dem man dessen Einzug in der Stadt erwartete, mit einem gewaltigen Truppenaufgebot entgegen und überfiel ihn in der Morgendämmerung [...]. Den gefangengenommenen Bischof gab er in die Hände der Henker und befahl, ihn von einem hohen Felsen hinunterzustürzen und so zu töten.»<sup>250</sup>

Auf der Suche nach Räubern, die sich in den Gebirgen Arabiens aufhielten, mußten die Verfolger sich bis in den Bereich der Gipfel vorwagen<sup>251</sup>.

Auch Schadenzauber wurde auf Bergen vollzogen. Um jemandem Leid zuzufügen, war es im slawischen und magyarischen Raum der Brauch, Exkremente auf einem Berg zu vergraben und vorher den Namen der zu bezaubernden Person dreimal auszurufen<sup>252</sup>. In der Sung-Zeit (960–1279) gaben Zauberinnen aus dem Volk der Li im Westen des chinesischen Reiches Barthaare oder ausgespuckten Betel von dem, der bezaubert werden sollte, in eine Bambusröhre, legten sich in der Nacht nackt auf einen Berggipfel und sprachen Beschwörungen. Nach sieben Tagen starb dann der Bezauberte, der keine Wunden hatte, aber weich wie Watte war.<sup>253</sup>

### Hilfsleistungen

Eine Gebirgsüberschreitung aus humanitären Gründen fand wenige Jahre nach dem Untergang des

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Weströmischen Reiches statt, als der Noriker Maximus und seine Begleiter mit gesammelten Altkleidern im Winter über den Radstädter Tauern zum hl. Severin (†482) zogen. Auf göttliches Geheiß erschien ihnen ein Bär, der ihnen den Weg durch den Schnee bahnte<sup>254</sup>.

Als Bergretter machte sich König Olaf Tryggvason, der ein geübter Kletterer war, verdient: «Ferner erzählt man, daß er einem seiner Gefolgsleute half, der vorher auf die Klippe [Hornelen] geklommen war und nun weder weiter nach oben noch wieder herunterkommen konnte. Da ging der König zu ihm hinauf, griff ihm unter den Arm und brachte ihn von oben wieder auf ebene Erde herab.»<sup>255</sup>

König Olaf der Heilige rettete Heming Aslakssohn, der bei seiner Schiabfahrt von der Klippe Hornelen gestürzt und mit dem aufgebauschten Gewand an einem Felsen hängengeblieben war, indem er ihn bei der Hand nahm und die Felswand hinanzog<sup>256</sup>. Bischof Arbeo von Freising (8. Jahrhundert) erzählte von einem Unfall, der ihm in seiner frühesten Jugend zugestoßen war. Als er um die Kirche auf dem St. Zeno-Berg bei Meran lief, strauchelte er, stürzte einen siebzig Meter hohen Felshang hinab und blieb oberhalb eines tosenden Gebirgsbaches hängen. Helfer seilten sich daraufhin von oben zu Arbeo hinab und bargen ihn<sup>257</sup>.

Auf dem Arlberg errichtete Heinrich Findelkind von Kempten 1386 das Hospiz. Im Winter gingen er und sein Begleiter Ulrich von St. Gallen jeden Abend mit Windlichtern und langen Stöcken in den Händen und Schneereifen an den Schuhen um das Haus, um vom Weg abgekommene Wanderer zu suchen<sup>258</sup>.

#### Selbstmord

In vielen Gegenden der Erde führte der letzte Weg der Menschen in die Berge, wo sie ihrem Leben ein Ende setzten. Einige Menschen begingen Selbstmord durch Sturz von einem hohen Felsen. In der Gautrekssaga wird ein sogenannter Familienfelsen im westlichen Gotland erwähnt<sup>259</sup>: «Er heißt deswegen Familienfelsen, weil wir damit unsere Familie verkleinern, sobald wir glauben, folgenschwere merkwürdige Dinge hätten sich zugetragen. Dort sterben alle unsere Vorfahren ohne Krankheit und fahren dann zu Odin. So braucht uns keiner unserer Vorfahren zur Last zu fallen oder Widerstand entgegenzusetzen, denn diese Stätte des Glücks ist allen unseren Angehörigen gleichermaßen offen gestanden. Wir brauchen bei Vermögensverlust oder Lebensmittelmangel, bei anderen merkwürdigen oder unvorhergesehenen Vorgängen nicht am Leben zu bleiben.» Nachdem König Gautrek ihre Lebensmittelvorräte weggegessen und ihnen ein Paar Schuhe herausgelockt hatte, begingen Skafnartung und seine Frau Selbstmord: «Als Skafnartung seine Verfügungen getroffen hatte, bestiegen sie alle die Gillingswand; die Kinder geleiteten ihren Vater und ihre Mutter auf den Weg vom Familienfelsen hinunter – sie fuhren heiter und vergnügt zu Odin.» In der Folge schieden auf die gleiche Weise weitere Familienmitglieder aus ähnlichen Gründen aus dem Leben. Dieser Text steht in Zusammenhang mit dem mehrfach überlieferten Brauch der Tötung und des Selbstmordes der Alten<sup>260</sup>.

In ausweglosen Situationen stürzten sich bei Kampfhandlungen in den Bergen Unterlegene die Abhänge hinunter. Nach dem 1. Kreuzzug kam es bei Beirut zu einer Auseinandersetzung zwischen den Kreuzfahrern und den Moslems, welche in die Flucht geschlagen werden konnten: «Von den Barbaren stürzten sich die einen von den zerklüfteten Felsen herab, die anderen rannten an Orte, die einige Möglichkeiten der Rettung boten.»<sup>261</sup>

Indische Asketen, sowohl Hindus als auch Buddhisten, stürzten sich aus religiösen Gründen von Bergen in die Tiefe<sup>262</sup>. Eine Variante des Felssturzes in Indien beschrieb der arabische Autor Al-Masûdî: «Sie ziehen den Ganges aufwärts, bis sie inmitten hoher Berge eine Stelle erreichen, wo gewöhnliche Bäume stehen und wo Männer herumsitzen. Auf Holzstücken und an den Bäumen stecken Schwerter. Die Inder kommen aus den entferntesten Ländern und Reichen hierher, um die Worte der am Fluß sitzenden Männer zu hören, die sie zur Entsagung von der Welt auffordern und in ihnen das Verlangen nach einer anderen Welt wecken. Darauf stürzen sie sich von den hohen Bergen auf jene Bäume und in die aufgesteckten Schwerter herab, so daß sie in viele Teile zerstückelt werden, die dann den Fluß hinuntertreiben.»263

Andere Hindus, die aus religiösen Gründen Selbstmord begehen wollten, stiegen auf Berge und vergruben sich im Schnee, um darin zu erfrieren<sup>264</sup>. Dagegen suchten auf den Bergen Chinas buddhistische Mönche den Tod in den Flammen<sup>265</sup>.

#### Medizin

Zur Wiederherstellung der Gesundheit wurden die Alpen aufgesucht, um in den Thermalquellen zu baden oder sich einer Luftkur zu unterziehen. So begab sich Kronprinz Humbert II. im 14. Jahrhundert zur Luftkur nach Brand-en-Oisans<sup>266</sup>. Von einem Höhenkurort in Zentralasien berichtete Marco Polo: «Die Luft in jener Bergeshöhe ist rein und gesund. Wenn daher die Leute in den Städten und Dörfern, unten in den nahen Tälern, von irgendwelchem Fieber gepackt werden [...], suchen sie Ruhe in den Bergen; ihre Krankheit klingt ab, und sie werden wieder gesund. Messer Marco hat erzählt, daß er dies an sich selbst erfahren habe. Es gibt auch zwei oder drei Berge mit Schwefelquellen.»<sup>267</sup>

Für Mönche des Katharinenklosters auf der Halbinsel Sinai war der Aufenthalt auf dem Berg eine hygienische Maßnahme, wie dem Reisebericht John Mandevilles zu entnehmen ist: «Einstmals gab es so viel Ungeziefer dort, daß die Mönche nicht bleiben mochten und weichen mußten. Da sie oben auf den Berg zogen, erschien ihnen die Gottesmutter und hieß sie wieder umkehren, und es war kein Ungeziefer mehr im Kloster.»

Ferner wurden die Berge aufgesucht, um Heilkräuter oder andere heilkräftige Substanzen zu beschaffen. John Mandeville berichtete über das auf Bergen gefundene Manna im Lande Hiobs (Naher Osten): «Das Manna heißt auch Himmelsbrot, denn es ist der Tau, der vom Himmel fällt und erstarrt. Er ist weiß und süßer als Honig und Zucker. Und die weisen Apotheker suchen das Manna und machen köstliche Arzneien daraus, die das Blut reinigen und die Melancholie vertreiben.»<sup>269</sup>

#### Blick auf angestrebtes Ziel

Über die Besteigung des Monte Maggiore (Monte del Re, 1651 m) in Friaul in den Jahren 568/569 durch den Langobardenkönig Alboin (†572) schrieb Paulus Diaconus: «Als nun König Alboin mit allen seinen Kriegsmannen und einem großen Haufen allerlei Volks an die Grenze Italiens kam, stieg er auf den Berg, der sich in jener Gegend erhebt, und beschaute sich da, soviel er von Italien übersehen konnte. Darum heißt seit der Zeit dieser Berg der Königsberg.»<sup>270</sup> Da die Langobarden angeblich mit der Aussicht auf ein Leben in einem fruchtbaren Land nach Italien gelockt worden waren<sup>271</sup>, ist es wahrscheinlich, daß diese Bergtour nicht in erster Linie militärische Zwecke<sup>272</sup> verfolgte, sondern dem Blick in das Gelobte Land galt.

Eine ähnliche Aufgabe hatten die Berge, von denen aus das erste Mal der Blick auf die wichtigsten Wallfahrtsorte der Christenheit möglich war. Auf dem Weg von der Küste nach Jerusalem befand sich der «Berg der Freude» (Mons gaudii, Mountjoie, 914 m), dessen Namen John Mandeville erklärte: «Und der Berg heißt darum Berg der Freude, daß die Pilger von da aus Jerusalem zuerst erblicken.»<sup>273</sup>

Im Nordwesten Spaniens bot der Gipfel des «Berges der Freude» (Mons gaudii, Monte del Gozo, heute: Monte San Marcos) das erste Mal den Blick auf Santiago de Compostela<sup>274</sup>.

Noch sehr weit von ihrem endgültigen Ziel entfernt waren Felix Fabri und seine fünf Begleiter, als sie 1483 auf ihrem Weg nach Venedig, wo sie ihre Seefahrt ins Heilige Land antreten wollten, einen Berg, «der viel höher war, als es uns zunächst erschienen war», bestiegen, um das Meer zu sehen. Dessen Anblick bereitete ihnen allerdings gemischte Gefühle: «Oben richteten wir unsere Blicke nach Süden der Küste zu, da sahen wir unter uns die italienische Ebene und an ihrem Rand das Mittelmeer. Bei diesem Anblick standen meine Herren, jugendlich und verwöhnt, wie sie waren, doch ein bißchen erschrocken da, mit dem Meer traten ihnen auch die kommenden Gefahren vor Augen. Und in der Tat, auch mir selbst wurde wieder etwas ängstlich zumute, der ich ja deren Bitternisse schon reichlich geschmeckt hatte. So grauste uns ein wenig bei diesem Blick von dem Berg herab.»<sup>275</sup>

Keinerlei christliche Gedanken hatten die Räuber in den Bergen Arabiens, die von Berggipfeln aus den Blick auf ein angestrebtes, aber nicht festgelegtes Ziel richteten, nämlich auf Beute. As-Sanfara, einer der Vertreter der sogenannten Räuberdichtung, schrieb:

> Ich drang in der Zerklüftung Reich, vom Sturmlied wild umklungen,

> zu Kuppen, Schildesbuckeln gleich, wohin kein Mensch gedrungen,

hielt weite Hochland-Überschau von schroffer Felsenspitze,

die ich erstieg, bald aufgereckt, bald hockend auf dem Sitze.<sup>276</sup>

#### Dienstleistungen

Am 26. 6. 1492 bestiegen Antoine de Ville, Herr von Domjulien und Beaupré, Kammerherr und Berater des französischen Königs Karl VIII., und acht Gefährten, darunter drei Handwerker und mehrere Geistliche, den damals Mons Inaccessibilis (Mont Inaccessible, Unerreichbarer Berg) genannten Mont Aiguille (2097 m) in den Dauphiné-Alpen<sup>277</sup>. Den Auftrag dazu hatte Karl VIII. gegeben, der auf einem Feldzug nach Italien an diesem Berg vorübergekommen war<sup>278</sup>. Aus der Sicht der Bergsteiger, die den Auftrag des Königs erfüllten, kann die Bergtour

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

als Dienstleistung eingeschätzt werden. Wegen des offiziellen Charakters ist dieses Ereignis durch mehrere amtliche Dokumente belegt. Neben dem am 28. 6. 1492 am Gipfel von Antoine de Ville verfaßten Brief an den Parlamentspräsidenten von Grenoble<sup>279</sup>, der als «'Magna Charta' des Alpinismus» bezeichnet wurde<sup>280</sup>, gibt es einen Bericht von der Parlamentssitzung, die sich als Folge des Briefes mit der Besteigung beschäftigte<sup>281</sup> und eine Darstellung von François de Bosco<sup>282</sup>, einem der Erstbesteiger.

Mit Hilfe von Leitern und anderen nicht genannten «sinnreichen Geräten»<sup>283</sup> wagten die Bergsteiger den

Parlament überbracht worden war, erhielt der Gerichtsbote den Auftrag, zum Gipfel aufzusteigen, was er aus Angst jedoch unterließ. Er bestätigte aber aus der Entfernung die Anwesenheit der Gruppe auf dem Gipfel und die Existenz der Gipfelkreuze. Dagegen wagte am 1. 7. 1492 eine Gruppe Adeliger den Aufstieg zu den Erstbesteigern, die zu diesem Zeitpunkt noch auf dem Gipfel verharrten<sup>285</sup>.

Obwohl bei der Erstbesteigung des Mont Aiguille nicht, wie vielfach angenommen wurde<sup>286</sup>, das erste Mal technische Hilfsmittel eingesetzt wurden und Antoine de Ville nicht als «erster Kletterer»<sup>287</sup> be-



Aufstieg, den Antoine de Ville als «den schrecklichsten und fürchterlichsten, den ich oder einer von der Kompanie jemals erlebten»<sup>284</sup>, bezeichnete. Am Gipfelplateau ließen sich die Erstbesteiger mehrere Tage nieder. Sie tauften den Berg auf formelle Weise, feierten den Gottesdienst und errichteten drei Gipfelkreuze. Nachdem der Brief vom 28. 6. 1492 dem

zeichnet werden kann, ist diese Erstbesteigung eine wichtige Etappe in der Geschichte des Alpinismus<sup>288</sup>, weil ihr das Motiv zugrunde lag, das unmöglich Scheinende durchzuführen.

#### Freizeitbeschäftigung

Obwohl eine genaue Ermittlung der Motive für das

Bergsteigen als Freizeitbeschäftigung aufgrund der Quellenlage mit Schwierigkeiten verbunden ist, soll versucht werden, die Ursachen für das freiwillige Aufsuchen der Berge zu ergründen.

Wichtige Motive für Bergbesteigungen waren sicherlich die Abenteuerlust und die Suche nach einer Herausforderung. Das trifft wohl auf den norwegischen König Olaf Tryggvason (König von 995–1000) zu, über den Snorri berichtete: «Er war stärker und gewandter als jedermann. Darüber sind manche Erzählungen verbreitet. Eine berichtet, wie er die Klippe Hornelen erstieg und oben auf dem Felsen einen Schild befestigte.»<sup>289</sup> Ähnliche Motive hatten wohl auch jene Leute, die Berge bestiegen, um mit Schiern die Hänge hinabzufahren, wofür es Belege aus Norwegen aus der Zeit König Harald Schönhaars (860–930)<sup>290</sup> und Königs Haralds des Harten (König von 1046–1066)<sup>291</sup> gibt.

Die Jagd auf Gemsen und Steinböcke diente nicht in erster Linie der Beschaffung notwendiger Lebensmittel, sondern war ein exklusiver Freizeitspaß der Adeligen. Manchmal waren damit weitere Vergnügungen verbunden. Pandolfo Petrucci (1452–1512), der am Ende des 15. Jahrhunderts die Macht in Siena innehatte, rollte Steinböcke vom Monte Amiata hinunter, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, wen sie trafen<sup>292</sup>.

König Peter III. von Aragon (1239–1285, König seit 1276) bestieg dem Geschichtsschreiber Salimbene (1221-nach 1288) zufolge den Canigou, der den Pyrenäen vorgelagert ist und den zuvor «wegen seiner allzu großen Höhe und der Schwierigkeit und Mühsal des Weges» niemand zu besteigen gewagt hatte. König Peter wollte diesen Berg nach dem Zeugnis des Chronisten besteigen, «um zu erproben und kennen zu lernen, was es auf der Spitze des Berges gäbe». Als seine zwei Begleiter bei einem Gewitter völlig verzagt waren, «sprach er ihnen Mut zu, nicht zu unterliegen in Drangsal und Schrecken, indem er sagte, diese Mühe werde ihnen einst noch zu Ehre und Ruhm gereichen.» Dennoch wagten sich die Gefährten nicht bis zum Gipfel, den Peter allein erklomm und wo er, wie es einem solchen Helden gebührt, einem Drachen begegnete. Seine Gefährten beauftragte er dann, «alles, wem sie wollten, zu erzählen»<sup>293</sup>. Peter III. von Aragon war also nicht nur von Abenteuergeist und Neugierde, sondern auch von Eitelkeit und Ruhmsucht erfaßt. Die detaillierte Schilderung des Vesuv durch Proko-

pius läßt vermuten, daß der Autor diesen Berg bestiegen hatte, wozu ihn wohl Neugierde bewog<sup>294</sup>.

Aus dem gleichen Grund wollte der Überlieferung zufolge der hl. Willibald im Jahr 729 den Vulkan auf der Insel Vulcano besteigen: «Dort ist die Hölle Theodorichs. [...] Und sogleich wollte der hl. Willibald, allzu neugierig, sehen, wie diese Hölle inwendig sei, und wollte auf den Gipfel des Berges steigen, worunter die Hölle lag, und konnte es nicht, weil die Aschenmengen, die aus dem schrecklichen Schlund bis zum Rand aufstiegen, zusammengeballt dort lagen und wie Schnee [...], so lagen die Aschenmassen aufeinandergehäuft auf der Spitze des Berges und hinderten den Heiligen am Aufstieg.»<sup>295</sup> Ähnlich war das Motiv der Besteigung des Ätna durch Goswin von Metz (13. Jahrhundert): «In Sizilien ist ein gar großer Berg, der alle Tage wie ein heißer Ofen raucht, ungefähr zwei Meilen von da ist ein anderer im Meer, der stets raucht. Ich, der ich dieses Buch geschrieben habe, habe diese beiden Berge gesehen und den größeren erstiegen, um zu sehen, was darin ist.» Es folgt eine Beschreibung der vulkanischen Phänomene.296 Auch der Demawand in Persien erregte offenbar das Interesse einiger Menschen, wie man dem Bericht Al-Mas'ûdîs entnehmen kann: «Um den Berg zu besteigen, benötigt man drei Tage und drei Nächte. Wer den Gipfel erreicht hat, findet sich auf einer ebenen Fläche von erwa tausend Ellen im Quadrat, von unten betrachtet wirkt sie dagegen kegelförmig. Auf dieser Fläche am Gipfel liegt roter Sand, in den man mit den Beinen einsinkt. [...] Wer sein Leben aufs Spiel setzt und bis zu den Mündern dieser Löcher hinaufsteigt, kann von dort Schwefel mitbringen, der gelb ist wie Gold.»<sup>297</sup> Die Neugierde, die Menschen bewog, Vulkane zu besteigen, kann auch als naturkundliches Interesse bezeichnet werden. Dieses konnte sich auch auf andere Gegenstände beziehen, zum Beispiel auf Pflanzen<sup>298</sup>.

Ebenfalls mit Neugierde verwandt ist das historischmythologische Interesse, das der Pilatus (2128 m) in der Schweiz und der Berg Ararat im Osten der Türkei<sup>299</sup> auslösten. Der Pilatus steht in Zusammenhang mit der Sage um Pontius Pilatus, nach der er von Kaiser Tiberius wegen seiner Beteiligung an der Hinrichtung Jesu Christi zum Tode verurteilt wurde und vor der Vollstreckung des Urteils Selbstmord beging. Als überall, wo man ihn beisetzen wollte, Unwetter und Überschwemmungen entstanden, wurde er in einem Bergsee versenkt, den man im 14. Jahrhundert unter anderem 4 km westlich des Hauptgipfels des Pilatus bei Luzern lokalisierte. Absichtlich in den See geworfene Steine sollen Unwetter hervor-

gerufen haben<sup>300</sup>. Als 1370 ein Luzerner Pfarrer mit einigen Bürgern den Pilatussee aufsuchte, entstand wiederum ein Unwetter, das zu einem Verbot der Besteigung des Berges führte. Erstmals wurde die Strafe 1387 über sechs Priester verhängt<sup>301</sup>.

Felix Fabri wollte auf der Halbinsel Sinai einen Berg besteigen, auf dem ein als Markierung dienender Steinhaufen war, «um zu sehen, was sich auf ihm befand, und um über die Wüste hin in die Runde zu schauen.»

Ob bereits Dante Alighieri (1265-1321) der Aussicht wegen hohe Berge bestieg 302, läßt sich nicht eindeutig ermitteln. Fazio degli Uberti (14. Jahrhundert) schilderte in seiner gereimten Kosmographie die Aussicht vom Gebirge Alvernia in einer Weise, die auf eigene Anschauung schließen läßt<sup>303</sup>. Nachdem ihm körperliche Phänomene wie Blutwallen, Augendrücken und Herzklopfen bekannt waren, muß er noch deutlich höhere Berge bestiegen haben<sup>304</sup>. Die Fernsicht von Bergen liebte auch Papst Pius II., der sich in einer Sänfte durch die Landschaft tragen ließ305. So beschrieb er die Aussicht vom Monte Cavo (949 m) in den Albanerbergen<sup>306</sup>, auf dem er sich 1463 aufgehalten hatte. Im Jahr davor bestiegen seine Begleiter den Monte Amiata (1735 m) in der Toskana<sup>307</sup>. In einer Heiligenvita heißt es über den Gipfel des Monte Sant'Angelo (1520 m) bei Sorrent, den sich ein Einsiedler zur Wohnstätte gewählt hatte: «Von diesem Ort zeigt man gerne die ganze kampanische Landschaft, die Städte, Burgen und Schlösser sowie die Meeresfläche, soweit das Auge reicht.»308

Schließlich kann chinesischen Dichtungen, von denen viele von Bergbesteigungen handeln<sup>309</sup>, entnommen werden, daß die Chinesen die Aussicht schätzten<sup>310</sup>. So schrieb Meng Hao-jan (689–740) in seinem Gedicht «Zusammen mit den Freunden besteige ich den Hiän-schan»: «So steigen wir hinauf zum Blick ins Weite.»<sup>311</sup>

Ein weiteres Motiv für Bergbesteigungen waren Erholung und Naturgenuß. Das kommt in vielen chinesischen Gedichten zum Ausdruck, in denen Fluß und Berg eine Gegenwelt zur Stadt bilden, eine Zuflucht vor der Hektik der Großstädte und den Zwängen der Gesellschaft<sup>312</sup>. Chuang-tzu schrieb: «Berge und Wälder, Hochebenen und Marschen erfüllen uns [...] mit überströmender Freude.»<sup>313</sup> Saxo Grammaticus beziehungsweise ein späterer Bearbeiter seines Textes<sup>314</sup> schilderte die Erlebnisse des norwegischen Königs Collerus auf einer Insel im Meer: «Die äußere Anmut der Gegend lud sie ein,

auch das frühlingsschöne Innere der Haine anzusehen, die Höhen zu überschreiten und das geheimnisvolle Dickicht der Wälder zu durchstreifen.»<sup>315</sup> In der Schweiz war der Zürcher Chorherr Jakob Waldenburg (um 1425–1466) der erste, von dem bekannt ist, daß er aus Interesse an der Natur Berge aufsuchte. Sein Zeitgenosse Felix Hemmerli warf ihm vor, daß er sich wie Luzifer früh am Morgen erhoben habe, um auf Berge zu steigen<sup>316</sup>.

Der italienische Dichter Francesco Petrarca (1304-1374) schrieb über das Motiv für seine angebliche Besteigung des Mont Ventoux (1912 m) am 26. 4. 1336317: «Dabei trieb mich einzig die Begierde, die ungewöhnliche Höhe dieses Flecks Erde durch Augenschein kennenzulernen»318. Den Anstoß zur Besteigung gab die Schilderung der Besteigung eines Balkangipfels durch König Philipp V. von Makedonien319. Unterwegs traf Petrarca, der in Begleitung seines jüngeren Bruders Gherardo und von zwei Bedienten aufgebrochen war, einen Hirten, der berichtete, er habe vor fünfzig Jahren den Gipfel bestiegen, und ihnen wegen seiner dabei erlittenen Verletzungen und der Beschädigung des Gewandes von ihrem Vorhaben abriet. Dennoch setzten Petrarca und sein Bruder den Weg fort. Petrarca verglich den Aufstieg mit dem Lebensweg: «Was du heute so oft bei Besteigung dieses Berges hast erfahren müssen, wisse, genau das tritt an dich und an viele heran, die da Zutritt suchen zum seligen Leben.»320 «Auf dem Gipfel ist das Ende aller Dinge und des Weges Ziel, auf das unsere Pilgerfahrt gerichtet ist.»321 An der Spitze des Berges angekommen, stand er, «durch einen ungewohnten Hauch der Luft und durch einen ganz freien Rundblick bewegt, einem Betäubten gleich.»322 Er schilderte die Aussicht, war aber auch von anderen Gedanken heimgesucht, verspürte das Bedürfnis, wieder seine Heimat Italien zu sehen und dachte an sein vollendetes Lebensjahrzehnt. Schließlich warf er «zufällig» den Blick in sein mitgenommenes Büchlein mit den «Bekenntnissen» des hl. Augustinus, wo er folgende Stelle aufschlug<sup>323</sup>: «Und es gehen die Menschen, zu bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die weit dahinfließenden Ströme und den Saum des Ozeans und die Kreisbahnen der Gestirne, und haben nicht acht ihrer selbst.» Diese Lektüre bewirkte eine Änderung von Petrarcas Einstellung: «Ich [...] schloß das Buch im Zorn mit mir selbst darüber, daß ich noch jetzt Irdisches bewunderte. [...] Da beschied ich mich, genug vom Berg gesehen zu heben, und wandte das innere Auge auf

mich selbst.»<sup>324</sup> «Wie oft [...] habe ich an diesem denkwürdigen Tage, auf dem Rückweg umblickend, den Gipfel des Berges betrachtet, und er schien mir kaum die Höhe einer Elle zu haben gegenüber der Höhe menschlicher Betrachtung, wollte man sie nur nicht in den Schmutz der irdischen Abscheulichkeit versenken. Und auch das kam mir Schritt für Schritt in den Sinn: Wenn es einem nicht reut, soviel Schweiß und Mühe auf sich zu nehmen, damit der Leib ein klein weniges dem Himmel näherkomme, welches Kreuz, welche Kerkerqual, welchen Marterstrahl dürfte dann die Seele schrecken, die da Gott sich naht und die dabei die aufgeschwollene Bergeskuppe der Überhebung und die Geschicke der Sterblichkeit unter die Füße tritt?»325 «Ach, mit welchem Eifer müßten wir uns mühen, nicht um eine Höhe der Erde unter den Fuß zu bekommen, sondern die von irdischen Tiefen geblähten Begierden.»326 Petrarca beschloß den mit 26. 4. 1336 datierten Brief mit dem Hinweis, daß er ihn am Abend der Besteigung geschrieben habe, während die Diener das Essen bereiteten.

Die ausgewählten Ausschnitte aus dem Brief zeigen, daß Petrarcas Bericht nicht jenen Meilenstein in der Entwicklung des Naturgefühls und des Bergsteigens bedeutet, als der er bis heute vielfach angesehen wurde<sup>327</sup>. Vielmehr handelt es sich um eine Darstellung des Aufstiegs zum Gipfel als Weg der Selbsterkenntnis, der zu Reue und Umkehr führte. Darüber hinaus ergab die philologische Untersuchung, daß hier nicht, wie der Schluß des Briefes vortäuscht, ein spontan abgefaßter Bericht vorliegt, sondern ein erst um 1353 für eine Briefsammlung angefertigtes ausgefeiltes Werk, das eine Vielzahl symbolischer und literarischer Bezüge enthält 328. Obwohl die Präzision der Darstellung es möglich erscheinen läßt, daß die Besteigung tatsächlich stattfand<sup>329</sup>, kann nicht ausgeschlossen werden, daß sie eine Fiktion ist<sup>330</sup>.

#### Die Fortbewegung in Fels, Schnee und Eis

Zur Erleichterung der Fortbewegung auf häufig begangenen Bergrouten, vor allem auf Pässen, wurden im Lauf der Zeit immer mehr Saumpfade, Karrenwege und Straßen errichtet. So berichtete Paolo Santonino über den Weg nach Drauburg im Jahr 1485: «Dieser Weg ist [...] angelegt auf schmalster Bahn, zu größerem Teil in den harten Felsen eingeschnitten, eine lange Arbeit der Einheimischen. Er hat unter sich, ich muß es schon gestehen, schaurige Abstürze, die bei den Wanderern mehr Furcht als Zuversicht wecken.»<sup>331</sup> Etwa um die gleiche Zeit

schilderte Felix Fabri den Weg von Brixen nach Bozen: «Denn auf der rechten Seite geht es steil in den Abgrund hinab, während unmittelbar links die hohen Felswände aufsteigen. So schlimm und gefährlich war dieser Weg, daß man im Volk Lieder über ihn sang. Aber nun hat [...] der Herzog kunstvoll mit Feuer und Schießpulver die Felsen gesprengt, die Schroffen eingeebnet und mächtige Wacken bewegt und mit großen Kosten den rauhen Pfad in eine gute Straße verwandelt.»<sup>332</sup>

Doch auch zu häufig besuchten Gipfeln, vor allem zu Kultplätzen, legte man Wege an. Zur Kultstätte auf dem Tekerlekdag (1375 m) im Latmos-Gebirge führte ein vermutlich in byzantinischer Zeit angelegter gepflasterter Pfad, an dessen steilster Stelle einige Stufen aus dem Felsen gehauen waren<sup>333</sup>. Auch der Zugang zum Gipfel des Adam's Peak auf Sri Lanka wurde durch Stufen erleichtert<sup>334</sup>.

Darüber hinaus waren dort «Eisenpfähle in den Felsen getrieben und an ihnen Ketten befestigt, an denen sich der Kletterer halten kann.»335 Eine Burg in Indien war nur mit einer ledernen Strickleiter erreichbar<sup>336</sup>. Antoine de Ville und seine Gefährten überwanden die Felsen des Mont Aiguille mit Hilfe mehrerer Holzleitern und nicht genannter Geräte<sup>337</sup>. Noch bequemer waren Aufzüge mit einem Netz, wie sie in den Meteora-Klöstern benutzt wurden<sup>338</sup>. Nach unten gelangte man mehrfach durch Abseilen<sup>339</sup>. Neben technischen Hilfsmitteln diente auch der Einsatz von menschlicher und tierischer Kraft der Überwindung von Höhenunterschieden. Er war natürlich auch bei Aufzügen erforderlich. Felix Fabri berichtete von den stärkeren Bergsteigern am Katharinenberg, welche die schwächeren an der Hand über Felsen hinaufzogen<sup>340</sup>. Toten in Mexiko war es vorbehalten, auf Traggestellen auf Berggipfel getragen zu werden<sup>341</sup>. Lebende wie Papst Pius II.<sup>342</sup> und bequeme Pilger am Adam's Peak<sup>343</sup> bevorzugten Sänften. Viele Menschen legten auch steile Bergstrecken auf dem Rücken von Reittieren zurück. Als Orientierungshilfen im unwegsamen Felsgelände dienten Kreuze aus Holz und Eisen<sup>344</sup>, Stangen<sup>345</sup> Steinmänner<sup>346</sup> und größere Steinhaufen<sup>347</sup>. Ausrüstungsgegenstände, die die Fortbewegung im

Ausrüstungsgegenstände, die die Fortbewegung im Fels erleichterten, waren Stöcke<sup>348</sup> zum Aufstützen und Hakenstöcke, mit denen man sich die Felsen hinaufziehen konntc<sup>349</sup>. Die Schweizer Bauern, die 1315 in der Schlacht am Morgarten von den Berggipfeln gegen die Truppen Herzog Leopolds I. von Habsburg stürmten, trugen, wie sie es von der Arbeit in den Bergen gewohnt waren, an den Füßen Steig-

eisen<sup>350</sup>. Dagegen wanderten in den Abruzzen Giovanni Boccaccio (1313–1375) zufolge Männer und Frauen in Holzpantoffeln über die Berge<sup>351</sup>. Diese boten, wenn sie schon nicht Trittsicherheit gewährleisteten, wenigstens den Fußsohlen Schutz. Als weiteres Hilfsmittel zum Aufenthalt auf Berggipfeln nannte der Enzyklopädist Vincent von Beauvais (†1264) – gestützt auf antike Quellen – Schwämme, die man sich vor die Nase halten mußte, um daraus fettere Luft zu saugen<sup>352</sup>.

Ohne Hilfsmittel kam der arabische Räuberdichter Tabbata Sarran (6. Jahrhundert) aus, als er sich vor seinen Verfolgern in Sicherheit brachte, indem er den Berg hinabrutschte: «breitete meine Brust aus. Mit ihr glitt nun ein kräftiger Brustkasten und schlanker Rücken den Fels hinab. / Dann berührte sie [die Brust] die Ebene, ohne daß der Fels ihr einen Kratzer zugefügt hätte.»<sup>553</sup> Noch schneller gelangte man durch freien Fall in die Tiefe, was jedoch nur die Selbstmörder freiwillig versuchten.

Über die Ausrüstung im Schnee am Großen St. Bernhard im Jahr 1129 wurde berichtet: «Nachdem also die Führer wegen der heftigen Kälte die Köpfe mit Filzhüten bedeckt, die Hände durch zottige Handschuhe, die Füße durch Stiefel geschützt hatten, an deren Sohlen sie wegen des schlüpfrigen Eises eiserne Spitzen befestigten, traten sie kühnen Mutes den gewohnten Weg an, mit langen Stangen in der Hand, um unter dem hohen Schnee den Lauf der Straße ausfindig zu machen.»<sup>354</sup> Mit anderen Hilfsmitteln waren die Birkebeiner ausgestattet, die den Königssohn Hakon über die Berge in Sicherheit brachten: «Sie kamen an so unwegsame Stellen, daß sie sich kaum anders durch den Schnee Bahn brechen konnten, denn, indem sie diesen mit ihren Speerschäften zur Seite schoben.»355

Der Fortbewegung im Schnee dienten ferner Schneeschuhe oder Schneereifen<sup>356</sup>, wie sie zum Beispiel 709 der spätere byzantinische Kaiser Leon III. der Isaurier im Kaukasos<sup>357</sup> und nach 1386 Heinrich Findelkind und Ulrich von St. Gallen am Arlberg<sup>358</sup> verwendeten. In mehreren Kulturen wurden auch Schi zur Besteigung von Bergen und zu Abfahrten von Bergen benützt<sup>359</sup>. So schrieb Saxo Grammaticus über die Skrikfinnen: «Dieses Volk kennt ganz seltsame Gefährte, erklimmt in seiner Jagdlust unzugängliche Bergesgipfel und erreicht die Stellen, die ihm gefallen, vermittels eines schlüpfrigen Kreisweges; denn kein Fels ragt zu hoch, daß sie nicht durch einen schlauen Rundgang auf seine Spitze gelangten. Wenn sie nämlich die Tiefe der Täler

verlassen haben, so gleiten sie zuerst um den Fuß der Berge in gewundenen Kreislinien herum und legen ihren Weg so unter beständigem Abweichen nach oben zurück, bis sie auf dem vielfach gekrümmten Pfade ihr Ziel, die Spitze, erreicht haben.»<sup>360</sup> Als Alternative zu den aus Holz gefertigten Schiern verwendeten die den Mongolen benachbarten Orengai «glattpolierte Knochen», um sich auf gefrorenem Schnee und auf Eis fortzubewegen<sup>361</sup>. Auf Schnee und Eis wurden auch Steigeisen verwendet<sup>362</sup>.

Die Gemahlin Kaiser Heinrichs IV. und die Frauen ihres Gefolges wurden 1076/77 beim Abstieg vom Mont Cenis von den Führern auf Rinderhäuten hinuntergezogen<sup>363</sup>. Dagegen überquerte Yolande von Savoyen, die Schwester König Ludwigs IX. von Frankreich, im Februar 1476 den Mont Cenis auf einem Schlitten<sup>364</sup>. Um Kamele bei der Überquerung des Hindukusch vor dem Einsinken im Schnee zu bewahren, breitete man im 14. Jahrhundert vor ihnen Decken aus<sup>365</sup>. Beim Zug Kaiser Heinrichs IV. über die Alpen wurden die Pferde «mit Hilfe gewisser Vorrichtungen» hinuntergelassen oder mit zusammengebundenen Beinen hinuntergezogen<sup>366</sup>. Zur Orientierung in Fels und Schnee konnte man in den Alpen die Hilfe ortskundiger Führer und Träger

Zur Orientierung in Fels und Schnee konnte man in den Alpen die Hilfe ortskundiger Führer und Träger in Anspruch nehmen<sup>367</sup>. Manchmal sorgten Gott oder die Vorsehung jedoch für Führer aus dem Tierreich. So geleitete ein Bär im letzten Viertel des 5. Jahrhunderts Maximus und seine Gefährten über den Radstädter Tauern<sup>368</sup>. Dem Langobarden Lopichis, der im ersten Viertel des 7. Jahrhunderts vom Awarenland über die Alpen nach Italien flüchtete, diente dagegen ein Wolf als Bergführer<sup>369</sup>.

#### Zusammenfassung

Die meisten der zahlreichen Motive für Bergbesteigungen im Mittelalter sind bereits in der Antike nachzuweisen. Im Unterschied zu den antiken Zeugnissen sind viele mittelalterliche Quellen über das Bergsteigen ausführlicher und vermitteln daher eine genauere Vorstellung von den Gründen, welche die Menschen veranlaßten, Berge aufzusuchen. Das gilt in besonderem Maße für das Bergsteigen als Freizeitbeschäftigung, das, wie viele zum Teil bisher nicht berücksichtigte Quellen zeigen, durch Neugierde, historisches oder naturkundliches Interesse, Liebe zur Natur, den Wunsch nach einem Rundblick, nach Abenteuer und körperlicher Ertüchtigung bedingt sein konnte, also durch heute noch gültige Motive.

Im Lauf des Mittelalters wurde der zeitliche Abstand



zwischen den Bergbesteigungen und den Berichten darüber immer kürzer. Vom Ende dieses Zeitraumes liegt sogar der Bericht eines Erstbesteigers vor, den dieser am Tag der Besteigung abgefaßt hat. In der bisherigen Literatur wurde vor allem den Bergtouren von Francesco Petrarca auf den Mont Ventoux im Jahr 1336, von Bonifacio Rotario auf den Rocciamelone im Jahr 1358 und von Antoine de Ville auf den Mont Aiguille im Jahr 1492 eine besondere Bedeutung zugeschrieben<sup>370</sup>. Die Quellen über Rotario sind aber äußerst dürftig, und dem Bericht Petrarcas ging vielleicht gar keine Bergbesteigung voraus. Obwohl Antoine de Ville nicht der erste war, der der Bergwelt mit technischen Mitteln näherrückte, ist seine Besteigung des Mont Aiguille vor allem deshalb von Bedeutung, weil hier erstmals das Motiv des Bezwingens eines Berges um seiner selbst willen faßbar ist. So markiert das Jahr 1492 nicht nur das Ende des Mittelalters und den Beginn einer neuen Epoche, sondern auch den Anfang eines neuen Abschnittes in der Geschichte des Bergsteigens.

#### Anmerkungen

1 P. Danner in: Alpenvereinsjahrbuch Berg 2000 (o. J. [1999]) 75–95. 2 Die wichtigsten Angaben zu diesem Zeitraum finden sich in folgenden Werken: B. Schwarz, Die Erschließung der Gebirge von den ältesten Zeiten bis auf Saussure (1787) (1885); F. Ramsauer, Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 33, 1902, 71-95; W. A. B. Coolidge, Josias Simler et Les origines de l'Alpinisme (1904); W. Ganzenmüller, Das Naturgefühl im Mittelalrer (1914); W. Schmidkunz, in: Alpines Handbuch. Bd. I (1931) 313-326 (ohne Quellenangaben); A. Borst, Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 92, 1974, 1-46.

Für Informationen dankt der Verfasser Mag. Marrin Walkner (Salzburg), Dr. Gerhard Feitzinger (St. Gilgen) und Dr. Rudolf Gugger (Zürich). Verwendete Abkürzungen: MGH SS: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores (1826 ff.); PG: Patrologiae cursus completus. Series Graeca. Hrsg. v. J.-P. Migne (1857 ff.); PL: Patrologiae cursus completus. Series Latina. Hrsg. v. J.-P. Migne (1844 ff.).

- 3 Neben dieser traditionellen Auffassung gibt es weitere Vorschläge für den Zeitpunkt von Anfang und Ende des Mittelalters. H. Illig, Das erfundene Mittelalter (51998) 19, will diese Epoche um den seiner Meinung nach nicht existenten Zeitraum von 614-911 kürzen.
- 4 Zum Beispiel die Werke von Beda Venerabilis und Einhard als mittelalterliche und der Reisebericht von Jakob von Ancona als moderne Fälschungen.
- 5 Z. B. die Werke von Aethicus Ister und Marco Polo sowie Briefe
- 6 Die Reise des seligen Odorich von Pordenone nach Indien und China (1314/18-1330). Übersetzt, eingeleitet und erläutert v. F. Reichert (1987) 25 Nr. 1, 1.
- 7 M. Diesenberger in: Ch. Egger H. Weigl (Hrsg.), Text Schrift Codex. Quellenkundliche Arbeiten aus dem Institut für österreichische

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Geschichtsforschung, 35. Ergänzungsband MIÖG (2000) 16-17.

8 Borst a. O. 1-46

9 N. Ohler, Reisen im Mittelalter (1986) 282-

10 Odo von Deuil, De Ludovici VII Francorum Regis, cognomento iunioris, profectione in orientem, in: PL 185, 1236. Überserzung: R. Pernoud (Hrsg.), Die Kreuzzüge in Augenzeugenberichten. Deutsch v. H. Thürnau (1971) 163-164.

11 Ibn Dschubair, Tagebuch eines Mekkapilgers. Aus dem Arabischen übertragen und bearbeitet v. R. Günther (1985) 76. 95. 138.

12 J. Gernet, Die chinesische Welt. Die Geschichte Chinas von den Anfängen bis zur Jetztzeit (1979) 191.

13 M. Collcutt - M. Jansen - I. Kumakura, Weltatlas der alten Kulturen. Japan (1989) 86. 14 Gerner a. O. 191.

15 Schwarz a, O. (Anm. 2) 354.

16 Die Reisebücher des Paolo Santonino 1485-1487. Aus dem Lateinischen übertragen v. R. Egger (1947) 45.

17 L. Delisle, Rouleaux des morts du IXe au XVe siècle (1866).

18 I. Hansen, Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung (1900) 236. 19 Der Koran. Übersetzung v. R. Paret (1979) 390 Sure 59, 21.

20 Ibn Ishâg, Das Leben des Propheten. Aus dem Arabischen übertragen und bearbeitet v. G. Rotter (1982) 43-44.

21 F. Graf, Gottesnähe und Schadenszauber. Die Magie in der griechisch-römischen Antike (1996) 88-89. 233 Anm. 33.

22 Gernet a. O. 234; T. Brook in; D. Twichett - F. W. Mote (Hrsg.), The Cambridge History of China. Vol. 8. The Ming Dynasry, 1368-1644, Part 2 (1998) 629-630.

23 J. Hoops, Reallexikon der Germanischen Altertumskunde II (21976) 270-271 s. v. Bergkult der Germanen (H. Homann).

24 H. W. Haussig (Hrsg.), Götter und Mythen im alten Europa (1973) 412.

25 Martino di Braga, Contro le superstizioni. Hrsg. v. M. Naldini (1991) 49 Nr. 7, 1.

26 R. Stillwell (Hrsg.), The Princeton Encyclopedia of Classical Sites (1976) 542 s. v. Magdalensberg (R. Noll).

27 M. Hamilton, The Annual of the British School at Athens 13, 1906/07, 353-356,

28 P. M. Mylonas in: E. Melas (Hrsg.), Alte Kirchen und Klöster Griechenlands (1972)

29 J. Schmidt, Heilige Berge Griechenlands in alter und neuer Zeit (1939) 14-15.

30 N. Cohn, Die Sehnsucht nach dem Millennium. Apokalyptiker, Chiliasten und Propheten im Mittelalter (1998) 231.

31 H. Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 1 (1927) 1779-1581 s. v. Brocken (Weiser).

32 J. Grimm, Deutsche Mythologie. 1. Bd. (Nachdruck 1953) 307-308; Hansen a. O. (Anm. 18) 316. 412; F. Byloff, Hexenglaube und Hexenverfolgung in den österreichischen Alpenländern (1934) 12.

33 Vita S. Pauli Iunioris 18, in: Th. Wiegand, Der Latmos. Milet III,1 (1913) 116. Übersetzung: A. Peschlow-Bindokat, Istanbuler Mitteilungen 46, 1996, 219.

34 Schwarz a. O. (Anm. 2) 323-324; A. Schneider, Zypern (1988) 144-145.

114

35 Antonini Placentini Itinerarium 3, 6, in:

H. Donner, Pilgerfahrt ins Heilige Land. Die ältesten Berichte christlicher Palästinapilger (4.-7. Jahrhundert) (1979) 261, 263,

36 Schwarz a. O. 308-324.

37 Antonini Placentini Itinerarium 37, in: Donner a. O. 301.

38 Felix Fabri, Galeere und Karawane. Pilgerreise ins heilige Land, zum Sinai und nach Ägypten 1483. Bearbeitet v. H. Wiegandt (1996) 174, sprach von 7000 Stufen, was sicher übertrieben ist.

39 Ebda, 175.

40 Antonini Placentini Itinerarium 38, in: Donner a. O. 301.

41 Gesta Abbatum Rotonensium 3, 8, in: Acta Sanctorum Ordinis Sancti Benedicti. Hrsg. v. J. Mabillon. Bd. 4, 2 (1668-1701).

42 Die Kosmographie des Aethicus. Hrsg. v. O. Prinz, MGH. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 14 (1993) 183.

43 Marco Polo, Il Milione. Die Wunder der Welt. Übersetzt v. E. Guignard (1983) 29 Nr.

44 Wilhelm von Rubruk, Reisen zum Großkhan der Mongolen. Von Konstantinopel nach Karakorum 1253-1255. Bearbeitet und hrsg. v. H. D. Leicht (1984) 223.

45 Odorich von Pordenone a. O. (Anm. 6) 27 Nr. 2. 1.

46 G. A. Narciß - Th. Stemmler in: Die Reise des Ritters John Mandeville durch das Gelobte Land, Indien und China. Bearbeitet v. Th. Stemmler (1966) 205.

47 Die Reise des Ritters John Mandeville a. O. 98-99 Nr. 2, 2.

48 E. M. Rupprechtsberger, Vom Mount Hermon zum Diebel Burgush (Linzer Archäologische Forschungen. Sonderheft 11) (1994) 6-13, 24-25,

49 Ibn Dschubair (Anm. 11) 74-75. 117-118. 50 Ebda. 125-126.

51 Ebda. 78.

52 Ebda, 80-81, 116, 53 Ebda, 116.

54 Ebda. 80-81. 116.

55 Ebda. 205. A. Scholten, Länderbeschreibung und Länderkunde im islamischen Kulturraum des 10. Jahrhunderts (1976) 51.

56 Geschichte des Herakles. Übersetzung: Pernoud a. O. (Anm. 10) 202.

57 Fabri a. O. (Anm. 38) 162.

58 Kosmas Indikopleustes, Topographia Christiana, in: PG 88, 445 Nr. 337. Übersetzung: K. Dieterich, Byzantinische Quellen zur Länder- und Völkerkunde (5.-15. Jhd.) I (1912)

59 Polo a. O. (Anm. 43) 336-337. 340-341 Nr. 179; Jacob von Ancona, Stadt des Lichts. Ein mittelalterlicher Händler berichtet von seiner Reise nach China (1270-1273). Hrsg. v. D. Selbourne. Aus dem Englischen v. P. A. Schmidt (1998) 114; Ibn Battuta, Reisen ans Ende der Welt 1325-1353. Hrsg. v. H. D. Leicht (1985) 200-203.

60 Ibn Battuta a. O. 201-202.

61 Schwarz a. O. (Anm. 2) 381.

62 F. Bätz, Berg der Götter. Religionen am Kailash. Hinduismus, Jainismus, Buddhismus und Bön-Religion (1996).

63 Brook a. O. (Anm. 22) 629-630. 64 W. Eberhard, Siedlung und Kultur der Randvölker Chinas (1942) 347 Nr. v5.

65 Collcutt - Jansen - Kumakura a. O. (Anm. 13) 86

66 I. Hastings (Hrsg.), Encyclodedia of Religion and Ethics VIII (Nachdruck 1980) 865 s. v. Mountains, Mountain Gods (I. A. Mac-

67 Fray Bernardino de Sahagún, Historia general de las cosas de Nueva España 1-2. Hrsg. v. A. López Austin - J. García Quintana (1988) 1, 104-107 Nr. 2, 20; weitere Kulte: Nr. 2, 34.

68 N. Davis, Die Azteken (21974) 125-127. 69 B. Cobo, Historia del Nuevo Mundo (Biblioteca de Autores Espanoles 92) (1964) 200-204 Nr. 13, 20-21.

70 Archaeology 52, 1999, Nr. 3, 28.

71 Archaeology 52, 1999, Nr. 4, 68-69.

72 Ibn Ishâq a. O. (Anm. 20) 43.

73 G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius der Zweite und sein Zeitalter. 3. Bd. (1863) 690.

74 N. Naumann, Die einheimische Religion Japans. Teil 1. Bis zum Ende der Heian-Zeit (Handbuch der Orientalistik V, IV, 1, 1) (1988)

75 Lexikon Alte Kulturen 2 (1993) 285 s. v. Huanacauri.

76 S. Kap. «Wohnen».

77 L. Thorndike. A History of Magic and Experimental Science. Vol. 4 (1934) 294.

78 1bn Dschubair a. O. (Anm. 11) 77-78.

79 S. Kap. «Selbstmord».

80 Coolidge a. O. (Anm. 2) 168\*-169\*. Übersetzung: P. Danner.

81 Der hl. Wolfgang und Oberösterreich (Schriftenreihe des Oberösterreichischen Musealvereines 5) (1972) 16-17. 159-180.

82 Eugippius, Das Leben des heiligen Severin. Hrsg. v. R. Noll (1963) 113. 115 Nr. 44, 6-7. 83 A. Tamerl in: Alpenvereinsjahrbuch Berg 2000 (o. J. [1999]) 18.

84 Homann a. O. (Anm. 23) 271.

85 Chronicon Novaliciense 2, 12, in: MGH

86 Arbeo von Freising, Vita Corbiniani episcopi 23. 25, in: MGH Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum (1920) 214-

87 Vita s. Haimeradi presbiteri auctore Ekkeberto, in: MGH SS 10, 598-607.

88 Weisthümer. Gesammelt von J. Grimm. 2. Teil (1840) 335.

89 Hastings a. O. (Anm. 66) (Nachdruck 1980) 504 s. v. Death and Disposal of the Dead (Parsi) (N. Söderblom - H. Gray). 90 Fbda 504.

91 Hastings a. O. IV, 509 s. v. Death and Disposal of the Dead (Tibetan) (L. A. Waddell). 92 Kao chü-ch'ing in: G. Debon, Chinesische Dichtung. Geschichte, Struktur, Theorie (Handbuch der Orientalistik 4, 2, 1) (1989)

93 Waddell a. O. 509.

94 Polo a. O (Anm. 43) 211 Nr. 130.

95 Eberhard (1942) a. O. (Anm. 64) 313-316

96 W. Eberhard, China und seine westlichen Nachbarn (1978) 215 Nr. 86.

97 Eberhard (1942) a. O. 267-268 Nr. q58.

98 Ebda. 242 Nr. p2.

99 Ebda, 88 Nr. h2

100 Ebda, 17 Nr. a4.

101 Die Geheime Geschichte der Mongolen. Aus einer mongolischen Niederschrift des Jahres 1240 übersetzt v. E. Haenisch (21948) 136. 102 A. T. Embree (Hrsg.), Encyclopedia of Asian History 1 (1988) 497 s. v. Genghis Khan (M. Rossabi).

103 Wilhelm von Rubruk a. O. (Anm. 44) 59. 104 Polo a. O. (Anm. 43) 97-98.

105 Eberhard (1972) a. O. 252.

106 Waddell a. O. (Anm. 91) 509-510.

107 Polo a. O. 297-298. Zitat: 298.

108 M. Eliade (Hrsg.), Encyclopedia of Religion 10 (1987) s. v. Mountains (D. E. Eck); Naumann a. O. (Anm. 74) 241.

109 F. Wüstenfeld, Geschichte der Arabischen Aerzte und Naturforscher (1840) 24 Nr.

110 Ibn Challikân, Die Söhne der Zeit. Auszüge aus dem biographischen Lexikon «Die Großen, die dahingegangen». Aus dem Arabischen übertragen und bearbeitet v. H. Fähndrich (1984) 185.

111 Hastings a. O. (Anm. 66) IV, 421 s. v. Death and Disposal of the Dead.

112 Eck a. O. 133.

113 Aus der Welt der Azteken. Die Chronik des Fray Bernardino de Sáhagun. Übersetzt v. L. Schultze Iena - E. Seler - S. Dedenbach-Salazar-Sáenz (1989) 150-151 Nr. 9, 5. 114 S. Anm. 70-71.

115 Titu Kusi Yupanki, Die Erschütterung der Welt. Ein Inka-König berichtet über den Kampf gegen die Spanier. Hrsg. und übersetzt v. M. Lienhard (1985) 119.

116 A. Bollinger, So bauten die Inka (1979) 110-114. 117 MacCulloch a. O. (Anm. 66) 864-865; K.

Ranke (Hrsg.), Enzyklopädie des Märchens 2 (1979) 144-145 s. v. Berg (D. Ward).

118 Grimm a. O. (Anm. 32) 511-512; H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch (1931) 217-354.

119 Grimm a. O. 515-516; Freundenthal a. O. 238.

120 J. G. Frazer, The Golden Bough. A Study in Magic and Religion. Part VII. Balder the Beautiful (31913) 207.

121 Prokop, Gotenkriege. Hrsg. v. O. Veh (1966) 323 Nr. 2, 15, 13-14. 122 Eberhard (1942) a. O. (Anm. 64) 363-

123 F. Grieshofer in: G. Kapfhammer, Brauchtum in den Alpenländern (1977) 227.

124 W. Schaufelberger, Der Wettkampf in der alten Eidgenossenschaft (1972) 151-153. 125 Paulus Diaconus, Geschichte der Langobarden, Übersetzt v. O. Abel (1986) 81-82 Nr.

126 G. Seitz, Wo Europa den Himmel berührt. Die Entdeckung der Alpen (1987) 506-507; Aus der Welt der Azteken a. O. (Anm. 113) 28 Nr. 1, 19.

127 R. W. Southern, Geistes- und Sozialgeschichte des Mittelalters. Das Abendland im 11. und 12. Jahrhundert (21980) 33.

128 Polo a. O. (Anm. 43) 73-74 Nr. 50. 129 E. Schubert, Fahrendes Volk im Mittel-

alter (1995). 130 Eberhard (1942) a. O. 104-105 Nr. i33; 135-136 Nr. j28; 160 Nr. k100.

131 Ebda. 258-259 Nr. q33.

132 Polo a. O. 243 Nr. 152. 133 Ebda, 88 Nr. 61; 243 Nr. 152.

134 Ebda. 66 Nr. 46.

135 Prokop a. O. (Anm. 121) 724 Nr. 8, 2,

136 Ludolf von Suchem in: J. Zeilinger, Cypern. Orient und Okzident (1997) 71. 75. 137 Ebda. 75.

138 E. Wagner, Grundzüge der klassischen arabischen Dichtung. Bd. 1: Die altarabische Dichtung (1987) 142.

139 Thorndike a. O. (Anm. 77), 218. 140 N. J. G. Pounds, An Historical Geography of Europe. 450 B. C. - A. D. 1330 (1973) 291. 382-383; Polo a. O. 104 Nr. 70.

141 Polo a. O. 104 Nr. 70.

142 Eberhard (1942) a. O. (Anm. 64) 327 Nr.

143 P. Riché, Die Welt der Karolinger (31999) 114: Ludolf von Suchem a. O. 74: Eberhard (1942) a. O. 365 Nr. v53; Al-Qazwînî, Die Wunder des Himmels und der Erde. Aus dem Arabischen übertragen und bearbeitet v. A. Giese (1986) 201; Usâma ibn Munqidh, Ein Leben im Kampf gegen Kreuzritterheere. Aus dem Arabischen übertragen und bearbeitet v. G. Rotter (1982) 144. 162-163.

144 Polo a. O. 106 Nr. 71.

145 Albertus Magnus, de animal. 8, in: ders., Ausgewählte Texte. Hrsg. u. übersetzt v. A. Fries (1981) 59 Nr. 102.

146 Usâma a. O. 210-211.

147 Wilhelm von Rubruk a. O. (Anm. 44) 154-156

151 Die Reise des seligen Odorich von

148 C. Frazer, Lawinen - Geißel der Alpen (1968) 256.

149 Eberhard (1942) a. O. 103 Nr. i28. 150 Ebda. 103 Nr. i28.

Pordenone a. O. (Anm. 6) 75 Nr. 17, 2.

152 Polo a. O. (Anm. 43) 66 Nr. 46. 153 Ebda, 69 Nr. 47: 86 Nr. 60, Das mon-

golische Weltreich. Al-Umaris Darstellung der mongolischen Reiche in seinem Werk Masalik al-absar fi mamalik al-amsar. Hrsg. v. K. Lech (1968) 131.

154 Polo a. O. 48-49 Nr. 35; 68-69 Nr. 47; 186 Nr. 118; Aus der Welt der Azteken a. O. (Anm. 113) 29 Nr. 1,19.

155 G. Hießleitner, Berg- und hüttenmännisches Jahrbuch 85, 1937, 50 ff. 156 Polo a. O. 324 Nr. 176.

157 Dante Alighieri, Conv. 4, 11, in: F. X. Kraus, Dante. Sein Leben und sein Werk. Sein Verhältnis zur Kunst und zur Politik (1897)

158 Chronicon Novaliciense 2, 5, in: MGH

159 Ohler a. O. (Anm. 9) 167 (Europa); Adam von Bremen, Gesta Hammaburgensis ecclesiae Pontificium 4, 31, in: MGH SS 7, 381(Norwegen); Wagner a. O. (Anm. 138) 135-138 (Arabien); Polo a. O. 54 Nr. 37; Ibn Battuta a. O. (Anm. 59) 55 (Afghanistan). 72 (Indien). 303 (Nordafrika).

160 Borst a. O. (Anm. 2) 23-24; Seitz a. O. (Anm. 126) 28; J.-P. Bozonnet, Des monts et des mythes. L'imaginaire social de la montagne (1992) 173. Quellen: Odo von Cluny, Vita Geraldi comitis Aurelianensis 2, 17, in: PL 133, 680; Vita Gerardi abbatis Broniensis 21, in: MGH SS 15, 672; Gesta abbatum Trudoniensium, Continuatio 1, 12, in: MGH SS 10, 307; Lampert von Hersfeld, Annales a. 1077, in: MGH SS 5, 256.

161 A. Demandt, Die Spätantike (Handbuch der Altertumswissenschaft 3, 6) (1989) 179-

162 Ohler a. O. 269-281; Seitz a. O. 30.

163 Lampert von Hersfeld, Annalen. Übersetzt v. A. Schmidt (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte im Mittelalter 13 (o. J.) 397, 399 (Jahr 1077).

164 S. Steinherz, Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 9, 1888, 459-461,

165 The Cambridge History of China. Vol. 3. Sui and T'ang China. 589-906. Part I. Hrsg. v. D. Twitchett (1979) 460; C. Blunden - M. Elvin, Weltaltlas der alten Kulturen, China (1983) 91.

166 Sturla Thordssohn in: Norwegische Königsgeschichten. 2. Bd. Übertragen v. F. Niedner (1965) 117-120.

167 Fulcher von Chartres, Historia Hierosolymitana 2,3-4, in: PL 155, 866-867.

168 Johannes von Salisbury, Metalogicus 3, introductio, in: Johannis Saresberiensis opera omnia 5. Hrsg. v. J. A. Giles (1848) 113. 169 Einhardi annales a. 801. 802, in: MGH

170 Menander Frete, 19M-22M, in: Byzantinische Diplomaten und östliche Barbaren. Aus den Exzerpta de legationibus des Konstantinos Porphyrrogennetos ausgewählte Abschnitte des Priskos und Menander Protektor, Übersetzt, eingeleitet und erklärt v. E. Doblhofer (Byzantinische Geschichtsschreiber 4) (1955) 135-

171 Wilhelm von Rubruk a. O. (Anm. 44) 18-22.

172 Homann a, O. (Anm. 23) 271.

173 W. Eppacher, Berg- und Gipfelkreuze in Tirol (Schlernschriften 178) (1957) 5.

174 Gonzalo Fernandez de Oviedo, Historia general y natural de las Indias. Bd. 4. Hrsg. v. I. Perez de Tudela Bueso (1959) 397 Nr. 42,

175 Seitz a. O. (Anm. 126) 30.

176 Einhard, Vita Karoli Magni. Das Leben Karls des Großen, Übersetzt v. E. Scherabon Firchow (21981) 23 Nr. 9.

177 Raimund von Agiles, Historia Francorum qui ceperunt Jerusalem 1, in: PL 155, 593; Anonymi gesta Francorum et aliarum Hierosolimitanorum. Hrsg. v. R. Hill (1962) 27 Nr. 4 (11); Odo von Deuil a. O. (Anm. 10) 1236-1236 Nr 63 6

178 H. F. Frankel in: Weltkulturen. Renaissance in Europa (Propyläen Weltgeschichte 6) (1964) 242; Schwarz a. O. (Anm. 2) 349.

179 L. Riedberg, Deutsche Burgengeographie (1939) 24-29; O. Piper, Burgenkunde (1967)

180 Prokop a. O. (Anm. 121) 988 Nr. 4, 35, 15-16; Die geheime Geschichte der Mongolen a O (Anm. 101) 134

181 Prokop a. O. 193-195 Nr. 4, 4, 26-31 (Numidien); Gesta Regis Henrici II et Riccardi I, in: Zeilinger a. O. (Anm. 136) 57. 59 (Zypern); J. Schiltberger, Als Sklave im Osmanischen Reich und bei den Tartaren 1394-1427. Übertragen u. hrsg. v. U. Schlemmer (1983) 66. 79 Nr. 13 (Vorderasien); Fulcher von Chartres a. O. (Anm. 167) 837 Nr. 1, 5 (Kleinasien); 867 Nr. 2, 4 (Naher Osten).

182 Raimund von Agiles a. O. 593 Nr. 1 (Balkan); Fulcher von Chartres a. O. 863 Nr. 2, 2 (bei Beirut): Ibn Battuta a. O. (Anm. 59) 120 (Indien).

183 Einhard a. O. 23 Nr. 9.

184 J. Prawer, Die Welt der Kreuzfahrer (1974) 121; W. Schaufelberger, Der Alte Schweizer und sein Krieg (1952) 56-57; Freudenthal a. O. (Anm. 118) 347. Feuersignale hatten nicht nur militärische Zwecke. Johannes Schiltberger machte auf seiner Flucht von den Mongolen durch ein Feuer auf einem Berg Kleinasiens ein Schiff im Schwarzen Meer auf sich aufmerksam: Schiltberger a. O. 232. 185 Anonymi gesta Francorum a. O. 63 Nr.

186 Cosmas von Prag, Chronicon Boemorum 2, 10, in: MGH SS 2, 72-73.

187 S. Anm. 73.

9 (27) (Antiochia)

188 Zum Beispiel Polo a. O. (Anm. 43) 31 Nr. 23 (Georgien); Twitchett a. O. (Anm. 165) 460 (China); A. E. Bakalopoulos, Thasos. Son histoire, son administration de 1453 a 1912, Études thasiennes II (1953) 24 (Thasos

115

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

und Samothrake in der Ägäis).

189 H. Walter, Ägina. Die archäologische Geschichte (1993) 88; E. Eickhoff in: E. Olshausen - H. Sonnabend (Hrsg.), Gebirgsland als Lebensraum. Stuttgarter Kolloquium zur Historischen Geographie des Altertums 5, 1993 (1996) 61-62.

190 Bruno von Magdeburg, De bello Saxonico 16, in: Ganzenmüller a. O. (Anm. 2) 139.

191 Enea Silvio Piccolomini. Hrsg. v. B. Wittmer (1960) 348 ff.

192 P. Wald, Der Jemen. Nord- und Südjemen (1980) 133.

193 Bollinger a. O. (Anm. 116) 114-123. 194 Lexikon des Mittelalters 1 (1980) 1118-1119 s. v. Assassinen (M. C. Lyons - W.

Meyer). 195 Borst a. O. (Anm. 2) 40.

196 Cohn a. O. (Anm. 30) 231-232.

197 Ch. Lassen, Indische Alterthumskunde. 1. Bd. Geographie, Ethnographie und älteste Geschichte (21867) 186.

198 Ibn Battuta a. O. (Anm. 59) 72. 90. 103. 199 Das Schichtbuch, 1514, in: Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, 16. Bd. Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Braunschweig. 2. Bd. (1880) 342 (Jahr 1446).

200 Borsr a. O. 11-12.

201 Reallexikon zur byzantinischen Kunst VI (1997) 245-345 s. v. Meteora (Th. Steppan). 202 Reallexikon zur byzantinischen Kunst I (1966) 389-421 s. v. Athos (M. Restle).

203 Zeilinger a. O. (Anm. 136) 66.

204 Reallexikon zur byzantinischen Kunst V (1995) 651-716 s. v. Latmos (U. Peschlow). 205 Brook a. O. (Anm. 22) 929.

206 Collcutr - Jansen - Kumakura a. O. (Anm. 13) 86, 91-92.

207 Ebda. 92.

208 Antonii Placentini Itinerarium 37, in: Donner a. O. (Anm. 35) 300.

209 Adamnani de locis sancris libri III, Nr. 2, 27, in: Donner a. O. 399.

210 S. Anm. 22.

211 Die Krone der Komnenen. Die Regierungszeit der Kaiser Joannes und Manuel Komnenos (1118-1180) aus dem Geschichtswerk des Niketas Choniates. Übersetzt, eingeleitet und erklärt v. F. Grabler (1958) 187 Nr. 4,

212 Dictionnaire de spiritualité IV (1960) 936-982 s. v. Érémitisme (C. Lialine - P. Dovère)

213 Vita Hilarionis 43, in: Ganzenmüller a. O. (Anm. 2) 18.

214 Vita S. Ioannicii 3, 9F, in: Acta Sanctorum. Novembris 2/1 (Bruxelles 1894) 340. 215 Petrus Damiani, Vita b. Romualdi 64, in: Fonti per la Storia d'italia 94 (1957) 105-106. Übersetzung: H. Fichtenau, Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts (1992) 328.

216 Enciclopedia Italiana 15 (1949) 845 s. v. Francesco d'Assisi; Enciclopedia Italiana 35 (1950) 170-172 s, v, Verna.

217 Ibn Dschubair a. O. (Anm. 11) 212-213. 218 Wilhelm von Rubruk a. O. (Anm. 44)

219 J. G. Frazer, The Golden Bough. A Study in magic and Religion. Part III. The Dying God (31913) 42-43.

220 Naumann a. O. (Anm. 74) 233; Collcutt - Jansen - Kumakura a. O. (Anm. 13) 115. 221 H. Schmidt-Glintzer, Geschichte der chinesischen Literatur (1990) 262.

222 G. von Paczensky - A. Dünnebier, Leere Töpfe, volle Töpfe. Die Kulturgeschichte des Essens und Trinkens (1994) 161.

223 Ch. Hibbert in: R. Beck (Hrsg.), Streifzüge durch das Mittelalter. Ein historisches Lesebuch (1989) 275-276.

224 S. Kap. «Wirtschaft». Zu den Hospizen: Seitz a. O. (Anm. 126) 27.

225 Norwegische Königsgeschichten. 1. Bd. (Novellenarrige Erzählungen). Übertragen v. F. Niedner (1965) 166.

226 G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius der Zweite und sein Zeitalter. 2. Band (1862) 305-306.

227 Die Geheime Geschichte der Mongolen a. O. (Anm. 101) 134.

228 Ibn Battuta a. O. (Anm. 59) 55.

229 Menander, Frgt. 20M, in: Byzantinische Diplomaten a. O. (Anm. 170) 136-137. 230 H. Selin (Hrsg.), Encyclopedia of the History of Science, Technology, and Medicine

in Non-Western Cultures (1997) 792 s. v. Observatories in the Islamic World (G. de Young); M. Fortin, Syrien - Wiege der Kultur

231 G. de Fontana, Liber de omnibus rebus naturalibus quae continentur in mundo [...] (1544), erwähnt in: Thorndike a. O. (Anm. 77), 170-171.

232 R. d'Arezzo, Compositione del Mondo, erwähnt in: C. L. Parkinson, Breakthroughs. A Chronology of Great Achievements in Science and Mathematics 1200-1930 (1985) 12-13.

233 Al-Qazwînî a. O. (Anm. 143) 120. 234 Prokop a. O. (Anm. 121) 727 Nr. 4, 3;

Isidor von Sevilla, Erymologiarum libri XIV, in: PL 82, 521-522 Nr. 185: Vinzenz von Beauvais, erwähnt in: Borst a. O. (Anm. 2) 4; Konrad von Megenberg, Das Buch der Natur. Hrsg. v. F. Pfeiffer (1862) 83.

235 Nikolaus de Comitibus, Speculum alchimiae, erwähnt in: Thorndike a. O. Bd. 3, 167-

236 W. Kos (Hrsg.), Die Eroberung der Landschaft. Semmering. Rax. Schneeberg. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung. Schloß Gloggnitz 1992 (1992) 99 Nr. 3/15. 237P. Burke, Die europäische Renaissance. Zentren und Peripherien (1998) 148-150.

238 Ebda, 148-150

239 Schmidt-Glintzer a. O. (Anm. 221) 262. 240 G. Debon, Mein Herz liegt menschenfern doch nah den Dingen. Dreitausend Jahre chinesischer Poesie (1988) 159, 169, 172, 175,

241 Schmidr-Glintzer a. O. (Anm. 221) 329; G. Holzwarth in: A. Eggebrecht (Hrsg.), China, eine Wiege der Weltkultur (1994) 165-

242 Al-Mas'ûdî, Bis zu den Grenzen der Erde. Auszüge aus dem «Buch der Goldwäschen». Aus dem Arabischen übertragen und bearbeiret v. G. Rotter (1978) 135-136.

243 S. Kap. «Religion».

244 S. Kap. «Wohnen».

245 Saxo Grammaticus, Die ersten neun Bücher der dänischen Geschichte. Übersetzt und erläutert v. H. Jantzen (1900) 360-368 Nr. 231-237.

246 Ebda. 367 Nr. 236.

111 (L. 1066).

247 Weisthümer a. O. (Anm. 88) 333-335. 248 Snorris Königsbuch (Heimskringla). 1.

Bd. Übertragen v. F. Niedner (1965) 289 Nr.

249 Norwegische Königsgeschichten a. O. (Anm. 225) 300-305 Nr. 8-9. 250 Lampert von Hersfeld a. O. (Anm. 163)

251 Wagner a. O. (Anm. 138) 142.

252 R. Faber, Anrüchig. Von Donnerbalken, Nachtvasen und Kunstfurzern (1992) 194. 253 Eberhard (1942) a. O. (Anm. 64) 224 Nr.

254 Eugippius a. O. (Anm. 82) 95 Nr. 29, 1-

255 Snorris Königsbuch a. O. 288-289 Nr.

256 Norwegische Königsgeschichten. a. O. 303-304 Nr. 9.

257 Arbeo von Freising a. O. (Anm. 86) 227-

258 Die Wappenbücher vom Arlberg. Erster Teil: die drei Original-Handschriften von St. Christoph auf dem Arlberg aus den Jahren 1394 bis rund 1430, bearbeitet v. O. Hupp (1937-39) 3-4; O. Stolz, Montfort 4, 1949, Nr. 1/3, 4; Ohler a. O. (Anm. 9) 163-164.

259 Gautreks Saga Konungs. Die Saga von König Gautrek. Aus dem Altisländischen übersetzt und mit einer Einleirung v. R. Nedoma (1990) 47-53 Nr. 1, 1-2. Der Schauplatz befindet sich nicht «an der Grenze des Westgotenreiches», wie es bei E. Durkheim, Der Selbstmord (1983) 243, heißt.

260 J. de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I (1956) 188-189.

261 Fulcher von Chartres a. O. (Anm. 167) 2, 2, in: PL 155, 864. Übersetzung: Pernoud a. O. (Anm. 10) 117.

262 Hastings a. O. (Anm. 66) IV, 484 s. v. Death and Disposal of the Dead (Jain) (H. Jacobi); XII, 24 s. v. Suicide (Buddhist) (L. de la Vallée Poussin); XII, 34 s. v. Suicide (Hindu) (A. Berriedale Keith).

263 Al-Mas'ûdî a. O. (Anm. 242) 109.

264 E. Szittya, Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker (1925) 87.

265 Frazer a. O. (Anm. 219) 42-43.

266 Bozonnet a. O. (Anm. 160) 190.

267 Polo a. O. (Anm. 43) 69-70 Nr. 47. 268 Die Reisen des Ritters John Mandeville a.

O. (Anm. 46) 53 Nr. 1, 28. 269 Ebda, 100 Nr. 2, 3.

270 Paulus Diaconus a. O. (Anm. 125) 83 Nr. 2. 8.

272 M. Lehner, Die Eroberung der Alpen (1924) 30; Lexikon des Mittelalters I (1980) 1960-1961 s. v. Bergsteigen (E. Egg).

273 Die Reisen des Ritters John Mandeville a. O. 73 Nr. 1, 35; RE 16 (1935) 200 s. v. Mons gaudii (Hölscher).

274 Ohler a. O. (Anm. 9) 295; Pernoud a. O. (Anm. 10) 11; Der Jakobsweg. Mit einem mittelalterlichen Führer unterwegs nach Santiago de Compostela. Ausgewählt, eingeleitet, übersetzt und kommentiert v. K. Herbers (41991) 94 Nr. 6: 185.

275 Fabri a. O. (Anm. 38) 53-54.

276 Wagner a. O. (Anm. 138) 138. Übersetzung: G. Jacob.

277 Coolidge a. O. (Anm. 2) 170\*-179\*; s.a. Alpenvereinsiahrbuch Berg 96.

278 Borst a. O. (Anm. 2) 37.

279 Coolidge a. O. 170\*-171\*. 280 Ebda. XXXIV.

281 Ebda. 172\*-173\*. 282 Ebda. 174\*-179\*.

283 Ebda. 171\*: «Subtilz engins».

284 Ebda. 171\*. Übersetzung: Borst a. O. 37. 285 Ebda. 174\*-175\*.

286 R. Oppenheim, Die Entdeckung der Alpen (1974) 27; T. Hiebeler, Lexikon der Alpen

(1977) 280-281: «Geburtsstätte des Kletterns mit künstlichen Hilfsmitteln»; Der Sport Brockhaus (51989) 17; C. Bonington, Triumph in Fels und Eis. Die Geschichte des Alpinismus (1995) 25. Zu technischen Hilfsmitteln in der Antike; Danner a. O. (Anm. 1)

287 Coolidge a. O. XXXV: Lehner a. O. (Anm. 272) 43.

288 Lehner a. O. 44: «Ausgangspunkt des heutigen Alpinismus»

289 Snorris Königsbuch a. O. (Anm. 248) 288 Nr. 85.

290 Norwegische Königsgeschichten a. O. (Anm. 225) 29-30 Nr. 2, 2.

291 Ebda, 295-296 Nr. 31, 5, 292 I. Burckhardt, Die Kultur der Renais-

sance in Italien (1989) 42. 293 Salimbene de Adam, Cronica, in: MGH

32, 598-599. Übersetzung: A. Doren. 294 Prokop a. O. (Anm. 121) 251. 253 Nr.

2, 4, 21-30; 985 Nr. 4, 25, 2-3. 295 Vita Willibaldi episcopi Eichstetensis 4, in: MGH SS 15, 101-102. Übersetzung: Gan-

zenmüller a. O. (Anm. 2) 72. 296 Goswinus von Metz, L'image du monde,

in: Ganzenmüller a. O. 200. 297 Al-Mas'ûdî a. O. (Anm. 242) 30-31.

298 Voigt (1862) a. O. (Anm. 226) 306.

299 S. Anm. 41-47.

300 B. Wyss in: Kos a. O. (Anm. 236) 71; Schweizer Lexikon 5 (1993) 175-176 s. v. Pilatussage.

301 Coolidge a. O. (Anm. 2) 31\*\*; Wyss a. O.

302 Burckhardt a. O. (Anm. 292) 294: «in der einzig möglichen Absicht, den Fernblick zu genießen [...], «vielleicht seit dem Altertum einer der ersten, der dies getan hat.» Als Beleg führt Burckhardt umvon Reggio Emilia in der «Divina Commedia» (Purg. 4, 26) an. Daraus kann aber nicht gefolgert werden, daß Dante diesen Berg, auf dem sich eine Fluchtburg befand, selbst bestiegen hatte (Enciclopedia

Dantesca I [1970] 637 s. v. Bismantova). Es gibt ferner keinen sicheren Hinweis darauf, daß Dante auf dem Gipfel des in einem anderen Text (Convivio 4, 11, 8) genannten Monte Falterone (1654 m) stand (Enciclopedia Dantesca II [1970] 787-788 s. v. Falterona [A. Cecilial). Für die in mehreren Werken genannte Besteigung des Prato al Saglio (1500 m) im Winter 1311 (A. Steinitzer, Der Alpinismus in Bildern [21924] 10; Lehner a. O. [Anm. 272] 40) konnte der Verf. keinen Beleg finden. In der Enciclopedia Dantesca ist dieser Berg nicht erwähnt

Es ist also sehr kühn, aus dem Umstand, daß Dante viele Berge erwähnte (W. Heilermann, Deutsches Dante-Jahrbuch 14, N. F. 5, 1932, 86) und detailliert den Aufstieg auf den Läuterungsberg schilderte (E. Wechssler, Deutsches Dante-Jahrbuch 13, N. F. 4, 1931, 96), zu folgern, daß er keine Gelegenheit ausließ, Berge zu besteigen.

Dazu Burckhardt a. O. 297.

305 Enea Silvio Piccolomini a. O. (Anm. 191) 348 ff.; Voigt (1862) a. O. 305.

Commentarii of Pope Pius II. Hrsg. v. A. Hutchinson (1988) 91 Nr. 10, 3-4; 11; Burckhardt a. O. 299.

307 Travels in Italy a. O. 56 Nr. 3, 2;

308 Vita S. Antonini, in: Acta Sanctorum Ordinis Sancti Benedicti. Hrsg. v. J. Mabillon. Bd. 4, 1. (1668-1701) 399. Übersetzung: Ganzenmüller a. O. (Anm. 2) 91.

309 Debon (1988) a. O. (Anm. 240) 159. 169, 172, 175,

310 Eck a. O. (Anm. 108) 132.

311 Debon (1988) a. O. 159.

312 Ebda, 153,

313 Debon (1989) a. O. (Anm. 92) 94. 314 Saxo Grammaticus a. O. (Anm. 245) 138

Anm. 1.

315 Ebda. 138 Nr. 3, 86.

316 S. Widmer, Zürich - eine Kulturgeschichte. Bd. 4 (1977) 91.

317 Petrarca, Dichtungen. Briefe. Schriften. Ausgewählt und eingeleitet v. H. W. Eppelsheimer (1980) 88-98. Übersetzung: H. Nachod

- P. Stern. 318 Ebda, 88

319 Liv. 40, 21-22.

320 Petrarca a. O. 91.

321 Ebda, 92. 322 Ebda, 93.

323 Ebda. 95-96 (Aug. conf. 10, 8, 298).

324 Ebda. 96.

325 Ebda, 97 326 Ebda. 98.

327 Schwarz a. O. (Anm. 2) 465; «Vater der alpinen Touristik»; «erster schüchterner Versuch, die Berge um ihrer selbst willen zu besuchen»; A. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit (1888) 152: «Jedenfalls ist diese Bergbesteigung die

erste mit bewußtem Genuß ausgeführte, von der wir seit den Tagen des Hellenismus ausführlichere Kunde haben.»; A. Zschokke, Jahrbuch des Schweizer Alpenclub 32, 1896/97, 208: «allererste Besteigung in der heutigen Bedeutung [...], unternommen in der einzigen Absicht, ein großartiges landschaftliches Rundgemälde zu genießen»; Ramsauer a. O. (Anm.

2) 88-89: «Vater des Alpensportes»; Coolidge a. O. (Anm. 2) XXXV: «der erste Alpinist, der durch die Liebe zu den Bergen inspiriert war»; Lehner a. O. (Anm. 272) 41: «Petrarca, [...] der zuerst den Blick auf die Alpengipfel richtete und [...] eine Bergfahrt um ihrer selbst willen unternahm.»; ebda. 41: «geistiger Vater des Alpinismus»; ebda. 42: erstmals «Erkenntnis der Eigenart des Gebirges und seiner besonderen Schönheiten [...] Es war die erste Kund-

(Anm. 286) 26: «Die alpinistische Forschung

bezeichnet Petrarca mehrfach als den 'geistigen

Vater des Alpinismus'.»; J. Ritter, Subjektivität

(1974) 150: «mit der Bergbesteigung Petrarcas

[...] die Geschichte beginnt, in welcher die

Natur als Landschaft neben die in der Philoso-

phie und Wissenschaft begriffene Natur tritt.»:

Hiebeler a. O. (Anm. 286) 425: «In einem

Brief berichtete Petrarca über sein Naturerleb-

nis. Diese neue Betrachtungsweise der Berg-

welt machte ihn zum 'Vater des Bergsteigens'.»;

M. Lehner, «Und das Unglück ist von Gott

gemacht...». Geschichte der Naturkatastrophen

in Ösrerreich (1995) 22: «gilt [...] als Pionier-

leistung eines Mannes, der seiner Zeit weit

gebung des Alpinismus.»; ebda. 43: «Geburtstag des modernen Bergsports»; ebda. 43: «Petrarca [...] der erste Bergsteiger, der von der Liebe zur Bergwelt auf einen Gipfel geführt wurde»; K. Ziak, Der Mensch und die Berge. Eine Weltgeschichte des Alpinismus (21956): «vielfach als Geburtsstunde des modernen Alpinismus angesprochen»; Oppenheim a. O.

303 Fazio degli Uberti, Il Dittamondo 3, 9.

304 Burckhardt a. O. 297. Allerdings dürfte es sich bei den geschilderten Besteigungen des Olymp und des Parnaß (Fazio degli Uberti 3, 21; 4, 4) um Fiktionen handeln.

306 Travels in Italy. Selections from the

Burckhardt a O 300

Zur Einschätzung von Petrarca: D. Fehling, Ethnologische Überlegungen auf dem Gebiet der Altertumskunde (1974) 40-41 Anm. 163. 328 G. Billanovich, Italia medievale e uma-

nistica 9, 1966, 389-401. Deutsche Übersetzung: A. Buck (Hrsg.), Petrarca (1976) 444-

vorans war».

329 G. Billanovich in: Buck a. O. 462; G. Hoffmeister, Petrarca (1997) 41.

330 Fehling a. O. 41.

331 Die Reisebücher des Paolo Santonino a. O. (Anm. 16) 20-21.

332 Fabri a. O. (Anm. 38) 52.

333 Peschlow-Bindokat a. O. (Anm. 33) 220. 334 Ibn Battuta a. O. (Anm. 59) 201.

335 Ebda. 201; vgl. Polo a. O. 337 (Anm. 43) Nr. 179.

336 Ibn Battuta a. O. 138.

337 S. Anm. 282.

338 S. Anm. 201

339 Usâma a. O. (Anm. 143) 90; s. Anm. 145. 257.

340 Felix Fabri, Die Sionpilger. Hrsg. v. W Carls (1999) 237.

341 S. Anm. 113

342 S. Anm. 304.

343 Ibn Battuta a. O. 196. 344 Anonymi gesta Francorum a. O. (Anm.

177) 14 Nr. 2, 7. 345 Coolidge a. O. (Anm. 2) CXXXIX-CXL;

Seitz a. O. (Anm. 126) 504.

346 Seitz a. O. 504. 347 Fabri a. O. (Anm. 38) 162.

348 S. Anm. 258. 349 Kos a. O. (Anm. 236) 150 Nr. 9/7.

350 Die Chronik Johanns von Winterthur. Hrsg. v. F. Baerhgen - C. Brun, MGH Scriptores rerum germanicarum. N. S. 3 (1924) 79.

351 Das Dekameron des Giovanni Boccaccio. Sechster bis zehnter Tag (1990) 57-58.

352 Borst a. O. (Anm. 2) 4.

353 Wagner a. O. (Anm. 138) 142-143. 354 Gesta abbatum Trudonensium. Continuatio 1, 12, in: MGH SS 10, 307. Übersetzung: G. Hanke (Hrsg.), Die großen Alpen-

pässe (1967) 225. 355 Notwegische Königsgeschichten. 2. Bd. (Sverris- und Hakonssaga). Überrragen v. F.

Niedner (1965) S. 118 Nr. 1, 1. 356 E. Mehl, Grundriß der Weltgeschichte des Schifahrens. I. Von der Steinzeit bis zum Beginn der schigeschichtlichen Neuzeit (1964)

357 Theophanes Homologetes, Chronographia, in: PG 108, 793 Nr. 329 (Jahr 709).

358 S. Anm. 258.

359 Mehl a. O. 62-72. 360 Saxo a. O. (Anm. 245) 14 Vorrede Nr. 19; vgl. ebda. 264 Nr. 5, 165.

361 Wilhelm von Rubruk a. O. (Anm. 44) 362 H. Hundsbichler in: Kos a. O. (Anm.

236) 384-385.

363 S. Anm. 163 364 Seitz a. O. (Anm. 126) 28.

365 Ibn Battuta a. O. (Anm. 59) 53.

366 S. Anm. 163.

367 S. Anm. 160.

368 Eugippius a. O. (Anm. 82) 95 Nr. 29, 3. 369 Paulus Diaconus a. O. (Anm. 125) 160 Nr 4 37

370 Z. B. Coolidge a. O. (Anm. 2) XXXV; Lehner a. O. (Anm. 272) 43.

116

# Die k.u.k. Armee erfindet den Gletscherskilauf

Am Kitzsteinhorn hat es angefangen - im Jahre 1915. Von Clemens M. Hutter

DIE KATASTROPHE DER Stollenbahn von Kaprun auf des Schmiedinger Kees am 11. November 2000 löste in den nationalen und internationalen Medien und bei vielen Menschen einen Schock aus. Manche stellten überhaupt den Gletscherskilauf und die Transportmittel durch den Berg in Frage. Zuweilen fühlte man sich in eine Zeit zurückversetzt, da die ökologische Angst um den Berg noch nicht die mythische Angst vor dem Berg verdrängt hatte. Immerhin hatte noch 1575 ein Hirte bei einem Hexenprozeß in Mittersill als Zeuge beschworen, daß er auf dem Schmiedinger Kees einen Hexensabbat beobachtet habe. Da seien Hexen auf Besen über die Grate auf diesen Gletscher geritten, hätten riesige Blöcke aus dem Eis geschnitten und zerhackt und dann als Hagel auf die erntereifen Felder im Tal geworfen.

Die alpinistische Erschließung der Gebirge raubte den hohen Gipfeln wie dem 1828 erstmals bezwungenen Kitzsteinhorn nahezu jede mythische Aura. Dennoch brachte es das Kitzsteinhorn längst nicht auf die Prominenz seiner Nachbarn in den Hohen Tauern – bis 1961.

«Seilbahn auf das Kitzsteinhorn», diesen Knüller setzte das «Salzburger Volksblatt» am 16. Dezember 1961 auf Seite eins: Der Gemeinderat von Kaprun habe einstimmig die Gründung eines Proponentenkomitees zur Bildung einer Seilbahngesellschaft beschlossen. 1965 werde die höchste Seilbahn Österreichs in Betrieb gehen und erstmals auf einem Gletscher ganzjährigen Skibetrieb ermöglichen.

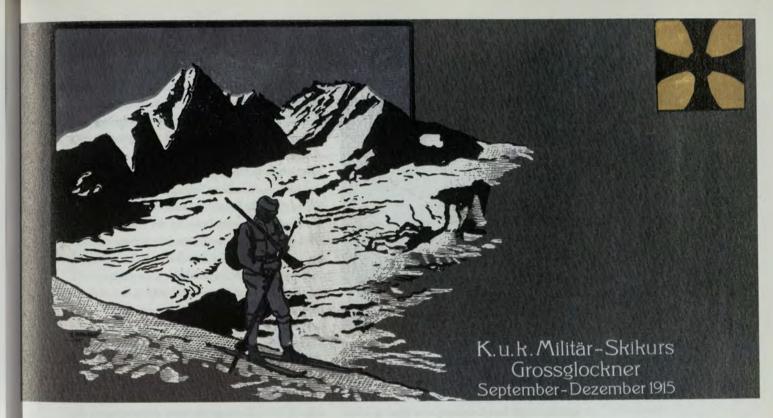
Kaprun erregte international Aufsehen und warb geschickt mit dem ersten «365-Tage-Skigebiet» auf einem Gletscher in den Ostalpen; die Zeitungen erzählten frohgemut über Österreichs höchstgelegene Skiwiese; der neue Begriff «Gletscherskilauf» bereicherte den Wortschatz der Touristiker.

Offenkundig war der lokalen Überlieferung die entscheidende Pioniertat des Skilaufs in Kaprun entfallen. Den organisierten Gletscherskilauf entdeckten keineswegs die Kapruner 1961, diese Entdeckung – oder Erfindung – machte bereits 1915 die k.u.k. Armee – ausgerechnet auf dem Schmiedinger Kees. Da versagten sogar die klassischen Stützen des lokalen Erinnerungsvermögens; in den Chroniken von Pfarre, Gendarmerie, Gemeinde und Schule steht vom Gletscherskilauf anno 1915 keine Zeile.

Erheblich zur alpinistischen Erschließung trug die 1894 gegründete Krefelder Sektion des Alpenvereins bei. Nach vergeblicher Umschau in den Dolomiten fiel ihr Auge auf das Kitzsteinhorn. Dort lag nämlich die Salzburger Hütte bergsteigerisch eher ungünstig – in einem lawinengefährdeten Kessel auf Höhe 1867 m zwischen Wüstelau (871 m) und Kitzsteinhorn (3203 m), also 1050 m über Tal, aber noch 1350 erheblich beschwerlichere Höhenmeter unter dem Gipfel. Die Krefelder bauten daher 1909 eine Hütte 450 m höher auf den lawinensicheren Roßkopf (2295 m).

Fünf Jahre später unterband der Erste Weltkrieg sehr bald auch auf der Krefelder Hütte den gewohnten Bergsteigerbetrieb. Die Vereinschronik der Sektion Krefeld enthält darüber nur spärliche Angaben: «Zwei Weltkriege sind über die Hütte hinweggegangen. Im Ersten Weltkrieg beherbergte sie ein Ausbildungskommando österreichischer Skiläufer, das zeitweilig eine Stärke bis zu 200 Mann hatte. Naturgemäß war die Hütte am Endes des Krieges in heruntergekommenem Zustand und ein Teil des Inventars verdorben und verschleppt. Im Zweiten Weltkrieg, vor allem in der Nachkriegszeit, war die Hütte wieder militärisch belegt. Die Amerikaner hatten eine Schischule eingerichtet, weil sie erkannt hatten, daß sich das herrliche Gelände fast ganzjährig als Übungsgebiet eignet.»

Im Mai 1915 erklärte Italien Österreich-Ungarn den Krieg. Das zog den Pinzgau als «rückwärtigen Raum» in das «erweiterte Kriegsgebiet», in dem die Armee nun den Zugriff auf die gesamte zivile Infrastruktur bekam – unter anderem auf alle Transportmittel, Transportwege und Lagerkapazitäten.



Folgerichtig teilte das k.u.k. Landesverteidigungs-kommando des Korps XIV (Tirol einschließlich Südtirols und Vorarlbergs, Salzburg, Oberösterreich; Hauptquartier Innsbruck) den alpinen Vereinen am 11. Juni 1915 mit, daß «mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse der unbeschränkte Bergsteigerverkehr nur in den nördlich folgender Linie gelegenen Gebieten gestattet ist: (Inn, Ziller) Gerlospaß, Salzachtal, Bruck, Fusch, Wörth, Badgastein, Hüttschlag, Obertauern [...] Es ist also dem unbeschränkten Touristenverkehr verboten (auf) die Hochgipfel der Hohen Tauern. Es ist selbstverständlich, daß diese Verfügung strenge beachtet werden muß, da sich Zuwiderhandelnde ernsten Unannehmlichkeiten aussetzen würden.»

Ein großartiger Fund im Kriegsarchiv Wien (Militär-kommando Innsbruck, Militär-Abteilung 1915 9-6/68-2) schloß hier eine Lücke in der Alpingeschichte. Am 20. August 1915 befahl das Militärkommando XIV in Innsbruck, daß der Tiroler Kaiserjäger-Hauptmann Viktor Machek ab 1. September auf der Krefelder und der Salzburger Hütte militärische Skikurse durchführe.

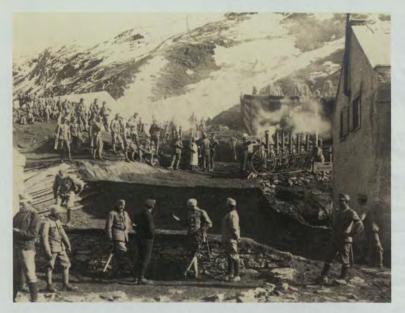
Bis Anfang Oktober fanden auf dem Schmiedinger Kees zwei Kurse statt, dann wechselte die Ausbildung vermutlich wegen starken Schneefalls in das Kapruner Tal. Dort hatte die Armee auf dem Wasserfallboden (1600 m) die nach dem großzügigen Sponsor Erzherzog Rainer benannte Hütte (gebaut 1864 als erste AV-Hütte überhaupt!) und nebenan die Orglerhütte sowie 2 km weiter taleinwärts das noble Hotel «Mooserboden» (1960 m) beschlagnahmt. Ende November 1915 übersiedelte der ganze militärische Troß nach St. Anton am Arlberg. In seinem Bericht über den ersten k.u.k. Skikurs vom 1. bis zum 10. September 1915 auf der Krefelder Hütte stellt Hauptmann Viktor Machek fest:

«Der Skikurs verlief programmgemäß und es wurden die vorgeschriebenen Übungen mit allen geeigneten Teilnehmern durchgenommen, sowie auch unter Hinweis auf das instruktive Gelände theoretisch die Gefahren des alpinen Skilaufs und die Mittel besprochen, ihnen vorzubeugen. (Fahren am Seil, Bau von Schneehütten u. a.) Die Tagesturen [sic!] führten auf den Schmiedinger und Maurerkogel (3001 m). Eine Gefechtsübung mit Gegenseitigkeit gab Gelegenheit, den Teilnehmern den Wert des Skifahrens für militärische Zwecke vor Augen zu führen.»

Machek bedauerte, daß «von der kurzen Zeit, die dem Kurs zur Verfügung stand, ein Tag auf den Anmarsch in das Standquartier entfiel, ferner mußte zum Heraufschaffen der Viktualien und des Brennholzes während zweier Tage der größte Teil der Mannschaft verwendet werden. Das nötige Fleisch wurde alle zwei Tage von vier Mann heraufgebracht. Die Viktualien, Brot und Fleisch wurden mit Vorspann von Zell nach dem Gasthaus zum Kapruner Törl [=Wüstelau] geführt.»

Vom Kitzsteinhorn-Skikurs haben sich, wie es scheint, keine Bilddokumente erhalten. So illustrieren wir diesen Außatz mit Bildern aus einem Fotoalbum, das zur selben Zeit nach einem gleichartigen Skikurs südlich des Alpenhauptkamms zusammengestellt wurde. Es stammt aus dem Nachlaß des Tiroler Sportpioniers Josef Prochaska.

119



Rasttag. Bei den Baracken am Glocknerhaus. Fotos: G. Kordin Die Auswahl der Kursteilnehmer mißfiel Machek, denn sie «entsprach nur zum Teil den ergangenen Vorschriften. Dies Regiment schickte Leute, die erst vor kurzem nach ihrer Genesung von Typhus, Cholera (vermutlich nach Einsatz an der russischen Front; Anm.), Lungenentzündung und ähnlichem das Spital verlassen hatten, ein anderes wieder körperlich zu schwache Schüler oder Landsturmmänner im Alter bis zu 44 Jahren. Nur der geringste Teil der Teilnehmer war skiläuferisch vorgebildet. Die Landsturm Ersatzkompagnieen 1, 2, 3/I Innsbruck kam verspätet erst am 4. 9. auf die Hütte und blieb daher von



vornherein in der Ausbildung zurück.» Hingegen entsprach laut Machek die Ausrüstung der Teilnehmer «im allgemeinen den Vorschriften. Doch war ein Teil nur mit Baumwollmonturen bekleidet. Diese Mannschaft konnte ich an den zwei Tagen, an denen starkes nasses Schneetreiben herrschte, nicht ausrücken lassen, da infolge des beschränkten Raumes keine Trockengelegenheit zur Verfügung stand. Ansonsten waren Wetter und Schneeverhältnisse ziemlich günstig. Eine Abteilung war nur mit langem Stock statt mit Doppelstöcken ausgerüstet, die allein das ausdauernde und militärtechnische Fahren in der hochalpinen Region erleichtern.»

An dieser Stelle rückt eine in der Armee erbittert geführte skitechnische Auseinandersetzung ins Bild: der Konflikt zwischen dem Reserveoffizier Mathias Zdarsky und dem Berufsoffizier Georg Bilgeri.

Zdarsky hatte auf einem rund 100 m hohen Steilhang in Lilienfeld in Niederösterreich eine neue Skitechnik entwickelt, nämlich die Grundform des Stemmschwungs statt des norwegischen Telemarks, dessen erheblich längere instabile Drehphase für Skilauf mit Gepäck der 1896 publizierten «Lilienfelder Skitechnik» Zdarskys weit unterlegen war. Zdarsky fuhr allerdings mit einer «Alpenstange», also mit einem Stock, der auch zum Steuern des Schwunges und dem Skifahrer als stützendes «drittes Bein» diente.

Der Vorarlberger Bilgeri hatte schon an der Wende zum 20. Jahrhundert den hohen Wert des Skilaufs für die Gebirgstruppe erkannt und begonnen, eine hochmobile Skitruppe aufzustellen. Sie zählte bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs bereits 11.500 ausgebildete Skisoldaten in 49 Ski-Kompanien. Allein 1914/15 standen im Korps XIV hundert Offiziere und 2000 Mann in militärischer Skiausbildung.

Für die mit Gepäck und Waffen ohnedies schwer belasteten Skisoldaten erwies sich die «Alpenstange» indessen als Hemmnis. Bilgeri führte deshalb zwei Skistöcke ein – mit durchschlagendem Erfolg, denn ohne Stockwechsel vor jedem Schwung geriet der Skisoldat erheblich seltener in labiles Gleichgewicht und daher in Sturzgefahr. Obendrein waren zwei kurze Stöcke mit Tellern der «Alpenstange» im Anstieg weit überlegen.

Jeder der beiden Skipioniere wollte seinen Standpunkt in der Ausbildung des Heeres durchsetzen. Bittere und der Sache nicht dienliche Reibereien folgten, bis die Führung einschritt und Bilgeris Konzept als besser befand.

Entscheidenden Einfluß auf den alpinen Skilauf nahm Bilgeri während seiner Stationierung in Salzburg von 1902 bis 1912. In der Lehener Kaserne richtete er 1905 eine Skiwerkstätte ein, die jährlich bis zu 6000 Paar Skier und die von ihm entwickelte legendäre «Bilgeribindung» erzeugte, allein 1906/07 die komplette Winterausrüstung für 1400 Mann herstellte und wegen ihrer zunehmend «industriellen» Serienfertigung zur «Großwerkstatt» aufrückte – also genau genommen zu Österreichs erster Skifabrik. Diese übersiedelte schließlich aus der Beengnis der Lehener Kaserne in einen großen Schuppen beim Lokalbahnhof Itzling. Der produzierte Überschuß an ärarischen Skiern kam auf den zivilen Markt und verdrängte dort die erheblich teureren Importskier aus Norwegen. In dieser Zeit initiierte Bilgeri auch die Gründung des Skiklubs Salzburg.

Über Praxis und Ablauf des Skikurses schreibt Machek: «Die Krefelder Hütte ist für einen Belag von 30 Turisten [sic!] eingerichtet. Das Übungsgelände beginnt bei den jetzigen Schneeverhältnissen etwa 30 Minuten aufwärts der Krefelder Hütte [ungefähr bei der großen Bodenwelle knapp oberhalb des Alpincenters; also reichte das Schmiedinger Kees in seiner Westhälfte mindestens um 100 Höhenmeter weiter talwärts herunter als im Jahr 2000]. Um den Kurs nicht teilen zu müssen, was wegen des um 1 Stunde verlängerten Anmarsches zum Übungsplatz, wegen Menage und Beaufsichtigung der Mannschaft sehr umständlich gewesen wäre, sah ich von der Benützung der Salzburger Hütte ab, zumal diese nur einen äußersten Belag für 30 Mann bietet.

Sohin wurde die gesamte Mannschaft – 180 Mann – auf der Krefelder Hütte untergebracht, wodurch die Unterkunft sehr gedrängt war. Es mußten alle Räume (Fußboden, Gänge, Dachböden und Stiegenhaus) belegt werden. Erklärlicherweise konnten die Fußböden während des Belages nicht gerieben [= geschrubbt] werden, weil ein Austrocknen derselben nur in Sommerszeit möglich ist. Es wird daher notwendig sein, der Hüttensektion für die Reinigung der Hütte einen entsprechenden Betrag zu vergüten.»

Die physische Verfassung seiner Untergebenen bereitete Machek erheblich mehr Kopfzerbrechen als die Verletzungsgefahr durch Bindungen, die bei Sturz nicht aufgingen und gegebenenfalls die Hebelwirkung von 2,25 m langen Skiern an das Bein setzten. Er schreibt: «Soweit die Mannschaft gesund beim Kurs eintraf, blieb der Gesundheitszustand ein guter. Skiverletzungen kamen außer etlichen unbedeutenden Verstauchungen keine vor [...] Infolge der mangelhaften Auswahl der Mannschaft war ein täglicher Marodenstand von 20 bis 25 Mann. Der Austausch dieser Ungeeigneten erwies sich deswegen

als untunlich, da mit der Rücksendung und bis zur Ankunft des Ersatzes die Kurszeit abgelaufen wäre. Überdies zeigte sich die Untauglichkeit nicht gleich bei den leichteren und weniger anstrengenden Übungen. Teilweise konnten die Maroden zu unumgänglichen Hilfsarbeiten (Hüttenreinigung) verwendet werden.»

Nach allem Anschein hatte Machek mit der Betreuung von Maroden noch Glück, denn er stellt fest: «Als Arzt stand mir bloß ein Mediziner im 2. Semester zur Verfügung. In Hinkunft wäre auf die Bestimmungen, daß nur körperlich geeignetes Material in der vorgeschriebenen Ausrüstung zu den Kursen entsandt wird, erneut und scharf hinzuweisen. Auch ist die Beistellung eines Arztes unerläßlich. Für die Auswahl der Mannschaft wäre es zweckdienlich, wenn in den einzelnen Nationen [der Vielvölker-Monarchie] mit ihr vor ihrer Zuteilung zu Skikursen körperlich anstrengende Übungen, wenn möglich im bergigen Gelände, mit Belastung [= militärische Ausrüstung] zur Erprobung vorgenommen würden. Die Eignung der Teilnehmer in Bezug auf körperli-

«Gullaschkanonen in Feuerstellung.» Foto: F. A. Friedsmann



che Leistungsfähigkeit, skitechnisches Können und Befähigung zur selbständigen Führung von Skiabteilungen im hochalpinen Gelände ist aus der beiliegenden Liste ersichtlich. Die Begutachtung erfolgte nach strengen Gesichtspunkten. 11. 9. 1915, Machek, Hptm.»

Der Alpinreferent des Militärkommandos Innsbruck reagierte geradezu blitzartig schon am 20. 9. 1915: «Anordnung wegen sorgfältiger Auswahl der Mannschaft getroffen, Monturfrage erledigt, weil von nun ab nur feldgerüstete Leute kommandiert werden.



Am Pfandlschartengletscher: Wettabfahren.

Am Übungsplatz. Heimkehr. Fotos: Kordin

Wegen Ersatz für Hüttenbeschädigung wird erst vorzusorgen sein bei Auflassung der Kurse.»

Das war freilich zu spät für den zweiten Kurs, den wieder Hauptmann Machek vom 11. bis zum 20. September 1915 auf der Krefelder Hütte durchführte. Sein Bericht hält sich an die Schablone des ersten, bringt aber etliche neue Aspekte.

«Die Gefahren des alpinen Skilaufes wurden theoretisch und praktisch unter Hinweis auf das instruktive Gelände, sowie die Mittel, ihnen vorzubeugen, besprochen und soweit tunlich praktisch durchgeführt. Vom fünften Tage an schulmäßige Abfahrten.» Der personelle Auf-

wand für den Transport «von Brennholz, Brot, Viktualien und Fleisch» aus dem Tal störte Machek abermals, daher schlug er vor: «Um die Teilnehmer dem Kurse nicht zu entziehen, wäre es von größtem Vorteile, Tragtiere und Träger zuzuweisen.»

Die Auswahl der Kursteilnehmer ärgerte Machek offenbar: «Es wurden Leute kommandiert, die kaum

aus dem Spital entlassen waren, Leute mit Bruch [= Leistenbruch], Lungendehnungen, Gicht, Herzfehlern, Asthma, kaum geheilten schweren Verwundungen und sonst schwächliche Leute. Von allen [nach allem Anschein wieder 130] Teilnehmern des Kurses dürften circa 60-70 Mann derart phisisch (sic!) geeignet sein, um gleich den anstrengenden Dienst als militärische Skiläufer im Hochgebirge versehen

Auch bei der Ausrüstung haperte es wieder: «Ein Teil war nur mit einem langen Stock statt mit Doppelstöcken ausgerüstet. Einzelne Regimenter waren mit Baumwollmonturen bekleidet. Dieselben sind für das Hochgebirge absolut ungeeignet, weil sie zu wenig luftdicht sind, sehr rasch naß werden und schwer trocknen. Mit Ausnahme eines Tages, an welchem nasses Schneetreiben herrschte, waren Wetter und Schneeverhältnisse ganz günstige. Soweit die Mannschaft gesund beim Kurs eintraf, blieb der Gesundheitszustand ein guter. Verletzungen kamen außer etlichen unbedeutenden Verstauchungen keine vor. [...] Infolge der Mannschaftsauswahl jedoch war ein täglicher Stand von 10-15 Maroden.»

Nach zwei Kursen endete die Skiausbildung auf dem Kitzsteinhorn, die Armee übersiedelte vermutlich wegen der geschützten Lage in das Kapruner Tal, wo Hauptmann Machek vom 4. bis zum 16. November 1915 noch einen Skikurs leitete - auf Höhe 1960 m im beschlagnahmten Nobelhotel «Mooserboden», das nur im Sommer betrieben wurde und 1952 in der 70 m dicken Basis der Moosersperre verschwand. Ein Prospekt von 1902 stellt dieses Haus mit 26 Zimmern als «Hotel ersten Ranges mit allem Comfort - Lesezimmer - Bibliothek - Telephonverbindung» vor. Der Kapruner Bach nebenan trieb einen kleinen Dynamo, der das Hotel, seine Heizungen und sogar eine 12 m² große Backplatte mit Strom versorgte, weshalb die Gästen zum Frühstück resche Semmeln bekamen. (Den Kaprunern ging erst 1921 das elektrische Licht auf.) Auch das Hotel «Kesselfall» 7 km und 900 Höhenmeter weiter drunten im Tal wurde vom «Mooserboden» - und nicht vom Bäcker im 7 km entfernten Kaprun - täglich mit frischem Gebäck beliefert. Nach den Standards von 1902 lag das blockgebaute «Mooserboden» in der Extraklasse. Die Vollpension kostete 15 Kronen. Nach der jährlich aktualisierten Umrechnungstabelle des Statistischen Zentralamts in Wien entsprach das im Jahr 2000 rund 900 S. Das beste Zimmer samt Frühstück kam auf 22 Kronen (1540 S). Im teuersten Salzburger Stadthotel, dem renommierten «Österreichischen

Hof», zahlte man für die Vollpension von 8 Kronen (480 S) aufwärts, für eine Nacht mit Frühstück hingegen höchstens 12,20 Kronen (730 S).

In seinem Bericht bedauerte Hauptmann Machek, daß ein Prachtstück des Fortschritts im Hotel ausgefallen war. «Wegen Wassermangels konnte die [hauseigene] Elektrizitätsanlage in der zweiten Hälfte keinen Heizstrom mehr liefern. Dabei zeigte das Thermometer in der letzten Nacht über 16 Grad Kälte.» Macheks Prüfungsliste qualifiziert von 113 Kursteilnehmers dreizehn Mann als «Hilfslehrer», zwei Mann als «sehr geeignet» und immerhin 39 als «nicht geeignet». 39 Teilnehmer gehörten dem Salzburger Hausregiment Nr. 59 «Erzherzog Rainer» und 43 den «Tiroler Kaiserjägern» an. Fünfzehn Salzburger und elf Tiroler waren «nicht geeignet», drei der dreizehn «Hilfslehrer» stammten aus Tirol und neun aus Salzburg.

Der Kursbericht Macheks vermerkt schwere Schneefälle, die den Weg vom Alpenhaus herauf für Fuhrwerke unpassierbar machten. Deshalb mußten Trägerkolonnen die Lebensmittel heraufschaffen. Die Verbindung zum Tal unterbrachen dann mehrere Lawinen, darunter «eine ganz große, die [den Weg] in einer Länge von ca. 250 Schritten mehrere Meter hoch bedeckte».

Ob die Truppe damit ein unzumutbares Risiko einging, ist heute nicht mehr zu beurteilen. Sie benützte jedenfalls den Sommerweg, der 1896 als touristische Attraktion gebaut worden war. Auf diesem 2 m breiten und maximal 25 % steilen Fahrweg verkehrten - wie damals auch auf die Schmittenhöhe - einachsige und ledergepolsterte Pferdewagerln, auf denen die betuchten «Sommerfrischler» für umgerechnet 2300 S von Zell am See zum Kaffee in das «Mooserboden» und zurück rumpelten. 1939 diente dieser Weg zum Transport der Baustelleneinrichtung des Kraftwerks, heute bietet er Wanderern die Alternative zur Busfahrt vom Alpenhaus Kesselfall zur «Heidnischen Kirche» auf der Moosersperre.

Im Kriegsjahr 1916 begann am 16. September ein «Alpinkurs» im Hotel «Mooserboden». Die skitechnische Ausbildung fand vermutlich wieder auf dem Schmiedinger Kees statt, ist aber nicht nachzuweisen. Ende November wanderte die Ausbildung abermals nach St. Anton ab. Aus den Jahren 1917 und 1918 fehlen entsprechende Angaben.

An dem «Alpinkurs» im «Mooserboden» nahmen vier Offiziere und 242 Mann teil. Kursleiter Hauptmann Siglär bemängelte in seinem Bericht die Ausrüstung etlicher Einheiten: Eine hatte Steinschlag-



Im Glocknerhaus. Abendunterhaltung. Fotos: Kordin

waren ohne «zweites Paar Schuhe, die Fäustlinge, die Reparaturbeutel und das Skiwachs» angekommen. Sieben Tage Schneefall und drei Tage «orkanartiger Föhnsturm» beeinträchtigten den Kursbetrieb erheblich, die Temperatur schwankte zwischen plus 18 und minus 9 Grad, der Schnee war mit Ausnahme der Föhntage trotz etwas «Windharst» «sehr gut». Als Abschluß fand «ein abteilungsweiser Wettlauf statt; Länge der Strecke 7 km, wovon 4 km Flachlauf, 3 km im Gefälle (im ganzen 600 m), verschiedenartigstes Terrain (Kapruner Törl bis Mooserboden). Beste Fahrzeit war 1 Stunde zwei Minuten» - für 600 Höhenmeter Abfahrt mit etwa 2,25 m langen Skiern im freien Gelände und 4 km Langlauf eine sehr beachtliche Leistung!

brillen statt Schneebrillen mitgebracht, einige andere

Mit Respekt liest man, welche Touren die 42 Mann



Übungsplatz: Schneepflug.





«Inspizierung: Bei der Oberwalderhütte.»

des Kurses für Heeresbergführer unternahmen; beispielsweise bei Schneefall mit Skiern vom Hotel (1960 m) rund 6 km auf das Kapruner Törl (2639 m), ohne Skier über den Südgrat auf den Kleinen Eiser (2897 m) und herunter, ab Kapruner Törl «Abfahrt-Patrouillenlauf». Oder: 36 Mann und zwei Offiziere mit Skiern und zuletzt zu Fuß über den Ostgrat auf den Grießkogel (3066 m), wieder mit



Ski-Wettlauf am Glockner: Nach dem Rennen. Fotos: Friedsmann

Skiern weiter auf den Hocheiser (3206 m), «von dort Abstieg in Seilpartien über den Südgrat (Schi getragen) bis Kote 2843 m (neben der Eiserscharte, Anm.) dann Abfahrt über den Eiserkees, Wintergasse nach Mooserboden». Die Schwierigkeit des Eiser-

Südgrats ist ohne Schnee mit II bewertet.

Die «Neueingerückten» bewiesen ebenfalls erstaunliche Leistungskraft. So stiegen 50 Mann über den Mooserboden und das Eiserkees zur Kote 2843 m, dann ohne Skier bei starkem Sturm über den Südgrat auf den Hocheiser und zurück, fuhren ab zum Kapruner Törl und legten die restlichen 5 km zum Hotel als «Abteilungs-Wettlauf» zurück zum Mooserboden. Oder der Abschlußtest für 130 «Neueingerückte»: Auf Skiern über Wintergasse und Eiserkees auf den Kleinen Eiser und zurück.

Bemerkenswerte Kritik Siglärs: Die in «sechszackige Steigeisen umgewandelten 4 zackigen (Krötln)» taugen absolut nicht für Eis und Hochgebirge, «weil die Spitzen zu wenig scharf und zu kurz sind und beim Seitwärtstreten keinen festen Halt geben.»

In ihrer Chronik beklagt die Sektion Krefeld den «heruntergekommenen Zustand» ihrer Hütte nach dem Ersten Weltkrieg. Das ist vermutlich nicht nur der k.u.k. Skitruppe anzulasten. Denn schon am 22. September 1915, also zwei Tage nach Ende des zweiten Kurses, schrieb die Armee der Sektion Krefeld: «Beim Verlassen der durch Skikurse benützten Krefelderhütte wurden seitens des Kommandos nachstehende Schäden konstatiert: 2 Waschkrüge, 1 Wasserglas, 2 Teller, 1 Türklinke, 2 innere Fensterscheiben, 2 Kleiderhaken, 1 Lampenzylinder zerbrochen sowie 1 Fuß der Küchenwaage abgeschlagen. Die Hütte konnte wegen Holzmangel und Unmöglichkeit der Austrocknung nicht gereinigt bez. in den ursprünglichen Stand versetzt werden. Zur Rückstellung der Hütte ist der Bewirtschafter trotz Bestellung des Kommandos nicht erschienen. Der angerichtete Schaden samt durchzuführender Reinigung wird mit 50 Kronen [umgerechnet rund 1500 S] bewertet. Die Sektion wird ersucht, bekanntzugeben, ob sie mit dieser Vergütung einverstanden ist u. an welche Adresse der Betrag abzusenden ist.»

Das Korpskommando Innsbruck bezog auch Stellung zu dieser Abrechnung. «Gegenstand: Skikurs, Ersatz für Beschädigungen in der Krefelderhütte – Genehmigt am 21. Oktober.» Beigefügt dieser lapidaren Feststellung war der Einwand des Alpinreferenten: «Nachdem der Transport vom Tal zur Hütte ziemlich schwierig und zeitraubend ist, die Küche und mehrere Räume der Hütte insbesonders Gänge etc. jedenfalls frisch gefärbelt werden müssen, dürfte der angebotene Betrag von 50 Kronen zu gering sein, Referent würde empfehlen, 100 Kronen anzubieten.» Dem hielt ein anderer Referent entgegen: «Nach hierseitigem Dafürhalten ist 50 K genü-

gend – falls zuwenig, wird sich die Sektion schon selbst melden.»

Sollte sich die Sektion je gemeldet haben, dann ging der weitere Briefwechsel verloren.

Nach den lückenhaften Quellen hatte die k.u.k. Armee 1915 und 1916 auf dem Kitzsteinhorn nachweislich mindestens 260, möglicherweise aber bis zu 800 Skisoldaten ausgebildet. So rückte das Schmiedinger Kees gut ein Jahrzehnt vor Anbruch des Seilbahn-Zeitalters in Salzburg (Schmittenhöhe 1928) erstmals als Sommerskigebiet ins Blickfeld.

Im Zweiten Weltkrieg blieb die Krefelder Hütte vorerst in Betrieb der Sektion, wenngleich die erhaltenen Hüttenbücher häufige Besuche von Soldaten vermerken. 1941 schrieb der Besucher Nr. 484 zum Datum «1. Mai» ausnahmsweise noch «Skitour» hinzu. Von den 1805 Besuchern jenes Jahres blieben nur ganz wenige über Nacht, weil die Hüttenverpflegung auf Lebensmittelkarten erhebliche Probleme aufwarf. Im Juli 1941 übernachteten vier Mann, SS-Wächter aus dem KZ Dachau, auf der Hütte (im April 1939 waren es deren drei). 1942 registrierte das Hüttenbuch sogar noch 1085 Gäste, darunter vom 13. bis zum 27. April einen Skikurs von 36 Gebirgsjägern.

Ab Ostern 1943 klafft dann eine Lücke in den Hüttenbüchern bis zum Sommer 1945. Nach allem Anschein beschlagnahmte die Wehrmacht die Krefelder Hütte, denn Zeitzeuge Hans Zillner erinnert sich noch an Sommerskikurse für Soldaten und die Wehrertüchtigungslager im Jahr 1944. Da bekamen Hitlerjungen von hohen HJ-Führern und Offizieren der Wehrmacht die vormilitärische und skitechnische Ausbildung zu Gebirgsjägern.

Vom Mai bis September 1945 machte es sich die US-Regenbogendivision, die Salzburg befreit hatte, auf der Krefelder Hütte gemütlich. Sie heuerte Hans Bräuer aus Piesendorf und Klaus Dengg aus Zell am See als Skilehrer an und bezahlte sie wie auch das Hüttenwirtspaar Enzinger mit der bestmöglichen Währung: Lebensmittel, Süßigkeiten und Zigaretten. Die Enzinger kochten, putzten das Haus, wuschen den US-Boys die Wäsche und schafften mit Muli alle Bedarfsgüter von der Wüstelau über 1350 Höhenmeter heran.

Erst 1945 taucht wieder ein Hüttenbuch mit der Ersteintragung unter Nummer 554 am 20. Juli auf. Im ganzen Jahr trugen sich nur 1095 Gäste ein, davon 84 US-Soldaten unter anderem aus Chicago, Texas und Kalifornien. Eine anscheinend sehr fröhliche Gruppe von zwölf Mann verewigte sich im



Hüttenbuch als «Pimpf Helpers», womit einfache Hilfsdienste in der Hütte gemeint waren. Vier US-Soldaten logierten vom 29. September bis zum 6. Oktober und deren zehn vom 6. bis zum 14. Oktober in der Hütte; der Termin läßt auf erstes Neuschneetraining tippen.

Augenscheinlich verloren die Amerikaner bald das Interesse am Kitzsteinhorn – im Jahr 1946 waren von 1916 Besuchern der Krefelder Hütte nur mehr neun aus den USA. In den ersten Nachkriegsmonaten herrschte auf der Hütte wegen der Probleme mit der Verpflegung Flaute; gleichwohl stand das von den Amerikanern verschmähte Matratzenlager den Touristen zur Verfügung.

Auch an diese Zeit erinnert sich Hans Zillner lebhaft, immerhin waren die Hüttenpächter seine Schwiegereltern. Zillner schloß damals Freundschaft mit zwei Amerikanern. Beide Herren standen 1999 noch für schriftliche Anfragen über das Jahr 1945 zur Verfügung:

Arnold L. Crouch aus Ohio verbrachte den August 1945 in Kaprun und bekam in einer von mehreren Zehnergruppen je eine Woche Skiunterricht. «Wir trugen jeden Morgen die Skier von der Hütte hinauf zum Schnee, etwa 2 bis 3 km weit. Dort gaben zwei örtliche Zivilisten Skiunterricht. Damit wir über Mittag üben konnten, nahmen wir unser (sic) Lunch mit. Unsere Ausrüstung bestand aus Holzskiern mit Metallkanten und stammte aus einem Materiallager der deutschen Wehrmacht irgendwo in der Gegend. Vier Zivilisten betreuten und säuberten die Hütte und sie kochten auch für uns. Die Lebensmittel stellte die US-Army bei. Alles, auch Brennholz,

Am Gipfel des Straßboden. Foto: Prochaska (der Fotograf steht in Bildmitte)

mußte auf einem Saumpfad vom Tal heraufgeschafft werden. Der Zustand der Hütte war makellos, der Boden wurde fast täglich weiß geschrubbt. Brausen gab es nicht, aber warmes Wasser bekamen wir aus einem in den Holzherd eingebauten Tank. Wir hatten auch einen Sanitäter der US-Army dabei, damit er Verletzungen vom Skilauf kuriere. Und das traf sich gut, denn Sergeant Tom Maas erkrankte an Blinddarmentzündung und war außer Stande zu gehen. Daher mußte er auf einer Bahre mehrere Kilometer auf einem schmalen Pfad bergab zur Materialseilbahn (der TKW von der Wüstelau zur Wasserfassung Grubbach nahe der Salzburger Hütte; Anm.) gebracht werden. Sie sah aus wie eine Badewanne, aufgehängt unter einer Art Dach an zwei Laufrädern, war allseits offen und hatte keine Sicherheitsgurte. Die Talfahrt war erschreckend, da man mehr als 100 m über dem Talboden hing.» Maas wurde wenig später in St. Johann in Tirol seinen rebellischen Blinddarm los.

Und dieser Tom Maas aus Florida schrieb unter anderem, «der Aufenthalt in der Krefelder Hütte [im August] war großartig – meine beste Zeit im Militärdienst. Die Hütte war nicht wirklich 'beschlagnahmt' und in gutem Zustand. Wir waren jeweils zu unterschiedlichen Zeiten 8 bis 10 Mann dort droben, ich verbrachte dort drei Wochen. Wir Soldaten hatten außer Vergnügen und Entspannung keinen Grund, in dieser Hütte zu sein. Und Skilauf zu lernen war wirklich ein Vergnügen. Eines Tages führte uns einer der Skilehrer zur Jagd und wir schossen eine Gemse, die wir zum Dinner serviert bekamen. Sie schmeckte abscheulich. Die Verpflegung aus dem Depot der Army war reichlich.» Seine Skier beschrieb Maas als «sehr lang», die Bindung aus Lederriemen war mit einer Feder um den Schuhabsatz zu spannen.

Die «Pinzgauer und Pongauer Nachrichten» berichteten am 1. September 1945, daß sogar der Militär-Gouverneur von Zell am See, Hauptmann Allan D. Goodloe aus Missouri, mit Begleitern das Kitzsteinhorn bestiegen habe. «Er will nicht nur hören, was in seinem Militärbezirk vorgeht, sondern auch alles persönlich sehen. Seine Begleitung versichert, daß er seine Bergsteigerprüfung bestens bestanden hat.» Bemerkenswert harmloser Nachsatz: «An diesem Tag wurde auch das Gipfelkreuz aus der Zeit 1939-1945 entfernt.» Es trug nämlich ein großes Hakenkreuz und die Inschrift «Ein Volk, ein Reich, ein Führer».



Iselsberg. Im Pulverschnee. Foto: Kordin

## Ein Tiroler Gentleman

Zum hundertfünfzigsten Geburtstag und achtzigsten Todestag des Schloßherrn, Alpinisten und Reiseschriftstellers William Adolph Baillie-Grohman. Von Stefanie Holzer

In no sport or pastime that tries man's endurance or skill are obstacles diminished or removed; on the contrary, they are generally increased, so as to test all the more the competitor's mettle.

W.A. Baillie-Grohman

«Aus Brixlegg kommt die Nachricht», schrieben die *Innsbrucker Nachrichten* am 29. November des Jahres 1921, «daß dort am Sonntag vormittags der Schloßherr auf Matzen William Baillie-Grohman im 71. Lebensjahre gestorben ist. Mit ihm ist einer der größten Wohltäter Tirols, der schon in den Jahrzehnten vor dem Kriege, namentlich aber erst in der traurigen Zeit nach dem Zusammenbruche, viel für unser Land getan hat, verschieden.»

Entgegen der bekundeten Absicht, Baillie-Grohmans Andenken hochzuhalten, wurde er gründlich vergessen. Wer war William Baillie-Grohman? Und warum wollte man seiner gedenken? Er wurde 1851 als Sohn von Fanny Read of Mount Heaton, die 1848 den Wiener Adolf Grohman geheiratet hatte, geboren. Die aus Irland stammende Fanny Read Baillie-Grohman hatte das halbverfallene Schloß Matzen bei Brixlegg im Unterinntal 1873 gekauft und es wieder instandgesetzt, «in geschmackvoller Weise restauriert» und mit historischen Möbeln bestückt, die sie zu diesem Zweck in Salzburg, Tirol und Südtirol zusammenkaufte.

Schloß Matzen hatte in seiner wechselvollen Geschichte eine zeitlang dem Tiroler Geschlecht der Freundsberger gehört; unter den rasch wechselnden Eigentümern waren die Gewerken Fieger und Ilsung. 1589 kamen die Fugger in den Besitz von Schloß Matzen, nach ihnen hießen die Besitzer Pock, und im 18. Jahrhundert kauften die Herren von Pfeiffersberg das Schloß, allerdings ohne sich um dessen Erhaltung zu kümmern. Nach 140 Jahren Vernachlässigung und einem verheerenden Brand war es schließlich eine Ruine. 1873 erweckte Fanny Groh-

man, wie gesagt, es wieder zum Leben. Heute ist Matzen in amerikanischem Besitz und wird während der Sommermonate als großzügiges «Bed & Breakfast» geführt.

#### Der Gentleman-Bergsteiger

William Baillie-Grohman wurde in England erzogen und kam als junger Mann nach Tirol. Auf seiner Agenda standen an oberster Stelle Jagd und Sport. Darüber hinaus schrieb er einige im angelsächsischen Raum einflußreiche Reisebücher über Tirol, in denen er seine Kenntnis des Landes und seine Liebe zu Tirol ausbreitete: Von Matzen aus brach er gern in das Kaisergebirge auf, um dort Gemsen zu jagen. In der Mittagszeit, während die Gemsen irgendwo unsichtbar ruhten, faßte der Jäger den Entschluß, sich mit einer kleinen Kletterei die Zeit zu verkürzen. Er suchte sich dafür eine auf den letzten drei oder vier Metern grifflose Felsnadel aus. Weil dieser Aussichtspunkt ohne Hilfsmittel unbezwingbar gewesen wäre, zog er ein kurzes Seil aus seinem «Rücksack», mit dessen Hilfe er sich hinaufzog. Oben angekommen schmauchte er zufrieden ein Pfeifchen und genoß die Aussicht. Dabei wollte es das abenteuerliche Schicksal des Schloßherrn von Matzen, daß sich die Seilschlaufe löste und das Seil hinunterfiel. Unerreichbar lag es unten auf dem schmalen Felsband, von dem aus er sich hinaufgezogen hatte. Und darunter gähnte der Abgrund.

Sich auf das Sims hinunterfallen zu lassen, erschien ihm undurchführbar, schließlich hatte er nicht einmal Schuhe an: «Je mehr ich meine Lage überlegte, umso mehr fürchtete ich das Hinunterlassen, und – der langen Rede kurzer Sinn – ich verbrachte zwei Nächte auf dieser Nadel, bis mich am Morgen des dritten Tages der Hunger zu dem Sprung zwang, den ich sicher absolvierte. Wie ich den weiteren Abstieg, durch Kamine kletternd und über schmale Gesimse kriechend, schaffte, war mir später ein Rätsel, denn

ich war vor Hunger beinahe ohnmächtig, meine Knie zitterten unter meinem Körpergewicht.» Als er die erste menschliche Behausung erreichte, erkannte ihn die Bauersfrau kaum wieder.

William Baillie-Grohman malt seinen Lesern in Großbritannien und den Vereinigten Staaten ein farbiges Bild von Tirol. In einer Zeit, da die Schweiz der Inbegriff von Bergsteigen mit Chic ist, poltert der Tiroler Schloßherr gegen die Übererschließung durch Hütten und Seilbahnen. Es ist ihm gar nicht recht, wenn all die neuen Wege, Markierungen und Versicherungen den rechten Geist am Berg unterminieren. Gierige Geschäftemacher sind diejenigen für ihn, die mit der Großartigkeit der Natur Handel treiben. Einzig der «English Alpine Club» mache sich nicht die Hände schmutzig, dieser Verein nehme wie er selbst die sportliche Herausforderung an, die der Berg für den wahren Alpinisten darstellt. Baillie wollte damit keineswegs die Bergtouristen ausschließen, allerdings wollte er sie auf den ihnen zustehenden Platz verweisen. Die majestätische Bergwelt bewundernd soll der Tourist den Zugang zu den Bergen so weit genießen, wie er ihn aus eigenem erreicht. Was ihm verwehrt ist, soll ihm verwehrt bleiben. Reinhold Messner müßte das gefallen.

Seine alpinistische Großtat, die erste Winterbesteigung des Großglockner-Hauptgipfels, schildert er selber folgendermaßen:

## Ein Ausflug zum Großglockner, zugleich die erste Winterbesteigung des Hauptgipfels (1875)

Nun, da der Leser gehört hat, was es mit den Dolomiten auf sich hat, möchte ich ihn einladen, die Bahnreise ein oder zwei Stunden über Toblach hinaus bis nach Lienz auszudehnen, um von dort mit einer Kutsche eine Fahrt an den Fuß des österreichischen Matterhorns, wie der Großglockner oft genannt wird, zu unternehmen. Der Großglockner ist der schönste von allen Tiroler Gipfeln und der höchste in der gesamten stolzen Kette der Norischen Alpen [=Hohen Tauern].

Im vergangenen Vierteljahrhundert haben verschiedene Alpine Vereine seine Abhänge mit Hütten übersät, sie haben Haken geschlagen und Drahtseile an allen schweren Stellen angebracht. Als Folge dieser künstlichen Erleichterungen ist der Großglockner heute ein Berg, den jedes Jahr auch Frauen dutzendweise ersteigen. Bevor es dahin kam, hat der Großglockner für den Alpinisten einiges an Genußgeboten; dieser Berg hat, glaube ich, mehr Opfer auf seinem Gewissen als nahezu alle seine höheren und

schwierigeren Schweizer Rivalen. Der Aufstieg war risikoreich genug, um die ersten Bergsteiger zu begeistern. Nachdem ich ihn, wie hunderte andere auch, zweimal im Sommer ohne die geringsten Schwierigkeiten bestiegen hatte, kam mir der damals noch völlig unbekannte Gedanke, ihn im Winter zu ersteigen. Das war im Dezember 1874, in einem Winter, der berüchtigt wurde wegen seiner heftigen starken Schneefälle. Daran knüpft sich ein merkwürdiger Zufall. W.A.B. Coolidge, der ein sehr bekannter Bergsteiger und Alpenschriftsteller geworden ist, und ich waren in derselben Schule in England gewesen und hatten die Schule auch etwa zur selben Zeit verlassen. In den darauffolgenden fünf oder sechs Jahren danach hatten wir einander jedoch völlig aus den Augen verloren, und da tauchte zu meiner größten Überraschung plötzlich sein Name wie ein Komet als erster Eroberer eines 1-A-Schweizer Gipfels mitten im Winter in der europäischen Presse auf. Denn es war keine unwahrscheinlichere Person für eine solche alpinistische Leistung vorstellbar als der ruhige, stets fleißige Brillenträger Coolidge, der Sport und Burschen-Spaß mied.

Was seine Leistung noch bemerkenswerter machte, war, daß diese großartigen Gipfel, das Wetterhorn und die Jungfrau, in diesem denkwürdigen Januar des Jahres 1874 auch von einer Frau bestiegen worden sind; Coolidge war beide Male von seiner Tante, Miss Martha Brevoort aus Boston begleitet worden, einer Bergsteigerin, vor der wir männliche Stümper den Hut ziehen müssen.

So kam es, daß mein stets lesender Schulkollege – der, als ich ihn zehn Jahre später als Oxford-Don in seinen komfortablen Räumen im Magdalen College besuchte, immer noch eher aussah wie ein typischer Student denn wie ein berühmter Alpinist – mich darauf brachte, das für die österreichischen Alpen zu tun, was er für die Schweizer Gipfel getan hatte.

In Tirol begegnete man meinem Vorschlag, den Großglockner am Neujahrstag zu besteigen, mit allgemeinem Spott. Und obwohl ich darüber kaum ein Wort verlor, sprach sich das ganze herum, und ich wurde allenthalben mit spöttischen Blicken begrüßt. So etwas mochte in der Schweiz angehen, hieß es, wo die Bergsteigerei durch ein elaboriertes Führersystem leicht gemacht worden ist. Und wo Hütten vorhanden waren, die schon damals die Anstrengung und das Risiko von Winterbesteigungen minderten. Hier in Tirol, hieß es, war die Sachlage eine ganz andere. Und noch dazu von allen Bergen ausgerechnet der Großglockner und noch dazu im schnee-

William Adolph Baillie-Grohman im Jahre
1918. Die Abbildung
stammt aus dem schönen
Band «Matzener Album.
Bilder & Geschichten um
1900» von Martin
Reiter, Edition Tirol,
Innsbruck 1998.



reichsten Winter seit vielen Jahren! Nur der sprichwörtlich verrückte Engländer konnte sich für so ein Vorhaben diesen Berg und diesen Winter aussuchen. Aber da er niemals über das Dorf Kals hinausgelangen würde – denn er würde keinen Dummkopf finden, der ihn begleitete, und allein war das ganze unmöglich – war das Projekt zum Scheitern verurteilt, bevor es überhaupt begann. So dachte die Allgemeinheit und, um der Wahrheit die Ehre zu geben, je näher ich meinem Ausgangspunkt kam, dem eingeschneiten Bergdorf Kals, umso aussichtsloser erschien mein Vorhaben und umso breiter fiel das Grinsen derjenigen aus, die ich ins Vertrauen ziehen mußte.

Den ganzen Dezember hatte es geschneit. Die taschentuchgroßen Lokalzeitungen waren voll von Berichten über von der Umwelt abgeschnittene Dörfer, die alle wesentlich weniger abgelegen waren als Kals. Unglaubliche Lawinen wurden allenthalben beobachtet, und der Verkehr auf der Südbahn\*, damals die einzige Eisenbahnlinie in Tirol, war an vielen Punkten unterbrochen. Die letztere Nachricht erwies sich nur als allzu wahr, denn auf dem Weg durch das Pustertal nach Lienz wurden wir zweimal eingeschneit. Bevor ich den Zug verließ, war ich schon gezwungen, meine Vorräte an Konserven anzubrechen, die eigentlich für die Expedition gedacht waren. Tatsächlich war keine entmutigendere und unangenehmere Bahnreise vorstellbar. In den gänzlich unbeheizten Waggons war ich froh um meine Felldecken. Kilometerlang fuhren wir in einem oben offenen Schneetunnel, die Wächten zu beiden Seiten verstellten jede Aussicht.

Von Lienz fuhr ich mit einem offenen Schlitten weiter nach Huben, wo das kleine Seitental abzweigt, an dessen Ende wiederum Kals liegt. Entlang der Straße türmte sich der Schnee übermannshoch, sodaß man kaum etwas von der Umgebung sah. Es war wie eine Reise in einer unendlichen Gasse mit Schneewänden. Nur die Fenster im ersten Stock der Bauernhäuser entlang der Straße waren schneefrei – und es schneite immer noch weiter.

Als ich das Gasthaus in Huben erreichte, traute mein Gastgeber, ein alter Bekannter, seinen Ohren nicht, als ich ihm von meinem Plan erzählte. Schnee war für ihn der schlimmste Feind der Menschheit. Er sah soviel davon, und sein Geschäft litt darunter, sodaß er die Vorstellung, freiwillig hüfttief in dem weißen unangenehmen Zeug herumzustolpern und zu stürzen, während man bequem mit dem Rücken am Ofen in einem warmen Zimmer sitzen könnte, für

die verrückteste Laune hielt, die ein umnachteter Geist jemals ersonnen hatte. Am nächsten Morgen brach ich zu Fuß auf dem Saumpfad nach Kals auf. Das war damals mit drei Stunden ohne Behinderung durch Schnee der kürzeste Weg in das heute berühmte Alpinisten-Zentrum.

Ein junger Riese, den der Wirth in Huben als Träger für mich aufgetan hatte, sagte offen, daß er den Job nur annehme, wenn ich als erster ginge und den Weg bahnte. Mit Schneeschuhen an den Füßen nahmen wir den fünf bis sechs Fuß tiefen Neuschnee in Angriff. In den vergangenen 24 Stunden hatte es noch eine Schicht von etwa 12 Zoll daraufgeschneit; und weil der Schnee keine Zeit zum Setzen gehabt hatte, sank man trotz der Schneeschuhe bei jedem Schritt gotterbärmlich bis zu den Oberschenkeln ein. Als leisen, sehr leisen Vorgeschmack darauf, wie die Expedition sich gestalten würde, war auch diese ermüdende Wanderung lehrreich: Wegen der Lawinengefahr würde es notwendig sein, zu gehen, so lang der Schnee weich und locker war. Zweimal rauschten mächtige Massen an uns vorbei die steilen Hänge hinunter. Bäume wurden wie Schilf geknickt. Eigentlich hatten wir Glück gehabt, daß wir Kals am 29. Dezember überhaupt erreichten, denn das war einer jener Tage, an denen weise Menschen Hänge meiden, wo einen der Tod jeden Moment überraschen konnte.

Das herzliche Willkommen des Glockner-Wirts mit seinen riesigen Pranken, sein unmißverständliches Achselzucken, als die Rede auf meinen Herzenswunsch kam, und die freundliche Nachfrage, weshalb ich Kals in der letzten Zeit untreu geworden und was aus einer bestimmten englischen Familie geworden sei, zeigten mir, daß unser Gastgeber weder mich noch den witzigen Vorfall vergessen hatte, der sich bei meinem letzten Aufenthalt zugetragen hatte.

An einem Sommertag lag ich auf einem weichen Wiesenstück beim Matreier Törl, ein leicht zu erreichender Paß auf dem Weg nach Kals aus der Gegend, wo ich drei Tage lang auf Gamspirsch gewesen war. Da ich drei Nächte davor in Heuböden verbracht hatte, sah ich nicht gerade sehr sauber aus. Wo sie nicht geflickt waren, waren meine wettergegerbten Lederhosen zerrissen, und meine Knie waren so braun und aufgeschürft wie die eines Einheimischen. Die Wanderung von Matrei nach Kals war den Touristen damals schon bekannt, und so überraschte es nicht weiter, daß eine Familie, bestehend aus Vater, Sohn und zwei hübschen Töch-

herauf zu der Stelle befand, wo ich faulenzend die Aussicht genoß. Sie trugen alle Tornister und schwere Umhänge - und drei von den vieren hatten offensichtlich genug von ihrer Last. Was könnte also praktischer sein als einen jungen Tiroler zu engagieren, ihnen ihre Sachen nach Kals zu tragen? Aus Spaß an der Sache ging ich auf den Vorschlag ein in dem abscheulichsten Deutsch, das jemals ein Oxford-Undergraduate von sich gegeben hat. Als der junge Mann die Tornister und die Umhänge auf meinen Rücken zu meinem ohnehin schon unförmigen Rücksack packte, machten ihm seine Schwestern Vorhaltungen, so als ob ich ein stumpfes Lasttier sei; der Junge aber beschwichtigte sie, in dem er leichthin erklärte, daß solche Burschen fünfzehn oder zwanzig Pfund mehr auf dem Rücken gar nicht spürten. Mehr als 35 Jahre sind seit dem vergnüglichen Nachmittag vergangen, als ich an der Spitze der Karawane in Richtung Kals ging; immer noch würde ich gern die zwei Florin haben, die der pausbäckige und gutmütige Pater familias mit mit den Worten «Hier, mein Bester, nehmen Sie das für Ihre Mühe!» in die Hand drücken wollte. Niemals werde ich den Ausdruck völliger Verblüffung im Gesicht dieses Mannes vergessen, der schon mit ausgestreckter Hand dastand, als eine unerwartete Wendung plötzlich meine Identität preisgab. Ein Londoner Anwalt grüßte mich mit all der Überschwenglichkeit, die zufälligen Treffen zwischen Bekannten an unerwarteten Punkten in der Welt eigen ist. Dadurch hob sich der Vorhang von zwei Paar Wangen - nicht jenen des Vaters - die sich charmant röteten. Hätten die beiden jungen Damen nicht manche Vertraulichkeit ausgetauscht und unwiederholbare Kritik an meiner Erscheinung geübt, so hätte sich diese Erinnerung nicht unauslöschbar in mein Gedächtnis eingegraben, wo sie dem Löschschwamm von Vater Zeit widerstand, der solche kleinen Vorfälle aus der unreifen Jugendzeit sonst bald wegwischt?

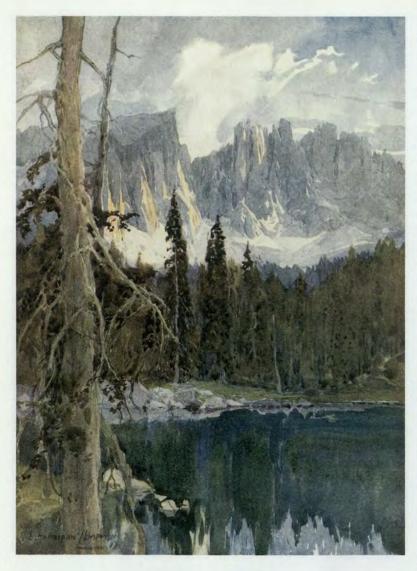
tern - offensichtlich alles Briten -, auf dem Weg

Und nun zurück zum eigentlichen, nämlich der Ausführung meiner hirnrissigen Absichten in bezug auf das österreichische Matterhorn. Es würde zu lang dauern, den Aufstieg detailliert zu beschreiben. Die folgenden Einzelheiten mögen genügen, um dem Nicht-Bergsteiger einen Eindruck zu vermitteln. Unsere Partie bestand aus vier Einheimischen, die ich wegen ihrer Erfahrung bei der Gemsjagd ausgewählt hatte – einem Wintersport, bei dem man es oft mit tiefem Schnee zu tun bekam. Unser Aufbruch war das Ereignis der Saison. Die meisten Dörfler



kamen, um uns gehen zu sehen. Und obwohl wir einige ängstlich murmeln hörten, was wohl am Ende bei dieser von allen als verrückt eingestuften Unternehmung herauskommen würde, machte sich auch Befriedigung bemerkbar, denn die mit den Kalsern rivalisierenden Männer aus Heiligenblut hatten einige Male in wesentlich weniger harten Wintern erfolglose Versuche unternommen, den Gipfel des Großglockner zu erreichen. Wenn wir also durch einen glücklichen Zufall Erfolg haben sollten, würde das Ruhm für Kals bedeuten.

Damals war das Winterbergsteigen so unbekannt wie die heute so beliebten Wintersportarten auf tausenden Bergen in der Schweiz und in Tirol. Wäre damals das Langlaufen in Tirol schon bekannt gewesen, hätte man sich einen Großteil der Anstrengung beim Anstieg vermeiden können. Denn es war das elf Stunden währende Waten im tiefen weichen Schnee, Zur Illustration von Baillie-Grohmans im Jahre 1908 erschienenem Buch «Tyrol», aus dem auch die Schilderung der Großglockner-Besteigung stammt, malte E. Harrison Compton (der «jüngere» Compton) Aquarelle. Hier Cortina und der Monte Cristallo.



E. Harrison Compton, Karersee.

das den Aufstieg so außergewöhnlich ermüdend machte. Der Schnee war genau in dem gefährlichen Zustand, in dem auf diesen steilen Abhängen, die wir queren mußten, durch einen lauten Ruf oder eine andere ungewöhnliche Luftbewegung eine Schneelahn, eine Lawine, losgetreten werden kann. Man konnte die Tatsache, daß wir beträchtliches Risiko auf uns genommen hatten, nicht übersehen. Eine weitere Gefahr lag in der Geschwindigkeit, mit der das Wetter umschlug. Schneestürme sind harmlos, solange man in der Nähe eines Unterstands ist. Aber weit weg von Hütten und stunden-, wenn nicht tagelang der ganzen Wut eines Wintersturms ausgesetzt zu sein, bedeutet, daß man seinen Namen der ohnehin bereits langen Liste der Opfer hinzufügen kann, ein Schicksal, das unter anderen drei Wiener Bergsteiger ereilte, die Jahre später eine Winterbesteigung dieses Gipfels versuchten (im Jahr 1893).

Wir verließen Kals am Neujahrstag um zwei Uhr am Nachmittag; unsere Lasten, was Proviant und Holz zum Kochen anbelangte, war gleichmäßig auf uns fünf verteilt. Ich ging wie die anderen auch als erster, was mit Abstand die ermüdendste Position war. Wir wechselten uns alle Viertelstunden ab.

Trotz der Schneeschuhe sank der erste bei jedem Schritt fast bis zur Taille ein. Was das selbst für den letzten in der Reihe noch bedeutet, wenn man stundenlang geht, kann nur der begreifen, der es einmal erlebt hat. Mit Ausnahme einer Rast und einer Mahlzeit in der letzten Almhütte beim Aufstieg, zu deren Tür wir uns hingraben mußten, gingen wir die ganze Nacht durch. Es war bitterkalt, minus sechs Grad Fahrenheit.

Unsere Route ist im Sommer wegen der Spalten im Ködnitzgletscher nicht begehbar; aber so ersparten wir uns eine große Runde, wenngleich die Lawinengefahr auf den unteren Steilhängen vielleicht etwas größer war als auf der üblichen Route.

Der gute Peter Groder, dem ich die Leitung der Gruppe übertragen hatte, hatte zweimal im Leben das Pech gehabt, von einer Lawine mitgerissen zu werden; beidemale wurde er durch ein Wunder gerettet. Daher war er von allen der nervöseste, was die Lawinen anlangte. Und seine Ängste waren gewiß nicht unbegründet, denn in dieser Nacht gingen drei Lawinen ab, die erste eine riesige ein paar hundert Yards breit und dreißig bis vierzig Fuß tief, wie wir auf dem Rückweg sahen. Sie donnerte in unangenehmer Nähe zu uns einen Hang hinunter. Peter wurde schwach und versuchte, die anderen zum Umkehren zu überreden. Aber ich führte ins Treffen, daß Umdrehen uns nicht in Sicherheit bringen würde, weil es unmöglich war zu sagen, wann der nächste Rutsch losginge, und so schaffte ich es schließlich, selbst Peter zum Weitergehen zu

Nach halb sieben in der Früh standen wir elftausend Fuß über dem Meeresspiegel, auf dem Adlers Ruh genannten Grat, der zum kegelförmigen Doppelgipfel hinaufführt. Bald darauf ging die Sonne auf, und das Tageslicht entdeckte uns einen unerwarteten Anblick. Anstelle der weichen Schneemassen, mit denen wir es bisher zu tun gehabt hatten, waren die letzten zweitausend Fuß des Anstieges auf den Kegel blankes Eis. Das hatten wir nicht erwartet und hatten deswegen kein einziges Eisbeil mitgebracht und waren deswegen gezwungen, mit dem scharfen Rand der Schaufel Stufen in das Eis zu schlagen. Das war eine ungemein ermüdender Vorgang, der uns

überdies wegen der Kälte und des schneidenden Windes zu schaffen machte. Die letzten in der Reihe hatten am meisten zu leiden. Der erste hatte dagegen soviel Bewegung, wie er nur wünschen konnte. Er hackte mit der Schaufel auf das Eis, drei Schläge bewirkten soviel wie einer mit dem Beil.

Schließlich war auch das geschafft, und wir standen auf dem Kleinen Glockner oben, der vom tatsächlichen etwa hundert Fuß höheren Gipfel durch die berühmte Scharte getrennt ist - ein Sattel oder eine messerartige Schneide, die auf beiden Seiten einen ungeheuren Abgrund von einigen Tausend Fuß hatte. Schon damals war die Stelle als so ausgesetzt erachtet worden, daß man Eisenstifte hineingeschlagen hatte, und ein Seil diente als eine Art Geländer über diese dreißig oder vierzig Fuß breite Lücke. Aber von diesem Seil war nichts zu sehen. Alles war dick mit Eis bedeckt, sodaß wir fünf zitternde Kreaturen hinüber balancieren mußten. Das Seil, an dem wir alle seit dem Stufenhacken hingen, wurde straff gehalten. Vier Leute suchten sich einen festen Stand, während der Fünfte hinüberging.

Ohne Übertreibung: es war, als ob man in schwindelerregender Höhe über etwas in der Breite eines Kabels ginge, und dabei blies noch dazu ein starker Wind. Ohne Steigeisen hätten wir das nie gewagt. Auf dem Gipfel des Kleinglockners passierte uns, mir und einem Führer, eine merkwürdige Sache. Normalerweise besteht der Gipfel schlicht aus einer Felsspitze, von der ein Grat hinauf zum höheren Großglockner läuft; diese Spitze ist, wie gesagt, durch die Scharte vom Hauptgipfel getrennt. Wir aber fanden eine recht große Plattform, 50 oder 60 Fuß lang und 12 bis 16 Fuß breit vor. Um ins Konkurrenzdorf Heiligenblut am nördlichen Fuß des Berges hinunterzuschauen, woher sicher einige heraufschauten, um zu sehen, ob unser Versuch von Erfolg gekrönt war, traten ich und der Führer an den Rand der Plattform. Ich steckte meinen Bergstock in den Schnee, um mein Fernglas draufzulegen; ich schlug den Stock kräftig hinein, und der Stock ging weiter hinein, als ich dachte und wäre, wenn ich ihn nicht festgehalten hätte, überhaupt nach unten durchgefallen. Ich zog ihn wieder heraus und sah durch das Loch hinunter auf den 4000 Fuß unter mir liegenden Pasterzengletscher. Der Führer und ich waren einige Minuten lang auf einer Schneewächte gestanden, die die Winterstürme auf der Nordseite angeblasen hatten.

Es war ein Wunder, daß diese Wächte, die an der Stelle, wo sie am Felsen auflag, nicht dicker als etwa



drei Fuß war, unser beider Gewicht trug. Als wir begriffen, wie unvorsichtig wir gewesen waren, sprangen wir weiß im Gesicht zurück; tatsächlich gab es keine Entschuldigung für uns, da wir alle die Örtlichkeit gut kannten.

Ein paar Minuten vor zehn Uhr am Vormittag des 2. Jänner 1875 standen fünf Sterbliche auf dem österreichischen Matterhorn, wohin keine Menschenseele je zu dieser Jahreszeit ihren Fuß hingesetzt hatte. Die vier Einheimischen waren sehr froh über unseren Erfolg, fromm sprachen sie mit entblößtem Haupt ein Gebet, was ein ansonst wenig geübter Brauch ist.

Von der Aussicht und anderen Einzelheiten zu sprechen ist nicht notwendig; der Anblick, der meine Begleiter am meisten befriedigte, war die Gruppe schwarzer Flecke vor der Kirche in Heiligenblut, sozusagen zu unseren Füßen, mit nur einem gigan-

E. Harrison Compton, St. Ulrich im Grödental.

tischen Sprung von etwa 8 bis 9000 Fuß zu erreichen. Unsere improvisierte Flagge war offenkundig gesehen und somit alle Zweifel, ob wir es geschafft hätten, beseitigt worden.

Den Abstieg schafften wir in der halben Zeit, aber wissend, was ein Mensch auf Schiern leisten kann, bin ich sicher, daß wir Kals einige Stunden früher erreicht hätten, wenn wir Schier zur Verfügung gehabt hätten. Die unteren Hänge wären ideal zum Schifahren. Wir waren jedenfalls alle sehr zufrieden mit uns. In den dreißig Jahren seither ist diese Wintertour einigemale gemacht worden, sogar eine Frau hat sie erfolgreich unternommen. Das beweist, daß unerreichbar scheinende Leistungen durch Erfahrung und moderne Ausrüstung und mit Hilfe von Hütten möglich werden.

Es ist ein ziemlich merkwürdiger Zufall, daß der schlimmste der vielen Unfälle auf dem Großglockner, der soviele Leben kostete wie bei der katastrophalen Erstbesteigung des Matterhorns, in der Nähe jener Stelle passierte, die auch mir beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Dieser Unfall wurde, das ist nahezu sicher, durch dieselbe momentane Unvorsichtigkeit verursacht, die auch uns zwei Sterbliche um ein Haar 4000 Fuß tief hinabtauchen hätte lassen. Denn obwohl dieser Unfall bei einem Sommeraufstieg passierte (1886), auch im August formen gewaltige Schneestürme solche Schneewächten. Möglicherweise war die Wächte, auf die der Markgraf von Pallavicini, einer von Österreichs erfahrensten Bergsteigern, mit seinen Begleitern an diesem fatalen Tag trat, auch ein Schneerest von vergangenen Winter. Wie immer dem sei, sie brach unter ihnen, und fünf schlimm zugerichtete Körper blieben als stumme Warnung vor der vielleicht gefährlichsten Todesfalle der Alpen. Unfälle mit dieser Ursache passieren normalerweise ohne Führer, aber wie die beiden erwähnten Fälle zeigen, vergessen sogar die erfahrensten Führer im Moment der Aufregung elementare Vorsicht.

#### Jäger, Pionier, Philanthrop

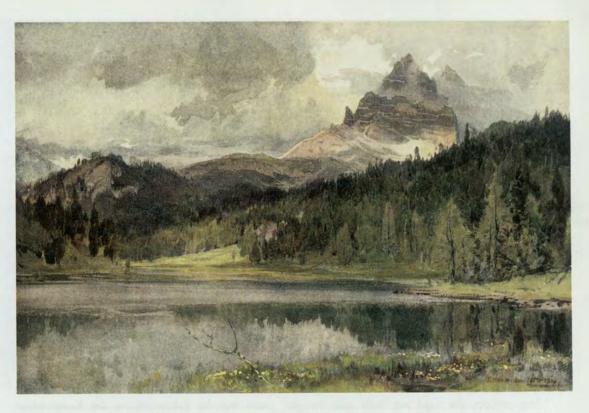
Abgesehen vom Bergsteigen im engeren Sinn war das Wort «Sport» für Baillie-Grohman gleichbedeutend mit der Jagd. Die Jagdleidenschaft manifestierte sich auch in seinen Büchern: In «Sport in the Alps» und «Sport And Life» schildert Baillie seine schönsten Jagdausflüge. Er unterrichtete das englische und amerikanische Publikum davon, wo in Tirol und British Columbia zuverlässig Gemsen und Hirsche zu finden waren. Sein Interesse an der Jagd ließ ihn

überdies das britische Standardwerk über die Jagd, das 1406 von Edward II., dem Herzog von York, verfaßte «Master of the Game», neu herausgeben, übrigens versehen mit einem Vorwort des damaligen amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt, einem Jagdfreund Baillie-Grohmans.

Wie bereits angedeutet, reichte ihm jedoch das Tiroler Wild nicht zur Gänze: Insgesamt 15 Mal ist er zur Jagd nach Bergziegen und Grizzly-Bären in die Rokky Mountains gefahren. Bei einem seiner Besuche hatte er die Idee, das zwei Kilometer breite Stück Land zwischen dem Columbia River und dem Kootenay River mit einem Kanal zu überwinden. Auf diesem Kanal sollte unter anderem der Transport von Versorgungsgütern für die Goldsuchercamps in den Rocky Mountains erfolgen. British Columbia genehmigte Baillies Projekt, wogegen bald danach die Canadian Pacific Railway Einspruch erhob. Während des jahrelangen Rechtsstreits ließ Baillie-Grohman in Canal Flats ein Sägewerk aufstellen und engagierte einige hundert chinesische Arbeiter, die den Kanal im Jahr 1889 fertigstellten. Wiewohl einige Versuche unternommen worden waren, auch importierte Baillie-Grohman zu diesem Zweck ein kleines Dampfboot aus England, schafften es insgesamt nur zwei Schiffe, erfolgreich den Kanal zu befahren - das erste im Jahre 1894, das zweite 1902. Allerdings bedeutete die zweite Befahrung das Aus für den Kanal, weil das Boot bei seiner Fahrt nahezu alle Schleusen zerstörte. Die Internet-Tourismuswerbung von British Columbia weist heutzutage auf die noch sichtbaren Reste dieses Jahrhundert-Unternehmens eines «britisch-österreichischen Kapitali-

Ende der 1880er Jahre kehrte Baillie-Grohman nach Europa zurück, um sich hier ein anderes Denkmal zu setzen: In der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck finden sich seine Bücher, manche davon mit persönlicher Widmung: «Tyrol And the Tyrolese» (1876), «Gaddings with a Primitive People» (1878), «Sport in the Alps» (1896), «Sport And Life» (1900), «The Master of the Game» (1904), «The Land in the Mountains» (1907) und «Tyrol» (1908). Wer versucht, Baillie-Grohmans Werk antiquarisch zu erwerben, wird feststellen, daß im «Zentralen Verzeichnis Antiquarischer Bücher», in dem bekanntlich die Buchwelt zusammenläuft, exakt drei Eintragungen zu finden sind: «Sport in the Alps» wird in West-Vancouver um 168,- Euro angeboten, derselbe Titel scheint auch in London auf, dort begehrt man DM 450,- dafür. Der dritte Titel

E. Harrison Compton, Der Misurinasee und die Drei Zinnen.



ist im Innsbrucker Antiquariat Gallus zu haben, es handelt sich um «Schloss Matzen im Unterinntal. Kurze geschichtliche Beschreibung», dieses 60seitige Büchlein kommt vergleichsweise günstig auf öS 500,-

Der Autor liebte Tirol und die kernigen Tiroler mit einer Inbrunst, die rührt und erheitert. Denn bei aller Liebe sah er klar: Wie der Schotte sei der Tiroler, egal aus welchem trostlos schaurigen Kaff er tatsächlich kommen mochte, felsenfest davon überzeugt, daß Gott ohne Zweifel einen bessern Ort hätte schaffen können, daß er das aber nicht getan hat. Und der Innsbrucker genieße, wie übrigens alle Teutonen, seine gute Aussicht am liebsten durch ein Bierglas...

Zu einer Zeit, als die katholische Kirche noch wirklich mächtig war, kritisierte Baillie-Grohman den Klerus, der die Bauern mit allzu harter Hand niederhielt. Baillies Neigung zu Tirol äußerte sich jedoch zuvorderst in seiner Wißbegierde: Er erforschte nicht nur die Geschichte Tirols, sondern auch sein Brauchtum. In «Tyrol» schildert er zum Beispiel, daß bei Hochzeiten in Brandenberg just die Brautmutter nicht an der Brautmesse teilnehmen durfte. Mit dem Heiraten hat auch die Geschichte von der «BuhuMusi» zu tun: Wenn ein Witwer, der zu seiner ersten Frau nicht nett gewesen war, wieder heiratete, veranstalteten die Dörfler vor dem Haus des Brautpaars in der Hochzeitsnacht eine Art Katzenmusik.

Selbstredend half Baillie-Grohman auch mit, den Ruhm Kaiser Maximilians I. weiter zu verbreiten. Er schilderte seinen Landsleuten, wie der Kaiser die legendären Kanonen «Weckauf» und «Purlepaus» für die Belagerung der Festung Kufstein aus Innsbruck herbeischaffen hatte lassen. Und sein Sinn für gute Geschichten veranlaßte ihn aufzuschreiben, daß diese beiden Kanonen, wieder eingeschmolzen, in die Schwarzen Mander, das Grabmal des Kaisers, eingegangen sein könnten...

\* Die kursiv gesetzten Wörter sind im Original deutsch und kursiv gesetzt.

#### Literatur

Martin Reiter, Matzener Album. Bilder und Geschichten um 1900. Edition Tirol, Innsbruck 1998.

Der Abdruck der Schwarzweißaufnahme erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Die Aquarelle von E. Harrison Compton stammen aus dem Band «Tyrol» von W. A. Baillie-Grohman, Adam and Charles Black, London 1908.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 135

# Die gefährlichen Seen

Auswirkungen der Gletscherschwankungen auf die Seen der Cordillera Blanca. Katastrophische Ereignisse und die Sicherungsmaßnahmen in neuerer Zeit. Von Marco Zapata Luyo

PERU WIRD IN seiner gesamten Länge von den Anden durchzogen. Zwanzig Gebirgsgruppen sind Cordilleras Nevadas, so genannt, weil sie aufgrund ihrer Ausdehnung und Höhen weit über 5000 m von Gletschern bedeckt sind. Die größte davon ist die Cordillera Blanca, die rund ein Viertel aller tropischen Gletscher trägt. Dem globalen Trend entsprechend, zogen sich auch diese Gletscher im Laufe des 20. Jahrhunderts stark zurück. Dadurch haben sich allein in der Cordillera Blanca mehr als achtzig neue Seen gebildet, die meist von mehr oder weniger lockeren Moränen gestaut werden. Zusammen mit der geologischen, tektonischen und geomorphologischen Beschaffenheit dieser erdgeschichtlich jungen und aktiven Gebirgskette hat dies immer wieder zu äußerst bedrohlichen Situationen, aber auch zu Katastrophen in den besiedelten Talböden geführt. Dabei spielten immer wieder Eislawinen eine große Rolle, die, oft durch Erdbeben ausgelöst, in die Seen stürzten und diese zum Überlaufen brachten. Aber auch ohne Zusammenhang mit den Seen haben Eislawinen große Katastrophen ausgelöst. Die folgenschwerste ereignete sich 1970, als, hervorgerufen durch ein starkes Erdbeben, ein Berg- und Eissturz vom Nordgipfel des Huascarán eine gewaltige Mure auslöste, die die Stadt Yungay unter sich begrub. Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung im Callejon de Huaylas, dem Tal des Rio Santa, war danach auf lange Zeit lahmgelegt.

Am 13. Dezember 1941 zerstörte eine Flutwelle aus den Seen Acoshacocha (Pacacocha) und Jircacocha (Cocha = Laguna = See) rund ein Drittel der Stadt Huaraz. Der Tod von 4000 Menschen führte letztlich dazu, daß die peruanische Regierung die Comisión de Control de Lagunas de la Cordillera Blanca (Kommission für die Kontrolle der Seen in der Cordillera Blanca) ins Leben rief. Die Kommission hatte den Auftrag, die Gletscherseen zu inventarisieren und, wenn notwendig, Entwässerungs- und Sicherungs-

maßnahmen zu setzen. 1966 wurden mit der Gründung der División de Glaciología y Seguridad de Lagunas (Abteilung für Glaziologie und Sicherheit der Seen) in der Corporación Peruana del Santa, welche 1970 die vorher erwähnte Kommission ersetzte, nicht nur die früheren Arbeiten fortgeführt, sondern auch glaziologische Untersuchungen und Studien begonnen mit dem Ziel, die Nutzung der Wasserressourcen der Cordillera Blanca zu optimieren. Diese Institutionen haben sich unter anderem auch mit der Rekonstruktion der Katastrophengeschichte in der Cordillera Blanca und der nahegelegenen Cordillera Huayhuash beschäftigt.

## Katastrophale Flutwellen, Muren und Eislawinen

Zusätzlich zu den Erdbeben und abgesehen von der Erosion durch Starkniederschläge während der Regenzeit vor allem zwischen Jänner und März, die die steilen, meist karg oder gar nicht bewachsenen Hänge und Böschungen in den hochgelegenen Einzugsgebieten destabilisiert, waren die großen Katastrophen im Umfeld der Cordillera Blanca, aber auch in den anderen Kordilleren Perus, die Folge von Flutwellen und Muren, die meist durch Eislawinen oder Eis- und Bergstürze verursacht wurden. Oft haben diese Massenstürze Seen zum Überlaufen gebracht oder zum Bersten ihrer Dämme geführt. Landesweit hat das Departement Ancash und damit die Cordillera Blanca und ihre Umgebung die größte Anzahl von katastrophalen Naturereignissen zu beklagen:

- Plafker und Ericksen (1970) beschreiben eine Bergsturzmure vom Huascarán Norte aus präinkaischer Zeit (also vor 1200), die in ihrem Ausmaß größer war als jene von 1970.
- 4. März 1702: Überschwemmung der Stadt Huaraz bis zu einigen Ellen Höhe (1 Elle = 0,8 m)
- 6. Jänner 1725: Ein Erdbeben verursacht Eislawi-



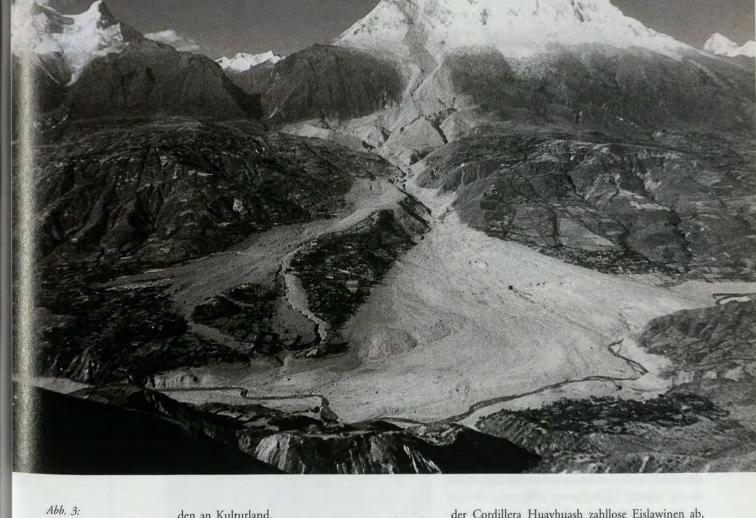
Abb. 1: Laguna Millucocha (Pacliash) mit Quebrada Ishinca. Foto: Christoph Höbenreich

nen und das Ausbrechen von Seen. Die Stadt Huaraz wird einschließlich der Kirche der Franziskanerpatres, *Jesús Maria José*, zerstört. 1500 Bewohner sterben, nur 300 überleben.

- 6. Jänner 1725: Dasselbe Erdbeben verursacht eine Lawine aus Eis und Geröll vom Nevado Huanday, wodurch eine Mure ausgelöst wird, die die Stadt Ancash mit 1500 Bewohnern unter sich begräbt. In Erinnerung an die verschwundene Stadt hat Marschall Augustín Gamarra 1839 dem Departement den Namen Ancash gegeben.
- 27. Feber 1869: «Zwischen 8 und 9 Uhr abends ergoß sich eine enorme Mure vom Hügel über den Bädern von Brioso (heute Monterrey). Mit ungeheurer Kraft hat sie alles, was sich ihr in den Weg stellte, wie die Bäder, die Werkstätten, Gehöfte, Felder et cetera, zerstört. Die Mure, die von der Anhöhe San Cristóbal herabstürzte, hat einen 25 m tiefen Graben hinterlassen und sich in den Rio Santa ergossen. Die Opfer waren elf Indios, die sich in den Bädern befunden hatten.» (Tageszeitung El Nacional vom 8. 3. 1869)
- 6. März 1870: Das Dorf Rampac Chico bei Carhuaz beginnt um 4 Uhr früh abzurutschen, nachdem Wasser aus dem darüberliegenden See durchgesickert ist und den Boden destabilisiert hat. Es verschwinden 99 Häuser, die Kapelle und zwei Drittel der 600 Einwohner.

- 22. Feber 1878: «Am Morgen des 22. Feber sind in Huari die Bäche aus ihren Läufen getreten, die Sümpfe sind aufgequollen und die Seen übergelaufen und haben in ihrem turbulenten und ungeordneten Lauf alles dem Erdboden gleichgemacht. Es müssen neue Kulturen angelegt, neue Häuser gebaut und zahlreiche neue Brücken errichtet werden. An diesem Tag wurde auch Sihuas halb zerstört. Auch in Chimbote sind derart heftige Regengüsse niedergegangen, daß ein plötzlich entstandener Fluß von den Höhen von Lacramarca und Santa Ana herunterkam und sich in zwei Arme teilte, wovon einer sich über die Hazienda El Puente ergoß und der andere durch den Südteil von Chimbote floß.» (El Nacional, 26. 3. 1878)
- 24. Juni 1883: Eine Flutwelle aus der übergelaufenen Laguna de Tambillo (Rajucolta) zerstört in der Ortschaft Macashca (Provinz Huaraz) die Schule, viele Häuser und Felder. Viele Einwohner sterben.
- 22. Jänner 1917: Eine Lawine vom Cerro de Puchgoj am Huascarán zerstört viele Häuser der damaligen Weiler Shacsha und Ranrahirca, deren Einwohner in Panik flüchten. Über das Ausmaß der Schäden und die Anzahl der Opfer ist nichts be-
- 14. März 1932: In der Cordillera Huayhuash bricht die Laguna Solteracocha aus. Über Sachschäden und mögliche Opfer ist nichts bekannt.





- 20. Jänner 1938: Ausbruch der Laguna Artesa in der Quebrada Ulta, Carhuaz (Quebrada = enges Tal). Die Brücke über den Rio Buín zwischen Carhuaz und Mancos wird zerstört. Geringe Schäden an Kulturland und kleinen Brücken.
- 1938: Ausbruch der Laguna Magistral. Im Dorf Conchucos werden 32 Häuser und dreizehn Brükken zerstört. Über Opfer ist nichts bekannt.
- 20. April 1941: Ausbruch der Laguna Suerococha in der Cordillera Huayhuash. Schäden an Kulturflächen.
- 13. Dezember 1941: Ausbruch der beiden Seen Acoshacocha (Palcacocha) und Jircacocha in der Quebrada Cojup. Mehr als 4 Millionen m³ Material werden um 6 Uhr 45 in Richtung Huaraz verfrachtet. 4000 Einwohner finden den Tod. Die Mure hatte einen Weg von 23 km zurückgelegt.
- 17. Jänner 1945: Eis- und Gesteinslawinen vom Nevado Ayhuinya (Huantsán) stürzen in die Lagunas Ayhuinyaraju und Carhuacocha. Teile der Ortschaft Chavín werden zerstört, 300 Menschen finden den

Tod und das Castillo de Chavín wird verschüttet.

- 20. Oktober 1950: Ausbruch der Laguna Jancarurish in der Quebrada Cedros, wodurch im Bau befindliche Abschnitte des Wasserkraftwerkes im Cañon del Pato, die Straße zwischen dem Kraftwerk und Caraz und zahlreiche Abschnitte der Eisenbahnlinie Chimbote - Huallanca zerstört werden.
- 6. Juni und 28. Oktober 1951: Zweimaliges Überlaufen der Laguna Artesoncocha (1,2 und 2,8 Millionen m³ Wasser), wobei sich die Wassermassen ohne größere Folgen in die Laguna Parón ergießen.
- 6. November 1952: Ausbruch der Laguna Millucocha in der Quebrada Ishinca (Provinz Huaraz). 30.000 bis 50.000 m3 Material verursachen geringe
- 1953: Überlaufen der Laguna Tullparaju in der Quebrada Quilcayhuanca (Provinz Huaraz) infolge des Abrutschens einer Seitenmoräne.
- 8. Dezember 1959: Neuerliches Überlaufen der Laguna Tullparaju durch Abrutschen von Seitenmoränen. Starke Erosion im Bachbett, kleinere Schä-

Abb. 2: Blick auf Yungai und den Huascarán, eine Aufnahme von der Kundfahrt Kinzl / Schneider 1950.

Der selbe Blick auf einer Aufnahme von 1970, nach dem verheerenden Bergsturz von 1970. Foto aus der Archiv Kinzl.

den an Kulturland.

- 10. Jänner 1962: Gletschersturzmure vom Nevado Huascarán Norte. Neun Dörfer, darunter Ranrahirca, werden zerstört, 4000 Menschen sterben.
- 19. Dezember 1965: Eine Eislawine stürzt vom Nevado Tumarinaraju in die Laguna Tumarina in der Quebrada Carhuashanca (Provinz Huari, Distrikt Huantar) und löst eine Flutwelle aus, die zehn Menschen, zwei Häuser und eine Mühle in Acopara sowie Bewässerungskanäle und Wege zerstört.
- 31. Mai 1970: Als Folge des großen Erdbebens stürzt eine Bergsturzmure vom Huascarán Norte und begräbt die Stadt Yungay und wiederum Teile von Ranrahirca unter sich. Auch werden weitere Dörfer im Haupttal zerstört, die Kraftwerksanlagen im Cañon del Pato sowie Abschnitte der Bahnlinie Chimbote-Huallanca beschädigt. Insgesamt sind neben Tausenden von Erdbebenopfern 18.000 Menschenleben allein durch diese eine Bergsturzmure zu beklagen.

Am selben Tag gehen in der Cordillera Blanca und

- der Cordillera Huayhuash zahllose Eislawinen ab, die angesichts des Ausmaßes der Yungay-Katastrophe unbeachtet geblieben sind, unter anderem:
- Eine Eis- und Gesteinslawine vom Huascarán Norte in die Quebrada Llanganuco, die sich zwischen der Laguna Alta und der Laguna Baja de Llanganuco ablagert. Das Ausmaß der abgelagerten Massen ist nicht genau bekannt, jedoch wird der Spiegel des oberen Sees um 8,5 m angehoben. Unter den vierzehn Toten sind Mitglieder einer tschechoslowakischen Expedition, ein chilenischer Bergführer und peruanische Touristen.
- Eine Lawine stürzte vom Nevado Artesonraju in einen See an den Hängen der Quebrada Santa Cruz und hinterließ einen mächtigen Schuttkegel in der Nähe der Laguna Jatuncocha. Die Quebrada Santa Cruz wurde durch viele Steinlawinen unbegehbar.
- · Große Eisstürze vom Nevado Contrahierbas in die Laguna Anaraju in der Quebrada Potaca im Einzugsgebiet des Rio Marañon.
- · Eislawine vom Nevado Hualcán in einen See

oberhalb der Laguna Librón in der Quebrada Huichajanca. Die Wassermassen aus dem oberen See werden zur Gänze von der Laguna Librón aufgenommen.

- 31. August 1982: Eine Eislawine vom Nevado Tocllaraju stürzt in die Laguna Millucocha (Pacliash) in der Quebrada Ishinca (Provinz Huaraz) (Abb. 9 und 10). In Folge wird die Paltay-Brücke zwischen Huaraz und Carhauz beschädigt. Zahlreiche kleine Brücken und Wegabschnitte werden zerstört. Millucocha wird weiterhin als gefährlich eingestuft, die 4,6 Millionen m³ Wasser werden immer noch von Eislawinen vom Nevado Tocllaraju bedroht.
- 16. Dezember 1987: Eis- und Gesteinslawine vom Huascarán Norte. Die 3,5 Millionen m³ große Lawine legt eine Strecke von 5,2 km bis zur Einmündung des Río Ranrahirca in den Río Santa zurück. Nach siebzehn Stunden schmilzt der Kegel soweit, daß die austretenden Wassermassen den Verkehr zwischen Carhauz und Yungay behindern und Schäden an Kulturland anrichten.
- Jänner 1989: Bergsturzmure vom Huascarán Norte.
- Jänner 1997: Ein Teil der rechten Seitenmoräne rutscht in den Auslauf der Laguna Artizón Baja in der Quebrada Santa Cruz und staut den See auf, der sich dann teilweise plötzlich entleert.
- Jänner 1997: Ein Teil der Zunge des Gletschers, die vom Nevado Tocllaraju herunterkommt, bricht in die Laguna Pacliashcocha (Abb. 8). Dies ist begleitet vom Abrutschen der linken Begrenzungsmoräne und von der Erosion des Stirndamms. In den Ortschaften Vicos und Maracará herrscht Angst und Schrecken, die Schäden bleiben glücklicherweise gering.

#### Die Bergsturzmuren vom Huascarán Norte

Vom Huascarán Norte (6655 m) sind im Laufe der Geschichte die katastrophalsten Berg- und Eisstürze abgegangen. Die Ereignisse von 1962 und 1970 sind ausführlich untersucht worden und sollen hier näher beschrieben werden. Eine Zusammenstellung von Fachartikeln findet sich im Heft 6 der «Hochgebirgsforschung» (Patzelt, ed., 1983). Das Ereignis vom 10. Jänner 1962 wurde auch von Dollfus und Peñaherrera (1962) ausführlich beschrieben.

Am 10. Jänner 1962, kurz nach 18 Uhr brach ein Teil des Hängegletschers vom Gipfelplateau des Huascarán Norte (6655 m) mit heftiger Wucht ab und große Eis- und Felsmassen stürzten über die Westwand ab. Minuten später erreichte eine Mure,

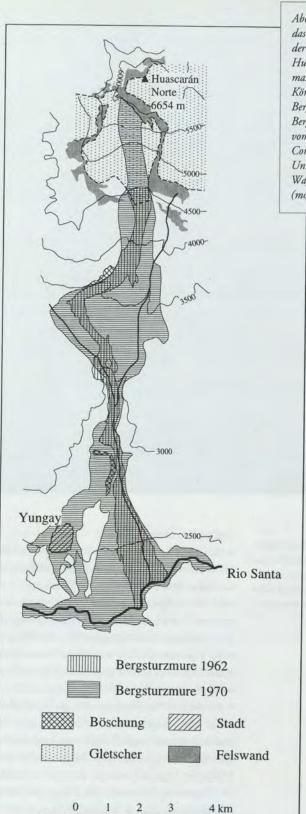


Abb. 4: Übersicht über das Bergsturzgelände auf der Westseite des Huascarán-Nordgipfelmassivs, nach: H. J. Körner, Mechanik der Bergsturzströme, in: Die Berg- und Gletscherstürze vom Huascarán, Cordillera Blanca, Peru, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1983 (modifiziert).

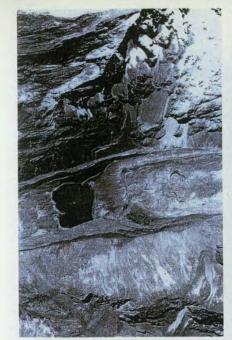






Abb. 5 bis 7: Der Pucahirca-Gletscher mit Laguna Safuna Alta und Baja in der Jahren 1948, 1962 und 1970. Luftaufnahmen.

die enorme Mengen an Eis- und Gesteinsbrocken verschiedener Größe mit sich führte, in 2450 m den



Abb. 8 bis 10. Die Laguna Yanarraju in den Jahren 1948, 1962 und 1970. Luftaufnahmen.

Rio Santa. Sie hatte in dieser kurzen Zeit 4000 Höhenmeter und 16 km Horizontaldistanz zurückgelegt und auf ihrem Weg eine Reihe von Weilern und die Ortschaft Ranrahirca mit tausenden Menschen unter sich begraben. Der Eisabbruch war mehr als 100 m mächtig und ca. 800 m breit. Fast 3 Millionen m3 Eis waren über die Felswand auf den darunterliegenden Gletscher und die Moränen gestürzt. Das Volumen der von der Mure selbst bewegten Schuttmasse wurde auf 8 Millionen m³ geschätzt. Die mitgeführten Blöcke waren bis zu 19.000 m<sup>3</sup> goß. In der Abbildung 8 sieht man deutlich die von der Eissturzmure betroffene Fläche von ca. 6 km². Am 31. Mai 1970 um 14 Uhr 23 wurde Peru vom schwersten Erdbeben in seiner bekannten Geschichte heimgesucht. Laut dem U.S. Coast Geodetic Survey hatte das Beben die Stärke 7,7 auf der Richter-Skala. Das Epizentrum lag rund 25 km vor der Küste von Chimbote. Das dramatischste vom Beben ausgelöste Ereignis war die Bergsturzmure aus der Westwand des Huascarán Norte. Eine Arbeitsgruppe, der auch Walter Welsch aus München angehörte, hat die Dimensionen der Mure unmittelbar nach ihrem Abgang ausführlich vermessen und ihren Ablauf rekonstruiert. Geologen des U.S. Geological Survey (Plafker et al., 1971) schätzten das vom Gipfelgletscher und aus der Felswand stammende Material auf 50 bis 100 Millionen m3. Der Eisanteil sei bei weniger als 10 % gelegen. Beim Aufprall auf den darunterliegenden Gletscher seien, vor allem durch Reibungswärme freigesetzt, noch einmal 10 bis 20 Millionen m3 Wasser dazugekommen. Sekunden nach diesem Aufprall verdeckten dichte Staubwol-



Abb. 11: Die Laguna Yannaraju im September 1997.

Unten: Abb. 12: Die Laguna Millucocha (Pacliashcocha), die in den Jahren 1952 und 1982 ausgebrochen ist. Fotos: Marco Zapata Luyo ken jegliche Sicht. Der dabei ausgelöste Knall wurde noch in 15 km Entfernung wahrgenommen. Die Tatsache, daß die Moränen des Gletschers kaum deformiert wurden, deutet auf eine Druckwelle ähnlich wie bei Staublawinen hin. Die sich entwickelnde Mure schoß mit rund 300 km/h zu Tal, und erneut wurde Ranrahirca in Mitleidenschaft gezogen. Diesmal war die Mure aber derart groß, daß ein Seitenarm auf das Plateau ausscherte, auf dem die Stadt Yungay lag. 18.000 Menschen wurden unter der Mure begraben und fanden den Tod. In der Folge

hat die Mure den Rio Santa vorübergehend gestaut und noch weit talab Schäden angerichtet. In der Abbildung 3 und 4 kann man die Ausdehnung der beiden Ereignisse von 1962 und 1970 sehen.

#### Die Entstehung und Entwicklung der Seen

Aus Luftbildern, die von 1970 und früher stammen, wurden 1987 alle Gletscher der peruanischen Anden inventarisiert (Ames et al.). 3044 Gletscher bedecken dabei 2041 km² Fläche, 722 davon 723 km² der Cordillera Blanca. Damit ist diese Gebirgsgruppe die bei weitem am stärksten vergletscherte in Peru, ja in den gesamten Tropen. Laut einer Bestandsaufnahme von 1980

(ONERN, 1980) gibt es in Peru 12.000 Seen, von denen rund 1000 im Departement Ancash liegen. Von diesen wiederum befinden sich rund 600 im Bereich der Cordillera Blanca. 422 Seen entwässern über die Flüsse Santa (419) und Pativilca (3) in den Pazifik, 185 über den Rio Marañon in den Atlantik. Ein Großteil der Seen in der Cordillera Blanca ist glazialen Ursprungs. Vorstoßende Gletscher haben am Untergrund Becken ausgeschürft und Moränenwälle aufgeworfen, und nach dem Rückzug der Gletscher stauten sich darin die Schmelzwasser zu

Seen. Einige dieser Seen liegen in Felsbecken (zum Beispiel Auguiscocha und Cullicocha), andere sind von Moränen gestaut (zum Beispiel die Laguna Tullparaju, Cuchillacocha und die Laguna Llaca im Osten von Huaraz). Wieder andere Seen wurden durch Bergstürze oder Murablagerungen aufgestaut. Typische Beispiele dafür sind die Laguna Querococha im Osten der Stadt Recuay, die von zwei Murschuttkegeln gestaut ist und die Laguna Llanganuco im Nordosten der Stadt Yungay, die von zwei Bergstürzen gestaut ist. In einigen Tälern der Cordillera Blanca weist die gestaffelte Lage mehrerer Seen auf die Geschichte der Gletscherschwankungen hin. Aus



sicherheitstechnischer Sicht sind jene Seen von größtem Interesse, die in direktem Kontakt mit Gletscherzungen und darüberliegenden Hängegletschern stehen.

Die meisten der Seen in der Cordillera Blanca sind

von Moränen gestaut, die, vor allem kurz nachdem sich der jeweilige Gletscher zurückgezogen hat, oft eine sehr geringe Festigkeit besitzen. Ein plötzliches Brechen dieser Moränen führt talab in der Regel zu großen Muren und Überflutungen. Dammbrüche dieser Art hat es bei den Seen Arteza (1938), Palcacocha (1941), Jancaruish (1950), Artesoncocha (1951), Millucocha (1952 und 1982) und Pacliashcocha (1997) gegeben. In den meisten Fällen geht die Bildung dieser Seen progressiv vor sich: Infolge starker Abschmelzung bilden sich zuerst kleine Seen und Tümpel auf der Oberfläche der sich zurückziehenden Gletscherzunge. Bei anhaltendem Schwund der Zungen, besonders wenn diese die Verbindung zu ihrem Nährgebiet verlieren, werden die Seen rasch größer und verbinden sich untereinander.

Die Phase, in der Gletscherreste, Toteis und immer größer werdende Seen hinter den Moränen gestaut sind, ist besonders gefährlich. Neben Eislawinen und Erdbeben kann das plötzliche Auftreiben von Eisblöcken und das Abschmelzen der Eiskerne in den Abb. 13: Die Arhuaycocha und der Nevado Pucahirca. Foto: Christoph Höbenreich Unten: Abb. 8: Die ausgebrochene Laguna Pacliashcocha im Jänner 1997. Foto: M.Z.L.





Moränen zum katastrophalen Ausbruch führen. Dieser Prozeß geht sehr schnell vor sich. So haben sich die Seen Safuna Alta und 514-A (Hualcán) binnen zehn bis fünfzehn Jahren von ersten Tümpeln auf den rückschreitenden Gletscherzungen zu Seen mit Längen von 500 beziehungsweise 930 m entwickelt. Als Beispiele sollen im folgenden die Fälle der Seen Yanarraju und Safuna Alta beschrieben werden, deren Entstehung gut dokumentiert ist.

#### Die Laguna de Yanarraju

Lage: 9° 07' 53'' südliche geographische Breite; 77° 27' 53" östliche geographische Länge; Höhe: 3919 m

Der Rückzug einer Zunge, deren Gletscher von der Ostflanke des Navado Contrahierbas herunterkommt, hat hier zur Bildung eines Sees geführt. Die Abbildungen 8 bis 10 stammen von Luftaufnahmen aus den Jahren 1948, 1962 und 1970 und zeigen deutlich die Entwicklung von Gletscherzunge und See. 1948 zeigten sich nur wenige Tümpel auf der Gletscheroberfläche, 1962, nur vierzehn Jahre später, hatte sich die Laguna Yanarraju mit einer Länge von rund 300 m gebildet und diese in den folgenden acht Jahren bis 1970 verdoppelt. 1972 wurden 660 m in der Länge, durchschnittlich 400 m in der Breite und 61 m maximale Tiefe gemessen und ein Wasservolumen von rund 7 Millionen m3 errechnet. 1997 (siehe Abbildung 11) war die ursprüngliche Gletscherzunge praktisch verschwunden, die Untergrenze des Hanggletschers ist weit vom See entfernt.

#### Die Laguna Safuna Alta

144

Lage: 8° 50' 13'' Süd; 77° 36' 45'' Ost. Der See liegt in 4290 m Höhe am Anfang des Tales, das vom Rio Quitarasca entwässert wird, im Nordwesten des Nevado Pucahirca. Er liegt im Bezirk Conopa in der Provinz Pomabamba im Departement Ancash.

Die Entstehung und Entwicklung des Sees und dessen Sanierung wurden vom damaligen Leiter der Comisión de Control de Lagunas de la Cordillera Blanca, Ingenieur Benjamin Morales, ausführlich beschrieben (Morales, 1966). Aus Luftbildern und den Beobachtungen bei Geländebegehungen können der Rückzug des Gletschers, der vom Nordgipfel des Nevado Pucahirca herunterzieht, und die damit verbundene Entstehung der Laguna Safuna Alta nachvollzogen werden. 1950 (Abb. 5) wies die stark schuttbedeckte Gletscherzunge eine moderate Neigung, bereits deutliche Vertiefungen und einzelne



kleine Seen an ihrer Oberfläche auf. Die Zunge wird von einem mächtigen Moränenbogen abgeschlossen, der an seiner Außenseite mit einer Neigung von fast 45° in die Laguna Safuna Baja eintaucht. Zwischen der Moränenkrone und dem Spiegel des unteren Sees liegen 150 Höhenmeter.

Das Luftbild von 1962 (Abbildung 6) zeigt folgende Veränderungen. An der orographisch rechten Seite ist die Gletscherzunge derart zurückgeschmolzen, daß sich dort ein See von 300 m Länge und 200 m Breite gebildet hat. Der See ist fast durchgehend von senkrechten, schutthaltigen Eiswänden begrenzt. Durch das Setzen der Gletscherzunge wird diese von der Stirnmoräne nun deutlich überragt.

1966 wird das Gebiet erstmals besucht. Die weiteren Veränderungen sind dramatisch:

Die Gletscherzunge reicht nur mehr im äußersten linken Teil bis zur Stirnmoräne. Der Rest der Zunge bricht in einer Breite von 300 m senkrecht in den See ab. Dieser hat sich in den letzten drei Jahren von einem kleinen See zu einer bedrohlichen Größe von fast 500 m Länge, rund 300 m Breite und circa 80 Abb. 14: Die Sicherungsmaßnahmen an der Cuchillacocha. Foto: Marco Zapata Luyo

m Tiefe verwandelt. Die Erosion des Eises durch den See trägt zum weiterhin beschleunigten Rückzug des Gletschers bei; auch die Innenseite der Stirnmoräne ist steiler geworden. Durch diesen undichten Wall entwässert die Laguna Safuna Alta direkt in die Laguna Safuna Baja. Der Gedanke an ein mögliches Erdbeben ließ die Situation in höchstem Maße bedrohlich erscheinen. Besonders bedroht waren die Kraftwerksanlagen im Cañon del Pato.

1967 beginnt eine Reihe von Untersuchungen und ersten Sicherungsarbeiten. Die genaue Vermessung des Sees ergibt ein gestautes Wasservolumen von 5 Millionen m3. Als erste und provisorische Sicherungsmaßnahme wird ein Tunnel in Höhe des aktuellen Seespiegels durch die Moräne gegraben, um ein eventuelles Ansteigen des Wassers und des damit verbundenen Druckes auf die Moräne zu verhindern. Zusammen mit der französischen Beratungsfirma Coyne & Bellier haben die Mitarbeiter der Kommission einen 112 m langen, 2,4 m hohen, 1,5 m breiten und 3 bis 5 % geneigten Stollen durch die Moräne geschlagen und dessen Innenwände mit Beton verkleidet. Im April 1970 war der Tunnel fertig, wenige Wochen später, am 31. Mai, hat ihn das schwere Erdbeben (siehe Bergsturzmure vom Huascarán Norte auf Yungay) stark beschädigt. Der Seespiegel der Laguna Safuna Alta hatte sich durch plötzlich beschleunigte Versickerung in den unteren See um 38,5 Meter gesenkt. Die Gletscherzunge zerbarst und große Eisbrocken schwammen im See auf (Abbildung 7).

1973 wurde ein zweiter Tunnel fertiggestellt, der die Moräne in ihrem orographisch linken Teil 10 m über der aktuellen Wasseroberfläche durchstieß. Die Laguna Safuna Alta hatte zu diesem Zeitpunkt eine Länge von 376 m, eine durchschnittliche Breite von 180 m und mit einer maximalen Tiefe von 98 m ein Gesamtwasservolumen von etwas mehr als 2 Millionen m3. Der Gletscher reichte immer noch in den See. 1977 war der See rund 800 m lang geworden, aber der Spiegel war 10 m unter der Tunnelfassung geblieben. Die Zunge kalbte immer noch in den See, dessen Moränendamm aber stabil genug war, um durch den Eisabbruch entstehenden Wellen standhalten zu können. Auch die Gefahr von Eislawinen war durch den starken Gletscherschwund nicht mehr gegeben. Trotzdem sind immer noch regelmäßige Beobachtungen notwendig, um eventuell neu entstehenden Gefahren vorbeugen zu können.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

#### Sicherungsmaßnahmen

Im Gegensatz zu Erdbeben und Eislawinen ist es bei Seen durchaus möglich, vorbeugende Sicherungsmaßnahmen zu setzen. Seit 1942, als die Comisión de Control de Lagunas de la Cordillera Blanca ihre Arbeit begonnen hat, wurden an insgesamt 34 Seen Ablaßund Sicherheitsbauwerke errichtet. Dabei wurden, je nach Erfordernis, verschiedene Methoden angewandt. Eine Möglichkeit ist das Durchbrechen der Moräne an ihrer Stirn. Dies ist zwar der bautechnisch einfachste Eingriff, er erfordert aber besondere Vorsicht. Bricht der Damm während der Arbeiten unkontrolliert, ist der Schaden unter Umständen gleich groß wie bei einem natürlichen Bruch. Die Arbeiten können daher nur unter trockenen Bedingungen erfolgen, das heißt, der Seespiegel muß vorher abgesenkt werden. Dies erfolgt mithilfe von Rohren unter Anwendung des hydraulischen Heberprinzips. Ist der Damm durchbrochen, muß die Bearbeitung der Böschungen im neu entstandenen Durchlaß mit großer Sorgfalt erfolgen. Der Einlaß in die künstliche Abflußrinne muß dann äußerst vorsichtig geschehen. Mit dieser Methode ist es gelungen, den Großteil der gefährlichen Seen in der Cordillera Blanca zu entschärfen. Der Wasserspiegel wurde oft bis zu 20 m abgesenkt. Beispiele für diese Art der Sanierung sind die Arbeiten an den Seen Pucarranracocha, Cayesh, Llullacocha und Cochca.

In einigen Fällen war dieses Durchbrechen des Moränendamms und das Absenken des Seespiegels nur eine vorläufige Maßnahme. Blieb die Gefahr von Eisstürzen in den See bestehen, die durch starke Wellenbildung nach wie vor die Stabilität des Moränendamms bedrohten, dann wurde zum Beispiel ein Ablaßrohr in den Einschnitt eingesetzt und der Damm darüber wieder aufgeschüttet (Abb. 14, Cuchillacocha).

Bei einerseits ungünstigen Bedingungen an der Moräne und andererseits guten Gesteinsbedingungen wurden durch das anstehende Gestein Tunnel gesprengt, um dadurch den Wasserspiegel des Sees zu senken. Das umfangreichste derartige Bauwerk wurde am größten der Cordillera-Blanca-Seen, der Laguna Parón angewandt. Die Laguna Parón ist 3,3 km lang, bis zu 600 m breit und bis zu 67,5 m tief und faßt damit ein Volumen von fast 72 Millionen m3. Dieser See ist durch eine besonders spektakuläre Moräne gestaut. Um der Gefahr eines Bruches vorzubeugen, hat man einen 1243 m langen Tunnel 41 m unter dem vorherigen Wasserspiegel durch das Granodiritgestein getrieben, der mit einem entsprechenden Regelwerk versehen wurde. Ein plötzliches Öffnen dieses Tunnels hätte nämlich unter dem mächtigen hydrostatischen Druck einer 41 m hohen Wassersäule katastrophale Folgen gehabt. Mit dem Tunnelbau ist zweierlei erzielt worden: zum einen wurde der See vor einem plötzlichen Ausbruch gesichert, andererseits kann der Abfluß jahreszeitlich reguliert werden, was dem Kraftwerk im Cañon del Pato vor allem in der Trockenzeit zugute kommt. Abbildungen 11 und 12 zeigen den Grundplan der Arbeiten an der Laguna Parón. Nach Fertigstellung des Tunnels wurden zuerst rund 80 % des Wasservolumens abgelassen, um die Innenseite der Moräne auf ihre Stabilität zu untersuchen und um Warnsysteme installieren zu können.

Auch an der Laguna 513A unterhalb des Hualcán-Gipfels mußten nach dem Durchbrechen der Moräne weitere Arbeiten durchgeführt werden. Hier hat man, um dem großen Druck bei einem plötzlichen Öffnen des endgültigen Tunnels vorzubeugen, das Wasser durch vier übereinanderliegende Tunnels schrittweise abgelassen. Dabei wurden mehr als 4 Millionen m³ Wasser abgelassen. Damit war die ständige Bedrohung für das Dorf Hualcán und die Stadt Carhuaz gebannt.

An einigen Seen galt es aber auch nur, einem eventuellen Anstieg des Wasserspiegels vorzubeugen. So wurde zum Beispiel an der Laguna Cullicocha 1951

ein Tunnel auf Seespiegelnivaeu durch das seitliche Gestein getrieben. Dieser wurde 1992 mit einem Schieber versehen, so daß auch hier, wie in Parón, der jahreszeitliche Abfluß reguliert werden kann.

Übersetzt von Ingrid Schneider; bearbeitet von Georg Kaser

#### Queller

Alba A. (1969), Los Huaycos y Aluviones en Ancash. Diario «El Departamento», Huaraz, 07 de Marzo.

Ames. A./Francou B. (1995), Cordillera Blanca Glaciares en la Historia. Boletin del Instituto Frances de Estudios Andinos. C.P,S. – Electroperú S.A. – Ingeomin – Ingemmethidrandina.

S.A. (1970-1997). Informes internos del Archivo Tecnico de la Unidad de Glaciología y Seguridad de lagunas.

Dollfus O. / Penaherrera C. (1962), Informe de la Comision Peruana de Geomorfologia Sobre la Catastrofe Ocurrida en el Callejon de Huaylas, el 10 de Enero de 1962. Boletin de la Sociedad Geografica de Lima.

Ericksen G. / Plafker G (1970), Informe Preliminar de los Eventos Asociados con el Terremoto del Peru Ocurrido el 31 de Mayo de 1970. Revista Peruana de Andinismo y Glaciología, N° 9.

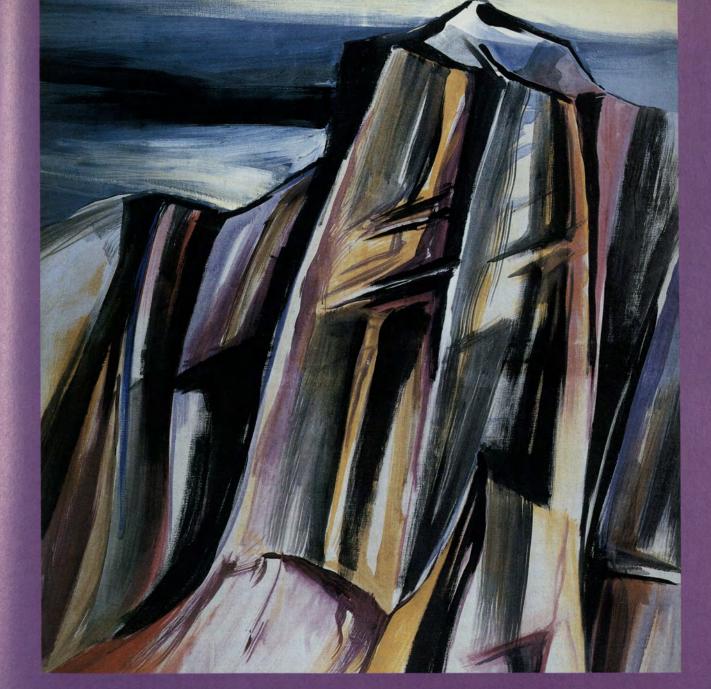
Hidroservice-Electroperú S.A.(1984), Estudio Integral para el Aprovechamiento de la Cuensa del Rio Santa. Anexo H.

Gabulle H. / Zapata M. (1994), Inventario de Lagunas del Departamento de Ancash.

Morales B. (1966), Estudio de la Evolusion de la Lengua Glaciar Pucahirca y de la Laguna Safuna. Revista Peruana de Andinismo y Glaciologia, N° 8.

Portocarrero C. (1995), Cordillera Blanca Glaciares en la Historia. Boletin del Instituto Frances de Estudios Andinos.

Reynolds J. (1989), Hazard assessment in the Callejon de Huaylas, Cordillera Blanca, Peru.



«Die Kenntnis der Berge in ästhetischer Hinsicht»

## Kunst und Literatur

Alfred Tamerl Nino Malfatti Anton Holzer Walter Wagner Jürgen Winkler Andrew Greig Heinz Zak Leopold Ganzer Heinrich Klier Stefan Kranebitter

# Wie das Land Tirol nach Chicago kam

Michael Zeno Diemer, ein vergessener Maler der Tiroler Berge. Von Alfred Tamerl

JEDES JAHR BESUCHEN um die 200.000 Menschen das «Riesenrundgemälde» an der Kettenbrücke in Innsbruck, das die dritte Bergiselschlacht des Jahres 1809 darstellt. Kaum jemand wird sich der verblüffenden Illusion verschließen, die dieses mehr als 1000 m² große Panorama dem Betrachter vermittelt. Und selbst jene, die Schlachtenbilder ablehnen, können sich dem Reiz der wirklichkeitsgetreu gemalten Landschaft nicht entziehen. Unwillkürlich stellt sich der Besucher die Frage, wer dieses überdimensionale Rundgemälde geschaffen hat, welchen Platz dieser Künstler in seiner Zeit einnahm und wie wir ihn heute sehen müssen.

Wer also war Michael Zeno Diemer, der 1895/96 in nur wenigen Monaten zusammen mit vier Kollegen dieses monumentale Gemälde schuf? Scheinbar mühelos bewältigte er die Gesetze der Perspektive, ohne die keine Illusion zu erzeugen ist. Mit unglaublicher Akribie gibt er das kriegerische Geschehen wieder. Jedes Detail entspricht der Überlieferung. Auch die Stadt Innsbruck präsentiert sich so, wie sie 1809 ausgesehen hat. Auf diesem Bild ist jeder auf dem richtigen Platz, jede Tracht, jedes Requisit stimmt, die Porträts der Hauptakteure sind nach den historischen Vorlagen gestaltet.

Das alles wäre aber ohne die großartige Gebirgskulisse nichts. Bei genauer Betrachtung erkennt man, daß die Landschaft die eigentliche Qualität des Gemäldes ausmacht. Auch hier zeichnet sich der Maler durch seine präzise Wirklichkeitserfassung aus. Der versierte Alpinist wird feststellen, daß die Berge mit ihren charakteristischen Merkmalen erfaßt sind und daß keine Zacke fehlt. Trotz dieses fotografischen Realismus gelang es dem Künstler zudem, alle Einzelheiten zu einem Ganzen zusammenzufügen. Innsbruck am Abend des 13. August 1809 steht glaubhaft vor unseren Augen. Michael Zeno Diemer hatte die seltene Gabe, Landschaften zu porträtieren. Er berücksichtigte die geologische Beschaffenheit ebenso

wie die wechselnden Stimmungen, die sich durch die Witterung und die Jahreszeiten ergeben. Wie sein berühmter Kollege Edward Theodore Compton, der Bergmaler schlechthin, brachte er die Wissenschaft mit der Kunst in Einklang. Das ist heute nicht mehr gefragt. Kunst und Wissenschaft gehen längst getrennte Wege. Am ehesten treffen sie sich im Film und in der Computeranimation.

Wer Genaueres über Michael Zeno Diemer erfahren will, muß lange suchen. Es gibt keine Monographie, kein Werk, das eine Gesamtschau bietet. Der Brockhaus kennt nicht einmal den Namen, und die Encyclopedia Britannica bietet an entlegener Stelle ein briefmarkengroßes Schwarzweißbild von einem römischen Aquädukt, die Reproduktion eines Gemäldes, das Diemer 1914 für das Deutsche Museum in München malte. Das Wenige, das man über Michael Zeno Diemer findet, ist verstreut und führt nur selten über Lapidares hinaus. Er wurde 1867 in München geboren, er erhielt den Ehrentitel eines bayerisch-königlichen Professors, er malte Bergpanoramen, er starb 1939 in Oberammergau.

Seit kurzem gibt es eine Seite über das Innsbrucker Rundgemälde im Internet. Hier findet man einige einschlägige Hinweise und Bilder, die der Oberländer Künstler Willi Pechtl zur Verfügung gestellt hat. Willi Pechtl verfolgt seit Jahren die Spuren des fast vergessenen Malers, der bereits vor 1900 Werbung für Tirol machte und der an der Entstehung des modernen Tourismus in Tirol maßgeblich beteiligt war. Diemer erhielt 1895 den Auftrag für das Riesenrundgemälde in Innsbruck, weil er bereits 1892/93 ein ähnliches Großprojekt bewältigen konnte. Mit einem Kollegen, dem Schweizer Alpenmaler Hans Beat Wieland, gestaltete er für den Tiroler Fremdenverkehrsverband das Riesendiorama der Wildspitze, das die beiden Künstler auf der Weltausstellung in Chicago unter großem Beifall präsentierten.

Vorige Seite: Leopold Ganzer, 07/83/13, Acryl auf Leinwand, 170x200 cm. © VBK

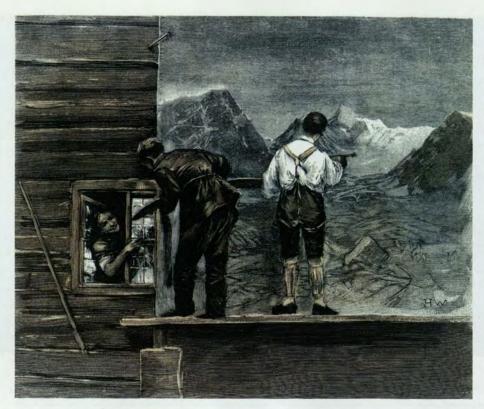


Michael Zeno Diemer und Hans Beat Wieland: Großglockner. Öl auf Leinwand 95,5 x 210 cm, 1891. Der Entwurf für das nicht ausgeführte Großglockner-Panorama. Alpenverein-Museum Innsbruck. Es ging zugrunde wie vieles, das Diemer geschaffen hat. Durch mehrere glückliche Zufälle ist das Bergiselpanorama erhalten geblieben.

#### Berge und Wasser

Obwohl Diemer neben der Bergiselschlacht zwei weitere Schlachtenpanoramen malte und an einem vierten mitarbeitete, war dieses Genre nicht sein eigentliches Gebiet. Aus seinen Aufzeichnungen, die er kurz vor seinem Tod vollendete und in denen er die Stationen seines Lebens bis zum Jahre 1904 schildert, geht hervor, daß es für ihn im Grunde nur ein Thema gab, das ihn fesselte: die Landschaft, vor allem Gebirge und Wasser. Als der Unternehmer Eckstein 1895 bei Diemer zwei Schlachten des Jahres 1870 (Orléans und Bazeilles bei Sedan) für das Panoramagebäude auf der Theresienhöhe in München in Auftrag gab, hat der Künstler zuerst gezögert, das verlockende Angebot anzunehmen. Er «schleppte» den Fabrikanten dann ins Münchner Bürgerbräu, wo zum 25jährigen Jubiläum des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins die Gebirgsdioramen von E. Th. Compton zu sehen waren. Eckstein ließ sich aber nicht davon überzeugen, daß ein Alpenpanorama publikumswirksamer sein würde als ein patriotisches Thema. Diemer fügte sich gegen sein Naturell den Wünschen des Lederfabrikanten, der mehr als zwölf Panoramen besaß und möglichst hohe Einnahmen erzielen wollte und dem die Kunst nicht so wichtig war. Diemer vermerkt dazu in seinen Erinnerungen: «Ich hatte zwar im Leben noch keine Soldaten und keine Kanonen gemalt und zögerte etwas mit der Zusage. Eckstein aber meinte: Sie könne des schon, man hat mir erzählt, Sie könnet alles...» Diemer fand das Lob übertrieben, aber er wies es nicht zurück. Er war Optimist. Er liebte es, Herausforderungen anzunehmen. Da er zudem sich und seine mehrköpfige Familie vom Malen erhalten mußte, durfte er nicht wählerisch sein. Er scheute nicht davor zurück, ein und dasselbe Motiv zu wiederholen, wenn es erwünscht war. Er lieferte zahllose Vorlagen für Illustrationen in Zeitschriften, er malte für den Ottmar Zieher Verlag in München allein 500 Motive für Postkarten, er gestaltete Schautafeln für Schulen, Dioramen für Ausstellungen und Museen, Werbegraphiken und Reliefkarten. Kein Format war ihm unmöglich, und er nahm es hin, daß Händler die Preise seiner Bilder drückten. Aus seinem Tagebuch geht hervor, daß er zwischen 1923 und 1930 im Durchschnitt drei bis vier Gemälde pro Woche an Kunsthandlungen lieferte. Und trotz alledem fand er noch Zeit, Sonntag für Sonntag im Kirchenorchester als Komponist, Dirigent, Instrumentalist oder Sänger mitzuwirken.

Diemers Gemälde waren gefragt. Sie ebneten ihm den Weg zu bedeutenden Persönlichkeiten wie Graf



«Malen bei der Hütte.» Diemer und Wieland arbeiten (mit kleinen Unterbrechungen) an der Ölskizze für das Pitztal-Panorama, in Mittelberg. Zeppelin, der ihn beauftragte, seine Luftschiffe abzubilden.

#### Herkunft und Jugendjahre

Michael Zeno Diemer kam aus bescheidenen Verhältnissen, und er hatte nur Volksschulbildung. Es ist bezeichnend für ihn, daß er seine Herkunft nie verleugnete, ja er war geradezu stolz darauf, daß er sich aus eigener Kraft emporgearbeitet hatte.

Die Diemers stammten väterlicherseits aus Oberammergau. Der Großvater betrieb dort eine Gerberei. Er war musikalisch und wirkte jahrelang als Chorführer bei den Oberammergauer Passionsspielen. Der Vater besuchte die Lateinschule. Man schickte ihn 1848 nach Amerika, wo er für einen Verwandten, den Schnitzwarenverleger Eduard Lang, neue Absatzmöglichkeiten ausfindig machen sollte. Dem jungen Mann ging es in der Neuen Welt schlecht. Er schlug sich als Hauslehrer, Koch, Schneidergehilfe und Erdarbeiter durch. Nach seiner Rückkehr nahm er die Stelle eines Hauslehrers in einer Münchner Bankiersfamilie an, heiratete eine Lehrerstochter und brachte es durch seine Tätigkeit zu einigem Wohlstand. Michael Zeno Diemer wurde 1867 in München geboren, als fünftes von insgesamt sieben Kindern. Vier starben an den damals noch weit verbreiteten Kinderkrankheiten.

Die Diemers wohnten in der Schleißheimer Straße Nr. 11, in einem alten Haus, dessen Ankauf der Bankier seinem Hauslehrer ermöglicht hatte. Die Gegend war damals noch wenig verbaut und hatte ländlichen Charakter, bis Joseph Diemer, so hieß der Vater des Künstlers, auf die Idee kam, auf seinem Grundstück Miethäuser zu errichten. Die neu entstandene Straße benannte er nach seinem Lieblingsmaler Karl Rottmann. M. Zeno Diener erinnert sich: «Der Bau der Rottmannstraße war jahrelang mit unserem Kinderleben verbunden. Viel standen wir bei den Maurern auf den Gerüsten, oder unten bei den Mörtelpfannen und Zimmerplätzen. Die Pläne zu den Häusern machte Papa selbst, er liebte eigenartige Formen, etwas romantisch angehaucht, aber meist sehr wohnlich. Die villenartigen

Häuser in der stillen Straße fanden Beifall und waren alle schnell vermietet.»

Die anfangs vielversprechende Sache mit den Häusern endete 1880 im finanziellen Ruin. Innerhalb eines Jahres verlor Joseph Diemer nicht nur die neuerbauten Villen, sondern auch sein Wohnhaus. Die Familie zog zu Verwandten nach Oberammergau, wo Joseph Diemer eine Bierwirtschaft eröffnete. Michael Zeno tünchte das Lokal, holte mit dem Leiterwagen die Bierfässer von nahen Brauhaus, während Lucie, seine Schwester, bediente. Um Gäste anzulocken, brachte man selbst verfaßte Theaterstücke zur Aufführung. Der Vater schrieb die Texte, der Sohn malte die Dekorationen.

Diemer besuchte bis zu seinem dreizehnten Lebensjahr die Volksschule und wurde danach ein Jahr lang
von seinem Vater in Latein und Geschichte unterrichtet. Er vermerkt dazu in seinen Erinnerungen,
daß ihm sein Vater das «zeitraubende Studium des
Gymnasiums erspart» habe. Zuerst wußte der
Vierzehnjährige nicht, ob er Musiker oder Maler
werden sollte. Er entschied sich schließlich für letzteres. Benedikt Lang, Bildhauer in Oberammergau,
brachte ihm die ersten Grundbegriffe bei, unter
anderem den Umgang mit der Leimfarbe, was ihm
später bei der Gestaltung der großen Dioramen und
Panoramen zugute kam. In einem Privatkurs erlernte

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

er das Figurenzeichnen, gleichzeitig absolvierte er die Malerlehre in einer Münchner Dekorationsfirma. Im Laufe der 80er Jahre vervollkommnete Diemer seine Kenntnisse bei Johannes Zwink in Oberammergau. Als Geselle hat er an der Ausgestaltung des Schlosses Linderhof mitgewirkt. Er erledigte dort aber hauptsächlich gewöhnliche Malerarbeiten. Er strich Wände und Gartenzäune, lackierte Badewannen, eine etwas anspruchsvollere Aufgabe war die Bemalung des Seebodens bei Hundings Hütte. In diese Zeit fallen Diemers erste Bergtouren. «Zum ersten Mal war ich ins Hochgebirge gekommen, hatte die Nordwand der Kreuzspitze gesehen, die herrlichen Geierköpfe und im Neualpgries zum ersten Mal meinen Fuß auf Tiroler Boden gesetzt», schreibt Diemer über diesen Lebensabschnitt. «Nun wußte ich, daß Berge und Felsen einmal die Lieblingsentwürfe für meine Bilder werden sollten.» Die Liebe zu den Bergen führte ihn schließlich noch vor der Jahrhundertwende nach Tirol.

Diemer erhielt zuerst bescheidene Aufträge. Er pinselte ein Gedicht auf eine Tafel, die beim Begräbnis eines Geistlichen mitgetragen wurde, er überraschte eine Försterin mit einer originellen Schlafzimmerdekoration, er schmückte ein Privathaus mit Fresken und malte einen Architekturschluß für eine Szene der Oberammergauer Passionsspiele. Er besuchte





llungen im Münchner Michael Zeno auf den jungen Maler Diemer, seemännisch.

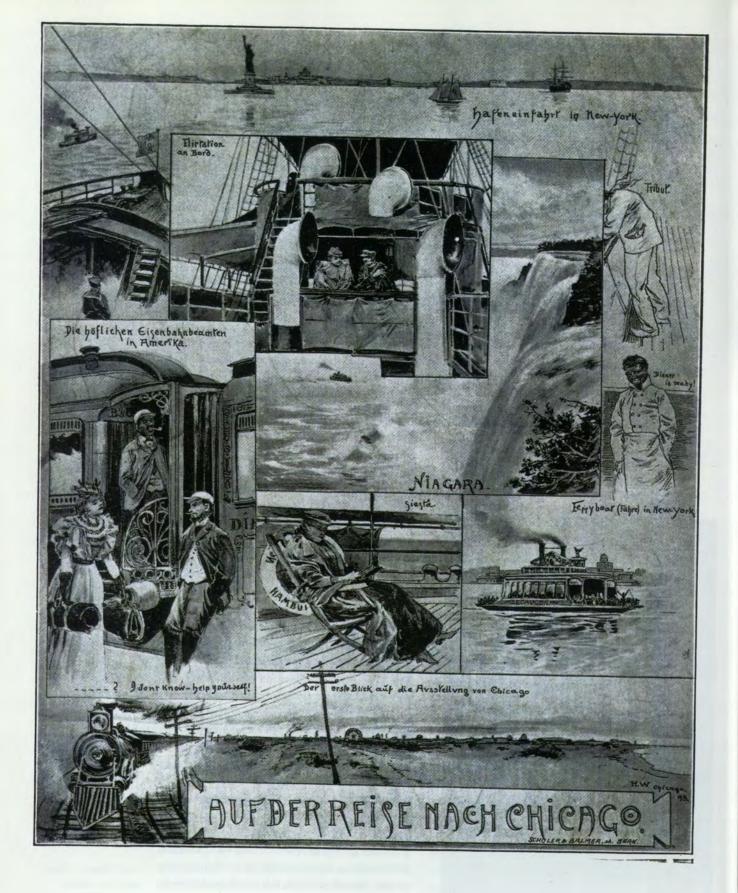
damals regelmäßig die Ausstellungen im Münchner Glaspalast. Großen Eindruck auf den jungen Maler machten die theatralischen Historienbilder der Münchner Akademieprofessoren, vor allem «Hofers Todesgang» von Franz Defregger.

#### Hermine von Hillern

Der junge Malergeselle war vielseitig interessiert. Er komponierte unter anderem ein längeres Singspiel das im Theatersaal des Ortes zur Aufführung gebracht werden sollte. Oberammergau entwickelte sich damals zu einem aufstrebenden Fremdenverkehrsort, dessen Hauptattraktion die Passionsspiele waren. Namhafte Leute verbrachten hier die Sommerfrische, und so ließ sich der Bürgermeister nicht darauf ein, daß ein junger Möchtegern den Ruf des Ortes durch ein blamables Theaterstück in Gefahr brachte. Er verbot also kurzerhand das Singspiel, das den harmlosen Titel «Die Zauberamsel» trug, und drohte, die Polizei einzuschalten, wenn sich der junge Diemer nicht an das Aufführungsverbot halten sollte. Da trat die Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern auf den Plan. Es handelt sich um die Verfasserin des damaligen Bestsellers «Die Geierwally», in dem die erfolgreiche Autorin das Leben der Lechtaler Malerin Anna Stainer-Knittel nach ihrem und dem Geschmack der Zeit vermarktete.

Frau von Hillern erfuhr von der Geschichte, und nachdem sie einen Blick ins Textbuch des Singspiels geworfen hatte, überzeugte sie den Bürgermeister von der Unschädlichkeit der «Zauberamsel», die dann schließlich erfolgreich über die Bühne ging. Im Publikum saß Hermine von Hillern, die Tochter der Schriftstellerin. Hermine faßte eine tiefe Zuneigung zu dem Siebzehnjährigen, der den Anschluß an die höhere Gesellschaft zu schätzen wußte.

Das Ehepaar Diemer mit Sohn Franz Zeno, 1890/91.





Das «Tyrolerhaus» wurde erst auf der Weltausstellung in Chicago zusammengebaut. Diemer malte die Bilder an Ort und Stelle; Wieland fertigte den Pflanzenschmuck an.

Links: Bericht von der großen Reise, von Hans Beat Wieland aufgezeichnet. Diemer wurde zum Tee bei Mutter geladen. Die Schriftstellerin, die auf Etikette hielt, hatte vor, sich in Oberammergau einen Sommersitz zu erbauen. Sie empfing den jungen Mann huldvoll, und als sie hörte, daß er die Absicht hatte, in München Malerei zu studieren, stattete sie ihn mit Empfehlungen an Künstler ihres weiten Bekanntenkreises aus und hatte, nachdem die Professoren der Akademie dem jungen Mann künstlerisches Talent bescheinigt hatten, nichts gegen eine Verbindung mit ihrer Tochter. Diemer erhielt seinen ersten größeren Auftrag, für den er auch ordentlich bezahlt wurde: Er stattete den Salon seiner Schwiegermutter mit wandfüllenden Landschaftsbildern aus, die das Ammertal mit Blick auf die Geierköpfe zeigten. Wilhelmine war gehbehindert, aber sie schwärmte für die Berge und für die Schicksale der Alpenbewohner.

Betrachten wir die alten Fotografien, so fällt auf, daß Hermine von Hillern und M. Zeno Diemer ein ungleiches Paar gewesen sind. Hermine war nicht nur um acht Jahre älter als Diemer – er brauchte für seine Vermählung die Zustimmung des Vormunds – sie überragte ihn auch an Körpergröße und vermutlich auch an Bildung. Sie hatte wie ihre Mutter schriftstellerische Ambitionen, identifizierte sich aber ganz mit der Rolle der Ehefrau und Mutter. Sie konvertierte ihrem Mann zuliebe zum Katholizismus und widmete sich vorbildlich der Erziehung der sieben Kinder. Sie klagte nie, war aber oft mißgestimmt, da sie ihre eigenen künstlerischen Pläne nicht zur Ausführung bringen konnte.

#### Albin Egger-Lienz

Diemer meldete sich in München beim Akademieprofessor Gabriel von Hackl, legte diesem seine Zeichnungen vor und wurde zur Aufnahmsprüfung (1884) an die Akademie zugelassen. Danach begann der Kurs im Antikensaal, wo die angehenden Studenten unter der Leitung der Professoren Gabriel von Hackl und Karl Raupp Gipsfiguren zeichneten, was die jungen Leute als lästige Pflichtübung empfanden. Gleich in der ersten Stunde machte Diemer die Bekanntschaft eines Tirolers, die sehr bald zur Freundschaft wurde. Diemer erinnert sich:

»Mit einem bespannten Papierrahmen und einigen Zeichenkohlen bewaffnet, betraten wir ehrfurchtsvoll den Antikensaal, und jeder suchte sich ein Objekt. Ich fand vor dem dornausziehenden Knaben noch einen Platz. Rechts neben mir zeichnete vor der Medicäischen Venus ein junger Mann, der sofort meine Zuneigung fand, weil er mit seiner kurzen dicken Lederjoppe und seinem altmodischen Regenschirm, den er als Malstock benutzte, den unverkennbaren Eindruck eines Gebirgssohnes machte. Wir lernten uns am ersten Tag kennen und blieben treue Freunde, 44 Jahre lang – es war Albin Egger-Lienz.»

Egger stand unter der Protektion seines berühmten Landsmannes Franz Defregger, der ihn und Diemer nachhaltig beeinflußte. Die beiden Freunde schwärmten für dieselben künstlerischen Vorbilder, sie besuchten gemeinsam die Künstlerfeste und unternahmen zusammen zahlreiche Bergtouren. Egger schrieb Gedichte, Diemer komponierte, und sie planten ein Gemeinschaftswerk, zu dem Egger die Worte und Diemer die Musik liefern sollte.

1885 wurden Diemer und Egger in die Naturklasse ihres Lehrers Gabriel von Hackl aufgenommen. Das bedeutete Zeichnen und Malen in freier Natur. Unter den 35 Studenten dieses Kurses war auch der Schweizer Wilhelm Balmer, der Diemer mit Hans Beat Wieland bekannt machte. Die Ergebnisse der Naturklasse wurden prämiert. Die Unbegabten schieden aus, Egger erhielt eine Bronzemedaille und Diemer eine Belobigung. 1886 trat Diemer in den Akademischen Komponierverein ein, den Alexander von Liezen-Mayer leitete. Aus dieser Zeit stammt die Bekanntschaft mit dem Tiroler Maler Franz Burger (1857-1940), der Diemer bei zwei Schlachtenpanoramen wertvolle Dienste leistete. Ihm verdanken wir die historisch richtige Wiedergabe der Stadt Innsbruck auf dem Bergiselpanorma.

Was die Ausbildung betrifft, ging Egger ab 1886



eigene Wege. Die Freunde trafen sich aber in den Ferien, und Egger verbrachte viel Zeit in Oberammergau. Sie begeisterten sich für die Gebirgslandschaften Leopold Rottmanns (1812-1881) und teilten die Verehrung für den unglücklichen König Ludwig II., dessen Tod damals große Sympathiekundgebungen hervorrief. Egger-Lienz verfaßte ein Gedicht auf den verstorbenen König. Nach der Heirat Diemers mit Hermine von Hillern (1887) war Egger im Hause des jungen Ehepaares stets ein gern gesehener Gast. Den Kindern der beiden war er ein Begriff. «Von den Kollegen meines Vaters, die in unser Haus kamen, sind besonders seine zwei Freunde Albin Egger-Lienz und Hans Beatus Wieland zu nennen [...] Egger lebte bis gegen die Jahrhundertwende (1899) als Junggeselle in München und kam viel zu uns. Uns gefiel die kräftige Tiroler Aussprache seines sonst so korrekten Hochdeutsch. Nach seinem Weggang von München kam er nur mehr ab und zu auf Durchreise zu uns.» (Franz Diemer, ältester Sohn von M. Zeno Diemer)

#### Die Tiroler Berge - Hans Beat Wieland

Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es in Tirol nur wenige, die erkannten, daß der Fremdenverkehr für die Wirtschaft neue Perspektiven eröffnete. Die Politiker waren der Meinung, daß es sich hier um eine Privatsache der Wirte und Verschönerungsvereine handle. So kam es erst nach 1880 zur Gründung entsprechender öffentlicher Einrichtungen. Die erste Organisation dieser Art ent-

stand 1889 in Innsbruck. Sie trug den umständlichen Titel «Gemeinderätliche Kommission zur Hebung des Fremdenverkehrs in Innsbruck», später kurz «Städtische Verkehrssektion» genannt. Ihr Leiter Dr. Anton Kofler begründete den modernen Tiroler Tourismus. Trotz der Querschüsse der konservativen Politiker gelang es ihm, für den Verein öffentliche Gelder aufzutreiben.

Der Landesverband entstand 1890. Kofler unterteilte ihn nach dem Vorbild des Alpenvereins in Sektionen, was sich als günstig erwies. 1891 wurde das Zentralbüro eingerichtet, dessen Leitung dem Schriftsteller und Zeitungsherausgeber Josef Calasanz Platter anvertraut wurde. Platter hielt es für wichtig, Schriftsteller und Künstler für die Herstellung von Werbematerial zu gewinnen.

Der Tiroler Verein entwickelte gleich in den ersten Jahren seines Bestehens rege Aktivitäten, und die Verantwortlichen waren der Meinung, daß der Verband auf den großen internationalen Industriemessen vertreten sein sollte. Es war Koflers Idee, auf der Weltausstellung in Chicago (1893) mit einem Diorama für Tirol zu werben.

Diemer hatte eben sein Münchner Atelier von der Tannstraße nach Schwabing verlegt, als er 1892 von den Plänen des Tiroler Fremdenverkehrsverbandes erfuhr. Der Kunsthändler J. Littauer gab in Tirol eine Empfehlung für Diemer ab, der im Jahr zuvor bereits für die «deutsche» Ausstellung in London 1891 Dioramen gemalt hatte. Diemer war sofort an der Sache interessiert, als feststand, daß das Werbe-

Selbst eine hervorragende Fotografie kann den grandiosen Eindruck nur annähernd wiedergeben, den das Bergisel-Panorama auf den Betrachter macht. Es hat wie durch ein Wunder die Zeiten heil überstanden, wurde vor einigen Jahren restauriert und ist in voller Pracht und Herrlichkeit an der Kettenbrücke im Innsbrucker Stadtteil Saggen zu besichtigen. Hier sieht man das Panorama, aus dem Rund in die Ebene gestreckt, in zwei Teilen. Foto: Arno Gisinger, Montage: Niko Hofinger

bild eine Hochgebirgslandschaft darstellen sollte. Er suchte umgehend einen Malerkollegen, der bereit war, sich an dem Großprojekt zu beteiligen. Seit der Zeit auf der Akademie war er mit dem unternehmungslustigen gleichaltrigen Schweizer Hans Beat Wieland (1867–1945) befreundet, der sich sofort für die abenteuerliche Malexpedition in das Tiroler Hochgebirge begeistern ließ.

Die beiden reisten nach Innsbruck, stellten sich den Vertretern des Tiroler Fremdenverkehrsverbandes vor und wurden aufgefordert, ihren Entwurf auf der Sitzung in Salzburg vorzulegen. Da geplant war, daß sich alle österreichischen Alpenländer an der Werbeaktion in Chicago beteiligen sollten, durfte das Werbebild kein rein tirolisches Motiv sein. So wählten Diemer und Wieland den Großglockner und fertigten ein Modell aus Pappe an. Der Beschauer blickte durch die Bögen eines Kreuzganges auf den «im Morgenglühen aufleuchtenden» Berggipfel.

Die Malerfreunde brachten ihr Modell zum festgesetzten Termin nach Salzburg. Der Entwurf fand allerdings nicht die erhoffte Zustimmung der Delegierten. Auch Diemers Hinweis, daß er für London schon etwas Ähnliches gemalt habe, beeindruckte die Herren nicht. Sie gingen im Streit auseinander. Für sie war der Großglockner zu tirolbezogen. Dr. Anton Kofler vom Tiroler Landesverband verließ wütend die Sitzung und beschloß ohne Umschweife, die Sache allein in die Hand zu nehmen.

Diemer und Wieland erhielten von ihm den Auftrag, einen neuen Entwurf einzureichen. Es stand den beiden Malern frei, selbst ein Tiroler Bergmotiv zu wählen. Es sollte nur irgendwo in der Mitte des Landes liegen. Es gab eine weitere Bedingung: Diemer und Wieland mußten sich verpflichten, zuerst eine fünf Meter lange Ölskizze vorzulegen. Diese sollte in Innsbruck öffentlich gezeigt werden.

Anfangs Juni 1892 brachen die beiden Freunde nach Tirol auf, um ein geeignetes Motiv zu suchen. Sie entschieden sich für das Pitztal. Sie wanderten zum Taschachferner hinauf, sie bestiegen mehrere Gipfel und kehrten über das Kaunertal zurück. Die Wahl fiel schließlich auf die Wildspitze. Im selben Jahr sollte die Braunschweiger Hütte eröffnet werden, und so bot sich dieser Standpunkt als besonders günstig für die Expedition an. Diemer brachte das Malzeug nach Mittelberg, und Wieland kam acht Tage später nach.

Das Pitztal war damals verkehrsmäßig noch kaum erschlossen. Die Fahrstraße endete in Wenns, der Weg ins hintere Tal war ein schmaler holpriger Karrenweg, auf dem Fuhrwerke dauernd in Gefahr waren umzustürzen. Diemer und Wieland quartierten sich in Mittelberg ein. Diemer schreibt dazu: «Das Arbeiten in der obersten Einöde des Pitztales, in Mittelberg, 1800 m über dem Meere, war sehr genußreich und eigenartig. Unsere Bildleinwand hatten wir an der hölzernen Außenwand eines Bauernhauses aufgespannt, wodurch der Bäuerin die Fenster zugedeckt wurden. Das Vordach schützte uns spärlich vor den oft einsetzenden Regengüssen.» Wie entstand das fünf Meter lange Ölgemälde? Die





Maler verbrachten zuerst einige Tage auf der Braunschweiger Hütte, wo sie die nötigen Skizzen anfertigten. Anschließend übertrugen sie in Mittelberg ihre Eindrücke auf die Leinwand.

Die humorvolle Zeichnung, die Diemer später in einer Illustrierten veröffentlichen ließ, zeigt, wie es dabei zuging. Die beiden Maler stehen auf einer Bank vor der Leinwand. Während Diemer rechts an der Wildspitze arbeitet, beugt sich Wieland zur Haustochter herab, die eben aus dem Fenster schaut und sich mit ihm unterhält. Diemer, der ja bereits verheiratet war, tut so, als interessiere ihn das Mädchen überhaupt nicht.

Diemer und Wieland wußten, daß sie ein wirksames Werbebild zu gestalten hatten. Diemer sagt mit Augenzwinkern: «Das Bild gedieh mit grünlichen Gletscherspalten, Alpenglühen und allem, was zur Wirkung eines volkstümlichen Bildes dieser Art gehörte.»

Während die Farben trockneten, unternahmen die beiden Maler zahlreiche Bergtouren, darunter einige Erstbegehungen, und schlossen Freundschaft mit den Vertretern der Sektion Braunschweig, die darüber erfreut waren, daß für ihr eben eröffnetes Haus (2. 9. 1892) gleich in der Welt Werbung gemacht wurde.

Bevor das Gemälde von den Herren vom Fremdenverkehrsverband in Innsbruck inspiziert werden konnte, kam es zu einem Zwischenfall. In Arzl entdeckten zwei Buben das auf einer Lattenwalze aufgerollte Bild, das Diemer mit einem Fuhrwerk vorausgeschickt hatte. Die Kinder legten die Rolle über einen Bock und schaukelten darauf. Diemer und Wieland hatten Mühe, die zerknitterte Leinwand in Innsbruck wieder in Form zu bringen. Der Erfolg war für sie wichtig. Wären die Auftraggeber unzufrieden gewesen, hätte es keine zweite Vorschußrate gegeben.

Es klappte alles so, wie es sich die beiden Freunde erhofft hatten. Nun schritten sie an die Vergrößerung der Ölskizze. Das fertige Bild sollte die kolossalen Ausmaße von 7 x 14 m haben. Diemer hatte hiefür bereits vorgesorgt. Auf der Wiese neben seinem Haus in Schwabing hatte er einen Schuppen errichten lassen, in dem nun fieberhaft an der vergrößerten Version der Wildspitze gearbeitet wurde. Der Winter 1892/93 war ziemlich kalt, und trotz der drei Öfen erreichte man an manchen Tagen eine Temperatur von nur vier Grad minus.

Im Februar 1893 war das Riesengemälde fertig, und es wurde zur Besichtigung freigegeben. Diemer spricht von einer «Völkerwanderung», die jetzt zum Schuppen nach Schwabing einsetzte. Der bayerische Prinzregent Luitpold kam persönlich und mit ihm eine große Anzahl von Personen des öffentlichen Lebens. Der Andrang war so groß, daß man eine Wand des Schuppens entfernen mußte. Diemer und Wieland konnten sich über den großen Erfolg freuen. Im März wurde das Bild für die Reise in die Neue Welt verpackt.

#### Nach Amerika!

Die Freunde trafen sich in London, und am 17. März 1893 gingen sie in Southampton an Bord. Diemer und Wieland haben beide die Überfahrt auf der «Normannia» geschildert. Besonders aufschlußreich sind die Briefe Wielands aus diesem Zeitabschnitt. Wieland war ein guter Beobachter. Seine Ausführungen sind meist humorvoll, manchmal auch satirisch. Er beschreibt die rot-goldene Ausstattung des Schiffes, die Passagiere, das Essen, die Unterhaltungen, die Aussicht. Das Meer ist stürmisch, Diemer hat ein Furunkel an der Wange und wird arg von der Seekrankheit geplagt. Wieland photographiert und porträtiert die Passagiere, die der besseren Gesellschaft angehören. Man schließt Wetten auf die zurückgelegte Anzahl der Meilen ab und befragt einen entgegenkommenden Dampfer per Flagge, ob er auf seiner Fahrt Eisberge angetroffen habe. Nikita, die exzentrische amerikanische Diva, trägt am vierten Tag endlich ihre Arien vor, nachdem sich der Klavierspieler von der Seekrankheit erholt hat. Am sechsten Tag präsentiert Wieland seine Karikaturen, er spielt das Cococello, Diemer muß die Sängerin begleiten. «Mein Gott, es gefiel eben alles, da das Publicum dankbar war.» (Wieland, Brief an die Mutter vom 23. März). Am 24. März kommt der Dampfer in New York an, in dichtem Nebel.

Am 25. März 1893 besichtigen Diemer und Wieland New York. Wieland schreibt: «Wie anders alles ist als bei uns! Vor allem der Koth! Heiliger, lieber Zenette! Nie mehr will ich über den Münchner Koth schimpfen, denn hier sind die Straßen factisch seit 109 Tagen nicht mehr gereinigt worden.» Wieland läßt an New York kein gutes Haar: «Die Broadway hat mir gar nicht imponirt. Schmal, dreckig, schlechtes Pflaster und geschmacklose Häuser.» Die beiden Freunde teilen das Hotelzimmer, gehen aber oft getrennt.

Wieland besucht am Abend eine Theatervorstellung in Hoboken, in «seinem deutschen Bierdorf», wo das Hotel ist: «Ich sage Euch, das war herrlich! Dieses Stück hiess Twenty Years Afterwards. Zuerst trat eine ganz unmotivirte Tänzerin auf, die ihren Rock so unmotivirt aufhob, wie die Lucretia von Dürer in der Pinakothek. Dann aber gieng's los! Gleich im ersten Act ein Mord. Der Mörder aber stirbt gleich nach vollbrachter That auch, ganz von selbst, wohl an der anstrengenden Thätigkeit des Mordens. Im zweiten Act ist eine Schlacht! Zwischen den Nordamerikanern und den Südamerikanern. Die höhere Rüpelei. Alle Augenblick kommt ein Statist hereingerast, schiesst seine Flinte ab und legt sich dann todt hin, um nach einigen Minuten vom Todsein sich wieder von neuem hervorzustürzen etc. Dabei wurde immer gerufen Horray! Horray for America! Und das ganze Publikum schrie einmütig mit. Echt amerikanisch. In den Rührscenen hörte man idyllisch die Dampfpfeifen vom Hudsonriver herüberdröhnen.» Wieland schließt den Bericht mit den Worten: «Auch

Am 26. und 27. März geht es mit dem Schnellzug Richtung Chicago. Die Fahrt dauert 38 Stunden. In der Nacht blickt Wieland aus dem Schlafwagenfenster: «Wir durchsausen das Appalachiangebirge. Alles noch ganz wild und hinterwäldlerisch. Die Dörfer, die wir passiren, sind alle aus Holz gebaut, die Strassen mit grossen Pechpfannen erleuchtet.» Am Ende wird die Gegend flacher und flacher «wie bei München». Im Diningcar gibt es mittags eine grauenhafte Suppe: Muscheln in Milch. Die beiden Amerikaner im Rauchzimmer reden pausenlos von Pferden und spucken abwechselnd in den Spucknapf. Wieland, der die amerikanische Aussprache nicht sehr schätzte, merkt spöttisch an: Jedesmal wenn ein Amerikaner spuckt, setzt er ein Komma. Dann braust man durch die «Petroleumdistricte». «Alles riecht nach Petroleum. Elende Dörfer mit Blockhütten. In den Wäldern sieht's schrecklich aus. Man scheint ohne Vernunft einfach niederzubrennen und zu schlagen, wenn man Feld braucht. Ganze Strecken von Gras brennen, was in der Dämmerung gut aussieht.»

Am 28. März, um halb zehn, kommen Wieland und Diemer in Chicago an. Das Hotel Henrici ist nicht weit vom Bahnhof, es kostet nur 75 Cents, es ist also billiger als die Unterkunft in New York. Als die beiden Freunde wieder die Straße betreten, müssen sie plötzlich so lachen, daß sie die Passanten befremdet anschauen. Sie stehen nämlich gerade vor einem Wolkenkratzer, als Diemer, der als erster den Blick nach oben gerichtet hat, zu Wieland sagt: «Hans, schau dir doch des Häusel an!»

Nachmittags fahren sie ins Ausstellungsgelände. Es handelt sich um den am Michigansee gelegenen Jackson Park. Wieland findet Chicago sauberer als New York, und über den «ernsten» Teil des Messeareals kann er nur staunen: «Die Gebäude sind von bestrickender Schönheit! Hätte mir niemals gedacht, so was Gediegenes vorzufinden. Und diese colonalen Verhältnisse! Alles in anticem Style. Etwa so, als ob wir im Panorama von Rom herumlaufen könnten. Ganz wunderbar sind die Maschinenhalle und die Colonaden am See. Wir staunen nur gerade so über den feinen Geschmack. So was würde man bei uns gar nicht fertig bringen. Auch die Farben sind so famos gewählt!» Damit die Dinge aber dann doch nicht zu sehr ins Positive hinübergleiten, schließt er den Brief mit der Bemerkung: «Abends im Dime Museum - Schund!»

Am Mittwoch, dem 29. März 1893 finden die beiden Maler endlich ihren Platz im Ausstellungsgelände. Sie suchen den österreichischen Kommissär auf und erfahren, daß die Teile des Tirol-Pavillons und das Diorama noch nicht eingetroffen sind. Das Bild kommt erst in acht Tagen. Sie beziehen in der Nähe eine Wohnung, zwei Zimmer mit Bedienung und Board. Am Abend besucht Wieland die Engels Music Hall und ist enttäuscht, während sich Diemer ein italienisches Stück mit der Duse ansieht. Man macht deutsche Bekanntschaft, und es gibt endlich wieder einmal gutes deutsches Essen.

Am Donnerstag, dem 6. April, 17 Uhr, hören die beiden einen lauten dumpfen Krach. «Wir erfuhren nachher, es sei weiter nichts gewesen, es sei blos ein dreistöckiges Haus in unserer Nähe eingestürzt.» Und Wieland fügt hinzu: «Das scheint hier so zu den gewöhnlichsten Tagesereignissen zu gehören». Am nächsten Tag stürzt ein weiteres Haus in der Nähe des Ausstellungsgeländes ein. Nach dem Mittagessen besichtigen Wieland und Diemer die Trümmer. Sie wohnen gottseidank in einem Steinhaus, nicht in «einem solchen Bretterthurme». Am Abend machen sie schnell noch einen Besuch in den «Grounds», wie man das Ausstellungsgelände nennt. Endlich sind ihre Sachen angekommen.

Am 10. April sortiert man die Teile des Pavillons, der ein Tiroler Haus vorstellen soll. «Herrliches Wetter. Früh in der Ausstellung. Unsere Knallhütte etwas zusammengelegt. Es ist nicht leicht, sich in all den Balken auszukennen.» Zuerst werden die Balken zusammengenagelt, dann die schweren Wände aufgestellt. Am 11. April steht der linke Flügel des Hauses. Die Arbeiter nebenan zerbrechen sich die Köpfe, was es werden soll. Am Abend geht man ins Theater und schimpft über den Blödsinn, der den Zuschauern zugemutet wird. Am 14. April steht das «Hüttl» zwischen all den ernsten großen Maschinen. Am folgenden Tag wird das 14 Meter lange Bild entrollt und an einem Balken mit Hilfe von deutschen Arbeitern befestigt. Diemer mischt die Farben für den Anstrich, Wieland bildet den plastischen Vordergrund. Er lobt das wunderbare Moos, von dem man eine ganze Kiste voll aus Tirol geschickt

Am 26. April schreibt Wieland: «Zeno hat die Facade angefangen, so im Styl eines alten Tyroler Bauernhauses. Es wird ganz nett. Eine alte Sonnenuhr kommt vorne drauf, Andreas Hofer und viel Wappen.» Auf einem Foto, das Wieland gemacht hat, ist das fertige «Tirolerhaus» zu erkennen. Es sieht eher wie ein mittelalterliches Stadttor aus. Durch den spitzbogigen Eingang betritt man einen Raum, dessen Abschluß ein riesiges rechteckiges Fenster bildet. Durch dieses Fenster blickt der Betrachter auf die

Eine der vielen Bildpostkarten, die nach Arbeiten Diemers angefertigt wurden und ihn doch nicht reich machten.



WENNS 1. PITZTHAL

RUENSTLEPPOSTURETE Nº 2358 VON OTTMAN ZIEHER KONSTANSTAUL P

Gletscherwelt der Wildspitze. Man erkennt auch die von Wieland erwähnte Sonnenuhr und das Hoferbild an der Vorderwand sowie den plastischen Pflanzenschmuck, von dem Wieland spricht. Bizarr nimmt sich die «putzige Tirolbude» neben den riesigen anderen Ausstellungsobjekten aus.

Diemer und Wieland malen noch schnell ein Transparent mit der Aufschrift «Austria».

Am 1. Mai 1893 wird die Ausstellung eröffnet. Die Freunde haben nun endlich Zeit, sich umzusehen und zu feiern. Am nächsten Tag haben sie beide einen schweren Kopf.

Als Hans Beat Wieland 1898 Elsa, die Tochter des Mainzer Sektfabrikanten Henkell, heiratete, stellten die Freunde des Bräutigams eine Hochzeitszeitung zusammen. Diemer steuerte eine amüsante Bilderfolge bei, die an ein Comic erinnert. Sie trägt den Titel: «Wie's Land Tirol nach Chicago kam». In 18 Zeichnungen hielt Diemer die Entstehung des Wildspitz-Dioramas und die Stationen der Reise zur Weltausstellung in Chicago fest.

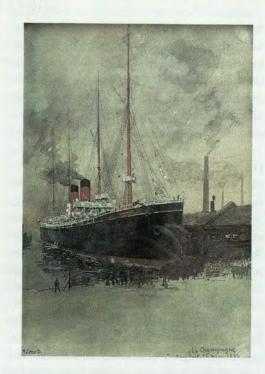
Das Diorama der Wildspitze fand viel Lob. Es war 1894 auch auf der Weltausstellung in Antwerpen zu sehen. Diemer und Wieland malten auch die Bilder für die Weltausstellung von 1886 in Amsterdam. In Brüssel war Tirol mit 16 riesigen Landschaften vertreten. Es ist unbekannt, ob das eine oder andere dieser Gemälde erhalten ist. Die Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins vom Jahr 1928 bringt in einem Artikel über Hans Beat

Wieland die Anmerkung, daß sich das Diorama der Wildspitze damals im Salzburger Bahnhof befand. Erhalten blieb die Skizze des Großglockners, die Diemer und Wieland 1892 bei ihrer ersten Besprechung mit den Fremdenverkehrsverbänden in Salzburg vorlegten. Sie ist heute im Besitz des Alpenverein-Museums in Innsbruck.

#### Das Chicago-Projekt

Die «Illustrierte Zeitung» brachte 1897 einen Bericht über die Entstehung des Wildspitz-Dioramas, mit einem Holzstich, der uns eine Vorstellung vermittelt, wie das Gemälde ausgesehen hat. Nachdem Willi Pechtl 1995 die Abbildung in Hans Jägers Ausstellungskatalog der «Galerie zum alten Oetztal» in Oetz veröffentlicht hatte, wurde der aus Tirol stammende Maler Nino Malfatti auf Diemer aufmerksam. Malfatti war von der Darstellung der Wildspitze beeindruckt. In seiner Schrift «Das Chicago-Projekt» lesen wir: «Mich beeindruckte die ausgedehnte Weite der weißbläulichen Gipfellandschaft unter einem bräunlich-bläulichen, etwas düsteren Himmel und eine heute schwer vorstellbare Vergletscherung.» Nach Wanderungen im Wildspitzgebiet und eingehenden Studien entschloß sich Malfatti, den Ausschnitt, den Diemer und Wieland im Sommer 1892 gewählt hatten, noch einmal zu malen, obwohl er der Darstellung solcher Gebirgspartien zuerst skeptisch gegenüberstand. «Ich erinnerte mich der Ambivalenz, mit der ich vor vier Monaten diesen gemalten Blick sah, und beschloß, von der ungleich beeindruckenderen Realität aufgebracht, Vorurteile aufzugeben und einen malerischen Versuch auf kleinem Format, 90 x 180 cm zu wagen. Die Erkenntnis, zwar dieselbe geologische Struktur vor mir zu haben, aber durch den veränderten Zustand der Gletscher – die stark abgeschmolzenen Ferner sehen aus, als litten sie unter Parodontose – am Ende des 20. Jahrhunderts eine Landschaft zu sehen, die Diemer unbekannt ist, stärkte meinen Entschluß, das Bild aus meiner Sicht im einfachen Jetzt-Zustand zu malen.»

Malfattis Bild hat die Ausmaße der Ölskizze, die Diemer und Wieland in Innsbruck vorlegten: 5 x 2,5 m. Es war 1999 in der «Galerie zum alten Oetztal» ausgestellt und ist eine beeindruckende Auseinandersetzung mit dem Thema Berg, das heute viele meiden, weil es in der Vergangenheit entweder gefällig verkitscht oder mit fragwürdigen Inhalten belastet wurde.



#### Historische Schlachten

Am ehesten in Erinnerung geblieben ist der Name Diemers im Zusammenhang mit dem Bergiselpanorama in Innsbruck. Die Idee eines Kolossalgemäldes, das die Kämpfe der Tiroler im Jahre 1809 zum Inhalt haben sollte, stammte von Josef C. Platter, dem Sekretär des Tiroler Fremdenverkehrsverbandes. Das war schon 1893. Diemer hatte 1895, gerade

rechtzeitig zur 25-Jahr-Feier des Deutsch-Französischen Krieges von 1870, das Rundgemälde mit der Schlacht von Orléans (Dezember 1870) fertiggestellt, als ihn, wie schon erwähnt, der Panoramabesitzer Eckstein beauftragte, ein zweites Riesengemälde zu schaffen. Es handelte sich um das Gefecht von Bazeilles, die entscheidende Etappe in der Schlacht von Sedan, zu der es in München bereits ein Panorama des Malers Louis Braun gab. Da Diemer eine derartige Aufgabe nicht im Alleingang schaffen konnte, suchte er Mitarbeiter. Er fand sie in Hans Beat Wieland und Franz Burger, der sich inzwischen in Innsbruck niedergelassen hatte und den Diemer von der Akademie in München her kannte.

Das Gefecht von Bazeilles war noch nicht fertig, als Diemer nach Tirol gerufen wurde, um die Bergiselschlacht zu übernehmen. Das Gemälde sollte bis zur Eröffnung der Internationalen Gesundheits- und Sportausstellung im Juni 1896 fertig sein. Wieder wandte sich Diemer an Burger, der sich bei der Gestaltung des Mittelgrundes in der Schlacht von Orléans als besonders kompetent erwiesen hatte. Diemer fuhr nach Innsbruck, um den Schauplatz der historischen Ereignisse möglichst genau zu studieren. Die Auftraggeber stellten hohe Ansprüche an den Künstler: Sie erwarteten sich nicht nur eine flotte Arbeitsweise, sondern auch absolute Naturtreue.

Panoramen waren im 19. Jahrhundert eine weitverbreitete Mode. Ausgehend von der barocken Bühnengestaltung mit ihrem illusionistischen Kulissenzauber hatten ein Deutscher und ein Engländer fast zur gleichen Zeit die Idee, die Täuschung durch eine ausgeklügelte Konstruktion zu vervollkommnen. Patentiert wurde das Panorama des Engländers. Während die Barockkünstler bei der Gestaltung religiöser und antiker Motive wirkliche Gegebenheiten kaum berücksichtigen mußten, strebten die Maler der Panoramen im Sinne des bürgerlichen Realismus möglichst große topographische Treue an. Die naturalistische Landschaftskulisse verband sich meist mit kriegerischen Ereignissen. Der Hang, die heroischen Wendepunkte der Geschichte für die nationale Identifikation zu nutzen, war groß.

Es wäre nun aber ein Irrtum zu glauben, daß diese Hallen des Ruhmes in großem Ansehen gestanden wären. Das Gegenteil war der Fall. Ernste Künstler, die auf ihren guten Ruf achteten, wollten mit diesen Schaubuden, wo das gewöhnliche Volk seine ordinäre Schaulust befriedigte, nichts zu tun haben. Für viele Intellektuelle waren diese Kolossalgemälde

Das «Panorama der Braunschweiger Hütte im Pitzthal» ist nur mehr in diesem Stahlstich erhalten.



Michael Zeno Diemer, «La Champagne».

Kitsch, sie hatten etwa den Stellenwert des heutigen Disneyland. Dieses geringe Ansehen ist wohl auch der Grund dafür, daß die meisten Panoramen vernichtet wurden. Die Erhaltung der Bergiselschlacht in Innsbruck verdanken wir mehreren glücklichen Zufällen, und immer waren es Privatpersonen, die sich für die Rettung einsetzten. Erst 1974 wurde das Innsbrucker Rundgemälde unter Denkmalschutz ge-

Franz Diemer, der seinem Vater später beim Malen der Dioramen für das Deutsche Museum half, blickte nach dem Zweiten Weltkrieg auf diese Zeit zurück: «In diesen Jahren malte mein Vater seine großen Panoramen. [...] Diese großen Rundgemälde waren damals, lange vor der Erfindung des Kinos sehr beliebte Schaustellungen, die oft Massenbesuch aufwiesen und jeweils für einige Wochen in den großen Städten, deren jede ein oder mehrere Panoramagebäude hatten, ausgestellt wurden. Mag der künstlerische Wert dieser Riesengemälde auch umstritten sein, so muß man allein die technische Leistung der Künstler bewundern. Diese Rundgemälde hatten Flächen von 1000 m², einen Durchmesser von über 30 m und ca. 20 m Höhe. Durch einen überdeckten Gang trat man auf das Beschauerpodium. Die Höhe war so angeordnet, daß der Betrachter gerade seine Augen in Horizonthöhe hatte. Der Raum zwischen Bildflächen und dem Geländer des Podiums war mit einem plastischen Vordergrund ausgefüllt, der möglichst unmerklich in das Gemälde überging. Die Komposition dieser Riesenbilder und die perspektivische Konstruktion auf der doppelt gekrümmten Fläche erforderte großes Können und solides Wissen. Wohl die wenigsten der heutigen Künstler dürften die Voraussetzungen erfüllen, die nötig sind, um allein die technische Bewältigung solcher Aufgaben zu meistern.»

Franz Diemer erinnert sich auch an die Themen: «Die Motive der Panoramen waren meist die siegreichen Schlachten des siebziger Krieges, deren 25. Jahrestag herannahte, aber auch andere Stoffe, wie ein Rundblick im Hamburger Hafen, die Seeschlacht von Trafalgar, Jerusalem mit dem Kreuzweg Christi oder mit der Kreuzigung selbst, fanden großes Interesse.» Eckstein erzielte mit seinen religiösen Panoramen in Tschenstochau, Einsiedeln und Altötting die höchsten Einnahmen.

Franz Diemer war damals gerade fünf Jahre alt, und er durfte seinen Vater zur Arbeit begleiten: «Manchmal nahm mich mein Vater ins Panoramagebäude mit, was für mich ein großes Erlebnis war. Der Anblick der riesigen Leinwand, die Arbeitsgerüste, die als fahrbare Türme gestaltet waren und auf einem ringförmigen Geleise liefen, das Herumklettern auf



dem Podium, die Waffen und Uniformen für die Modelle, alles machte mir großen Eindruck.»

Was der Sohn des Künstlers hier so treffend beschreibt, entspricht nicht nur den Illustrationen in einschlägigen Lehrbüchern, sondern auch den Fotos, die Hans Beat Wieland während der Entstehung der «Schlacht von Orléans» knipste.

Als Diemer 1896 die Bergiselschlacht übernahm, begab er sich mit seiner Familie sofort an den Schauplatz der Ereignisse. Diemer wußte, daß er vor allem hier keinen Fehler machen durfte. Konnten doch die Panoramabesucher die abzubildende Landschaft direkt mit der wirklichen vergleichen. Daß man in Innsbruck anspruchsvoll sein würde, wußte auch Egger-Lienz, der an Diemer schreibt: «Ich war vor etlichen Wochen in Innsbruck und wanderte auf den Berg Isel, welcher ja eigentlich kein Berg ist, und hielt Rundschau. Ich halte die Aufgabe, die da für dich gestellt ist, für nicht sehr dankbar, da die Szenerie eigentlich der Kampfplatz hauptsächlich ist. Allerdings müßten die Stadt und die nördlichen Kalkalpen sehr gut stehen. Und ich glaube, daß die Innsbrucker sehr auf historische Richtigkeit der Handlung und der Gegend sehen, aber ich zweifle nicht, unter Deiner Hand wird entschieden etwas Tüchtiges hervorgehen.» (Zitiert nach Kerstin Pfeifer, S. 130)

Diemer mietete sich mit seiner Familie in Igls in

einem Nebengebäude eines Bauernhofes ein. Die Kinder begleiteten den Vater zum Bergisel, wo die wichtigsten Skizzen entstanden. Während in Innsbruck das Panoramagebäude errichtet wurde, arbeitete Diemer in München in einem hölzernen Miniaturpanorama, wo der Entwurf im Maßstab 1:10 entstand. Franz Defregger, der Diemer als Künstler schätzte, hatte den Auftrag, der Bergiselschlacht seine besondere Betreuung angedeihen zu lassen. Diemer schreibt in seinen Erinnerungen: «Franz von Defregger, der von den Innsbrucker Auftraggebern bestimmt war, die Arbeit zu überwachen, kam öfters in dieses Atelier und unterstützte meine Arbeit in willkommenster Weise; er gab mir wertvolle Ratschläge und lieh mir alte Tiroler Kostüme.»

Um nicht auf umständliche öffentliche Verkehrsmittel angewiesen zu sein, kaufte sich Diemer ein Fahrrad. Mit diesem Fahrzeug, das eine gewisse Sportlichkeit voraussetzt, brachte Diemer seine Entwürfe von München nach Innsbruck. Diemer erinnert sich: «Tagsüber malte ich fleißig an der Erstürmung von Bazeilles (auf der Theresienhöhe) und abends bis Mitternacht saß ich an den Detailzeichnungen der Berg Iselschlacht, die ich jeden Sonntag nach Innsbruck brachte, wo meine Mitarbeiter Burger, Flaucher, Paetzold und Niedermeyer sie durch das Gitter auf die große Leinwand übertrugen. So pendelte ich ständig zwischen Sedan und Berg Isel hin und her [...] Das Fahrrad tat bei diesen Fahrten vorzügliche Dienste, und wenn die Straßen nicht gar zu schlecht waren, legte ich den Weg Innsbruck-Ammergau in weniger als fünf Stunden zurück [...] In der umgekehrten Richtung brauchte ich immer länger. Die endlose Steigung von Partenkirchen bis Klais hielt so auf.»

Das Bergiselpanorama wurde im Juni 1896 gerade rechtzeitig zur Eröffnung der internationalen Ausstellung für körperliche Erziehung, Gesundheitspflege und Sport fertig. Gleichzeitig feierten die Schützen in Innsbruck ein großes Fest, um an den hundertjährigen Bund Tirols mit dem Herzen Jesu zu erinnern. Während sich die vielen hundert Zuschauer am Pfingstmontag auf dem Besucherpodium des Panoramas drängten, hätte sich beinahe ein Unfall ereignet. Diemer berichtet: «Ein alter Bauer in Ultentaler Tracht sprang über das Geländer auf den plastischen Vordergrund und wollte mit seinem Hut das verglimmende Wachtfeuer löschen, das er für echt hielt. Es war nur aus rotem Stanniolpapier! Der eifrige Feuerlöscher aber brach ein zwischen den Brettern und wäre beinahe ins "Erdinnere" gestürzt.

So kam er glimpflich mit einer zerrissenen Hose davon und wurde noch ausgelacht für seine löbliche Rettungsabsicht.»

Während die Zeitungen ihre Lobeshymnen unters Publikum brachten, mußten Diemer und seine Mitarbeiter eine bittere Erfahrung hinnehmen. Das Bergiselpanorama war ein finanzieller Mißerfolg. Der Auftraggeber, ein Unternehmer aus Wien, hatte Diemer 8000 Gulden versprochen, die durch eine Gewinnbeteiligung im Laufe der Zeit zusammenkommen sollten. Der Unternehmer gründete aber eine Aktiengesellschaft, teilte seine Besitzhälfte in zwölf Aktien und verkaufte elf davon. Diemer erhielt von der einen Aktie, die in der Hand des Unternehmers verblieben war, die 20 Prozent, von denen anfangs die Rede war. Diemer hatte nicht das Geld, um einen Prozeß anzustrengen, und so verkaufte er seinen Anteil, um wenigstens die Unkosten decken zu können. 500 Gulden blieben ihm als Honorar. Wieviel Diemers Kollegen erhielten, ist unbekannt. Die Tochter von Franz Burger war der Meinung, daß ihr Vater das Panorama nur «für die Ehre» gemalt habe.

Die Geschichte des Bergiselpanoramas ist ziemlich abenteuerlich. Das Gemälde stand eben am 5. Februar 1907 in einer Kiste verpackt am Innsbrucker Hauptbahnhof, um nach London verschickt zu werden, als die Rotunde am Messegelände niederbrannte. Der Verein, der für die Verwaltung des Panoramas zuständig war, errichtete noch im selben Jahr das heutige Gebäude neben der Station der Hungerburgbahn. Im Jahr der Hundertjahr-Feier des Tiroler Freiheitskampfes von 1809 konnte das Panorama für kurze Zeit eine größere Zahl von Besuchern verzeichnen, danach nahm das Interesse daran stetig ab. Um das Gemälde im Ersten Weltkrieg in Sicherheit zu bringen, wurde es abgenommen und nach Wien gebracht, wo es von 1917 bis 1919 in einem eigens errichteten Gebäude im Prater der Allgemeinheit zugänglich war. 1918 kam das Bild nach Innsbruck zurück und wurde samt Rotunde versteigert. Der neue Besitzer, ein gewisser E. Penz, wollte es nach Amerika verkaufen, aber öffentliche Proteste vereitelten sein Vorhaben. Nachdem Penz in Wien ermordet worden war, kam die Bergiselschlacht 1924, am Höhepunkt des Währungsverfalles, erneut unter den Hammer. Der Weinhändler Johann Hackl erwarb die Rotunde samt Bild um einen dreistelligen Millionenbetrag. Er ließ das Gemälde und das Gebäude am Rennweg wieder instand setzen, so daß das Panorama 1924 wieder eröffnet werden konnte. Das



«Aus den tiroler Alpen: Die Braunschweiger Hütte im Pitzthal. Nach der Natur gezeichnet von M. Zeno Diemer».

Geschäft ging schlecht, die Besitzer wechselten, und 1934 befand sich das Bild bereits in Paris, um erneut verkauft zu werden. Dies konnte aber im letzten Moment verhindert werden. Man brachte die Bergiselschlacht nach Innsbruck zurück an ihren angestammten Platz, wo sie auch während des Zweiten Weltkrieges verblieb, trotz der Gefahr, beschädigt oder zerstört zu werden. Diemers Riesengemälde wurde erst 1974 unter Denkmalschutz gestellt und einer fachkundigen Restaurierung unterzogen.

#### Abschließende Bemerkungen

Michael Zeno Diemer fühlte sich eng mit dem Land Tirol verbunden. Er verbrachte 1893 die Sommermonate mit seiner Familie im Pitztal und malte dort über vierzig Aquarelle, die in Zeitschriften veröffentlicht wurden. Die Berge faszinierten ihn ebenso wie der Gardasee, wo er immer wieder mit seiner Familie die Sommermonate verbrachte. Vor 1918 reichte die Tiroler Grenze ja im Süden bis Riva und Ala. Die Postkarten, die diese Landschaft wiedergeben, wurden vom Ottmar Zieher Verlag in München verlegt. Das einzige derzeit erhältliche Buch über Diemer bringt diese Serie von Ansichten mit einem einfühlsamen Text, aus dem der interessierte Leser allerdings nichts Konkretes über den Maler erfährt. Die auf der letzten Seite angefügte Biographie ist unvollständig und fehlerhaft. Das Historienbild «Das Got-



tesgericht zu Drontheim», das Diemer als akademisches Debüt betrachtete, trägt hier einen falschen Titel. Das Gemälde, das im Stil Defreggers gehalten war, wurde 1893 in Berlin ausgestellt und trug dem Maler viel Lob ein.

Oswald Perktold reproduzierte in seinem Buch über «frühe Ansichtskarten» einige schöne Postkartenmotive aus dem Tiroler Oberland und dem Pitztal, die Zieher nach Aquarellen Diemers veröffentlichte. Sie stammen aus der Sammlung von Willi Pechtl.

Diemer übernahm immer wieder Großaufträge. Bei der Entstehung von drei großen Schlachtenpanoramen hatte er die Leitung inne. Es dürfte aber unbekannt sein, daß er auch an der «Schlacht von Borodino» mitarbeitete, die der in München lebende russische Künstler Franz Rubo (er schrieb sich auch Roubaud) 1912 für Moskau gemalt hat. Dieses Rundgemälde, das ähnliche Ausmaße aufweist wie jenes in Innsbruck, kann heute noch in Moskau besichtigt werden. Rubos zweites Panorama – die Schlacht von Sewastopol – wurde in den fünfziger Jahren restauriert, von Odessa nach Sewastopol transferiert und gehört heute dort zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Den Ersten Weltkrieg verbrachte Diemer wie seine Freunde Wieland und Egger als Kriegsmaler. Wieland führte ein Tagebuch, aus dem hervorgeht, daß er sich 1917 mit Diemer an der Südfront aufhielt. In

seinen Aufzeichnungen bringt Wieland immer wieder sein Entsetzen über die Greuel des Krieges zum Ausdruck. «Das Dorf Podgora existiert fast nicht mehr. Es war eineinhalb Jahre Brückenkopf. Hier tobten zwölf Isonzoschlachten.» Der Weg nach Görz führt ihn an toten Pferden und «zerrissenen» Unterständen vorbei. Er sieht hin und wieder die Aufschrift «Vogliamo la pace!», und er fügt hinzu: «Wir wollen den Frieden, gebt uns endlich Frieden.» Wieland ist zu Fuß in Richtung Görz unterwegs. «Nachmittags male ich eine Studie im furchtbar zerstörten, zerschossenen Friedhof. Herausgeschleuderte Särge, einzelne geöffnet, ein Kopf herausgerollt, mitten in eine noch blühende Rosengruppe hinein. Ratten huschen in den Särgen aus und ein. Das grauenvollste, was die Phantasie sich auszudenken vermag, ist hier zur furchtbaren Wirklichkeit geworden. Italienische Schützengräben ziehen sich mit Stacheldrahtverhauen um die Leichensteine.» Am 6. Dezember notiert Wieland: «Eisige Kälte. Diemer malt vom Monte Gabriele, ich selbst werde das Panorama von der Podgora aus zeichnen.» Am 11. Dezember verlassen die Freunde Italien. Nach der Ankunft in München schreibt Wieland: «Am 13. Dezember in München, müde und krank, wie auch Zeno Diemer, von der Kälte und vom Wind. Die malerische Ausbeute dieser letzten Frontreise war sehr gering.»

Da war die Welt noch in Ordnung. Michael Zeno Diemer, Arzl im Pitztal, Aquarell, 1893.

«Der Gipfel der Wildspitze in den Ötzthaler Alpen. Nach der Natur gezeichnet von M. Zeno Diemer.»



Aus diesen Hinweisen geht hervor, daß Diemer im Ersten Weltkrieg nicht Flieger gewesen sein kann, wie in verstreuten biographischen Notizen behauptet wird. Hier liegt wohl eine Verwechslung mit einem der Söhne vor.

Albin Egger-Lienz und Hans Beat Wieland sind bis heute berühmt. Ihre Werke wurden neben jenen von Ferdinand Hodler und Giovanni Segantini zu Meilensteinen in der Geschichte der Malerei. Warum hat man Michael Zeno Diemer vergessen? Dafür gibt es mehrere Gründe: Diemer war kein Neuerer. Obwohl er sich Anregungen der Moderne nicht völlig verschloß, verharrte er doch weitgehend in alten Bahnen, und es war ihm unmöglich, den progressiven Malstil der Expressionisten anzuerkennen. Er verstand sich als unpolitischer Künstler, der es gewohnt war, sich nach dem Geschmack seines Publikums zu richten. Nach 1933 fand er den Beifall der Nationalsozialisten. Diemer erhielt noch einige Aufträge. Ob er an politischer Propaganda interessiert war, wissen wir nicht, aber es ist anzunehmen,

daß ihn sein Tod im Jahre 1939 vor tieferer Verstrikkung bewahrt hat.

Nach dem Ersten Weltkrieg verdrängte das Foto die realistische Landschaftsmalerei, und der Film trat an die Stelle der Panoramen. Die Künstler suchten neue Wege, indem sie sich immer mehr von der Darstellung des Gegenstandes abwandten. Heute beklagen viele, daß die Abstraktion zur Manier erstarrt, und sie besinnen sich wieder jener Maler, die es verstanden, die sichtbare Welt in einem unaufdringlichen, aber persönlichen Stil wiederzugeben. Michael Zeno Diemer war einer von ihnen. Es scheint zeitgemäß, sein künstlerisches Schaffen neu zu bewerten.

#### Literatur

M. Zeno Diemer: Lebenserinnerungen. Unveröffentlichte Aufzeichnungen des Künstlers.

M. Zeno Diemer: Auszüge aus den Tagebüchern. Unveröffentlicht.

Franz Diemer (Sohn des M. Zeno Diemer): Erinnerungen 1889–1908. Unveröffentlicht.

Hans Beat Wieland: Briefe. Unveröffentlicht.

Hans Beat Wieland: Kriegstagebücher. Unveröffentlichtes Manuskript.

Franco Coccagna / Walter Klier: Innsbruck, Innsbruck 1999. Franz von Defregger und sein Kreis. Ausstellungskatalog des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck 1987.

Josef Fontana: Geschichte des Landes Tirol. Band 3. 1987. Henry Hoek: Hans Beat Wieland, der Maler der Berge. In: Zeitschrift des deutschen und österr. Alpenvereins Band 59, Jahrgang 1928, S. 1-14.

Nino Malfatti: Das Chicago-Projekt. Hans Jäger, Galerie zum alten Oetztal. 1999.

Panorama der Schlacht am Berg Isel am 13. Aug. 1809. Kolossalrundgemälde von Michael Zeno Diemer, Innsbruck 1903.

Willi Pechtl: Alpinismus, Kunst und Werbung. In: Pitztal. Kunst, Alpinismus, Photographie. Ausstellungskatalog, Galerie zum alten Oetztal, 1995, S. 68-91.

Oswald Perktold: Frühe Ansichtskarten. Innsbruck 1994. Gertrud Pfaundler: Tirol Lexikon. 2. Aufl. 1983.

Katrin Pfeiffer: Franz Burger. Leben und Werk. Mit einem Exkurs über das Innsbrucker

Rundgemälde. Ungedruckte Diss. Innsbruck 1987.

Alfred Steinitzer: Der Alpinismus in Bildern. München 1913, S. 135.

Marta Tonelli: Il lago di Garda da Zeno Diemer. Verona 1995. Richard Rudolf Wieland: Hans Beat Wieland. Aufzeichnungen, Briefe, Erinnerungen. 1977.

Die Abbildungen stammen, wenn nicht anders angegeben, aus dem Pitztal-Buch von Willi Pechtl.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

# Nino Malfatti: Das Chicago-Projekt

DAS ERSTE, GROSSFORMATIGE, aus einer Leinwand bestehende Bild «Das große Gelächter» entstand 1993 für eine Ausstellung bei Thomas Flora in Innsbruck. Es zeigt einen Ausschnitt von strahlend gelben Wiesen, deren wellige Kuppen rhythmische Linien und Überschneidungen bilden. Darin liegen Felsbrocken unterschiedlicher Größen und Strukturen in dichter und weniger dichter, vom geologischen und meteorologischen Entstehungsprozeß abhängiger Anordnung. Schatten geben ihnen Volumen, und graublaue Tafeln senkrechter Felsen, deren Gipfel über den Bildrand reichen, erzeugen neben einem intensiven Blau eine ferne oder nahe Räumlichkeit. Das Bild hat ein Format von 190 x 320 cm.

Zwölf Jahre vorher entdeckte ich für meine damalige Arbeit - stillebenhafte Arrangements von Gegenständen – die räumlichen Strukturen von Felsen und Steinen, Texturen von erodiertem. geschliffenem, zersplittertem Gestein. Ich suchte natürliche, real existierende Strukturen, um sie den konstruierten künstlichen Gebilden gegenüberzustellen. Diese fand ich selbstverständlich in dem Bereich von Landschaft, den ich jahrelang gehend, steigend und greifend kennengelernt hatte, in den Bergen. Ich war jedoch weit davon entfernt, Berge malen zu wollen. Denn Bergmalerei war tabu, ein schwer belastetes Thema, Kitsch und in der Kunst nach dem Kriege so gut wie nicht vorhanden. Die themenlose Abstrakte, die PopArt, die Minimalund die Konzept-Kunst setzten den Maßstab und der in den 70er Jahren vor allem in Berlin aufkommende Neue Expressionismus. Mit ihm kehrte zwar die gestische Malerei wieder auf die Leinwände zurück und schämte sich keineswegs, Handschrift zu zeigen, aber die Berge blieben

unberührt, denn wer wollte und konnte dort schon Berge malen, und für wen?

Dennoch ging ich aus der Stadt dahin und malte sie. Ich malte sie auf kleinen Leinwänden, weitab von allen Wegen, auf Felsbändern und Absätzen, in Scharten und Rinnen, und konnte mich selbst nicht verstehen. Und schon gar nicht, was ich auf der Leinwand sah. Diese Art von Kunst wollte ich immer und unbedingt vermeiden. Angstvisionen von Kaufhaus- und Souvenirkunst plagten mich, ich klagte mich des Verrates an und spürte gleichzeitig so etwas wie Stolz, einen nicht ganz üblichen Schritt gemacht zu haben. Ich rettete die im Grunde guten, doch verwirrenden Ideen, die weniger guten Ergebnisse und mich selbst aus der alpinen Gefahrenzone ins Atelier in der Großstadt, wo sich die Emotionen relativierten und die Ideen nach und nach ordneten, aber lange nicht klärten.

Wie am Anfang des 19. Jahrhunderts, als von der Stadt ausgehend die Entdeckung der Alpenlandschaft einsetzte, ging auch ich aus ihr in diese hinein und jedesmal weiter, um sie für mich neu zu finden. Der lapidare Satz: «Bergmalerei ist Malerei mit dem Thema Berg» stellte sich später als klarer Kern eines über Jahrzehnte durch Ideologien und sentimentales Wunschdenken entstandenen deformierten, stark überwucherten Konstruktes heraus.

Einige Jahre verbrachte ich damit, dieses mich behindernde, aber mit zunehmender Neugier und einer gewissen fatalistischen Obsession angenommene Erbe von diesen Verunreinigungen zu lösen. Unter Umgehung der zu gefährlichen exponierten Höhen fand ich das unbeachtete, am Rande des Weges oder weit ab in nie begangenen

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Karen liegende Gestein, das als kleiner Baustein vom Glanz der bedeutenden, von jedermann gesuchten und besuchten Hauptgipfel überstrahlt wird, die sich aber aus der millionenfachen Addition solch unbedeutender Details zu ihrer Größe auftürmen.

Auf der Suche nach den malerischen Möglichkeiten eines in einer Hochgebirgswiese liegenden Steinfeldes fiel mir die angenehme, zufällig sommerlich warme Atmosphäre dieses Landschaftsausschnittes, die steinerne Existenz aufzeigende Stofflichkeit der erodierten Kalksteinbrocken in weichen welligen Wiesenkuppen auf. Graublaue Tafeln von senkrechten Felsen, deren Gipfel über den Bildrand reichen, erzeugen neben einem intensiven Blau eine ferne oder nahe Räumlichkeit.

Ich sah dies und mit einem Male stieß ich auf eine mir bis dahin unbekannte, vielleicht auch nur nicht bewußte Sehweise der Landschaft, die ich doch am besten zu kennen geglaubt hatte.

«So ist es...!», beschrieb der Philosoph Hegel am Anfang des 19. Jahrhunderts seinen Eindruck von der Alpenlandschaft.

#### 1996 | Juni

Im Katalog einer Ausstellung über das Pitztal, den ich in Oetz, Tirol, in der Galerie zum Alten Oetztal in die Hand bekam, sah ich zum ersten Mal bewußt Reproduktionen von Bildern jenes Münchner Malers Michael Zeno Diemer, der das mir seit meiner Jugend bekannte Innsbrucker Riesenrundgemälde über die Schlacht am Bergisel gemalt hatte. Der Tiroler Freiheitskämpfer Andreas Hofer besiegte 1809 die baverischen Heere und die französischen Napoleons. Dieses wegen seiner illusionistischen Raumwirkung bekannte Diorama entstand 1895. Eine von diesen Abbildungen, meistens als Holzstiche nach Aquarellen Diemers gedruckt, zeigt das Panorama des Weißkammes mit der Wildspitze und den umliegenden Bergen. Sie ist in diesem Falle ein Stahlstich, der nach einem Originalgemälde

angefertigt und koloriert worden war und eine gute, aber nicht außerordentliche, künstlerische Qualität hat. Dennoch stehen zum Beispiel die Gewichtungen der dunklen felsigen Partien in spannungsvollen Gegensätzen zu den, wie vom Mond beschienenen, ruhig liegenden Schnee- und Eisflächen. Mich beeindruckte die ausgedehnte Weite der weißbläulichen Gipfellandschaft unter einem bräunlich-bläulichen, etwas düsteren Himmel und eine heute schwer vorstellbare Vergletscherung. In den letzten Jahrzehnten ist beispielsweise der in der Bildmitte liegende Mittelbergferner im untersten Teil zu einem weit hinter dem Talschluß endenden, schmutzgrünen Eisstumpf abgeschmolzen. Um die Jahrhundertwende füllte er das gesamte obere Gletscherbecken und den mehrere hundert Meter breiten Talbogen zwischen Grabkogel und den Hängen der Karlesköpfe unter der Braunschweiger Hütte und war, nach der Illustration geschätzt, mindestens 60 bis 100 Meter dicker. Die in dramatisch gezeichnete Spalten zerrissene Eismasse schiebt sich an nebelverhangenen Bergflanken entlang in das bereits im Schatten liegende Tal hinaus. Das grünliche Licht auf Stufen und Barrieren des Eisbruches nimmt mit dem Absinken des Gletschers ab und endet am unteren Rand als graublaues leicht strukturiertes Feld.

Je häufiger ich im genannten Katalog blätterte, desto klarer erkannte ich Diemers bildnerische Sicht des Gebirges. Sie zeigt eine für die idealisierenden Überhöhungen seiner Zeit erstaunlich nüchterne, fast dokumentarische Haltung und erinnert an den englischen Alpenmaler E.Th. Compton. Die schroffen, sehr steinern wirkenden Spitzen und Wände mögen etwas illustrativ sein; doch mit der Zeit freundete ich mich mit ihnen an und würdigte sie als ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Bergthema.

#### 1996 | August

Auf der Suche nach einem Fotografen für meine im Sautener Atelier gemachten Arbeiten fiel mir der Name Willi Pechtls auf. Von ihm sind zahlreiche Abbildungen im Pitztal-Katalog. Ich

167

166



Nino Malfatti, Wiederentstandenes Bildnis einer Spitzengruppe, ungefähr 100 Jahre nach dem Ende eines Jahrhunderts. 1998/99, Öl auf Leinwand, 244x494 cm. lernte ihn bei Hans Jäger, dem Inhaber jener Galerie, kennen. Es stellte sich heraus, daß er kein Fotograf, sondern Künstler ist und zudem ein profunder Kenner des Werkes von M. Z. Diemer. Aus seinem Archiv stammen sämtliche Katalogbeiträge, Fotos und Texte von und über diesen Maler.

#### 1892 | Juni, 1893 | März

Michael Zeno Diemer (1867 Oberammergau-1939 München) und sein Malerfreund Hans Beatus Wieland (1867 Basel-1945) erhielten den Auftrag des Tiroler Landesverbandes für Fremdenverkehr, ein Kolossalgemälde für die Weltausstellung 1893 in Chicago zu malen. Nach langwierigen Verhandlungen mit verschiedenen Gremien fiel eine Entscheidung gegen das ursprünglich geplante Großglocknermassiv zugunsten des Wildspitzgebietes im Tiroler Pitztal. Sie mieteten eine Etage im Gasthof Post in Arzl im Pitztal und begannen mit der Ausarbeitung einer fünf Meter langen Ölskizze, für die sie auf die gerade fertiggestellte Braunschweiger Hütte gingen, um, wie R. Schucht, der Gründer dieses Schutzhauses, in seinem Bericht über das Gemälde notiert, von einem über der Hütte befindlichen Standort aus auf improvisierten, aus Eispickeln und Skizzenmappen montierten Staffeleien Studien und Skizzen zu machen. Die in Mittelberg, der letzten Siedlung des Tales, an eine dürftig überdachte Holzwand eines Bauernhauses befestigte Leinwand wurde bei für Studienzeichnungen ungünstigem Wetter, oft bei Regen und Kälte, in intensiver Arbeit fertiggestellt. Nach der positiven Beurteilung der Arbeit durch die Innsbrucker Kommission begannen die beiden Maler mit der Vergrößerung und Ausarbeitung des 7 x 14 Meter großen Gemäldes.

Im Süden von München ließ Diemer einen Arbeitsraum aus Balken und Brettern bauen, in dem er mit Hans Wieland während des außerordentlich kalten Winters von 1892-93 in Pelzmänteln und trotz dreier Koksöfen bei minus 4 Grad Tag und Nacht malte, um die Arbeit rechtzeitig zu beenden. Als dies im Februar so weit war, besuchten tausende Münchner, darunter Prinzregent Luitpold, Graf Zeppelin und E. Th.

Compton, die windige Bretterbude, und am letzten Tage der Ausstellung mußte sogar die «trotz Kälte und Schnee eine Seitenwand der Hütte aufreißen, weil sich das Publikum gefahrdrohend anstaute».

Im März 1893 verließen die beiden mit einer großen Bilderrolle und dem zerlegten Ausstellungspavillon in Form eines Tiroler Hauses, das die Künstler selbst aufbauen und einrichten sollten, Europa in Richtung Amerika und Chicago.

Man erfährt Mitte Mai aus «The Chicago Daily Tribune», die kolossale, 18 Fuß hohe und 40 Fuß lange Leinwand sei ein «remarkably fine painting». Michael Zeno Diemer und Hans Wieland kehren nach kurzem Aufenthalt nach Europa zurück.

#### 1997 | April

Über den Verbleib des Bildes gibt es bis heute keine gesicherte Information. Nach Recherchen von Willi Pechtl in Chicago oder der Österreichischen Nationalbibliothek ist vermutlich auch kein Foto erhalten. So sind der auf Seite 161 reproduzierte Stahlstich und die Aufzeichnungen Diemers und Wielands die einzigen mir bekannten Anhaltspunkte zu diesem Gemälde.

Da entsteht plötzlich während eines Gespräches ein Gedanke. Die Idee, das verschollene, wahrscheinlich sogar verbrannte Bild 105 Jahre nach dem ersten Entstehen erneut entstehen zu lassen, breitet sich wie ein intensiver, süßherber Geruch im Raume aus. Die Sinne werden davon erfaßt, ein wenig betäubt, die Arbeit an der großen Leinwand verlockend ausgedacht. Vorbereitungen vor Ort und Ausführung im Atelier, alles wie damals, nur mit zeitgenössischen Mitteln, sind eine fesselnde Perspektive.

Doch etwas sträubte sich in mir. Die Motive solcher Art mit sogenannten erhabenen Gipfeln und Landschaften mit pathetischen Ausdehnungen und Gesten sind mir unangenehm. Sie engen mich zu sehr ein, fordern zuviel Motiv und geben zu wenig Malerei. Die altbekannte Furcht vor Vereinnahmung durch Ideologie sitzt doch tiefer, als ich dachte, und ich verwarf den Gedanken, am

Ende des 20. ins 19. Jahrhundert zurückzugehen, um etwas nachzuvollziehen, was in der damaligen Form nicht mehr existiert. Dabei meinte ich weniger das verschollene Bild – welch ein Symbol! -, sondern die anachronistische Überlegung, nach der bereits erwähnten Periode der Verballhornung, eine heute vollkommen ausgebeutete, bis in die letzten Winkel erschlossene Landschaft mit den staunenden, aber auch forschenden Augen der Pioniere ein weiteres Mal zu «entdecken». Diemer mußte mit dem Fuhrwerk oder zu Fuß in die Täler, und als er einmal mit dem Fahrrad ins Pitztal kam, bekreuzigten sich die Leute, rannten schreiend davon und dachten, sie hätten den Leibhaftigen gesehen. Wir brechen aus dem Tal in weniger als zwei Stunden mit Auto, Seilbahn und Lift in diese geschundene Welt ein und sind stolz, auf 3400 Metern Höhe zu stehen, ohne einen Schritt gegangen zu sein. Diese Tatsache ist schlimm genug, aber eben auch existent und beweist drastisch den vollkommen veränderten Umgang mit der Landschaft. Dementsprechend verändert sich auch das Bild von ihr.

#### 1997 | Juli

Eine lange Wanderung über den Geigenkamm endete bei der Braunschweiger Hütte. Ich saß dort lange Zeit auf einem grasigen Hügel. Vor mir senkten sich die schotterigen Hänge hinunter zu den Resten des Karlesferners, hinter dem sich die breite Schwärze des Linken Fernerkogels erhebt. Mein Blick ging über die braungelben Steinflächen weiter zum Mittelbergferner, über seinen blauen schrundig flachen Rücken zum Rechten Fernerkogel und am Schuchtkogel vorbei zur Wildspitze, die in diesiger Ferne den Horizont bildet. Rechts gegenüber von mir die rötlichen Hänge des Grab- und Mittagskogels als seitliche Begrenzung. Ich spürte das besondere dieser Ansicht und gleichzeitig das einfache Dasein ihrer Geologie. Ich erinnerte mich der Ambivalenz, mit der ich vor vier Monaten diesen gemalten Blick sah, und beschloß, von der ungleich beeindruckenderen Realität aufgebracht, Vorurteile aufzugeben und einen malerischen

Versuch auf kleinem Format, 90 x 180 cm, zu wagen. Die Erkenntnis, zwar dieselbe geologische Struktur vor mir zu haben, aber durch den veränderten Zustand der Gletscher – die jetzt am Ende des 20. Jahrhunderts stark abgeschmolzenen Ferner sehen aus, als litten sie unter Parodontose – eine Landschaft zu sehen, die Diemer so nicht gekannt hat, stärkte meinen Entschluß, das Bild aus meiner Sicht im einfachen Jetzt-Zustand zu malen.

#### 1998 | August

Durch diese Haltung gelang es, dem Motivzwang in gewisser Weise zu entkommen und dem Bild, das als Vorstufe für eine wesentlich größere Hauptarbeit gedacht war, eine malerische themenunabhängige Eigendynamik zu geben. Diese Arbeit war Ende 1997 beendet.

Monate des Wartens vergingen, bis ich endlich die fast unbrauchbaren Fotos des letzten Jahres durch neue ersetzen konnte.

Ich sitze wieder auf den warmen Steinen unter der Braunschweiger Hütte über dem tiefen großen Raum. Der strahlend helle Augusttag bringt eine ausgezeichnete Farbigkeit, die Überlegungen der letzten Zeit werden mehr als bestätigt. Ich werde das große Bild angehen. Es soll ca. ein Drittel des Ausgangsbildes von Diemer und Wieland haben, also 2,5 x 5 Meter.

So kehrt das Chicago-Projekt nach 107 Jahren aus Berlin nach Tirol zurück.

Das ist der Beginn eines längeren Textes, den Nino Malfatti unter dem Titel «Das Chicago-Projekt» zu der Ausstellung seines Pitztal-Bildes in der Galerie zum alten Oetztal in Oetz geschrieben hat und der unter diesem Titel publiziert wurde. Die Ausstellung mit dem Titel «Oberwelten» zeigte im Sommer 1999 neben dem in jeder Hinsicht großen Bild auch die Skizzen, die hiezu vorher entstanden – all das ein nicht nur an und für sich beeindruckendes künstlerisches Vorhaben, sondern auch eine schöne Hommage an die Kollegen Diemer und Wieland, die hundert Jahre früher, unter ganz verschiedenen historischen und künstlerischen Bedingungen, sich mit dem selben Motiv beschäftigten.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

## Rundum Berge

Faltpanoramen: So weit das Auge reicht - im Taschenformat. Von Anton Holzer

#### Franz Senn und das Kreuzspitzpanorama

Im Jahr 1869 hatte Franz Senn (1831-1884), Kurat in Vent, Gastwirt im Ötztal und Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins, bei den beiden Landschaftsmalern Georg Engelhardt (1823-1883) und Carl Jordan (1826-1907) ein gezeichnetes Rundbild von der Kreuzspitze aus gesehen in Auftrag gegeben. Das Panorama sollte in Berlin gedruckt werden. Im Frühjahr 1870 schrieb Senn an seinen Freund Johann Stüdl (1839-1925) in Prag, ebenfalls Gründungsmitglied und Förderer des Deutschen Alpenvereins: «Es erscheinen 4 Blätter, jedes beiläufig so groß wie das vom Ramolkogel. Ich werde nächstens Subskriptionsbögen in die Welt hinausschicken. Das ganze war. Ich habe die Beweise sozusagen in meinen Händen, daß ich, anstatt Profit zu machen, Schaden

Senns Beispiel zeigt, daß die Herstellung und der Vertrieb von Panoramen nicht immer einfach war. Und dennoch, der Aufschwung dieser Bergbilder war zu jener Zeit in vollem Gange. Bereits die ersten Jahrbücher des Österreichischen Alpen-Vereins und des Schweizer Alpenclubs sowie die Zeitschriften des Deutschen Alpenvereins (später des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins), die seit Mitte der 1860er Jahre erschienen, enthielten fast durchwegs jeweils ein oder mehrere ausfaltbare, gezeichnete und zum Teil kolorierte Gebirgsrundsichten. Diese Falt-





Panorama wird auf diesem Wege 2 Thaler oder 3 Gulden ö.W. in Silber kosten. Was sagst Du dazu?» Schon bald kam aber das Vorhaben ins Stocken, da der Kurat aus Geldmangel das Honorar an den Zeichner und Lithografen nicht zahlen konnte. «Ich stehe», schreibt er im Herbst desselben Jahres, «bei dem betreffenden wohl in Kredit, aber was hilft dies, wenn ich in so trostloser Lage bin? Der Druck von 800 Exemplaren des Panoramas kostet mir 800 preuss. Thaler. Davon habe ich im Frühjahr von München aus 150 Thaler bezahlt, das übrige bin ich schuldig und woher nehmen? Im Ötzthale und bei uns weit und breit ist heuer, als Folge des Krieges, kein Geld.» Die Subskription lief schleppend an, die Bestellungen hielten sich in Grenzen. Das hatte, so klagt Senn Ende 1871, «zur Folge, daß ich in Berlin nur langsam zahlen konnte, daß mir nur 400 Exemplare gedruckt wurden, und daß ich für dieselben viel mehr zahlen mußte, als anfänglich kontrahiert

panoramen erlebten mit den rasch steigenden Auflagen der Jahrbücher bald eine weite Verbreitung. Hergestellt und verkauft wurden die Panoramen aber auch von Hotels, Bahngesellschaften und Touristenclubs. Indem sie über Wandermöglichkeiten und Sehenwürdigkeiten in der Umgebung berichteten, stellten sie nicht nur Mitbringsel, sondern auch Werbeprospekte dar.

#### Eine berückende Vielfalt von Panoramen

Erstmals zeigte das Alpenverein-Museum in Innsbruck bei der Ausstellung «Rundum Berge. Faltpanoramen oder der Versuch alles sehen zu können» Pic Ortler près de la Panorama-Ansichten, die fast zur Gänze aus dem eigenen Archiv stammen. Ein Hörfeature in Form eines Audio-Guides mit atmosphärischen und sachlichen Hintergrundgeschichten sowie eine bibliophil 70. als Faltpanorama gestaltete Broschüre ergänzten die Ausstellung; dazu kam ein Rahmenprogramm mit

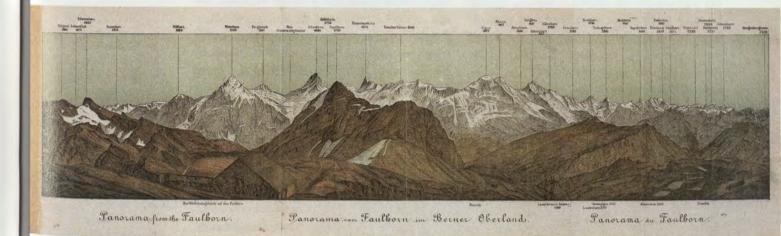
Rechts: Aufgenommen nach der Natur. Der Zeichner rückt sich selber in Bild. Piz Umbrail (en face du Chausée du Stelvio et des Bains de Bormio), gemalt von F. Faller. Beilage im Jahrbuch des SAC, 1869

Rechts: Das Gebirge als Schaubühne. Sulzfluh und Drusenfluh im Rätikon, gezeichnet von J. Müller-Wegmann. Beilage im Jahrbuch des SAC. 1890.



Ausflügen in die «wirkliche Welt» der Panoramen. Die Schau wird als Wanderausstellung bis 2003 in verschiedenen Museen in Deutschladn, Österreich Gebirgsdarstellungen. Die Ausstellung wirft entlang dieser Bilder auch ein neues Licht auf die Vielfalt und Breite der Anliegen in der Frühgeschichte der alpinen Vereine. Die Faltpanoramen zeigen auf eindrückliche Weise deren Annäherung an das Gebirge als Ineinander von Erwanderung und Erschließung, Eroberung und Erkenntnis, Benennung und Bebilderung. Dieser wiederentdeckte Fundus an Ansichten ermöglicht zudem einen interessanten Einblick in ein

ebenfalls fast vergessenes grafisches Gewerbe - jenes der Lithografie -, das wie kein zweites die populäre Bildwelt des 19. Jahrhunderts und zweifellos auch



Panorama vom Faulhorn im Berner Oberland.

und Südtirol unterwegs sein.

Faltpanoramen stellen auf mehrfache Weise eine Art Wiederentdeckung dar. Zu sehen sind Bergbilder, deren Hochblüte im 19. Jahrhundert lag und die heute fast in Vergessenheit geraten sind, die aber bis zur Gegenwart Blick und Wahrnehmung des Gebirges maßgeblich geprägt haben. Die Welt dieser gedruckten Rundsichten ist von einer faszinierenden Vielfalt. Sie reicht von kleinen, 30 bis 40 cm langen, nicht kolorierten Drucken bis hin zu mehrere Meter langen, aufwendig gezeichneten und übertragenen die beginnende Aneignung des Gebirges im Blick der Touristen geprägt hat.



Begonnen hatte die touristische Vermarktung dieser ausfaltbaren, gezeichneten Rundsichten bereits um 1800. Heinrich Keller, Schweizer Kartenmacher und Panoramenzeichner (1778-1862), begann zu dieser Zeit mit dem Verkauf von Souvenir-Ansichten von Schweizer Aussichtsbergen und bot selbst gezeichnete Panoramen, etwa vom Albis, dem Uetliberg oder

dem Rigi an, er vertrieb aber auch erfolgreich Stadtpläne, Lehrmittel und Reisekarten. Das Publikum fand bald Gefallen daran, daß das Gebirge in diesen neuartigen Bildern von der Vertikalen in die Horizontale überging und zu handlichen Formaten verkleinert wurde, bis es schließlich auch im Rucksack und in der Tasche Platz fand. Von Anfang an vereinte das Faltpanorama





den wissenschaftlichen Anspruch, nämlich, Einblikke in die geologischen, morphologischen, geografischen und topografischen Geheimnisse der Alpenwelt zu liefern, mit der Lust am Schauen. Diese Drucke waren aber nicht nur Hilfsmittel der Naturforscher in der zeichnerischen Darstellung des Geländes, sondern auch touristische Einladungen und Prospekte. Die Käufer und Betrachter dieser massenhaft reproduzierten Souvenirs, so gesteht Albert Heim (1849–1937), bedeutender Schweizer Geologe, selbst

hohen Gipfeln auch die mittleren Anhöhen, die einen weitum schweifenden Blick entlang der dicht gestaffelten Linien des Horizonts ermöglichten, Anerkennung fanden. «Unzählige herrliche Puncte», schreibt daher 1871 der Naturforscher und selbst Panoramenzeichner Friedrich Simony (1813-1896), «an welchen vor 30-40 Jahren während eines Sommers kaum ein paar unternehmendere Touristen sich einfanden, werden nun alljährlich von Hunderten wanderlustiger Naturfreunde besucht; Gipfel, wel-

che früher nur erprobten Alpenrecken erreichbar galten, sind zum Stelldichein flügge gewordener Pensionate und hochzeitsreisender Auflagen. Aussicht Pärchen gewor- vom Studerhorn, den...».

Die Schaulustigen, die diese Aussichtspunkte rasch bevöl-

kerten, huldigten

weniger den Mühen des Anstiegs als vielmehr einer Theatralik des Naturgenusses. In ihrer Darstellung spielen daher die gezeichneten Rundsichten meisterhaft auf der Klaviatur der inszenierenden Effekte.

Panoramenzeichner und einer der vehementesten Befürworter ihres wissenschaftlichen Nutzens, wollen «in einem Panorama auch einen guten Anhaltspunkt für die Erinnerung an die vergangenen Genüsse haben, und mehr: die Wirthe wollen von nahe gelegenen Aussichtspunkten Panoramen zu dem Zwecke, die Touristen zum Gang auf diese Höhen

#### Rundum Berge

wollte ihnen das verargen?»

In der Frühzeit des Alpinismus war es zunächst ganz und gar nicht selbstverständlich, daß neben den

zu ermuntern - aus Wirthschaftsinteressen - wer

#### Mit dem Bleistift auf dem Gipfel

Um die Berge «richtig» sehen zu können, so Albert Heim zum wissenschaftlichen Nutzen der Rundsichten, bedarf es der zusammenhängenden, vollständigen Darstellungsweise. Die geologischen Gebirgseinheiten, deren Gesteinsschichten, Brüche und Falten sich horizontal ausdehnen, schienen geradezu nach einer Erweiterung des Blicks zu verlangen. Die

Als Beilagen zu den Schriften der alpinen Vereine erreichten die Faltpanoramen nach 1850 sehr hohe gezeichnet von G. Studer. Beilage im Jahrbuch des SAC,



präzise Darstellung der Rundumsicht stellte mitunter hohe - auch körperliche - Anforderungen an den Zeichner: «Man hat gewöhnlich ganz falsche Vorstellungen hierüber und glaubt, die Geduld und Ausdauer bloß an der Zahl der Linien messen zu können», schreibt Heim. «Wenn es auf hohen Gipfeln besonders klar zum Zeichnen ist, so haust sehr oft ein kalter Wind, man wird vor Frost am ganzen Körper steif, will aber die Beleuchtungen benützen und zeichnet stundenlang mit so steifen Fingern, daß man den Bleistift kaum in der Hand fühlt. Ohne dergleichen geht die Aufnahme des Panoramas von einem Gipfel, der in die Schneeregion hineinreicht, gewöhnlich nicht ab.»

#### Am Höhepunkt angelangt

Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts lösten die touristischen Vertriebswege die alpinen Vereine in der Verbreitung der Rundsichten endgültig ab. Die Herstellung der aufwendig gedruckten Panoramen begann sich aber auch zusehends zu verteuern. Die fotografischen Rundsichten und die flächendeckenden kartografischen Geländeaufnahmen im Gebirge waren zu ernsthaften Konkurrenten für die gezeichneten Ansichten geworden.

Es war aber auch der schnelle Aufschwung der Wanderkarten, die in Preis, Handlichkeit, Exaktheit und Informationsfülle die Panoramen übertrafen und ihren Niedergang beschleunigten. Neue billigere Reiseandenken und Gebirgsansichten, wie etwa die Bildpostkarten, traten die Nachfolge der aufwendig gestalteten Faltpanoramen an. Ganz aber ist das gezeichnete Rundbild dennoch nicht untergegangen. «Es lebte fort», so der Kulturwissenschaftler Bernhard Tschofen, «in der Skizze der Führerliteratur als schlichte Umrißdarstellung mit Legende und begann - grafisch angereichert - eine Karriere als illustratives Medium der Landschaftsdarstellung in der Tourismuswerbung».

leim, Albert: Einiges über Panoramen, in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs 1872/1873.

Hofmann. E. F.: Franz Senn, in: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereins 1928.

Simony, Friedrich: Die erosierenden Kräfte im Alpenlande, in: Jahrbuch des Österreichischen Alpen-Vereins 1871.

Tschofen, Bernhard: Berg, Kultur, Moderne. Volkskundliches aus den Alpen, Wien 1999.

Rundum Berge. Faltpanorman oder Der Versuch alles sehen zu können. Faltbroschüre zur Ausstellung (deutsch, englisch, italienisch), Apenverein-Museum Innsbruck 2001.

iche Hälfte der Sarsteindschau mit dem chsteingebirge. Aufgenommen gemalt von Friedrich my. Beilage in der schrift des Deutschen und sterreichischen Alpenverein 881, Nachdruck OeAVektion Haus im Ennstal 1991.



174

## Zwischen Schaudern und Ekstase

Die Darstellung der Alpen in den Schriften Jean-Jacques Rousseaus. Von Walter Wagner. Mit Fotos von Jürgen Winkler

ROUSSEAU IST SECHZEHN Jahre alt, verdingt sich als Lehrling bei einem Graveur und beschließt, nachdem er eines Abends die Tore der Stadt verschlossen findet, dem heimatlichen Genf den Rücken zu kehren.

Mit diesem einschneidenden Erlebnis beginnt der erste jener zahlreichen Fußmärsche, die ihm, wenngleich das halbe Leben auf der Flucht vor der königlichen Zensur, zur vitalen Voraussetzung seines Denkens werden: «Das Gehen hat etwas, was meine Gedanken erregt und belebt; wenn ich mich nicht bewege, kann ich kaum denken, mein Körper muß gewissermaßen in Schwung geraten, um auch meinen Geist zum Schwingen zu bringen.»¹ Frei und unbeschwert streunt der Jüngling hinaus aufs Land und nächtigt dort bei Bauern, die ihn «mit größerer Güte aufnahmen, als Städter es getan haben würden»².

Er setzt seine Wanderung fort und gelangt ins französische Annecy, wo sich Mme de Warens seiner annimmt. Ein Zuhause und die Aussicht auf eine warme Mahlzeit täglich machen aus dem Protestanten schnell einen Katholiken. In Turin, das er ebenfalls zu Fuß erreicht, erhält der Konvertit seinen letzten Schliff. Von dem erhebenden Gefühl, das Gebirge zu überqueren, berichten seine Bekenntnisse: «Es erschien mir schön, in meinem Alter das Gebirge zu überschreiten und mich um die ganze Höhe der Alpen über meine Kameraden zu erheben.»<sup>3</sup> Der erst Sechzehnjährige entdeckt seine zweite große Leidenschaft neben der Literatur und erinnert sich: «Die Erinnerung hat mir die lebhafteste Lust an allem, was mit dieser Reise zusammenhing, bewahrt, vor allem ein Gefallen an Bergen und an Fußwanderun-

Rousseau erlebt, was im *Emile* drastisch zum Ausdruck kommen wird, die Dichotomie Stadt – Land als unversöhnbare Gegensätzlichkeit. Urbane Gefüge werden als Chiffre für den denaturierten Menschen

begriffen, der sich durch seine Sozialisation vom unverdorbenen Naturzustand entfernt hat: «Der menschliche Atem ist seinesgleichen tödlich [...]. Die Stadt ist der Schlund, der das Menschengeschlecht verschlingt.»<sup>5</sup>

Der Verfasser des *Emile*, einer Anleitung zur richtigen Erziehung von Kindern, redet dem «edlen Wilden» das Wort, wenn er postuliert: «Alles, was aus den Händen des Schöpfers kommt, ist gut; alles entartet unter den Händen des Menschen.» Da es uns nun einmal nicht mehr gelingt, zu den Anfängen zurückzukehren, wo unser Wesen unversehrt von schädlichen zivilisatorischen Einflüssen war, haben wir zumindest danach zu trachten, die Gesellschaft zu meiden. Die intakte Natur mutiert zur Metapher und zum Mythos jener Zivilisationsflüchtigen, wie sie die Geschichte nach Rousseau hervorgebracht hat

Entfernen wir uns indessen von unseresgleichen – und diesen Widerspruch übersieht Rousseau –, dann handeln wir ebenso gegen unsere Natur. Der Wahlspruch «Zurück zur Natur», mit dem die Rückkehr des Individuums in der gleichgeschalteten mechanisierten Gesellschaft der Aufklärung gefeiert werden sollte, führt, nehmen wir den Philosophen wörtlich, in die Isolation: «Ich habe in dieser Welt weder Nächsten, noch meinesgleichen, noch Brüder mehr. Ich bin wie aus der Welt, die ich bewohnte, auf einen fremden Planeten versetzt.»<sup>7</sup>

Da sich Rousseau vor der Bösartigkeit der Menschen fürchtet, entläßt er sich aus ihrem Verband und kompensiert das verlorene Einssein mit seinen Zeitgenossen durch die ekstatische Hingabe an die Natur, in deren Schoß er Verschmelzung sucht. In den *Träumereien* rührt der alternde Weltflüchtige an den Ursprung seiner lebenslangen Irrfahrten: «Diese einsamen Stunden der Betrachtung sind die einzige Zeit des Tages, wo ich völlig ich selbst bin und mir ganz ohne Ablenkung, ohne Hindernis gehöre und wo ich



Jürgen Winkler: Bäume (1). Dolomiten.

in Wahrheit sagen kann, ich sei das, was die Natur aus mir machen wollte.»<sup>8</sup>

Im Naturerlebnis und namentlich auf den Bergeshöhen wird der Suchende sich seiner selbst aufs Innigste gewahr. Saint-Preux, Held der Neuen Héloïse, flüchtet sich in die Schrofen und Zinnen, um von seiner unmöglichen Liebe zu Julie abgelenkt zu werden. In der erhabenen Einsamkeit der Alpen findet er wieder zu sich: «Ich wollte meinen Gedanken nachhängen und stets wurde ich durch einen unerwarteten Anblick abgelenkt. Bald hingen unermeßliche Felsen in Trümmern über meinem Haupt; bald umströmten mich hohe, rauschende Wassergüsse mit ihrem Nebel; bald öffnete eine immerwährende Flut zu meiner Seite einen Abgrund, dessen Tiefe das Auge sich nicht zu erfassen getraute.»9 Der Gang ins Gebirge wird zum Balsam für den Depressiven, die Überwindung der Vertikalen zur Therapie der Psyche. Rousseaus pathetische Darstellung einer fatalen Leidenschaft in den «Briefen zweier Liebender aus einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen»10 erhitzt die Gemüter sensibler Leserinnen und Leser. Clarens am Ufer des Genfer Sees vor der Kulisse der Westalpen begeistert die Pariser Zirkel. Gefolgt von ihrer Dienerschaft, pilgern die feinen Damen in die Schweiz, um eine Landschaft zu erleben, die so edle Seelen wie Saint-Preux und Julie vereint hat. Was Rousseau seinem Helden in den Mund legt, könnte ebensogut von einem jener Alpenreisenden stammen, die später dem Ruf Rousseaus folgten: «Je mehr ich mich der Schweiz näherte, desto stärker fühlte ich mich bewegt. Der Augenblick, da ich, von den Höhen des Jura herab, den Genfer See erblickte, war ein Augenblick der Wonne und des Entzückens.»11 Wer je auf die Grate des Jura gestiegen ist, muß, auch heute noch, Rousseaus Eindruck teilen. Der Blick hoch über dem Genfer See umfaßt die Alpenkette in einer Länge von gut

200 km vom Matterhorn bis zum Montblanc und darüber hinaus. Hören wir noch einmal Saint-Preux als Sprachrohr Rousseaus: «Diese Berge sind so hoch, daß sie eine halbe Stunde nach dem Untergang der Sonne noch immer von ihren Strahlen erleuchtet werden, deren Röte auf diesen weißen Spitzen eine schöne Rosenfarbe bildet, die man noch aus großer Ferne erkennen kann.»<sup>12</sup>

Eine eingehende Lektüre belegt, daß Rousseau die Höhen des Jura besucht und das atemberaubende Panorama mit eigenen Augen gesehen hat. Wenn er auch nicht, wie er in den *Träumereien* schreibt, herborisierend den Gipfel des Chasseron an der französisch-schweizerischen Grenze erstiegen hat, von wo man aus sieben Seen erblickt<sup>13</sup>, sondern vielmehr auf den 1604 m hohen Chasseral gelangt ist, so steht des Philosophen Ruf als Wanderer jedenfalls außer Zweifel.

Allerdings treibt ihn, anders als Saussure, der aus wissenschaftlicher Neugier alles daransetzt, den Montblanc zu bezwingen, nicht Forscherdrang in höhere Sphären. Rousseau sucht sich über das Erlebnis der Berge Zugang zu einer von Konflikten überlagerten reinen Emotionalität zu verschaffen. Anders gesagt, «Natur wird, mit psychischen Zuständen in Verbindung gebracht, zum Spiegelbild subjektiver Empfindungen»<sup>14</sup>.

Mit welcher Mischung aus Angst und Faszination Rousseau auf das schroffe Ambiente aus Felsen und Schluchten reagiert, legt er in einem Passus aus den Bekenntnissen dar, der zugleich als Entwurf einer idealen Landschaft zu lesen ist: «Was ich unter einer schönen Landschaft verstehe, weiß man bereits. Niemals hat flaches Land, wie schön es auch immer gewesen sein möchte, in meinen Augen dafür gelten können. Mein Sinn verlangt nach Sturzbächen, nach Felsen, Tannen, schwarzen Wäldern, Bergen, nach aufwärts und abwärts steilen Pfaden, und rechts und links müssen Abgründe liegen, die mir Furcht einjagen.»<sup>15</sup>

Er liebt den Nervenkitzel, ohne sich tatsächlich in Gefahr zu begeben. Seine hitzige Phantasie genügt ihm, um sich die furchterregendsten Szenarien auszumalen, andern soll es überlassen bleiben, die Alpen zu erschließen. Geht dem Sensiblen die Kontemplation über die Aktion, so vermag sie auf die Dauer seiner Wanderlust nicht standzuhalten. Gegenüber dem Schriftsteller Bernardin de Saint-Pierre äußert er einmal: «Ich möchte indes nicht auf einem Berge wohnen, weil die schönen Aussichten die Freude am Wandern nehmen. Auf halber Höhe aber möchte ich

mein Haus haben.»16

Rousseau weist sich als leidenschaftlicher Spaziergänger aus, den menschenferne Plätze in der Natur zutiefst berühren. Er findet auf seinen einsamen Wanderungen zu einer unio mystica, die ihn seine Daseinsproblematik vergessen läßt. In der euphorischen Begegnung mit der Natur, die das Französische mit «rêverie» bezeichnet, transzendiert Rousseau seine Selbstbefangenheit, unter der er oft in Gesellschaft leidet, und wirft seine neurotischen Fesseln ab. Er vermeint gerade an diesen entlegenen Orten seine volle Identität zurückzugewinnen, weil er sich für Augenblicke vor der Menschheit sicher fühlt. In der sentimentalischen Überhöhung der Natur, die in Naturschwärmerei ausartet, entpuppt er sich als Prophet der Romantik. Über eines seiner letzten Refugien auf der Petersinsel im Bieler See berichtet der greise Rousseau, daß ihre Stille «nur von dem Geschrei der Adler, dem Gezwitscher einiger Vögel und dem Rauschen der Bäche, die von den Bergen herabstürzen, unterbrochen wird.»17

Der Literaturwissenschaftler Richard Weiß betont die Vorläuferrolle Rousseaus auf dem Weg zur Romantik und hebt als wesentliches Element seines Landschaftsideals das Düstere hervor, was «zuletzt wieder der Entdeckung und Schätzung der Alpenlandschaft zugutekam»<sup>18</sup>. Auf der Suche nach schaurig-schöner Erquickung werden die Nachfahren des Philosophen zweckfrei und mithin unwissenschaftlichen Motiven folgend die Gebirge aufsuchen. Caspar David Friedrich mit der Staffelei, Stifter<sup>19</sup>, im Empfinden noch zutiefst romantisch, mit der Feder.

Andere werden wie der Savoyardische Vikar, eine Figur aus dem *Emile*, beim Anblick der Alpen ihr Bekenntnis zur Naturreligion ausrufen: «Betrachte das Schauspiel der Natur, höre auf die innere Stimme.»<sup>20</sup>

Wie vielfältig Rousseau als Quelle der Inspiration für nachfolgende Generationen auch gewirkt haben mag, es kommt ihm selbst, wie wir gesehen haben, lediglich die Rolle des Wegbereiters zu. Er löst den einzelnen aus der Verstricktheit gesellschaftlicher Zwänge und führt ihn notwendigerweise in einen bisher gemiedenen Bereich der europäischen Topographie. Seine sentimentalische Erschließung der Alpen ist daher mit Recht als Auslöser einer Begeisterung zu betrachten, die in letzter Konsequenz zur touristischen Erschließung und teilweise auch Zerstörung dieser einzigartigen Landschaft im 20. Jahrhundert geführt hat.



Jürgen Winkler: Bäume (2). Schweiz.

#### Anmerkungen

- 1 Jean-Jacques Rousseau, Bekenntnisse, Viertes Buch, Übers. E. Hardt, 4., Frankfurt 1971, S. 243.
- 2 Ebd., S. 90.
- 3 Ebd., S. 102.
- 4 Ebd., S. 107
- 5 Jean-Jacques Rousseau, Emile oder Über die Erziehung, Erstes Buch, Übers. E. Sckommodau, Stuttgart 1980 (= Universalbibliothek Nr. 901 [10]), S. 151.
- 6 Ebd., S. 107.
- 7 Jean-Jacques Rousseau, Träumereien eines einsamen Spaziergängers, Erster Spaziergang, in: Ders., Schriften, Band 2, Übers. H. Ritter, München und Wien 1978, S. 643f.
- 8 Ebd., Zweiter Spaziergang, S. 648.
- 9 Jean-Jacques Rousseau, Julie oder Die neue Héloïse, Erster Teil, 23. Brief, Übers. J. G. Gellius, München 1978, S. 76. 10 Ebd., S. 3.
- 11 Ebd., Vierter Teil, 6. Brief, S. 438.
- 12 Ebd., Vierter Teil, 17. Brief, S. 41.

- 13 Vgl. S. de Sacy, «Notes», in: Jean-Jacques Rousseau, Les rêveries du Promeneur solitaire, Paris 1997, S. 266.
- 14 Rainer Amstädter, Der Alpinismus. Kultur Organisation Politik, Wien 1996, S. 28.
- 15 Rousseau, Bekentnisse, Viertes Buch, S. 257.
- 16 Bernardin de Saint-Pierre, Rousseau vu par Bernardin de Saint-Pierre, Übers. Verf., in: Jean-Jacques Rousseau, Les rêveries du promeneur solitaire, Paris 1997, S. 241.
- 17 Rousseau, Träumereien, Fünfter Spaziergang, S. 692.
- 18 Richard Weiß, Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, Zürich und Leipzig 1933 (= Wege zur Dichtung, Zürcher Schriften zur Literaturwissenschaft XVII), S. 43
- 19 Vgl. Adalbert Stifter, Bergkristall, in: ders., Bunte Steine und Erzählungen, München 1990. Adalbert Stifter betätigte sich aber auch, mit beachtlichen Ergebnissen, als Landschaftsmaler.
- 20 Rousseau, Emile, Viertes Buch, S. 603.

Jürgen Winkler

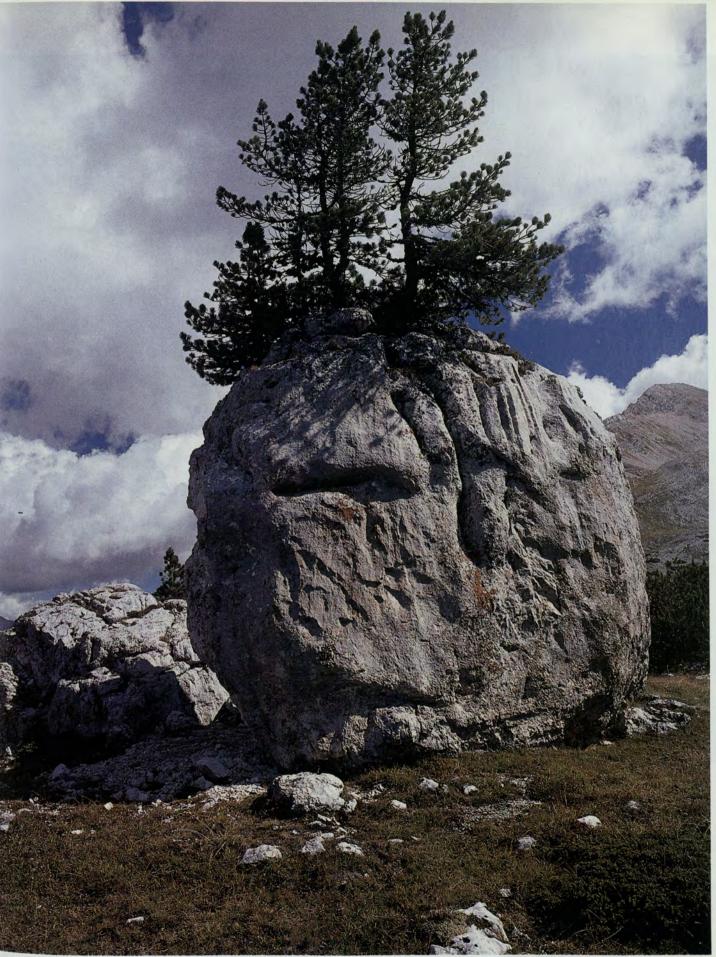
# Bäume

Ein Foto-Essay



Oben: Bryce Canyon. Rechts: Dolomiten.

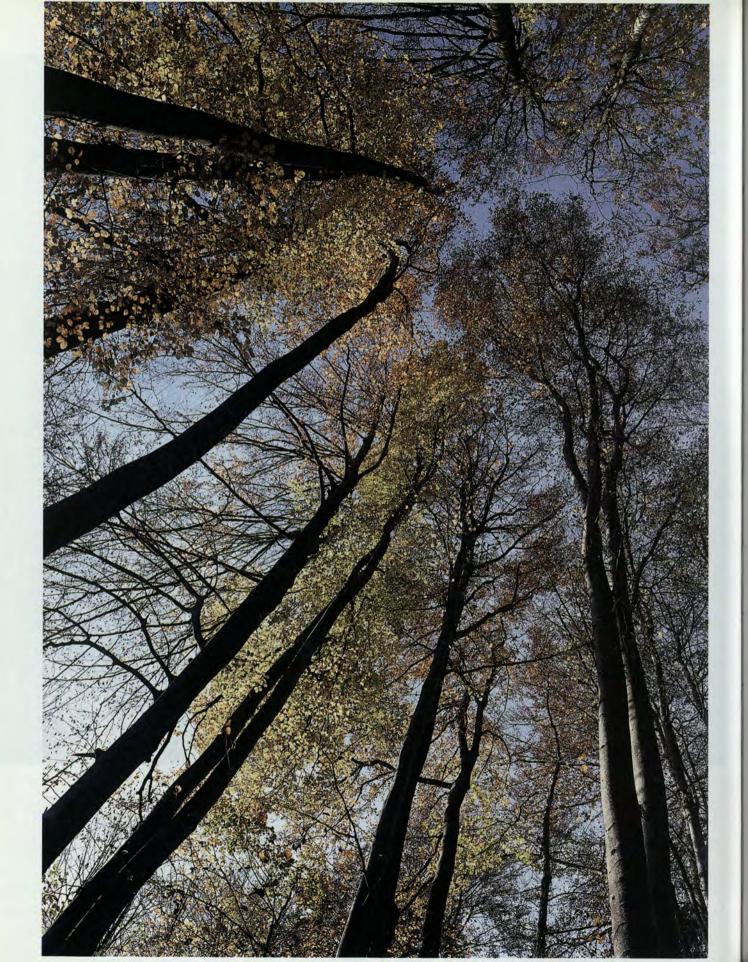
ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002



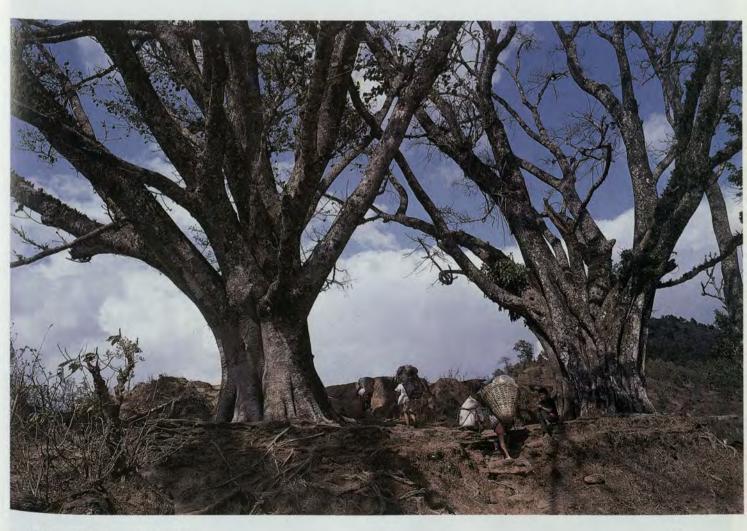


Oben: Bayern. Rechts: Bhutan.

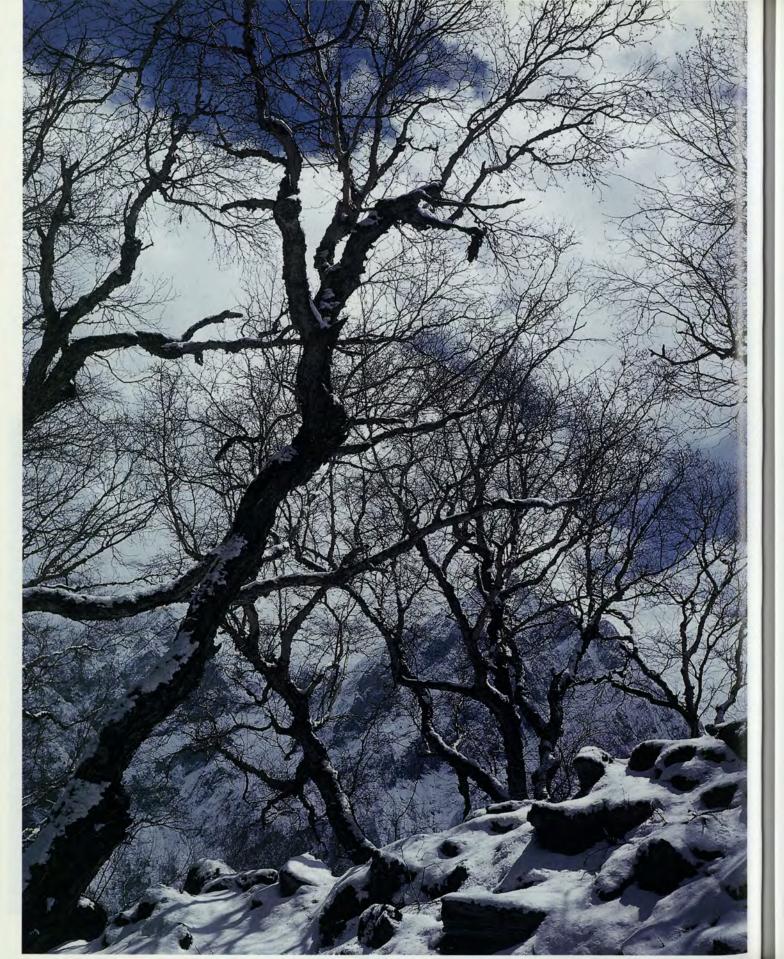




Links: Bayern. Rechts: Nepal.



ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

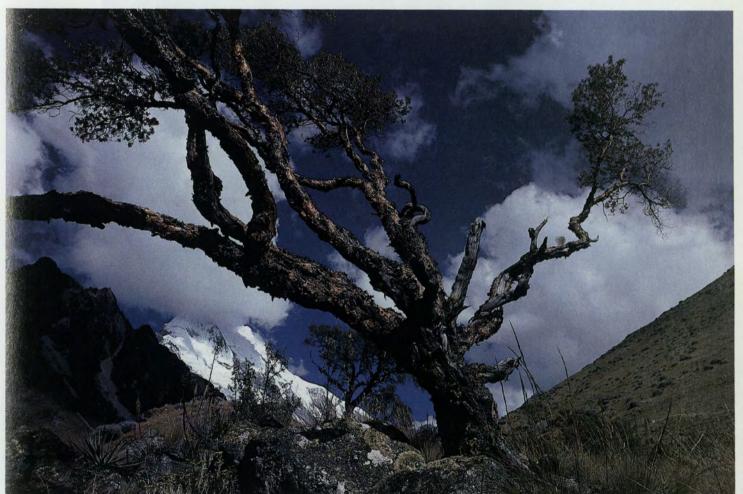




Links: Nepal (auf 3700 m). Oben: Benediktenwand.



Oben: Tennengau. Rechts: Peru.



**Andrew Greig** 

## Disappearing Gully

Ein Kapitel aus dem Roman «Electric Brae».

#### Mit Fotos von Heinz Zak zum Thema «Eis und Schnee, schottisch»

ICH FÜHLE MICH nicht allzu gut, schiebe die restlichen Bohnen zurück und schaue auf meine Uhr. Sie landet in anderthalb Stunden.

«Laß uns losfahren, Kind.»

Das Mädchen schlürft das letzte bißchen Cola.

«Gleich», sagt es.

Draußen ist es richtig dunkel. Ein Schneehauch von den Hochmooren weckt einen Moment lang die Sehnsucht in mir, wieder in den Winterbergen zu sein. Dann – wie ein Schlag in den Bauch nach einem vorgetäuschten Lächeln – folgt das Gefühl von damals.

Die mit Salz gestreute Straße war ein schwarzer, auf Rannoch Moor geknallter Lederriemen. Zack! Das wird dir das Träumen austreiben, Junge. Ich zündete mir eine Zigarette an und schüttelte den Kopf. Wirklich eine brutale Kultur, und ich war ein Teil davon.

Anfang Januar 85, und endlich schneit es. Kalt und hart außerhalb der Gruben, und zwei üble Wochen auf der Bohrplattform, mein nüchternstes Hogmanay seit ewigen Zeiten. Cola und Zigarren und die Leute in der Tron Kirk im Fernsehen. Immerhin hatte es mich von Randale abgehalten, nachdem Kim eine Münze in die Luft geworfen hatte und nach Wales gefahren war, um das neue Jahr zusammen mit Graeme zu verbringen.

Eine Nebelkrähe jagte schräg über die Straße und hinein in die Wildnis im Herzen Schottlands. Ich dachte an Lesley in Vermont, die, zwei Finger der rechten Hand zu einem ohnmächtigen V-Zeichen erstarrt, den Jungen und Vermögenden Skiunterricht gab...

Die weiße Handfläche senkte sich unter dem Schlag, und ich, mit fest und sorgsam auf dem Lenkrad liegenden Händen, nahm die Kurven hinunter nach Glencoe, altem Groll und Verrat entgegen.

Ich drängte mich mit meiner Kletterausrüstung in den Clachaig, und da waren MacBeth, Gipsy, der alte, glatzköpfige Andy Clackmannan, die Dichterin mit ihrer jazzigen Mandola. Ein Winken von Cathy und Shonagh und von Nick Fairer, der mit seinem Kumpel Slide aus London heraufgekommen war. Meine alten gehässigen, vertrauten Winter-Klettergefährten. Händeschütteln mit allen, unsere erste Begegnung seit dem Ende des letzten Winters.

«Und wie läuft's, Jungchen?» fragte Andy.

«Wie zum Teufel schon?» sagte ich. «Höllisch eben.» Ach, Sprüche, Sprüche. Aber er gluckste und machte mir Platz.

«Tja», meinte Gipsy schleppend, «hatten dich an diesem Wochenende nicht erwartet.» Er zwinkerte und nickte zur Bar hinüber.

Dort stand er, den Rücken zu mir, elegant in Denim. Mein Lieblings-Glasgower, mein alter Kamerad.

Ich hätte hinausgehen und zu meiner nagelneuen Freundin in Perth fahren sollen. Aber alle schauten zu und wußten natürlich Bescheid – keine Geheimnisse in der Bergsteigerwelt. Ich stand da wie ein Ölgötze und versuchte, mir nichts anmerken zu lassen.

«McGlashan!» rief Gipsy. «Ich glaub', du schuldest dem Mann ein Glas Bier.»

Graemes Lippen bewegten sich, als wolle er mir über die Entfernung etwas zuflüstern.

Alle beobachteten uns. Zeig einen Moment der Schwäche, und sie stürzen sich auf dich wie Wölfe – und genauso gnadenlos. Außer wenn es wirklich schlimm wird, dann kannst du ihnen – mehr als allen anderen – dein Leben anvertrauen, wenn auch nicht deine Geliebte.

«Wie immer», sagte ich und setzte mich zwischen meine Freunde, so daß meine Hände eine Zeitlang außer Sicht blieben.

Er schob mir das Bier zu und nahm gegenüber Platz. Ich hob mein Glas und nickte dankend. Warum, verdammt noch mal, war er nicht mehr mit ihr in Wales?

Dann kam sie zur Tür herein und strich sich Schnee von der Schaffelljacke. Ihre Augen richteten sich auf mich, zurück auf ihn und glitten über die erwartungsvollen Gesichter rund um den langen Tisch.



ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

MacBeth zog an seiner Zigarette und schaute beklommen auf den Fußboden.

«Prost Neujahr. Gut, daß du's geschafft hast», sagte Kim, legte den Arm kurz um meine Schulter, küßte mein Ohr und setzte sich dann ans ferne Tischende, fort von uns beiden. Sie hatte ihre glanzvollen Mo-

«Na, hast du dich für morgen mit jemandem verabredet, a ghàraidh?» fragte Shonagh. «Der Berg ist in guter Verfassung.»

«Mit niemandem, m'eudail», brachte ich hervor. Ich war spontan hergekommen, um mit einem beliebigen Partner zu klettern oder, wenn nötig, auch solo. Mein Haus war eine Wüste, bis sie das nächste Mal zurückkehrte.

«Graeme ist allein», sagte Cathy. «Warum tut ihr euch nicht zusammen?»

Ich warf Graeme einen Blick zu. Er wollte es nicht, genauso wenig wie ich.

«Klar, warum nicht?» erwiderte ich.

«In Ordnung», sagte er ruhig. «Wo?»

Gipsy schob sich auf seinem Stuhl zurück. «Eispickel im Morgengrauen!»

Er lachte, und Graeme betrachtete seine Hände. Klein und kräftig, ein bißchen schrundig, die Hände, die meine Geliebte streichelten und mit mir teilten. Ich sah mir selbst zu, wie ich das Glas zertrümmerte und es ihm ins Gesicht stieß. Eine brutale Kultur, richtig, und ich war ein Teil davon. «Disappearing Gully», sagte ich und lehnte mich zurück, während die Dichterin ihre Mandola stimmte und «I Loved a Lass» sang. Nur einmal flackerte ihr Augenlid in meine Richtung. Ich holte meine Gitarre hervor, klimperte mich zur Erinnerung an Lesley durch «Walking After Midnight» und akzeptierte zum ersten Mal, das alles von mir abhing.

Kims Hand auf meinem Ärmel an der Bar. «Seid um Gottes willen vorsichtig!» zischte sie. «Die beiden Menschen, die mir auf der Welt am liebsten sind.»

«Geht mir genauso», sagte ich, «aber mein Herz ist nicht groß genug. Ich glaube, ich muß aufgeben.» Sie starrte mich an. Hallo und auf Wiedersehen. «Mach dir keine Sorgen», riet ich. «Ich passe schon auf ihn auf.»

Wir stapften getrennt durch die Dunkelheit zum Fuß des Berges. Schauer frischen Schnees wirbelten durch den Strahl meiner Kopflampe, hypnotisch und hübsch, aber kein gutes Zeichen. Sechs Uhr

morgens, und eine wilde Welt. Weit hinten schwankte und taumelte Graemes Licht und näherte sich langsam. Er war ein Felsenhüpfer, kein Bergsteiger. Sollte er ruhig leiden.

Ich selbst, hellwach und die nächsten Schritte berechnend, kämpfte mich durch den tiefer werdenden

Morgendämmerung an der C.I.C.-Hütte unterhalb der großen Klippen, Nebel, sprühender, vom Sturm gepeitschter Schnee. Ein grauer, öder, wenig verheißungsvoller Tag, aber Klettern ist nicht verrückter, als sein Glück an einen anderen zu binden. Nicht ihre Schuld, sie hatte mich nicht darum gebeten. Es war einfach so gekommen.

Ich kauerte mich in den Windschutz und wägte unsere Chancen ab. Dies war kein Ort, den harten Mann zu spielen. So einer geht drauf, und das ist dumm, hat nichts mit Kraft zu tun. Wenn ich mir Disappearing Gully richtig vorstellte, würde es Treibschnee, aber nichts Größeres runterwerfen. Vom Gipfel abzusteigen könnte am schwierigsten sein, eine reine Kompaßaufgabe in einem ungezügelten Sturm. Bergsteigerei, kein Klettern. Für jemanden, der selten unter schlechten Bedingungen draußen gewesen war, jemanden wie Graeme, würde es ganz schön anstrengend sein.

Na, wenn schon.

Andererseits konnten wir den ganzen Blödsinn sein lassen und zurückkehren, um den Tag mit Freunden im Chalet zu verbringen und Geschichten auszutauschen. Ja, und er und sie - den ganzen Tag. Wenn sie ihn berührte, während ich dabei war, würde ich ausrasten. Warum auch nur so tun, als wäre man ein harter Bursche?

Aber ich hatte lange auf den Disappearing Gully gewartet, und wer hätte ein besserer Partner sein können? Vielleicht würden wir hineinsteigen und für immer verschwinden.

Er torkelte heran, ließ seinen Rucksack fallen und sonderte ein paar Flüche ab. Sah ziemlich kaputt aus, vielleicht hatte sie ihn lange auf Trab gehalten.

«Hat das irgend 'nen Sinn, Kumpel?»

Wir besprachen die Sache, doch es war von Anfang an klar, daß wir es tun würden. Wir schnallten uns Steigeisen an, nahmen jeder einen Eispickel heraus und tasteten uns in die Coire na Ciste hinein. Es war kein erhebender Tag, aber immer noch besser, als im Regen in Fort William herumzusitzen. Ich ging voran, vorbei am Douglas Boulder, und wartete auf kurze Pausen im Nebel. Fand den großen Gully und



schritt behutsam weiter.

Genau, das mußte es sein. Disappearing Gully, eine moderne schwere V auf der WI-Skala. Eine schmutzige Eispassage hinauf in eine trübe Rinne, dann nichts. Treibschnee rutschte runter und blies uns mit deprimierender Regelmäßigkeit ins Gesicht. Cathy und Shonagh hatten das Unternehmen als «interessant» bezeichnet, das bedeutete: an der äußersten Grenze meiner Fähigkeiten. Wenn ich nicht in guter Form war, würden wir nicht weit kommen.

Wir bereiteten uns schweigend vor. Ich arrangierte mein Eisgerät an den Hüftschlaufen des Klettergürtels. Dabei ließ ich mir Zeit. Nahm Schlingen und Karabiner, ein Screwgate und den Abseiler heraus, die sich in meinen Fausthandschuhen immer noch ungelenk anfühlten, aber langsam erinnerte ich mich an das Verfahren. Schließlich seilte ich mich an.

«Sie ist 'n bißchen nervös wegen der Sache», sagte er. Er stand da und umklammerte sein Seilende mit seinem Handschuh.

«Tatsächlich», antwortete ich. «Sie sagt, du hast aufgegeben.» «Stimmt.»

Der längste Blick am Fuß von Disappearing Gully, während sich der Schnee auf unseren Helmen wie auf albernen Kronen niederließ.

«Stimmt, ich hab' beschlossen, mich loszubinden. Ihr beide seid jetzt auf euch allein gestellt.»

«Jim, das haben wir wirklich nicht gewollt.»

Ich hätte ihn wegen des «wir» umbringen können. Klinkte ein paar Eisschrauben und Haken an meinen

«Aber ich bin verrückt nach ihr.» Seine Stimme war rauh. «Kann nicht ohne sie sein.»

«Scheiß auf die Solidarität, was?» sagte ich. «Kein Wunder, daß ihr den Bergarbeiterstreik verliert.» «Wovon redest du denn bloß?»

«Brauche noch zwei Friends», sagte ich. «Größe 3

Graeme reichte mir die Klemmkeile, und ich hängte

Er zögerte, seilte sich nach einer Weile an und sicherte mich. Wir waren bis zum Ende des Tages miteinander verbunden. Ich steckte meine Hand-

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

schuhe durch die Schlaufen beider Eispickel und atmete ein paar Mal tief durch. Herrje, es war steil. Früher hatten wir einander geliebt und nun hatten wir alles versaut.

«Klettern», sagte ich und fing an.

Allmählich fiel mir wieder ein, wie es gemacht wird. Meine Eispickel forschten, stachen zu, fanden gutes Eis. Ich testete es, schob mich hoch, atmete ein wenig schnell. Alles in Ordnung mit Adrenalin, wenn es gebraucht wird, zum Beispiel zur Flucht oder zum Kämpfen.

Ich hackte etwas lockeren Schutt heraus, und er rutschte hinunter auf Graemes gebeugten helmbewehrten Kopf. Linker Fuß, rechte Spitze nach innen, rechter Pickel hoch oben reingetrieben, prüfen, ausstrecken, linken Pickel rein, raufziehen. Methode und Glaube und ein bißchen Improvisation – das Klettern ist wie das Leben, sagte Cathy immer, nur leichter. Ihr Leben war genauso verkorkst wie meines, aber auf jeden Fall konnte sie besser klettern als ich.

Fünfzehn Meter höher fand ich den Spalt, den ich gesucht hatte. Nach kurzem Gestocher hielt der Klemmkeil. Ich hängte das Seil ein und verschnaufte ein wenig. Unten schimmerte Graemes roter Helm durch den Nebel und das Schneetreiben. Er würde geduldig dort bleiben, bis ich ihm ein Zeichen gab. Ich ließ meine vorübergehende Zufluchtsstätte langsam hinter mir.

Ein mühsames Geschäft, denn die Route war nicht in sehr guter Verfassung, nur lockerer Dreck. Ich kratzte, schnaubte und prustete und schlug ein paar Funken, während ich mich von einer fragwürdigen Position zur anderen hochschwindelte.

Zeit verging – die schwierigste, die beste. Ernsthafte Spielerei. Meine Welt verengte sich auf Schneebeschaffenheit, Lichtdurchlässigkeit des Eises, Zakken schwarzen Felsens Zentimeter vor meinen Gesicht, die in meinen Handschuhen vibrierenden Pikkel, die roten und grünen Seile, die zwischen meinen Füßen hinabsausten.

«Natürlich ist es Eskapismus», sagte Shonagh hin und wieder fröhlich. «Aber wenigstens läßt sich der Berg von unserem Blödsinn nicht beeindrucken.» Ein hartgesottenes Mädchen aus Skye, eine ehrgeizige, zähe Bergsteigerin mit einem Quentchen der notwendigen Verrücktheit, und doch hatte ich gesehen, wie sie wegen eines Mannes die Clachaig-Baracke in Tränen aufgelöst verließ.

Ich schob mich ein bequemes Gesims hinauf, knallte

die Pickel rein, lehnte mich zurück und schaute nach oben. Etwas Häßlicheres hatte ich kaum je erlebt. Aber ich konnte mich herauswinden, ich konnte ohne Kim leben. Wir waren weniger als sechs Jahre zusammengewesen. Nach einer groben Berechnung mußten wir rund fünfhundertmal miteinander geschlafen haben. Sehr schön, doch keine große Sache. Ich kriegte ein Maulvoll Schnee und hörte Shonagh lachen. Blödsinn, Jimmy! Ja ja. Ein-, zweimal hatte ich sie im Vorwinter als Nachsteiger begleitet – sehr lehrreich. Sie war prächtig geklettert, nur um mir auf dem ganzen Rückweg ihren Kummer anzuvertrauen. Wir hatten im Auto vor dem Clachaig gesessen, bis sie aufhörte zu flennen und bereit war, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und einzutreten...

Meine Waden begannen zu zittern, weil ich zu lange auf den Fußspitzen balanciert hatte, meine Oberarme brannten und fühlten sich über meinem Kopf schwach an. Bestimmt hatte ich den größten Teil des Seils verbraucht. Fünfhundertmal kam wir unwahrscheinlich vor. Ich konnte mich vielleicht an ein Dutzend Gelegenheiten erinnern, aber die würde ich nie vergessen.

Zeit für eine Pause.

In einem erweiterten Riß brachte ich einen dubiosen Friend unter. Fand etwas brauchbares Eis und kriegte einen Haken zur Hälfte rein, band das Seil fest. Eine bessere Sicherung schien es nicht zu geben, also hängte ich mich ein und trat eine Art Leiste zurecht. Nach unten sah es ziemlich übel aus, aber das ist immer so.

Graeme konnte mich durch den Wind nicht hören, deshalb schickte ich eine Reihe Rucksignale hinunter, an die wir uns im Lauf der Jahre gewöhnt hatten. Zog die Seile hoch, sicherte ihn, steckte mir einen gefrorenen Marsriegel ins Maul und wartete.

Er kam verdammt langsam hoch. Das war kniffliger als alles, was er im Vorwinter getan hatte, eine große Umstellung nach reinem Felsen. Schweiß gefror in meiner Thermalunterwäsche. Eine lange Pause. Schließlich signalisierte er «Seil ein» – nicht ohne Panik, wie mir schien.

Ich grinste und zerrte ihn geradezu über die prekäre Stufe herauf. Leide ein bißchen, du Halunke.

Nicht sehr nett. Aber schließlich war ich nicht sehr nett. Jedenfalls nicht mehr der unbeschwerte, zuverlässige – seien wir ehrlich –, der passive Gute Kerl, der ich jahrelang für sie hatte sein wollen. Ich war ein heulender Schneesturm aus haßerfüllten Gedanken und minderen Gefühlen. Überhaupt kein guter Kerl.



Sein Sturz kam jäh. Er ließ mich vorwärts taumeln, und der Friend flog heraus. Der Haken wackelte und hielt. Die Leiste begann abzubröckeln. Was fällt dir ein, Mann!

Die Spannung ließ nach. Er hatte sich wieder an die Wand gekrallt. Rasch trieb ich den Haken erneut rein, trampelte eine kaum bessere Leiste heraus, drehte mich, nun schwitzend, ins Grau und holte das Seil ein, während er langsam höher kam.

Endlich erschien er – keuchend und vor sich hin fluchend – aus dem Zwielicht.

«Steil?»

Er rieb sich mit einem gefrorenen Handschuh übers Gesicht und wischte Eis von seinen Augenbrauen.

«Kaum zu fassen. Verdammter Alptraum.»

Ich nickte und rückte zur Seite, damit er sich an der Sicherung einklinken konnte.

«Danke, Kumpel. Du hast mich gut gehalten.» «Fast hättest du mich runtergeworfen.»

Graeme verzog das Gesicht. Wir waren nun weit im Schlund des Gully. Er schwang sich hinauf ins Grau, sah überhängend aus, war es aber wohl nicht. Kleine Schneelawinen sammelten sich auf unseren Schultern.

«Was nun?»

Gutes Klettern heißt zu wissen, wann man nein sagen muß. Das Dreieck hatte seine Vorteile. Es

hätte funktionieren können.

«Weitermachen», sagte ich. «Wenn's viel schlimmer wird, seilen wir ab. Wir können's immer noch schaffen.»

Er zögerte. Wollmütze und Helm ließen bei uns beiden nur eine kleine Fläche um Mund und Augen frei, und ich musterte seine aufmerksam.

«Ach zum Teufel», murmelte er, «warum nicht?» «Denk an die Alternative», erwiderte ich. Es war eine

«Denk an die Alternative», erwiderte ich. Es war ein unserer alten Nummern.

«Nichts als Muschis!» ergänzte er wie immer, und plötzlich klang es unangebracht. Wir dachten an Kim, ihren Körper, ihr Geschlecht – und der Moment war vorbei.

«Na schön», sagte er. «Auf denn.»

Es gefiel ihm nicht, aber er war ein sturer Teufel, durch und durch.

Graeme setzte sich an die Spitze, unbeholfen und unsicher. Er verschwendete viel Zeit damit, nach Plätzen für Sicherungen zu suchen – die langen Abstände zwischen den Sicherungspunkten beim Winterklettern störten ihn. Seine Anspannung schwirrte via Seil zu mir herunter.

Ein kleines Zucken, dachte ich, und er ist weg. Genau wie ich, höchstwahrscheinlich. Na und? Mit der Zeit kann man ohne jeden anderen leben, klarer Fall, aber es macht keinen Spaß. Die Zeit verging. Ab und zu kamen Schürfgeräusche zusammen mit Eisschauern runter. Ich glaubte, einen unterdrückten Schrei zu hören, straffte mich instinktiv, sah etwas Graues an mir vorbei fallen, vielleicht bloß ein Schneebrocken.

Warten ist am schwersten. Gib zu, daß du aufwachst und dir wünschst, du wärst nicht aufgewacht, schlepp dich hinaus aufs Scaffolding-Deck, arbeite Tag und Nacht wie ein Automat, und unterdessen mahlt die Wut in dir wie Glassplitter in der Speiseröhre, schneidet jedesmal tiefer, wenn du schluckst. Und du kannst sie nicht anbrüllen oder schlagen, kannst nicht einmal zornig sein, weil du hoffst, sie nicht zu verlieren. Und diese Bilder ihres Entzückens an ihm...

Ich schob die Schultern hoch und wartete. Eine Kultur des stoischen Leidens schränkt dich ein, aber sie hat auch ihre Vorzüge.

Stunden später wurde am Seil gezerrt. Ich löste mich von meinem Standplatz und tastete mich steif mit den Eispickeln hoch.

Das Klettern selbst war erträglich, aber er holte das Seil ungeschickt ein. Ich mußte dauernd anhalten und warten, bis er wieder anzog. Was dachte er sich bloß? Die Schlüsselstelle war schwierig, lauter schlechtes Eis. Eine Kante drängte mich ins Leere hinaus, und ich fühlte mich wie ein im Schlund des Gully steckender Knochen, während er versuchte, mich zu verschlingen. Verdammt, hol das Seil ein!

Endlich hievte ich mich hinauf in die Eishöhle, und ich war nicht gerade bester Laune. Dann sah ich, daß seine rechte Hand nackt war, eine weiße, steife Kralle.

«Hab' meinen Handschuh fallen lassen», sagte er heiser.

«Herrgott.» Das also war an mir vorbei in die Tiefe gewirbelt. Kein Wunder, daß er Mühe hatte, das Seil zu straffen. Er konnte die Finger verlieren.

«Gib sie mir», sagte ich.

Er streckte die Hand aus. Sie fühlte sich wie Holz an. Ich öffnete den Reißverschluß meiner Jacke und schob seine weißen Finger behutsam unter meine Achsel.

Nach ein paar Minuten gab ich ihm seine Hand zurück, und er steckte sie in seine Daunenjacke und stand grunzend, fast schluchzend da. Hitzeschmerzen können sogar harte Männer zum Weinen bringen. Das ist keine Schande.

Schließlich blickte er zu mir herüber. Seine Wimpern waren klumpig vor Tränen und Schnee, die dunklen Augen schauten wie aus der Ferne hervor. Er sah sich bis auf die Knochen bloßgestellt, und es tat weh.

Wir hatten gerade die Hälfte von einer schweren Route zurückgelegt, und das Licht trübte sich bereits. Er hatte einen Handschuh verloren und konnte ein paar Fingerkuppen einbüßen, und dann würde er nie wieder allzu gut klettern noch malen, noch Kim so wie früher berühren können.

Ich wandte ihm den Rücken zu.

«Unten in meinem Rucksack», sagte ich. «Da müßten Reservehandschuhe sein.»

Er wühlte unbeholfen herum, fand ihn. Gemeinsam stülpten wir den Dachstein-Handschuh über seine halb aufgetaute Hand.

«Einer von ihren», sagte ich. «Gut, daß du kleine Pfoten hast.»

Er konnte sich fast ein Lächeln abringen, und ich zuckte die Achseln.

«Halt die Hand in Bewegung», riet ich ihm. «Die Sicherungen sind hier nicht gut genug zum Abseilen. Wir müssen heute abend über den Gipfel.»

Wir hatten wenig Lust, aus der Höhle weiterzusteigen, denn das Eis war steiler, als ich es je erlebt hatte, wenn auch von bester Qualität. Ich kletterte so rasch ich konnte, bevor der kurze Tag endete.

Dann wurde das Eis an der schwersten Stelle wieder schlecht. Ich pochte es sanft an, und ganze Platten davon schlitterten hinunter. Der Schnee zu beiden Seiten war bloß Dreck, und ich ließ ihn in die Rinne prasseln.

Noch ein paar weitere nervöse Schritte, und dann hatte es mich eingebremst. Ich stand zehn Meter über meiner letzten Zackenschlinge, die sowieso von zweifelhafter Güte war, hatte keine sicheren Haltepunkte und wußte nicht, wie ich weitergehen sollte. Weder konnte ich die beiden letzten Moves zurückgehen noch weiterklettern. Mir blieb nichts übrig, als in dieser unmöglichen Position auszuharren, bis wir beide zu Tode froren, oder mich fallen zu lassen und zu beten, daß die Schlinge hielt.

Ich ließ mein Gesicht das Eis berühren.

Okay. Ich blickte hoch, streckte mich voll durch, kratzte losen Schnee von einer Ritze im Fels und konnte gerade noch die Spitze meines Eispickels hineintreiben. Nun brauchte ich nur einen einzigen sicheren Tritt, einen einzigen guten Griff. Bitte. Es dauerte fünf Minuten, bis ich herausfand, daß es so etwas nicht gab.

Ich entschloß mich, meinen anderen Pickel in einen Spalt zur Linken zu zwängen, und drehte kräftig. Er



würde schon halten. Ich würde ihn stark verklemmen müssen, während ich rechts absolut gerade anzog, oder ich würde an der Ritze abrutschen und uns wahrscheinlich beide umbringen, denn unter mir waren alle Sicherungen lausig.

Einige meiner Freunde wären dazu imstande gewesen, aber ich – es ging über meine Fähigkeiten. Ich schloß die Augen.

«Ihr seid die beiden Menschen, die mir auf der Welt am liebsten sind», hatte sie gesagt.

Ich fragte in meinem Innern nach, ob ich ein Mann oder ein rückgratloser Wicht war, und erhielt die gewohnte Antwort.

Trotzdem riskierte ich es und zog mit all der Kraft und Kontrolle, die ich noch hatte, an. Ich kam über den Bauch hoch, vorsichtig, vorsichtig, spreizte rechts hinaus und krallte mich mit den Frontzacken ein. Der Eispickel wackelte, ich drehte verzweifelt und wuchtete mich hoch. Linken Fuß herum und hoch, hoch, über den Vorsprung scharrend, noch ein paar Zentimeter, ja! auf die Leiste, und dann stand ich darauf und versenkte einen Pickel tief in pures Eis, danach den zweiten und verharrte einen Moment lang schnaufend. Und während ich mich zu dem Ausstieg hinaufkämpfte, der einfach existieren mußte, brach ich in Tränen aus.

Ich hievte ihn jenes letzte Stück herauf, hauptsächlich am straffen Seil. Dachte nicht, daß er in diesem Stadium allzuviel Wert auf seine Würde legte. Während er sich mit der Schlüsselstelle abmühte, war ich nicht ganz bei Sinnen und erwog beiläufig, mich von ihm loszumachen.

Aber wozu? Diesen Film hatte ich irgendwo gesehen – zwei Männer, die auf einem Berg um eine Frau kämpften. Alter Kram aus den Schwarzweißtagen. So war das Klettern nicht. Und Kim auch nicht. Solche Männer waren von gestern wie ein Mastodon im Eis, selbst wenn sie es noch nicht wußten. Wozu also?

Er raufte sich durch den Riß im Überhang und stand, leicht schwankend und von Schnee überkrustet, vor mir auf dem Gipfelplateau. Zu einem anderen Zeitpunkt hätten wir uns vielleicht umarmt wie früher nach einem besonders knorrigen und guten Abenteuer.

«Der Old Man of Hoy ist hiernach nur ein Späßchen», murmelte er. Sein Kiefer war gefroren.

«Laß mich die Hand angucken», sagte ich.

Er zog Kims Handschuh aus, und ich drehte meine Stirnlampe an, um besser sehen zu können. Seine Hand war fleckig und rot, doch nur die Fingerspitzen waren weiß. Er würde etwas Haut verlieren, und der eine oder andere Nerv könnte absterben, aber sonst würde alles in Ordnung sein. Auf jeden Fall besser als bei Lesley.

«Du hast dich selbst übertroffen, Kumpel», sagte er und hielt mir die Hand hin. «Ich werd' sie dir überlassen.»

«Scher dich zum Teufel», erwiderte ich. «Sie ist nicht dein Besitz.»

Graeme drehte sich um und schritt bedächtig vor bis zur Kante des Abbruchs. Wahnsinnig. Er konnte jeden Moment abbrechen. Dann fiel mir ein, daß wir natürlich immer noch angeseilt und durch mich gesichert waren. Also riskierte er nichts, sondern erging sich bloß in leeren Gesten.

Dann blieb er stehen, wandte sich im trüben Licht zu mir und machte sich langsam los.

Nun mußte ich meine Sicherung aufgeben und stapfte durch den Wind und den horizontal daherkommenden Schnee auf ihn zu. Ich stoppte kurz vor dem Abbruch.

«Meine Güte, du lebst gefährlich, Kumpel.»

Er sagte nichts, sondern wartete nur.

«Du verrückter Hund», fuhr ich fort, «dafür ist's zu spät.»

«Was soll ich bloß tun?» Er klang verstört.

«Meinetwegen die nächste bescheuerte Wahl gewinnen.»

«Aber kannst du's verstehen?»

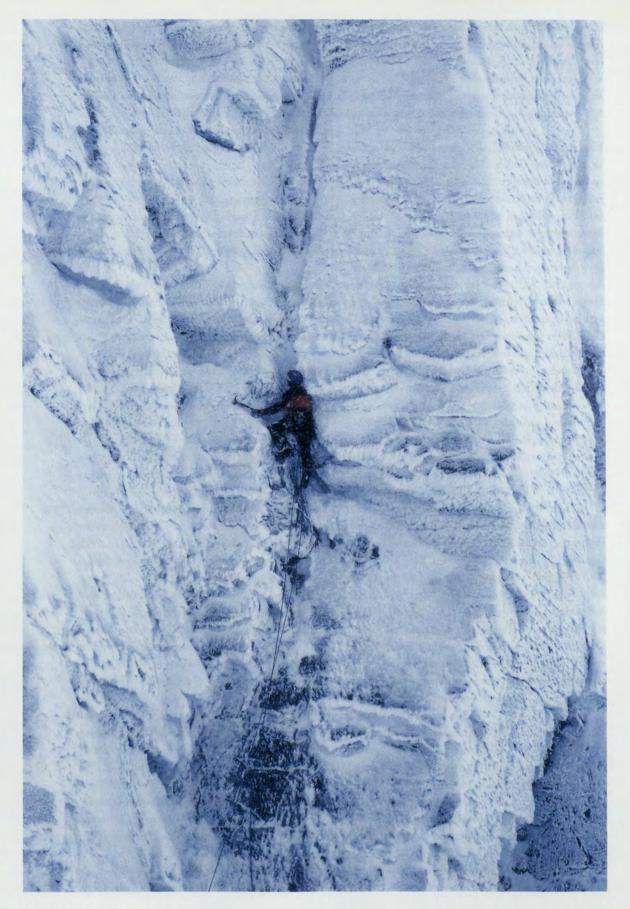
«Ich versteh's», sagte ich. Vergeben war etwas anderes. «Können wir jetzt abhauen?»

Ich drehte mich um und trottete davon. Eine Pause, und dann folgte er mir.

Rasch verstauten wir das Gerät und banden uns dicht aneinander an. Es war nun wirklich dunkel, und wir waren allein in einem Wintersturm auf dem Gipfel des Berges. Ich versuchte, den Kompaß im Strahl meiner Stirnlampe ruhig zu halten, während wir vom Sturm gepeitscht wurden. Einhundert Schritte nach 240°, dann auf 290° umschalten und uns mühsam einen Weg zum Red-Burn-Abstieg bahnen. Wenn du die Biegung verpaßt, saust du über die Kante; läßt du dich zu weit nach links treiben, bist du bald im *Five Finger Gully*, der von Lawinen bestrichen wird und ungeheuer gefährlich ist.

«Nun machen wir alles richtig», sagte ich.

Dann starteten wir der Peilung nach. Er bildete die Vorhut, ich folgte mit dem Kompaß und benutzte Graeme als Sichtlinie, um unseren Kurs zu halten, wenn uns der Wind zur Seite blies. Wir zielten auf



eine neunzig Meter breite Lücke über eine Entfernung von mehr als einem Kilometer in einer Welt ohne Umrisse oder Horizont, und wir mußten unbeirrt auf Kurs bleiben.

Es war schwierig, aber eine Kleinigkeit verglichen mit dem, was wir einander antun.

Vier Stunden später ließen wir uns wie Kartoffelsäkke in mein Auto fallen und saßen da, ohne sprechen und uns bewegen zu können. Man kann einen richtigen Wintersturm auf dem Ben Nevis überleben, aber schwerlich begreifen. Ich selbst war ausgelaugt, abgehetzt, kreuzlahm, zermürbt und dann einfach über alle Maßen erschöpft.

Er war mit geschlossenen Augen auf den Beifahrersitz gesackt, und seine Arme baumelten an den Seiten hinunter. Schmelzendes Eis tröpfelte von seinen Handschuhen. Sogar beim Überqueren des Golfplatzes waren wir hin und her geprallt wie Flipperkugeln, bis wir an den Zaun stießen und uns den Rest der Strecke daran festhielten.

Ich richtete mich auf und stocherte den Schlüssel in die Zündung.

«Hätte nicht gedacht, daß es so höllisch sein könnte.» Er zerrte sich ihren Handschuh mit den Zähnen herunter und wackelte mit den Fingern. Ein Hauch von Erfrierung an zwei Spitzen. «Bin dir wohl was schuldig.»

Ich kicherte, hustete und hätte mich fast übergeben. Er saß da und wackelte mit dem Kopf, als hätte er Parkinson. Keiner von uns beiden war völlig bei Sinnen.

«Das kannst du wohl sagen! Aber ich gebe mich mit einem Glas Bier und einer Fleischpastete im Clachaig zufrieden.»

Ich manövrierte den Wagen behutsam aus dem sibirischen Parkplatz hinaus. Schließlich waren wir am Leben, und solche Dinge kommen vor. Deshalb kommen sie vor. Nun konnte das Gequatsche beginnen.

Wir betraten den Clachaig mehr oder weniger aufrecht kurz vor der Polizeistunde. Der Laden war wegen des Sturmes knallvoll, ernsthafte Belustigung in vier Wände gezwängt. Drinks, Musik, Gelächter, Beschimpfungen und Flirts, all die menschlichen Dinge. Draußen, Meile um Meile, war die Wildnis, durch die wir uns durchgekämpft hatten. Einen Moment lang blies sie zur Tür mit uns hinein.

«Da kommen das lange und das kurze Ende!» rief die Dichterin. Ich wünschte mir, sie würde sich ihre Witzeleien für ihre Verse aufsparen.

«Macht die verdammte Tür zu!» schrie Gipsy.

Erleichterung in den Gesichtern unserer Freunde rund um den langen Tisch. Auch ich hätte mir Sorgen gemacht. Sie sah aus, als könne ihr schlecht werden. Wir waren zu weit voneinander entfernt, als daß sie uns beide gleichzeitig hätte berühren können. Sie umarmte zuerst ihn und dann mich. So fügte es sich eben.

«Tut das bloß nie wieder», zischte sie. «Ich möchte keine Bergsteigerwitwe sein.»

Graeme und ich wechselten einen Blick.

«Aber du bist nicht verheiratet», sagte ich.

«Das glaubst du», erwiderte sie und stolzierte zur Bar.

Wir stellten die Rucksäcke ab und setzten uns unter allgemeinen Stänkereien an den Tisch. Da sie merkten, wie sich das Wetter entwickelte, waren alle anderen so vernünftig gewesen, kürzere Routen einzuschlagen oder früh genug aufzuhören.

«Dè a thachair?» fragte Shonagh, und ich vergrub das Gesicht in meinem Glas, damit ich mehr Zeit hatte, ihre Worte zu entschlüsseln.

«Diabhlaidh», brachte ich endlich hervor. Höllisch traf ziemlich genau zu.

«Ich dachte, euch beide hätte es erwischt», murmelte Andy Clackmannan. «Ich hatte auf deine Plattensammlung gehofft.»

«Aber habt ihr die Route geschafft?» beharrte Shonagh.

Ich schaute zu Graeme hinüber.

«Die ganze», antwortete er. «Aber ich wäre lieber in Fort William gewesen.»

Wir erzählten unser kleines Epos nach Bergsteigerart, indem wir die Probleme verniedlichten und unsere Furcht und Inkompetenz übertrieben. Sie saß neben ihm und massierte seine Hand, während ich das andere Tischende betrachtete. Die Dichterin schob ihre Omabrille hinauf zu den Haarfransen und musterte mich.

«Ein alter Knacker wie du kennt vielleicht den 'October Song' der Incredible String Band», sagte sie und fing an. Nur Clackmannan und ich waren alt genug, den Text zu kennen und uns an eine Zeit aufstrebender, wenn auch fehlgeleiteter Hoffnungen und an eine nun unter dem Winter begrabene Freude zu erinnern. Wir sangen, so gut wir konnten, mit zugeschnürter Kehle – glücklicherweise oder auch nicht.

Dann sang Shonagh ohne Begleitung das alte, gälische herzzerreißende «Cumha na Cloinne», die Klage

um die Kinder, und damit hatte ich genug. Nach der Shepherd's pie ging ich hinter die Bar, telefonierte und erhielt eine mehr oder weniger befriedigende Antwort. Ich kehrte zurück, verkündete, daß ich abschwirren wolle, und mußte mir anhören, ich sei nicht bei Trost. Elf Uhr an einem Samstagabend, seit fünf Uhr morgens unterwegs und draußen ein heulender Blizzard – wo brennt's denn?

Ich hielt die Augen von meiner eigenen kleinen Höllenecke abgewandt, wo Kim ihm die Hand streichelte.

«Hab 'ne heiße Verabredung in Perth», sagte ich, «und der Schneepflug ist gerade durch.»

Shonagh schüttelte den Kopf und flüsterte mir ins Ohr.

«Besuch mich bald, a ghràid. Wir machen zusammen ein paar leichte Routen. Feuch gu fon thu mi. Versprich's mir.»

«Carson nach fon thusa mise?» stolperte ich durch das herrliche Gälisch.

«Bleib lieber bei deiner alten Arbeit, Schatz. Aber danke für den Versuch.»

«Ja, ich muß mir die Kassette wohl mal wieder anhören.»

«Gib's nicht auf. Viel Spaß in Perth, aber vergiß nicht, wo deine Freunde sind. Beannachd leat.»
«Aidh, beannachd leat.»

Eine gute Kameradin. Ein Glück, daß ich nichts mit ihren Problemen zu tun hatte – und sie nichts mit meinen. Also verabschiedete ich mich von allen und dankte MacBeth für das Angebot der Schlafstelle im Chalet. Ich war mit meinen Kräften am Ende und mußte unbedingt verschwinden.

Kim folgte mir zur Tür hinaus. Wir standen auf der Veranda und sahen zu, wie der Schnee vorbei prasselte. Das Schmelzwasser tropfte aus ihrem gestutzten dunklen Haar.

«Hübsche Ohrringe», sagte ich.

«Er hat sie mir geschenkt. Vor Monaten. Ich hoffe, du hast nichts dagegen.»

«Hab' sie noch nie gesehen.»

Der Schnee wirbelte vorbei wie ein ungeschriebener, in Millionen Stücke zerrissener Vertrag.

«Ich hab' sie immer abgenommen, wenn ich bei dir war. Und statt dessen deine angemacht. Einmal habe ich vergessen, deine auszutauschen, und er war das ganze Wochenende sauer auf mich.»

Ich lachte leise, und dann fiel sie ein.

«Muß es wirklich sein, Jimmy?»

«Wir sind nicht großherzig genug. Jedenfalls ich bin's nicht.» «Vielleicht ist's nur ein Abenteuer», flüsterte sie in meine Schulter hinein. «Ich schwanke wie wahnsinnig hin und her.»

«Ich muß los. Werde erwartet.»

Meine Lippen berührten ihre. Ein Traum, wie stark und überzeugend er auch sein mag, ist trotzdem nur das gute Beispiel eines Traumes.

«Darf ich dich trotzdem noch besuchen?»

Ich blieb auf halbem Weg zum Auto stehen. Sie sah so klein und ermattet aus, daß ihr mein Herz zuflog. Ich wünschte, sie würde so etwas nicht tun.

«Wenn du willst.»

Ich schmiß meine Sachen auf den Rücksitz und startete, bevor die Straße vor mir völlig unsichtbar wurde.

Im Auto spielte ich laute Kassetten, um mir Energie und den Eindruck von Gesellschaft zu verschaffen. Ich war so erledigt, daß ich halluzinierte. Nur die Hände am Lenkrad fühlten sich wie meine an.

Als der Schneepflug am Ende von Rannoch Moor abbog, hatte ich keine Chance mehr, doch ich fuhr trotzdem weiter. Die Sicht hatte sich auf ein paar Meter verringert, und natürlich kam ich bald von der Straße ab, so daß das Auto tief in einem Graben landete.

Ich entschuldigte mich im Geist bei Perth und griff nach meinem Schlafsack auf dem Rücksitz.

Zwei gelbe Lichter schoben sich von hinten heran. Ich drehte die Scheibe runter und spähte zurück. Ein Land Rover mit Schneeketten. Er hielt an, die Scheibe senkte sich, die Innenbeleuchtung ging an, und ein Stierschädel guckte heraus. Unser alter Freund Mick DeTerre. Ich war nicht einmal überrascht. «Hallo, Mann.»

«Kim hat sich also verpißt?»

Wir kurvten langsam, aber stetig am Loch Earn entlang. Ich grunzte. Er lachte verhalten und legte seine Pranke auf meinen Arm.

«So ist das eben, Mann.»

Offenbar.

«Eine beknackte Frau», meinte er, «aber in Ordnung.»

Ich fand, das sei ziemlich unverschämt – ausgerechnet von ihm –, und sagte es auch. Er lachte erneut.

«Der Kampf geht weiter.»

Er erkundigte sich nach Joan. Ich sagte, meines Wissens wohne sie in aller Ruhe auf Shetland, betreibe eine Lachsfarm, segele und lebe zölibatär. Sie setze sich für Amnesty und die Kirche in Salvador ein,

200

schreibe jede Menge Briefe und koordiniere Kampagnen. Ich hätte selten von ihr gehört. Er nickte mehrere Male.

«Ja, ja», sagte er leise.

«Hast du die Waffen noch?»

«Unter meinen Füßen, wie immer.»

Er pochte mit seinen Doc Martens auf den Fußboden und klickte mit den Zähnen.

Mick weckte mich. Lichter in der Ferne. Perth. Ich schaute auf meine Armbanduhr. Zwei Uhr morgens. «Ist es eine Frau?»

Ich nickte, keine Kraft zum Sprechen. Meine Thermounterwäsche stank. Er stoppte den Land Rover in einer Parkbucht und knipste das Licht an.

«Wir wollen die Lady nicht enttäuschen.»

Er legte zwei großzügige Kokainlinien auf ein Kartenetui, betrachtete mich und grinste.

«Der Freund des Guerillas», sagte er. «Und des Liebhabers. Wir alle müssen unsere Rolle spielen.»

Liz öffnete die Tür. Ich schwankte, aber mein Kopf war nun klar wie Eis – das von der unzuverlässigen Sorte. Meine neue Freundin trug einen Frotteemorgenmantel, hielt ein Buch in der Hand und sah warm, schläfrig und zerzaust aus. Sie roch nach Bett und Kaffee, und ich träumte davon, in sie hineinzusinken.

«Bis jetzt ein langweiliges Wochenende», sagte sie. «Bin auf eine Party gegangen und wäre fast aufs Kreuz gelegt worden, aber dann dachte ich an diese neue Aids-Geschichte und bin lieber mit Raymond Chandler ins Bett gekrochen. Und du?»

«Ereignisreich», erwiderte ich.

Sie zögerte.

«Nun komm schon rein.» Sie schnüffelte. «Junge, du kannst ein Bad vertragen!»

Ich öffnete die Augen. Ich trug Liz' Morgenmantel und saß, gegen einen Heizkörper gelehnt, im Flur. Sie war über meine Knie gesackt und schnarchte sanft. Ihr rötlichbraunes Haar bedeckte ihr Gesicht. Sie wirkte verletzlich wie wir alle, wenn wir schlafen, obwohl sie behauptet hatte, auf sich aufpassen zu können. Auch ich sagte manchmal ähnlich dumme Dinge.

Ich strich ihr Haar zurück, hob das Brandyglas, das ich in der Hand zu haben schien, und toastete der Wand vor mir zu. Wir waren gut füreinander gewesen, es war keine Leidenschaft, aber es gibt andere

Möglichkeiten. Wir hatten unser Sonntagsfrühstück immer am Nachmittag gegessen, dann einen Spaziergang gemacht, dann die Zeitungen gelesen und waren ins Bett zurückgekehrt.

Jetzt musterte ich die weiße Wand. Disappearing Gully. Bald würde ich sie wecken, bevor wir uns wieder ins Bett legten. Um einfach zu teilen, was es zu teilen gab, wobei wir beide mehr erhofften, doch ahnten, daß wir es miteinander nicht erreichen konnten.

Ich blieb noch eine Weile sitzen, neugierig und für kurze Zeit mit mir selbst im reinen, und dachte über den bisherigen Film nach, über die Leben, die wir verloren hatten.

Da kommt sie, nicht allzu spät, durch die «Ankunft». Das Kind reißt sich von mir los und rennt unter der Barriere hindurch in ihre Arme. Verschiedene Frauen lächeln und nicken, ein ernster junger Mann, der sich aufs Geländer lehnt, scheint den Tränen nahe zu sein. Ich gehe ihr entgegen, und alle meine vorbereiteten spontanen Witzchen sind mir entfallen. Es ist recht lange her – eine Ewigkeit für ein Kind.

Wir umarmen einander, ihr Ohr ist warm an meinem, ihr Atem an meinem Hals. Wir halten einander lange und kräftig genug fest, um sicher zu sein, daß wir wirklich zusammen sind, aber auch leicht genug, um unsere Grenzen erneut abzustecken. Irina klammert sich an uns beide, sprudelt auf ihren grünen Mantel und mein Grand-Slam-T-Shirt ein, und ich stelle mir vor, daß wir ein hübsches Familienbild abgeben.

«Willkommen daheim», sage ich.

«Es ist schön, wieder hier zu sein», antwortet sie. Sie ist müde, aber ihre Augen sind auf mich gerichtet, und sie meint es ehrlich.

Rina sitzt auf dem Kofferkuli, während wir ihn zum Ausgang rollen. Lesley schaut mich über ihren Kopf hinweg an.

«Dank dir dafür, daß du die Festung gehalten hast, Jimmy.»

«Ach, die Apachin wird jetzt friedlicher. Aber ich freue mich über die Verstärkung.»

«Die Apachin hat's nicht leicht gehabt. Ich bin hier, um das Richtige zu tun.»

Aus dem Englischen von Bernd Rullkötter. Aus: Andrew Greig, Electric Brae, Canongate Books, Scotland (www.canongate.net), 1992



### So war das damals.

Zwei Hechenberg-Geschichten, eine aus den vierziger, eine aus den achtziger Jahren. Mit Bildern von Leopold Ganzer

Knapp westlich der Stadt Innsbruck bricht das Karwendelgebirge mit zwei unübersehbaren, ausnehmend steilen Wänden in das Inntal ab: die dem Talboden nähergelegene Martinswand ist seit Jahrzehnten ein vielbesuchtes Ziel für Kletterer und Sportkletterer, in den letzten zwanzig Jahren gewissermaßen aufgefettet durch die Klettergärten am Wandfuß wie das «Dschungelbuch». Der Hechenberg ist da eine etwas andere Kategorie, eine Schuhnummer größer: höher, weniger gut zugänglich, weniger begangen, also auch brüchiger, nicht gut abgesichert – von dieser Wand erzählen im folgenden zwei

Angehörige verschiedener
Kletterergenerationen. Eine
Geschichte aus den späteren
vierziger, die zweite aus den
achtziger Jahren – auf engstem
Raum, geografisch wie textlich,
kann man hier beobachten, wie das
Klettern bei aller Veränderung
doch immer gleich bleibt, und bei
aller Konstanz einem ständigen
Wandel unterliegt.

Begleitet werden die beiden Texte von Bildern des in Innichen geborenen und in Osttirol aufgewachsenen Malers Leopold Ganzer, der heute in Wien lebt



Zweimal Hechenberg. Fotos: Wolfgang Grömer



## «Wenn das Seil reißt...»

Die erste Winterbegehung der Direkten Hechenberg-Südwand am 31. Jänner 1947. Von Heinrich Klier

WALDEMAR WAR SCHON damals das, was man fünfzig Jahre später mit «cool» bezeichnete. Er war einen halben Kopf größer als ich, und er hatte mit Hermann Buhl ein paar scharfe Sachen gemacht: Er zählte zur Crème de la crème der Tiroler Kletterer. Er wirkte auch in schwierigen Lagen immer entspannt, seine hellen Augen blitzten aus dem braungebrannten Gesicht; es sah aus, als ob er grad eben seine Stirn runzeln würde, aber die tiefen Stirnrunzeln blieben; man wußte nie genau, war es ihm Ernst oder ging ihm gerade etwas Lustiges durch den Kopf. Sein Mund stand immer ein bißchen offen, so als ob er gleich etwas sagen würde, - aber er sagte es nicht. Er sagte überhaupt immer eher zu wenig als zuviel. Nur keine überflüssigen Worte. Einmal abends, wir waren die einzigen Schüsselkar-Aspiranten in der Erinnerungshütte im Wetterstein, da ging mir seine frostige Wortkargheit auf die Nerven; ich wollte die Situation mit ein bißchen fröhlichem Geplauder auftauen; er hörte mir eine Weile geduldig zu, dann sagte er sehr leise: «Man sollt' immer nur das reden, was notwendig ist!»

Notwendig? - An diesem Abend und auch in den folgenden Jahren wurden meine Stimmbänder wenn ich mit Waldemar unterwegs war - nur sehr wenig beansprucht. Er war - so wie ich auch - einer der wenigen «vereinslosen» Alpinisten. Das war damals in Innsbruck eher verpönt. Die alpinen Vereine beherrschten die Szene. Jeder einzelne hielt sich für den Hochadel der bergsteigenden Spezies: die Karwendler, die Gipfelstürmer, der Alpenklub, die Wettersteiner... Entweder-oder. Irgendwo mußte man dazugehören und sich mit dem Geist der jeweiligen Gemeinschaft identifizieren. Das grenzte an religiöse Sektiererei. Da gab es finstere Verfemung und ideologische Verklärung, aber auch fröhliche Verhöhnung - etwa wenn die «Gipfelstürmer» ein komplettes metallenes Bettgestell unter großen Mühen zum Karwendlerturm in den Kalkkögeln schleppten, es dann auf den Gipfel hievten, das Stilleben fotografierten und in Innsbruck verbreiteten, um

den «gegnerischen» Verein zu brüskieren.

Waldemar und ich, die zwei einsamen Wölfe, fanden also leicht zusammen. Wir hatten beide im Krieg unser Fett abbekommen. Uns hat das gereicht... wir waren auch gegen den kleinsten Hauch von Ideologie und Gemeinschaftszwang allergisch. Und nur weil das Klettern als Seilschaft die Überlebenschancen erheblich verbesserte, banden wir uns an den Hanfstrick... wobei die Reißfestigkeit unserer grauen Seile damals - im Vergleich zu den bunten glitzernden Perlonschlangen von heute - so jämmerlich war, daß wir von «moralischer Sicherheit» sprachen. Stürze aus größerer Höhe endeten damals fast immer tödlich, weil die Seile rissen. Und wenn das Seil hielt, - wie beim Sturz meines Freundes Kurt W. am Zinal-Rothorn - trugen die Kletterer meist tödliche Kopfverletzungen davon - wir kannten ja auch noch keine Helme.

Wir hatten im Sommer 1946 zusammen die zweite Begehung des Buhl-Pfeilers am Oberreintalschrofen gemacht und die fünfte Begehung der Bachmann-Verschneidung am Grubreisenturm: Karwendel-Bruch vom feinsten. Beide Touren waren uns gut von der Hand gegangen. Und am Gipfel des Grubreisenturmes, im warmen Spätherbstlicht, war es dann plötzlich heraußen:

«Die Hechenberg-Südwand im Winter. Was meinst du?»

«Im Winter?»

«Ja. Die 'Auckenthaler'.»

«O.k.» Mir war nicht ganz wohl dabei.

Wir kletterten die Route im Spätherbst, zum Kennenlernen. Eine schiere Wand! Schier, das heißt glatt, senkrecht, schön. Eine fünfhundert Meter hohe Plattenflucht im Westen über Innsbruck. Zehnmal den Zirler Kirchturm aufeinander gestockt. Jetzt war es warm und hell. Wir spulten Seillänge um Seillänge ab, fast wortlos: die kleingriffige Wand am Fuß des Pfeilers, die erste Querung im grasdurchsetzten Fels,

das erste Band, die gelben Wandstellen, der enge Kamin...

«Das läuft gut...» sagt Waldemar.

Und für mich selber fahre ich fort: «...aber im Winter, wenn Schnee auf den Bändern liegt?»

Dann die 30-m-Querung in die Riesenverschneidung, die schweren Seillängen ohne Zwischensicherung bis unter das große Felsdach. Verdammt glatt und grifflos die Querung nach links hinaus an die Kante, nur noch Luft unter den Sohlen, der Blick fällt ins Bodenlose, und über dir schießt der graue Kalk noch immer kirchturmhoch in den Himmel... dann eine brenzlige Stelle, ich balanciere auf einer schmalen Leiste, vor mir ein rechteckiger Block, der mich abdrängt, ich trau ihm nicht, er wirkt wie schlampig angeklebt, ich schwindle mich irgendwie drüber, stehe dann auf ihm drauf, ich spüre, wie mein Herz klopft und denke: Diese Seillänge soll dann im Winter gefälligst der große Waldemar Gruber führen... und schließlich raufe ich mich durch einen Riß mit kleinen, bröckeligen Griffen zu den ersten zerfransten Latschen hinauf, Vorboten der belebten Natur, die ich am liebsten freundlich ansprechen würde nach diesen Stunden in der nackten abweisenden lebensfeindlichen Felsmauer.

«Gut gegangen!»

Es ist spät am Nachmittag, aber noch hell und warm, und auf kleinem Band stehend essen wir den letzten Zwieback und ein paar Dörrzwetschken... und plötzlich spüre ich hinter der Müdigkeit dieses zarte wohlige Gefühl wachsen, das mir immer wieder geschenkt wird, wenn die Schwierigkeiten überwunden sind, wenn man am Gipfel sitzt...

Viktor Frankl, der Bergsteiger und Philosoph, hat dieses Glücksgefühl zu analysieren versucht. Er weiß, daß wir «Glück» nicht erzwingen können; daß es uns aber geschenkt wird, «wenn sich ein Mensch einer Sache widmet, die größer ist als er selbst.»

...aber jetzt ist tiefer Winter. 31. Jänner. Kälte und Dunkelheit kriechen aus dem Tal herauf. Und plötzlich durchzuckt mich der Gedanke: Das ist ja der Tag, an dem uns vor drei Jahren die Lawine von der Kuhljochscharte erwischt und einige von uns in den Tod gerissen hat. Kein gutes Omen.

Ich stehe mit der rechten Fußspitze auf einer fingerbreiten Felsleiste. Der linke Fuß baumelt im Nichts. Erst fünfhundert Meter tiefer ist wieder etwas.

Eine scheußliche Schlucht, durch die jetzt Dunkelheit und Kälte heraufkriechen. Dazwischen die schiere Wand.

Die ersten Lichter von Innsbruck funkeln, so nah und doch so fern. Die Zeilen des Leitgeb-Gedichtes kommen mir in den Sinn:

> Hier ist die Erde nichts als Stern, und bis in ihren Feuerkern nicht böse und nicht gut...

Ich komm und komm nicht vom Fleck. Vor mir – gut anzusehen – ein viereckiger Block. Der viereckige Block, – so groß wie ein Nachtkastl. Ich hab den Schnee fein säuberlich weggeputzt. Bis hier herauf waren wir beinah im aperen Fels geklettert, jetzt – in der vorletzten Seillänge an der Kante – plötzlich Schnee und Eis. Klar, die Wand legt sich etwas zurück, hier herrscht der Winter, gnadenlos. Meine Finger sind blaugefroren, gefühllos.

Und ich trau diesem verdammten Block nicht. Ich klopfe ihn ab. Klingt gut. Aber ich traue ihm nicht. Ich stehe acht oder neun Meter über dem letzten Haken, den einzigen, den ich in der ganzen Wand geschlagen habe. Und der war bloß drei oder vier Zentimeter in die Felsritze zu treiben.

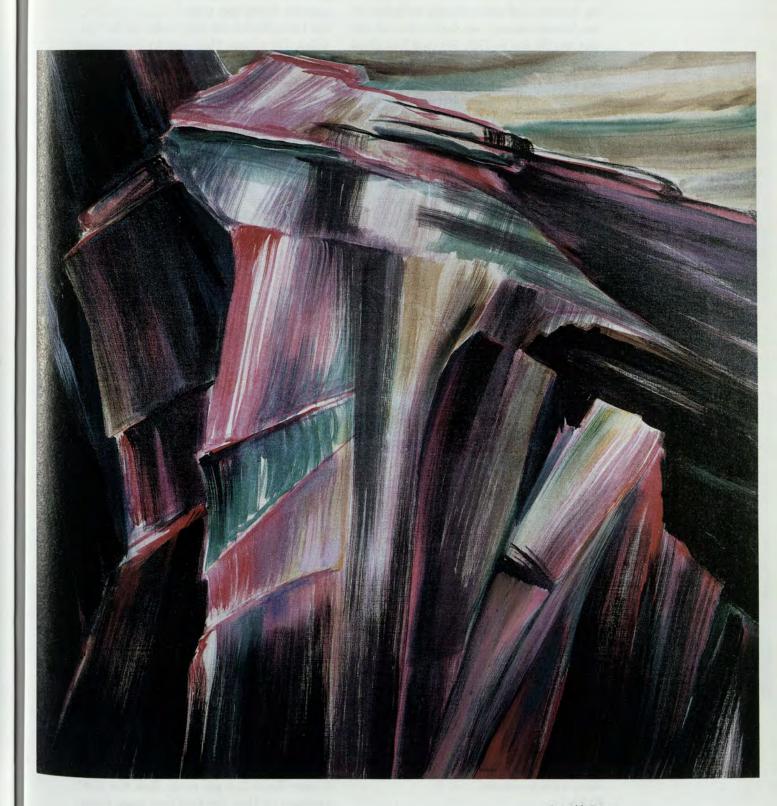
Ein Sturz wäre das Ende. Sechzehn oder achtzehn Meter hält dieses Seil nicht aus. Ein alter Hanfstrick, den mir mein Vetter Luis vor fünf Jahren, ehe er in den Krieg nach Rußland ziehen mußte, übergeben hatte. «Wenn ich nicht mehr heimkomme, kannst ihn behalten.» Ich konnte ihn behalten. Luis fiel bei Orel. (Wer von uns wußte vorher, wo Orel lag? Und was ging uns Orel an? Verdammter Scheißkrieg...!) Ich höre einen Ruf von sehr fern. Luis...?

Waldemar steht weit unter mir, hinter einem Eck. Ich kann ihn nicht sehen. Hat er gerufen?

Ich muß hier weg. Ich muß weiter. Hinauf. Heraus aus dieser Wand. Mein rechter Fuß fängt an zu zittern vom langen Stehen auf dem winzigen Tritt. Ich darf nicht stürzen. Dieser uralte ausgewaschene Hanfstrick ist für nichts gut. Die Kälte beißt jetzt böse in die Fingerspitzen. Und die Dunkelheit wird nicht warten.

Aber der verdammte Block. Nur wenige Meter trennen mich vom leichteren Fels. Nur eine Seillänge noch bis zum Ausstieg. Die ersten Bäume zum Greifen nah.

Ich klopfe nochmals den Block ab. Ich schaue zwischen meinen Füßen in die Tiefe. Ich sehe den schwindligen Haken. Ich sehe das alte Seil. Ich muß weiter, sonst beutelt mich der Frost aus der



Leopold Ganzer 09-1983-29 Acryl auf Leinwand, 145x145 cm © für alle Bilder VBK

Wand. Ich muß mich an dem Block halten.

Ich versuche, mich ganz vorsichtig mit beiden Armen hochzustemmen... und lautlos stürze ich mitsamt dem Block in die Tiefe. Der graue Kalk schießt nach oben weg.

Das Seil... schreit es in mir.

das Seil...

das Seil...

das Seil reißt.

Kein Schmerz.

Keine Angst.

Die schiere Wand schießt vor mir hoch.

Und da: der Ruck!

Das Seil...

Der Block schießt alleine weiter ins Nichts, donnert nach einer endlos scheinenden Spanne Zeit irgendwo unten ins Gestein...

Das Seil hat den Sturz gehalten. Ich sehe Waldemar plötzlich über mir, bleich, mit zusammengepreßten Lippen. Ich klettere über die glatte Wand hinauf wie ein Salamander... erwische seine Beine, zieh mich an ihm hoch, klammere mich mit letzter Kraft an ihm fest, mein rechter Daumen hängt nach außen, ganz schlapp, mir wird schlecht, Waldemar zieht mich an sich, ich höre meinen Atem pfeifen, mir ist schwarz vor den Augen, die Kälte beutelt mich, nur die Nähe des Gefährten hält mich am Leben...

Das Seil hat gehalten! Der Sturz hat den Haken nach unten gebogen, – aber dann hat er gehalten. Ich lebe. Wirklich: Ich lebe!

Aber hab ich schon überlebt?

«Nur ausgekegelt», sagt Waldemar, mit der Bedeutung auf «nur,» und zieht meinen Daumen nach vorn, um ihn einzurenken, mir wird wieder schwarz vor den Augen. Und es knackst im Gelenk, aber dann fällt der Daumen wieder rücklings herunter. Mit seinem Taschentuch bindet Waldemar den flatternden Daumen in die Handfläche.

Der linke Fuß hat auch was abbekommen, aber darüber reden wir später. Wenn wir lebendig aus dieser verdammten Wand heraus sind. Es wird bald Nacht sein... und niemand von den 100.000 Innsbruckern schaut jetzt Richtung Hechenberg. Wir haben auch keine Signallampe mit. Niemand sieht uns, niemand würde uns hören. Waldemar bindet mich an den Standhaken.

«O.k.?» -

«O.k.»

Waldemar klettert jetzt voran, ist schon droben beim Haken, hängt um, klettert weiter. Ich sichere ihn, so gut ich kann mit der gesunden Hand, der Schock jagt kalte Wellen über mich.

Das Lichtgeflimmer der Stadt wächst aus der Dunkelheit. Die verletzte Hand und der angeschlagene Fuß werden gefühllos. Ob wir da lebendig herauskommen?

Heutzutage wäre das einfach: Handy in der Brusttasche, Handy raus, drei Knöpfe drücken, Notruf, Flugrettung, Originalton W.: «Wir brauchen Hilfe!» Bergrettung: «Wo seid ihr denn? Was ist passiert?» W.: «Hechenberg-Südwand. In der vorletzten Seillänge. Mein Gefährte ist gestürzt!»

BR: «Hechenberg-Südwand, über Kranebitten? Jetzt im Winter? Seid's ihr wahnsinnig?»

W.: ...

BR: «Wo seid Ihr genau?»

W.: «In der vorletzten Seillänge. Auckenthaler-Weg. Vielleicht vierzig Meter unter den ersten Bäumen.» BR: «Ist er schwer verletzt?»

W.: «Es geht. Der Daumen ist irgendwie komisch. Und der linke Fuß tut ihm weh.»

BR: «O.k. Wir kommen!»

Und zehn Minuten später braust der Hubschrauber an. Nur vier Kilometer Luftlinie bis zum Flughafen Innsbruck. Direkte Sichtverbindung. Der Hubschrauber steht über uns wie eine Libelle, ein Wunderwerk, filigran, aber dröhnend, und drohend, und er peitscht Eisluft in unsere Gesichter. Es ist schon fast dunkel, der Retter kommt am Tau heruntergeschwebt, pendelt zu Heinz hin, punktgenau, seilt ihn los, hängt ihn mit zwei sicheren Griffen an sein Rettungsgeschirr, die beiden schweben empor - ein Klumpen Mensch. Fast wie Christi Himmelfahrt. - Sie holen auch noch Waldemar in den Hubschrauber. Sechs Minuten später landet er am Dach der Chirurgischen Klinik. Minuten später Röntgen. Narkose. Operation. Und dann weiße Betten, freundliche Schwestern und ein Arzt der sagt: «Gilt aber leider nicht als erste Winterbegehung, die letzten zwei Seillängen müßt Ihr noch machen!?» Lacht mich an und aus...

...so würde das heutzutage ablaufen mit etwas Glück. Wir waren ein halbes Jahrhundert früher dran. Da gab's kein Handy, keinen Hubschrauber, keine Hilfe für die Verrückten in der Hechenberg-Wand. Und in jener fernen Zeit gab es vor allem eins nicht: Hoffnung auf Hilfe. Der Krieg hatte unsere Herzen gepanzert – und sie mit Schrecken vollgestopft. Da blieb kein Raum für Sanftheit und Milde, für Zartheit und Freundlichkeit, für Glauben und Hoff-



Leopold Ganzer 05-1985-03 Acryl auf Leinwand,110x130 cm

Der Schwerverletzte mußte also noch zwei Seillängen selber klettern, die vorletzte und die letzte, dann über einen ausgesetzten, vereisten Felsrücken ein paar Seillängen hinunter in die dunkle Winternacht bis in den Wald, schließlich großteils am Hosenboden rutschend, den gebrochenen Fuß möglichst über den Boden haltend, manchmal von Waldemar bei den Füßen gezogen, zum Fahrweg oberhalb von Kranebitten.

«Soll ich hinunterlaufen zum Gasthaus? Von dort könnte ich die Rettung anrufen», sagt Waldemar. Aber ich habe den Schock überwunden. «Wir kommen doch auch allein zum Bahnhof. Wenn du mir hilfst... Vielleicht kriegen wir noch den Spätzug?» Er sagt: «Und dann?»

«Ich fahr nach Hochzirl. Von dort wird mich jemand mit der Rodel nach Zirl hinunterbringen.»

«Wenn Du meinst?»

Mit dem Nachtzug fuhr ich allein nach Hochzirl, hundeelend. Dort stieg wie der Erzengel Gabriel tatsächlich ein Rodler aus dem Zug, und der nahm mich mit hinunter ins Dorf, zum Dorfplatz, an dem mein Elternhaus steht. Mit zusammengebissenen Zähnen humple ich allein über die Treppe hinauf in den ersten Stock. Es ist alles schon dunkel, die Eltern schlafen schon. Ich klopfe.

«Um Gott's willen!» schreit die Mutter.

Und dann wird mir schwarz vor den Augen,... und ich erwache erst wieder am nächsten Morgen, mit heißem Schmerz im Daumen rechts und im Mittelfuß links, beides hochrot geschwollen, - und am Bett steht Walter, Seilgefährte, Student der Medizin, Sohn unseres Gemeindearztes, und er ruft die Rettung und verfrachtet mich in die Chirurgie nach Innsbruck. Damals gab's noch die Äthernarkose. Als ich aus dem Ätherrausch aufwache, höre ich ein Lied, von dem ich glaubte, es wäre mit Hitler untergegangen: «Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Krieg. Wir haben den Schrecken gebrochen, für uns war's ein großer Sieg...» Ich weiß lange nicht, wo ich bin, und wie ich

hierhergekommen bin, und wer diese Lieder singt. Zum Teufel damit, ich will sie nicht mehr hören. Mir ist speiübel.

Und nach einem fürchterlichen Geheule, das mich wieder halb in die Narkose zurücktreibt, das nächste Lied: «Panzer rollen in Afrika vor...»

Mein Nachbar und Leidensgefährte kehrt im Ätherrausch drei, vier Jahre zurück in die Zeit des «Tausendjährigen Reiches». Die mißbrauchte Generation, von der so viele in diesem verdammten Krieg ihr Leben lassen mußten, und von der so wenige zu ihren Lebzeiten den Mißbrauch durchschaut haben.

Und Du selber? Was bewegt Dich zu solchem Tun? Du bist nichts, aber der «Sieg» über die Wand ist alles? «Erste Winterbegehung...»: zu wessen Ehre? Keinen Helm auf dem Kopf, ein altes Hanfseil um den Bauch, das bei diesem Sturz dreimal hätte reißen müssen. Haken, die schlecht sitzen. Und weit und breit kein Handy, kein Hubschrauber, und keine Hoffnung. Die mißbrauchte Generation beliebt, sich selbst zu mißbrauchen? Jedenfalls haben wir's überstanden. Jedenfalls sind wir bis zum Ausstieg durchgeklettert. Also «erste Winterbegehung». Makellos, wenn auch mit vier Knochenbrüchen.

Ich habe mit Waldemar nach meiner Genesung noch viele schöne und schwere Bergfahrten gemacht: Die dritte Begehung des Rebitsch-Pfeilers in der Riepen-Nordwestwand bei winterlichen Verhältnissen, wo wir uns mit Eiszapfen um die Standplätze raufen mußten. Die zweite Begehung der Brunnenkogel-Westkante. Die erste Begehung des Nordwestpfeilers der Seekarlesspitze im Kaunergrat, zusammen mit Hermann Buhl und Walter Purtscheller. Als Krönung und Abschluß schließlich ein paar Jahre später die erste Ersteigung des Nevado Ninashanca, des nördlichsten Fünftausenders der Cordillera Huayhuash in Peru.

Keine dieser Bergfahrten aber hat sich so tief in mein Gedächtnis eingegraben wie die erste Winterbegehung der «Schieren Wand» über Innsbruck.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002



Leopold Ganzer 06-1983-10 Acryl auf Leinwand, 145x145 cm

### Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann

#### Erinnerungen an eine Kletterfahrt am Hechenberg. Von Stefan Kranebitter

OKTOBER 1988. DER Klettersommer war unergiebig, entsprechend dürftig ist der Tourenbericht. Es besteht das Bedürfnis, den rückgestauten Tatendrang durch Ausnützung des makellosen Herbstwetters abzubauen.

Eine Mischung aus unreflektiertem Erlebnisdruck, Beleidigtsein auf ausgefallene Seilpartner und spätpubertärem Leichtsinn begünstigt den Entschluß, durch eine Alleinbegehung der «Linken Auckenthaler» am Hechenberg eine Lücke im Tourenbuch zu schließen.

Mit dem Krawall meines roten Puch-Maxi wecke ich an diesem Sonntagmorgen zunächst einige Anrainer am Speckweg auf und biege danach rechts in die Kranebitter Allee ein. Dort, wo die letzte Kehre der Straße zum Kerschbuchhof fast an den Grund der Kranebitter Klamm reicht, stelle ich es ab.

Gleich nach den ersten Kehren des Steiges, der über den südostseitigen, bewaldeten Rücken auf den Hechenberg weiter führen würde, zweige ich links ab. Wieder einmal beginnt die Suche nach einer günstigen Linie, um das obere und spitze Ende des formschönen, pyramidenförmigen Vorbaues zu erreichen. Rundherum rot gefärbtes Buchenlaub. Die Felder zwischen Kranebitten, Martinswand und Kematen sind bedeckt mit Nebel.

In Erwartung eines heißen Tages und schlechter Umkleideplätze in der Wand beschließe ich, mich am oberen Ende des Vorbaues umzuziehen. Ausziehen des Hemdes, ein T-Shirt zum Klettern in der Südwand scheint angemessen. Wechseln der Jogging-Hose gegen eine Badehose, die auch als Bermuda angesehen werden könnte. Der Versuch, zum Zwecke des Herausschlüpfens des rechten Fußes aus der Hosenröhre den Körperschwerpunkt über die linke Arschbacke zu verlagern, mißlingt zwei oder drei Mal. Überdies stellt sich heraus, daß das Ausziehen der allzu großen «Jogging-High» ohnehin vorgezogen werden muß. Zudem bohren sich Unebenheiten des Untergrundes in meinen Hintern. So sitze ich «im Frühtau zu Berge» und in der Unterhose unbeholfen vor der beeindruckenden Kulisse der

Hechenberg-Südwand und bringe es dann doch irgendwie fertig, Badehose und Slicks anzuziehen, den Helm aufzusetzen und die Ausrüstung im hübschen, kleinen Rucksack neu zu verstauen: Rollei mit noch sechs unbelichteten Aufnahmen, Getränk, Schokolade, Sweatshirt, Turnschuhe und Führer.

Superlässig bekleidet balanciere ich die letzten Meter über den fast waagrechten Grat, der zum mir bereits bekannten Einstieg für alle Hechenbergrouten führt. Nun gilt es, das Gedankengebäude, nach dem es durchaus vertretbar sei, alleine einzusteigen, zu festigen: Erstens ist es in der «Linken Auckenthaler» in Anbetracht des Geländes und kaum auffindbarer Haken einerlei, ob man als Seilerster oder seilfrei abstürzt. Und zweitens habe ich die erste Seillänge, die mir bereits von Begehungen der «Rechten Auckenthaler» und des «Bachmannpfeilers» bekannt ist, nicht allzu wild in Erinnerung. Diese erste Seillänge soll jedoch bereits die Schwierigste meiner heutigen Klettertour sein.

Gleich nach den ersten Klettermetern erweist sich jedoch einmal mehr, daß die Erinnerung an die Brisanz heikler Kletterstellen im Laufe der Zeit verblaßt: Die Führer-Bewertung mit V+/A0 ist schlichtweg eine Verniedlichung. Zudem zeigt sich, daß unaufgewärmtes Klettern nachteilig ist. Gott sei Dank schärft das anspruchsvolle Gelände eher meine Sinne, und ich komme ohne größere Verunsicherung zu jener kurzen überhängenden Rechtsquerung, die mir als einzige Kletterstelle dieser Seillänge noch unmittelbar in Erinnerung ist. Der Umstand, daß ich nach mehrmaligem Vorwärts- und Rückwärtssteigen dann doch den diffizilen und entscheidenden Rechts-Schritt in flacheres Gelände schaffe, wird vom Schließmuskel mit einem plötzlichen Schwächeanfall quittiert. Gleich einem Türkei-Urlauber, der «irgendwas erwischt» hat und ebenso verzweifelt wie hochkonzentriert den raschesten Weg zum nächsten WC oder Vergleichbarem sucht, klettere ich angespannt die letzten Meter zu einem Standplatz, der diesen Namen nicht der Möglichkeit zu stehen, sondern der Markierung durch einen überdimensio-



Leopold Ganzer 07-1983-14 Acryl auf Leinwand, 145x145 cm

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

nalen Ringhaken verdankt. Drei Finger der rechten Hand umschließen blitzschnell den Ring, der Ellbogen ist stark gebeugt. Bereits in gehockter Stellung zieht die linke Hand sehr rasch abwechselnd links und rechts den Hosenbund herunter, und die Schweinerei ist perfekt. In akustischer, optischer und den Geruchsinn betreffender Hinsicht. Mehr unterbewußt lege ich zur kurzfristigen physischen und geistigen Entspannung die Stirn auf den vom Festhalten des Ringes angespannten rechten Unterarm und mache die Augen zu. Die eintretende Erleichterung wird jedoch gleich wieder getrübt durch jenes Schicksal, welches auch den besagten Türkei-Urlauber ereilen mag: es ist kein Klopapier zu finden. In der gesamten Hechenberg-Südwand ist kein einziger WC-Rollenhalter montiert.

Ein Stück höher zweige ich von der mir bereits bekannten Pfeiler-Route links ab. Anschließend folgt eine sehr lange, exponierte und zum Teil leicht fallende Linksquerung zum Verschneidungssystem, das dann den Hauptteil der gesamten Tour darstellt. Charakteristik: Fels mit schlechter Bonität. Manchmal einbalsamiert mit feinstem Sand. Vereinzelt sogenannter Naturschluz. Und Gras, das beim Blick nach oben nur punktuell in Form kecker Büschel auffällt. Beim Versuch eines Rückblicks auf die zurückgelegte Kletterstrecke verfängt sich das Auge jedoch ausschließlich im Gras. Das von oben betrachtete Hechenberggrün vermag es, ähnlich einem starken Teleobjektiv, weit entfernte Grasflecken optisch auf eine horizontale Ebene zusammenzuschieben. Beim Hinaufklettern meint man, man ist der wilde Hund, und beim Hinunterschauen sieht man dann unter sich eine ebene Wiese. Sehr lustig.

Mittlerweile ist es warm geworden, jedoch noch erträglich. Ich klettere. Ich spreize. Klopfe dann und wann auf Griffe, die mir die erhoffte Auskunft, ob sie fest sind, nicht wirklich verbindlich erteilen. Keine Feigen in Sicht und auch keine Kakteen. Und keine WC-Rollenhalter. Die zum Greifen nahe Urbanität in Verbindung mit dem originell-frivolen Kletterterrain läßt in mir das patriotische Gefühl entstehen, daß solches nur erleben kann, wer Innsbrucker Gipfelstürmer ist. Einmal nehme ich vom Vorhaben Abstand, einen lockeren Stein abzuwerfen. Die Verdeutlichung der Folgewirkungen der Schwerkraft würde mich bloß verunsichern.

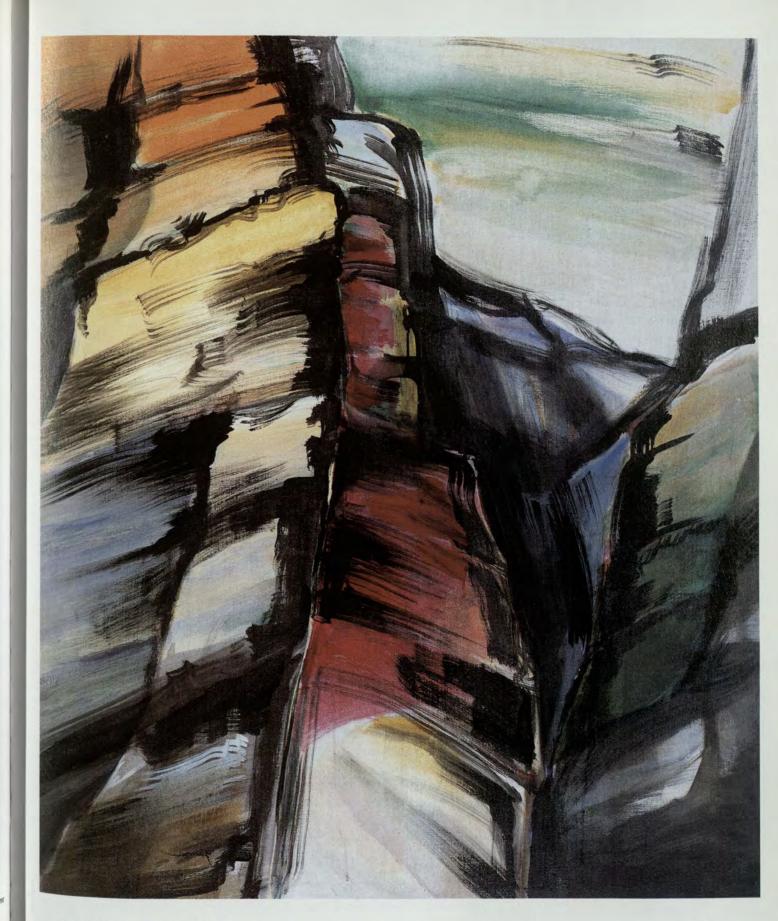
Plötzlich, ich summe die Melodie wohl schon einige Zeit vor mich hin, wird mir die Präsenz jenes Phänomens bewußt, welches sich bei mir seit mehreren Klettersommern ab und zu einstellt: Unter gewissen Bedingungen, die ich nunmehr auch zum wiederholten Male festzumachen versuche, kommt mir beim Klettern das alte Kinderlied vom Bi-Ba-Butzemann in den Sinn. Und zwar nur beim Klettern selbst. Eine Art Fehlschaltung im Hirn. Vielleicht ausgelöst durch den Versuch, das immer unbekannt gebliebene Wesen des tanzenden Bi-Ba-Butzemanns mit dem unergründlichen eigenen Tun im Fels, welches einem Tanz gleichkommt, abzugleichen. Und ich finde es neuerdings spannend. Eine Art Sketch der Evolution. Und so tanze ich, mit einer Badehose bekleidet und das Lied vom Bi-Ba-Butzemann summend, die Hechenberg-Südwand hinauf, und denke darüber nach, warum das alles so ist.

Links von mir Steinschlag. Möglicherweise ausgelöst durch rücksichtslose Steinböcke, die oberhalb der Kletterrouten eigentlich wirklich nichts verloren haben. Nicht auszudenken, wenn einem so ein blödes Vieh mit den angeberischen Hörnern den Tod bescheren würde. Man muß sich das ausmalen: Irgendein ultrakluger Zeitungsfritze würde sicher zu berichten wissen, daß der Verunfallte allein und seilfrei dort geklettert ist, wo man eben nicht allein und seilfrei klettert, und daher folgerichtig selbst schuld an seinem Tod ist. Und zwei Seiten später würde vielleicht von der erfolgreichen Wiedereinbürgerung der Steinböcke im Karwendel berichtet werden. Kein einziger Leser käme auf die Idee, daß ich gerade von einem dieser Böcke, die ja bei uns eigentlich schon ausgerottet waren, getötet wurde, und daher den Steinbock, allenfalls die Wiedereinbürgerer der Steinböcke, keinesfalls aber mich eine Schuld träfe.

Gottseidank ist Herbst. Ich erinnere mich an Berichte von Freunden, die im Frühjahr einige Tage nach einer Hechenbergtour über Hautausschläge insbesondere im Unterschenkelbereich klagten. Meine botanisch und zoologisch sehr beschlagene Mutter hat damals behauptet, daß irgendwelche speziellen Milben, die saisonal begrenzt hier ihr Unwesen treiben, für die beschriebene Peinigung der Haut und den Juckreiz verantwortlich seien.

Bei einem Absatz, in den eine Felsformation ähnlich einem Stuhl eingebettet ist, mache ich Halt, trinke Saft und esse Suchard-Schokolade mit ganzen Nüssen. Sitz- und Fußhöhe sind lustigerweise gut auf meine Körpergröße abgestimmt und eine dahinter-

Leopold Ganzer 05-1984-18 Acryl auf Leinwand,110x130 cm



liegende Felsplatte dient als eine Art Lehne. So sitze ich da, inmitten einer alpinen Felswand, deren Ausmaß nicht bescheiden ist, und schaue nach halblinks, wo, in völliger Nähe und seltenem Kontrast eine Stadt mit über 100.000 Einwohnern liegt. Heute Sonntag pulsiert sie nicht, erst ab morgen wird wieder versucht werden, dem Rad der Wirtschaft und des Konsums zusätzlichen Schwung zu verleihen. Heute rasten sich die Innsbrucker aus oder spazieren zum Beispiel, man kann es von meinem königlichen Sitzplatz aus gut sehen, am Weg nördlich des Inn vom Merkur-Markt in Richtung Gasthaus Kranebitten. Mit Kind und Kegel. Und Hunden

Die Perspektive von meinem Standort hat etwas Einzigartiges. Zwischen mir und dem gegenüberliegenden südwestlichen Mittelgebirge liegt die schmale Einflugschneise zum Flughafen Innsbruck. Als ich mir auszumalen versuche, wie es wohl war, als vor einem knappen halben Jahrhundert die Alliierten auch auf diese Stadt ihre Luftangriffe flogen, um mittels des Wahnsinns dem Wahnsinn den Garaus zu machen, bekomme ich eine Gänsehaut. Die von hier sogar sichtbare damalige Gewerbeschule in der Anichstraße, die mein Vater damals besuchte, wurde bei den Angriffen zerstört. Den Standort der Flak-Stellungen, welche der Vermeidung dieser Zerstörung hätten dienen sollen, und in welcher sein Bruder seinen aussichtslosen Dienst tat, könnte ich ebenfalls von hier aus sehen.

Meine zeitgeschichtlichen Betrachtungen werden plötzlich beendet durch den Krach, den eine Kette von Motorradfahrern auf der Inntalautobahn veranstaltet. Offensichtlich wird versucht, eine Art Gruppen-Geschwindigkeitsrekord aufzustellen.

Beim Weiterklettern kommt mir wieder mein höchstpersönlicher Bi-Ba-Butzemann-Song in den Sinn,
ich beschließe aber, mich nicht mehr als HobbyPsychoanalytiker zu versuchen. Als das Ende der
ausgeprägten Wand naht, fällt mir die sinnige Wortschöpfung ein, nach welcher die Schrofenzone nach
dem Hauptteil einer Wand, ähnlich dem Begriff des
Vorbaues, als Nachbau bezeichnet werden könnte.
Die Wand geht über in ein fast senkrechtes Latschenfeld. Mein Raufhandel mit den Latschen endet in

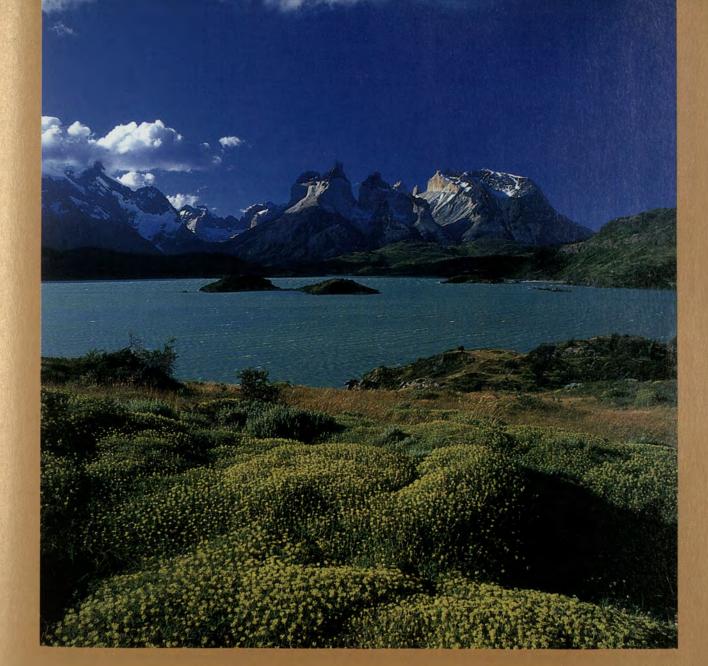
einer steilen Wiese, in der ich mich noch einmal umdrehe, ins Tal schaue und nachdenke.

Mir fällt ein, daß Hechenberg und Martinswand ein eiszeitlicher Gletscherquerschliff sind, ein phantastisches Phänomen glazialer Überformung, kostenlos zu bewundern. Niemanden interessiert's. Drei oder vier läppische Grad Celsius weniger an durchschnittlicher Jahrestemperatur, und meine Hechenberg-Südwand kann sich wieder von einem über tausend Meter dicken Frosthobel abschrubben lassen. So ein Trias-Kalk muß auch ganz schön was mitmachen. In mittlerer Entfernung entdecke ich eine Gemse und sie entdeckt auch mich. Völlig unbeeindruckt schaut sie zu mir herüber.

Beim Abstieg beschließe ich, vor dem Heimweg noch im Gasthaus Kranebitten vorbeizuschauen, einen Radler zu trinken und mir meine extravagante Tour von niemandem anmerken zu lassen. Meine im Rucksack verstaute Rollei hat wie in der Früh noch sechs unbelichtete Aufnahmen. Als ich beginne, das heute Getane zu bedenken, fällt mir jener Sager ein, wonach sich Bergsteigen als «sinnloses Tun in sinnloser Landschaft» definiere. Witzig, aber falsch. Vielmehr sind es die Motorradfahrer, welche sinnlos in der Landschaft herumflitzen. Selbstgefährdend, fremdgefährdend, lärmverbreitend, luftverpestend. Mittlerweile sitze ich neben ihnen im Freien vor dem

fremdgefährdend, lärmverbreitend, luftverpestend. Mittlerweile sitze ich neben ihnen im Freien vor dem Gasthaus Kranebitten. Die Tätowierungen an ihren dicken Oberarmen sehen aus, wie sie immer aussehen. Die Motorradfahrer wirken glücklich. Nachmittagssonne und Hefeweizen vernebeln ihre Erinnerungen an den rasenden sonntäglichen Zeitvertreib.

Auch ich bin in Anbetracht des Erlebten in gehobener Stimmung: Der Herbsttag war ein Geschenk. Die Farbpalette der Buchen eine Wucht. Ich wollte das Buchenlaub nicht nur sehen, sondern wie als Kind auch vor meinen Füßen rascheln hören. Daher kürzte ich den im Zick-Zack verlaufenden Abstiegsweg durch Nutzung kurzer Rinnen im Wald, in denen die Blätter kniehoch lagen, ab. Manchmal irrt der Alpenverein, wenn er mit missionarischem Eifer Schilder mit der mahnenden Botschaft «Abschneider zerstören die Landschaft» aufstellt. «Abschneider erquicken die Seele» hätte es heute für mich heißen müssen.



Daheim und auswärts

# Expeditionen und andere Ausflüge

Andreas Dick
Michael Vogeley
Christoph Höbenreich
Horst Wirth
Richard Goedeke

### Dokumentation des Unnützen

#### Alpine Chronik 1999/2000. Von Andreas Dick

DIE EXPEDITIONSCHRONIK IM Alpenvereinsjahrbuch muß «im Zeitalter von Internet, Webcam und Live-Übertragungen erst eine neue Gestalt finden». So hat der DAV-Schriftleiter Lutz Bormann die Entscheidung begründet, mit jener «Chronik» aufzuräumen, wie sie in den letzten Jahren Standardelement des Jahrbuchs war. Mit Recht. Wem nützt eine möglichst vollständige, ausführliche Aufzählung der ins Unendliche ausufernden Massen erst-, zweit- und niedrigerrangiger Bergabenteuer auf der ganzen Welt? Andererseits wurde die ersatzlose Streichung der Dokumentation auch von vielen bedauert. Mancher vermißt die Informationsquelle für seine eigene Unternehmung, andere die vergnügliche Zusammenstellung des gesammelten Wahnsinns im Bergsteigen. Und wer einmal im Internet-Rösselsprung versucht haben sollte, sich einen Überblick über «das Bergsteigen» zu verschaffen, der weiß erst wieder Printmedien wie das gute alte Buch zu schätzen. Deshalb wollen wir in dieser Ausgabe von «Berg 2002» versuchen, die «neue Gestalt» einer Alpinchronik zu ertasten..

Vom Ideal «Vollständigkeit» waren schon die Vorgänger-Ausgaben abgewichen - alle alpinen Ausgeburten der Freizeitgesellschaft passen in keinen Rahmen. Unser neuer Versuch soll ein «Trendscout» sein: aus der Warte zeitlicher Distanz auswählen und vergleichen, Spitzenleistungen und Auswüchse beleuchten, Veränderungen und Trends registrieren aber auch die Leidenschaft und Leistung spüren lassen, die sich hinter nackten Zahlen verbirgt. Anekdoten und Tragödien, Kampf und Glück machen die «Eroberung des Unnützen», wie Lionel Terray das Bergsteigen nannte, für die ihm Verfallenen zur Quelle von Lebenskraft.

Für die neue Form der Chronik haben wir die geographische Einteilung aufgegeben zu Gunsten einer Gliederung nach Disziplinen. Diese wurden um die Themen Eis- und Mixedklettern, Sportklettern und sogar Bouldern erweitert. Denn in jeder Spielform bringen begeisterte Akteure unglaubliche Leistungen. Die Begehung eines Boulderproblems dauert so lange wie eine Atempause am Everest, aber die Erarbeitung kann wesentlich mehr Zeit beanspruchen als der Aufstieg vom Basecamp zum Gipfel. Keine Disziplin ist «besser» oder «schwerer» als die andere, erst alle gemeinsam und ihre gegenseitige Beeinflussung bilden das moderne Bergsteigen ab. Entsprechend fließend sind die Übergänge zwischen den Disziplinen - wie aus den Texten hervorgehen

Die internationalen Zeitschriften wurden abgekürzt: Alp - Alp Magazin (I); Cli - Climbing (USA); Des - Desnivel (E); High - High Mountain Sports (GB); Kle - Klettern (D), RP - Rotpunkt (D); Vert -Vertical / Verticalroc (F). Um im Wirrwarr weltweiter Bewertungssysteme Konsistenz zu erreichen, werden die Schwierigkeiten der Felskletterei nach der französisch-italienischen Skala angegeben (VI = 5c, VII = 6b, VIII = 7a, IX = 7c, X = 8b, XI = 9a); bei den härteren Boulderbewertungen wird ein «Fb» (von Fontainebleau) vorangestellt. «WI» bezeichnet Eisschwierigkeiten nach der zweistufigen Eisskala, «BW» steht für die Gesamtanforderungen von Bigwalls, «TD» und «ED» (1 bis 4...) für hohen Gesamtanspruch alpin geprägter Routen.

Herzlich gedankt sei Lindsay Griffin, dessen Chronik in «High» eine wichtige Basis bildet, der Redaktion von «Alpin» für die Nutzung des Archivs und den freundlichen Mitarbeiterinnen der DAV-Bibliothek. Die Redaktionskollegen von «Klettern», dem «chronischsten» deutschen Bergsportmagazin, unterstützten uns tatkräftig bei der Beschaffung aussagekräftiger Bilder. Meldungen von Expeditionen und Diskussionsbeiträge zur Weiterentwicklung der «neuen Gestalt» der Alpinismuschronik im AV-Jahrbuch sind jederzeit willkommen.

Tabellen aller recherchierten Routen mit Quellenangabe verschickt gegen Rückumschlag (€ 1,54) der Autor: Andreas Dick, Germeringer Straße 12g, D-82152 Planegg.

#### Die Sammelobjekte: Achttausender und Höhenbergsteigen Sammlungs-Ergebnisse

Wenig Anspruchsvolles ereignet sich an den höchsten Gipfeln der Erde. Die «leichteren» Achttausender sind im Wesentlichen die Domäne kommerzieller

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

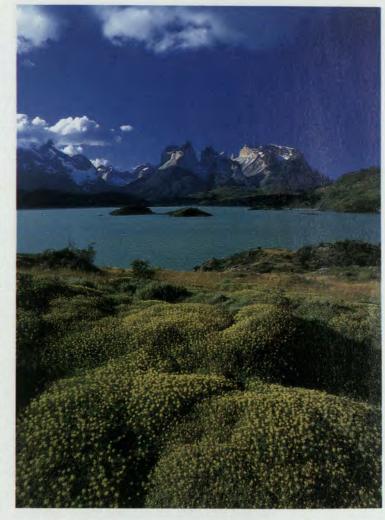
Expeditionsveranstalter, die jedem zahlungsfähigen Kunden den Erfolg «8000» zu vermitteln suchen; die schwierigeren werden hauptsächlich zu Sammelzwecken über die Normalwege erreicht. 1999 konnte der Baske Juanito Oiarzabal als Sechster (nach Reinhold Messner, Jerzy Kukuczka, Erhard Loretan, Carlos Carsolio und Krzysztof Wielicki) alle 14 komplettieren - dabei konnte er einige schwierigere Anstiege verbuchen (Everest Südpfeiler, K2 SSO-Sporn, Kantsch-Nordgrat, Shishapangma Südwand). 2000 zog der Italiener Sergio Martini nach und bewies damit ehrlichen Anstand: Er war 1997 mit Fausto di Stefani rund 100 Meter unter dem Lhotsegipfel umgekehrt; nun stieg er noch einmal bis ganz hinauf. De Stefani dagegen behauptet immer noch, genügend weit oben gewesen zu sein. Reell gewertet dagegen steht er mit seinen 13 Erfolgen nur in der Verfolger-Liste der Sammler, gemeinsam mit dem Koreaner Park Young-Seok, dem noch der K2 fehlt und der - auch eine ehrliche Haut - dreimal zur Shishapangma fuhr, um nach zwei Besteigungen des Zentralgipfels endlich den richtigen Hauptgipfel zu erreichen. Weniger genau nimmt es sein Landsmann Um Hong-Gil, der den Shisha-Zentralgipfel als ausreichend reklamiert und am Lhotse auch nicht ganz oben gewesen sein soll, aber vollmundig die Komplettierung der Sammlung feiert. Ende 2000 waren folgende weitere Sammler kurz vor Abschluß der Kollektion: Alberto Iñurrategi (E, 12, Gasherbrum I, Annapurna), Um Hong-Gil (Korea, 12, Shishapangma Hauptgipfel, Lhotse); Abele Blanc (I, 11, Annapurna, Dhaulagiri, Nanga Parbat).

Eine weniger wertvolle Sammlung, dafür recht flott, komplettierte Simone Moro, italienischer 8000er-Jäger: alle fünf ex-sowjetischen 7000er (Lenin, Korshenewskaja, Kommunismus, Pobeda, Khan Tengri) in einer Saison. (High 213)

Eine neue Taktik kommt an den Achttausendern auf: das letzte Lager wird möglichst tief aufgebaut. Zwar wird dadurch die Gipfeletappe länger und anstrengender, aber Schlaf und Erholung werden besser.

#### Normalweg-Statistik

Zu den Normalwegzielen, der Höhe nach sortiert. Trotz Gipfelgebühren von 10.000 Dollar pro Person von der nepalesischen Seite und 300 Dollar zusätzlicher Mautgebühr für den Khumbu-Eisbruch bleibt der Mount Everest (8850 m) der meistberannte und rekordtauglichste Achttausender. 1999 wurde er im Vormonsun 121 Mal bestiegen, im Millenniumsjahr



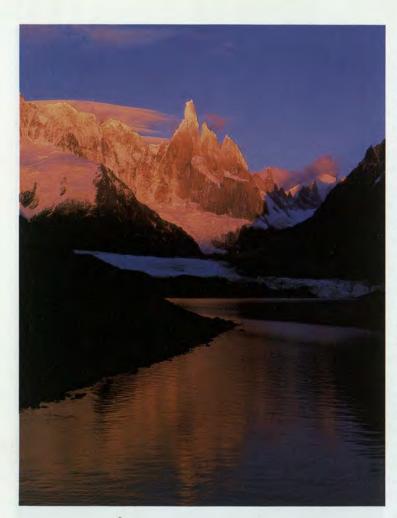
gab es 133 Besteigungen von Norden und 78 von Torres del Paine. Süden. Die neue Höhenangabe 8850 Meter stammt Patagonien Foto: Heinz Zak von Bradford Washburn, der dem Everest jährlich

bis zu sechs Zentimeter Abdrift nach Nordosten attestiert. Viel Aufsehen erregte die Leiche George Mallorys, der 1924 beim Erstbesteigungsversuch auf der Gipfeletappe verschollen war und nun von Conrad Anker (USA) gefunden wurde - allerdings noch unter dem schweren «Second Step», den Anker ohne die heute fix angebrachte Leiter frei klettern konnte (ca. 5c). Damit ist es ziemlich unwahrscheinlich, daß Mallory und sein Partner Irvine den Gipfel erreicht haben könnten. Im Herbst 2000 gelang dem Slowenen Davo Karnicar die erste vollständige Skiabfahrt vom Gipfel über die Südcolroute, am Hillary Step im Fixseil gesichert, in 4:40 Stunden zum Basislager; bis zum Südgipfel benutzte er Flaschen-

sauerstoff. Der Sherpa Babu Chhiri biwakierte 1999

auf dem Gipfel in einem Spezialzelt (ohne Sauer-

stoff), 2000 rannte er vom Basislager (5300 m) in



Cerro Torre, vom Lago Torre aus. Foto: Heinz Zak

16:56 Stunden hinauf, 2001 stürzte er im Western Cwm tödlich in eine Spalte. Chhiri stand zehnmal auf dem Gipfel, so häufig wie der mittlerweile emeritierte Ang Rita - aber Appa Sherpa war schon elfmal oben; Pete Athans (USA) sechsmal. Die erste Deutsche, die ihren Aufstieg überlebte (Hannelore Schmatz starb beim Abstieg) war Helga Hengge; in ihrem Buch darüber machte sie freimütig deutlich, daß dafür außer Motivation, Kondition, Kälteresistenz und Wetterglück keine außergewöhnlichen bergsteigerischen Fähigkeiten nötig sind. Der fünfzehnjährige Nepali Arbin Timilsana erreichte 99 den Südgipfel, der älteste Gipfelbesteiger wurde 2000 der Japaner Toshio Yamamoto mit 63 Jahren und 311 Tagen. 2000 gab es nur zwei Besteigungen ohne Flaschensauerstoff, 1999 führten Versuche ohne Sauerstoff zu einigen tödlichen Abstürzen. (High 205, 212, 217, 219, Kle 2/01)

Der zweithöchste Berg, der **K2** (8611 m) wurde 2000 erstmals seit 1997 wieder bestiegen, und das gleich von 25 Personen. Alle kamen über den Abruzzigrat oder den SSO-Sporn. Der koreanische Sammler Um Hong-Gil zeigte Unmenschlichkeit, als er einen kranken pakistanischen Träger an der Schulter, hoch oben am Berg (7600 m), im Stich ließ – Fabrizio Zangrilli aus einem amerikanischen Team rettete ihn nach unten. Als die Amerikaner den Vorfall im Internet kritisierten, versuchte das koreanische Team mit drohendem Auftreten eine Entschuldigung zu erzwingen. Außerdem war Um Hong-Gil mit dem Heli ins Basecamp geflogen und verließ es auf dem selben Weg – man sagt, für 22.000 Dollar. (High 221, Climbing 199)

Den nächsten in der Reihe, den Kangchendzönga (8586 m), erreichten 1999 Park Young-Seok (Korea) mit zwei Sherpas und 2000 neun Personen, darunter wieder Um Hong-Gil. (High 205, 218) Auf den Lhotse (8516 m) steigen 2000 im Vormonsun 15 Menschen. Der Italiener Sergio Martini wetzt seine Scharte von 1997 aus, als er am Lhotse nicht ganz zum Gipfel gestiegen war, erreicht den höchsten Punkt und komplettiert damit endgültig und reell seine 8000er-Sammlung – mit 50 Jahren. (High 219, Des 2/01)

Am Makalu (8463 m) gibt es 1999 zehn Besteigungen, darunter André Georges (CH), die Britin Ginette Harrison (†) und Alan Hinkes; zehn Sieger sind es auch 2000, darunter die Sammler Abele Blanc und Christian Kuntner (I) und der Koreaner Park Young-Seok. Der Deutsche Bernd Mehnert starb beim Abstieg, nachdem er und seine Kameraden für die Gipfeletappe vom Lager auf 7700 Metern und zurück 23 Stunden gebraucht hatten. (High 205, 218) Der Cho Oyu (8201 m) wurde im Herbst 1999 «nur» 40 mal erobert, 2000 waren es dann 70 Personen aus 17 Vormonsun-Expeditionen - mit bisher 1160 Besteigungen bleibt er der 8000er mit den besten Chancen und mit der niedrigsten Todesrate, trotz drei Leichen im Frühling 2000. Im Herbst waren es vier Tote auf 56 Gipfelsieger; ein Yakhirte verirrte sich auch auf den Gipfel - nur die Tiere blieben unten. (High 212, 219, Des 2/01)

Der **Dhaulagiri** (8167 m) wurde 1999 viermal bestiegen, unter anderem durch Ed Viesturs (USA) und Veikka Gustafsson (FIN). Die Südwand-Route von Tomaz Humar würdigt das nächste Kapitel. (High 205, 212) Ed Viesturs (USA) und Veikka Gustafsson (FIN) spuren 1999 auch auf den **Manaslu** (8163 m), der insgesamt 14 Besteigungen erhält; 2000 sind es 8 im Vormonsun, darunter die Sammler Alberto und Felix Iñurrategi (†) aus Spanien. Der Spitzenbergsteiger Jean Christophe Lafaille (Frank-

reich) brach seinen Solo-Erstbegehungsversuch in der Nordostwand wegen gefährlichen Geländes ab und begnügte sich mit diversen Varianten zum Normalweg. (High 205, 219, Kle 5/00, Vert 7/00) Den Nanga Parbat (8125 m) besteigen 1999 über die Diamirflanke 18 Personen, darunter die Brüder Iñurrategi (E) und Jon Lazkano (USA). 2000 erreichen nur drei Koreaner den Gipfel, Kwan Oh-Soo raucht oben eine Zigarette. Reinhold Messner meldet sich zurück und eröffnet mit Hans Peter Eisendle und Wolfgang Thomaseth eine neue Route in der Nordwestflanke, sie kehren aber auf 7500 Meter wegen zu viel Schnee um. (High 207, 221) An der Annapurna (8091 m) komplettiert 1999 Juanito Oiarzabal (E, 43) seine Achttausendersammlung; insgesamt acht Besteigungen, darunter Um Hong-Gil (Korea). 2000, im 50. Jubiläumsjahr der Erstbesteigung, verhindert eine zerrissene, lawinenbestrichene Gletscherzone in der Nordflanke jeden Erfolg von vier Expeditionen. Eine französische Gruppe mit Christophe Profit, die eine etwas sicherere Linie findet, scheitert am Wetter. (High 219, Des 2/01) Am Gasherbrum I (8068 m) gibt es 1999 acht Besteigungen über den Normalweg durchs Japanercouloir; das Doppel mit dem Gasherbrum II gelingt Andrew Lock (Australien) und Pepe Garces (Spanien) innerhalb von acht Tagen, den Italienern Abele Blanc und Christian Kuntner in sieben Tagen. 2000 verhindern schlechtes Wetter und viel Schnee jeden Gipfelerfolg. Der Brudergipfel Gasherbrum II (8035 m) ist mit mittlerweile 520 Besteigungen der populärste 8000er Pakistans und Ziel vieler kommerzieller Expeditionen. 1999: 12 Expeditionen, 42 Gipfelbesteiger; 2000: 10 Expeditionen, 45 Besteigungen. darunter Ralf Dujmovits (D) auf seinem siebten Achttausender und die Deutsche Barbara Hirschbichler. Die spanischen Brüder Alberto und Felix Iñurrategi erreichten gemeinsam ihren zwölften Riesen, doch im Abstieg stürzte Felix beim Abseilen (Seilriß oder Standausbruch) tödlich ab. Den etwas höheren Broad Peak (8047 m) erreichten 1999 sieben Bergsteiger, darunter Ralf Dujmovits (D), Edi Koblmüller (A) und die jeweils 58jährigen Himalaya-Veteranen Hans von Känel (CH) und Hermann Warth (D). 2000 gibt es erst Ende Juli besseres Wetter und 15 Besteigungen am Normalweg. Der Koreaner Park Young-Seok zwickt seinen zwölften 8000er. (High 207, 221) Den Hauptgipfel der Shishapangma (8027 m), der wegen eines Wächtengrates und lawinengefährlicher Hänge schwer zu

Gipfel	Besteigungen	Tote	Letalitä
Annapurna, 8091 m	109	55	50,5%
Nanga Parbat, 8125 m	189	61	32,3%
K2, 8611 m	189	49	25,9%
Manaslu, 8163 m	198	51	25,8%
Kangchendzönga, 8586 m	162	39	24,1%
Dhaulagiri, 8167 m	296	55	18,6%
Mount Everest, 8850 m	1318	167	12,7%
Makalu, 8463 m	167	20	12,0%
Shishapangma, 8027 m	180	19	10,6%
Gasherbrum I, 8068 m	166	17	10,2%
Broad Peak, 8047 m	233	18	7,7%
Lhotse, 8516 m	151	9	6,0%
Gasherbrum II, 8035 m	520	16	3,1%
Cho Oyu, 8201 m	1218	27	2,2%
Gesamt	5096	603	11,8%

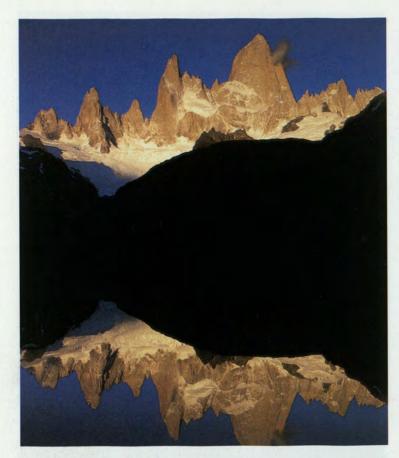
Bergsteiger bleiben am «Zentralgipfel», der übrigens von einer chinesischen Karte nur mit 7999 Metern Höhe kotiert wird – aber trotzdem von vielen als Erfolg gewertet. Im Vormonsun 2000 kamen nur vier Personen auf den Hauptgipfel – aber endlich auch Park Young-Seok (Korea), der schon zweimal mit dem Zentralgipfel Vorlieb nehmen mußte. (High 220)

Wie gefährlich sind eigentlich die höchsten Berge? Der Spanier Xavier Eguskitza führt exakt Buch über die Achttausender-«Letalität». Seine Tabelle bezieht sich auf den 31.12.2000 (Des 2/01)

#### Herbes in der Höhe

Nur noch selten wird an den höchsten Gipfeln ein anspruchsvolles Ziel angegangen; sei es, weil hohe Gebühren leistungsfähige junge Bergsteiger abschrekken, oder sei es, weil diese ohnehin lieber extreme Schwierigkeiten suchen, die sich in tieferen Lagen (siehe nächstes Kapitel) leichter erreichen lassen. Wirklich harte, zeitaufwendige Bigwalls in der Todeszone wären der nächste markante Qualitätssprung – oder rütteln sie schon an physiologische Grenzen? Ein gewaltiger Schritt in diese Richtung – hohe Schwierigkeiten in gefährlichem Gelände und ein langer Trip – war die Solo-Erstbegehung der Südwand des **Dhaulagiri** (8167 m) durch den Slowenen

erreichen ist, erreichen 1999 nur fünf Japaner; 32



Der FitzRoy. Foto: Heinz Zak

222

Tomaz Humar im Herbst 1999. Die rund 4000 Meter hohe Wand war noch nie direkt durchstiegen worden. Humar stieg alleine ein, mit fünf Haken, vier Eisschrauben, einigen Friends und Keilen, einem kleinen Zelt und Essen für zehn Tage. Im unteren Wandteil stieg er Schwierigkeiten bis 6b in teils sehr brüchigem Fels und M7+ (ein senkrechter Felsaufschwung mit zehn Zentimeter Pulverschneeauflage) und mußte einmal an einem Friend, den er zwischen Fels und Eis verklemmt hatte, einen Pendelquergang machen. Selbstgesichert war er mit Prusikschlingen an einem Fünf-Millimeter-Seil. Stein- und Eisschlag sorgten für zusätzliche Spannung und Blessuren an Arm und Rücken. Nach sechs Tagen in der Wand, weit hinter seinem Zeitplan und auf 7000 Metern noch unter der schwierigen Abschluß-Felspassage, querte er 1000 Meter weit zum Rand der Wand in leichteres Terrain (eine Stelle 6a). Nachdem er einen schmerzenden Zahn mit dem Taschenmesser ausgebrochen hatte, ließ er sein Zelt zurück und querte wieder in die Wand hinein, wo er die letzte Felsbarriere auf 7600 Metern mit Dry-Tooling im Grad M5+ überwand (nur mit den Eisgeräten im Fels). Auf 7800 Metern mußte er frei biwakieren, der Kocher funktionierte nicht. Dennoch stieg er am

nächsten Morgen noch weiter bis 7900 Meter, bevor er erkannte, daß er vom Gipfel nicht mehr bei Tageslicht - also lebend - herunterkommen würde. Er stieg am Normalweg ab, fand auf 7300 Metern ein verlassenes Zelt, das ihn über die Nacht rettete, und kam am nächsten Tag herunter zu Camp 1, wo ihn seine Teamgefährten empfingen. Die gesamte Expedition wurde per Satellitentelefon live ins Internet übertragen – 1,7 Millionen Besuche verzeichnete seine Seite am Tag, als er den höchsten Punkt erreichte. Reinhold Messner bezeichnete Humars Leistung als eine der herausragenden in der Geschichte des Bergsteigens. M5+ auf 7800 Metern wurde vermutlich noch nie im Solo geklettert, die Schwierigkeiten bei miserablem Fels im unteren Teil sind beeindruckend, die kompromißlose Risikoakzeptanz des Alleingangs außergewöhnlich. (High

Weniger extrem, aber brillant im Stil waren die altgedienten slowenischen Spitzenakteure Andrej Stremfelj, Marko Prezelj, Marko Car (†), Matic Jost, Peter Meznar und Tomaz Jakofcic 1999 im Manalangur Himal unterwegs. Zur Akklimatisation bestiegen sie diverse Gipfel des Siguang Ri-Massivs zwischen 6700 und 7308 Metern auf kombinierten Wandrouten bis 1100 Meter und WI IV+/4, zum Teil erstmals. Dann marschierten sie größtenteils seilfrei in drei Tagen durch die 2000 Meter hohe Nordwand (WI VI, 4M) des Gyachung Kang (7952 m) und stiegen dort auch wieder ab. Selbstsicher, stark und schnell: Das ist moderner Super-Alpinismus. (High 210)

Andrew Lindblade (Aus) und Athol Whimp (Neuseeland) bekamen 1998 den Piolet d'Or für ihre Route am Thalay Sagar. Im Frühling 2000 versuchten sie sich an einer Direktlinie in der Nordwand des Jannu (7710 m), deren Solo-Durchsteigung durch Tomo Cesen leider von Zweifeln umweht ist. Auf 6100 Metern zerfetzte eine Stein- und Eislawine ihr Portaledge; sie überlebten seltsamerweise und bedauerten es sogar noch, jetzt umkehren zu müssen. Als Ersatz für das große Ziel wiederholten sie die ebenfalls extreme Japanerroute durch die Nordwand im Alpinstil: Nach drei Tagen ließen sie das meiste Material auf 6750 Metern zurück, um in einem Push zum Gipfel zu kommen. Doch vier Stunden darunter mußten sie wegen eines Gewitters biwakieren. Erst am nächsten Tag erreichten sie mit einem Müsliriegel als Verpflegung den Gipfel, von wo sie nochmal zwei Tage für den Abstieg brauchten. (High

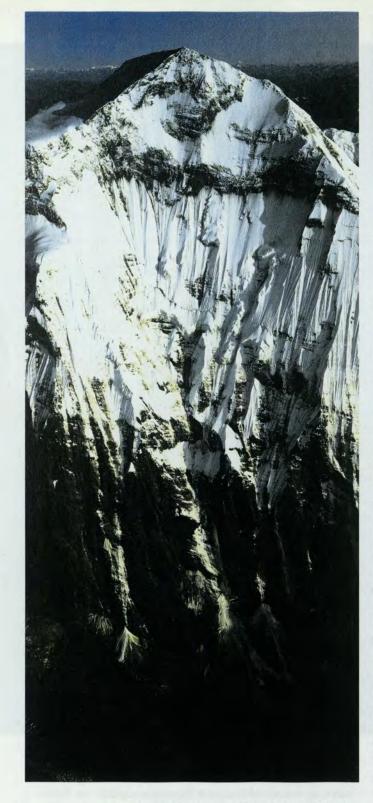


Schöne Aktionen gab es 2000 auch an der Südwand der Shishapangma (8027 m): Die Katalanen Eduard Sánchez und Eloi Callado zogen eine neue Route namens «Nyong Mong» durch die Südwand zum Westgipfel (7968 m), mit zwei Biwaks, ohne zu sichern und bei bis zu 80° Steilheit. Wiederholungen der Route von Kurtyka / Troillet / Loretan gelangen spanischen und französischen Dreierseilschaften in elegantem, flottem Alpinstil. (Des 1/01, Vert 12/00)

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Der Nuptse (7855 m) wurde 1999 aus dem Western Cwm zum vierten und fünften Mal erstiegen, durch die Amerikaner Andy Lakpass, Jeff Rhoads, Pete Athans und den Sherpa Gyalzen. (High 205) Den Amerikanern Dan Mazur, Jon Otto und Walter Keller gelang die Erstbegehung der Ostwand am Muztagh Ata (7546 m). Glück für Mazur: Knapp unter dem Gipfel kippte er ungesichert aus dem Stand und stürzte 100 Meter über Schneehänge ab,

Endlich Ruhe am Everest. Foto: Heinz Zak



Wilde Wände: Die 4000 m hohe Südwand des Dhaulagiri. Foto: Koichiro Ohmori. Oben: Selbstporträt Humars vor typischem Südwand-Fels.

224

bevor er unverletzt zum Stillstand kam. (Climbing

Weitere erwähnenswerte Aktionen: Am Everest (8850 m) wiederholen 1999 Inder die Kangshungwand zum Südcol, 2000 gelingt Dänen der Südpfeiler zum Südostgrat. Im gleichen Jahr scheitern die Schweizer Spitzenalpinisten Erhard Loretan und



Jean Troillet am Mazenograt des Nanga Parbat (8125 m), einem der derzeit größten Himalaya-Projekte. Zweischneidig ist die Aktion dreier anonymer Bergsteiger, die im Nachmonsun, nur mit einem Trekkingpermit bewaffnet, in drei Tagen durch die Südwand der Annapurna (8091 m) stiegen - und dann Bilder ihrer illegalen Aktion veröffentlichten. Starker Alpinismus, aber eine provokante Publikation des Bruchs von Regeln, die nun mal akzeptiert sind. (High 205, 219, 221, Vert 12/00)

#### Wilde Wände

Lange Routen in «Großen» Wänden an hohen oder abgelegenen Bergen, mit sehr hohen Schwierigkeiten in Fels, Eis und kombiniertem Gelände (7c, A4-5, WI 6-7, M7): Diese Spielform des Bergsteigens wird - gemeinsam mit dem Bigwallklettern - durch die Verleihung des französischen «Goldenen Eispickels» (Piolet d'Or) zur Königsdisziplin geadelt. Zur Illustration seien die Nominierungen der vergangenen Jahre für den jeweils «plus beau exploit» - die «schönste Leistung» – etwas ausführlicher dargestellt. Zum Piolet d'Or 1999 wurden sechs Leistungen als außergewöhnlich zur Wahl gestellt: Tomaz Humars Solotrip (s.o.) durch die Südwand des Dhaulagiri (8167 m) gewann überraschenderweise nicht - die intensive «Media Coverage», die publizistische Live-Vermarktung im Internet, wurde doch als Makel für eine alpinistisch «reine» Aktion empfunden. Im www berichteten auch die Amerikaner Jared Ogden, Mark Synnott und Alex Lowe täglich von ihrer Bigwall-Neutour in der 2000 Meter hohen Nordwestwand des Großen Trangoturms (6286 m), die sie über die Route «Parallel Worlds» (46 SL, BW VII, 7a, A4) durchstiegen. Wie der Name andeutet, stiegen knapp rechts der Amerikaner die vier Russen Yuri Kochelenko, Alexander Odintsov, Igor Potankin und Iwan Samoilenko um die Wette und erzeugten «Russian Direct» (russisch 6B, 66 SL, 7a, A4), die ihnen ebenfalls die Nominierung zum Piolet d'Or einbrachte. Diese entging leider dem deutsch-österrei-

chischen Team Thomas Tivadar, Gabor Berecz, Oskar Nadasdi und Peter Schäffler, die als Gewinner des Förderpreises «Polartec Challenge» angereist waren und ihr Traumziel von zwei Gruppen besetzt vorfanden. Enttäuscht stürzten sie sich auf eine übriggebliebene, noch schwierigere Linie und nagelten sich mit unglaublichem Durchhaltevermögen bei ständigem Sauwetter - 20 Portaledge-Tage bei Schneefall und -10°C - nach oben. Ihre Route «Lost Butterfly» (36 SL, 6b, A4+) mußten sie wegen des schlechten Wetters nach 36 Seillängen in die Amerikanerführe einmünden lassen, die sie im Vergleich zu ihrer Linie als geradezu leicht empfanden. Der Ausstieg zum Gipfel scheiterte dann an den eigentlich leichten, aber nun völlig vereisten Ausstiegsrissen. (High 207) Die nächsten Kandidaten waren nur ein paar Kilometer weiter aktiv: Die Spanier Silvia Vidal, Pep Masip und Miguel Puigdomenech litten ebenfalls 19 ihrer 30 Wandtage unter Schneefall, ließen sich davon aber nicht abhalten, die Westwand des Amin Brakk (ca. 5850 m) mit der Neutour «Sol Solet» (1200 m, A5, 6c+) zu zieren. So schwere Technische Kletterei gab es vorher im Karakorum noch nie, und auch weltweit ist sie eher selten. Zwei der zweiundzwanzig 70-Meter-Seillängen wurden mit A5 bewertet, eine mit A4+. Um die immerhin fünf Sonnentage zu genießen, zogen sie einen Plastikstuhl zum Sichern durch die Wand. (High 208, Cli 192)

Ein noch wilderes Spiel spielten die vier Russen Alexey Bolotow, Mikhail Devi, Alexander Klenow und Mikhail Pershin bei ihrer äußerst schweren Route durch die eindrucksvolle Nordwand des Thalay Sagar (6904 m). Zehn Tage waren sie in «High Tension» (Hochspannung), die vor allem in der Gipfelwand lose Blöcke vorhielt, «bereit, bei der leisesten Berührung zu fallen». Täglicher Schneefall und Spindrift-Lawinen erleichterten die Kletterei bis A3 und 7b nicht sonderlich, für die nur vier Bohrhaken gesetzt wurden. Zum Piolet d'Or reichte es dennoch nicht; vielleicht weil die Vorjahresgewinner in der gleichen Wand aktiv waren. (High 213) Daß auch in den Alpen wilde Wände winken, bewies der Russe Valeri Babanow mit seiner Neutour «Eldorado» (1100 m, ED 4, A3/A4, 6b, 90°) an den Grandes Jorasses (4208 m), die er im Alleingang durch die Nordwand der Pointe Whymper legte. Elfmal übernachtete er in der Wand im Portaledge und kämpfte mit brüchigem Fels, mürbem Eis und schlechtem Wetter. (High 209)

Doch der begehrte Preis ging an die Franzosen

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002



Lionel Daudet und Sébastien Foissac. Ihnen gelang die dritte Besteigung der Burkett Needle (2590 m) in der südostalaskanischen Coastal Range über die Südostwand auf der neuen Route «Le voyage des clochards célestes» (750 m, 7a+, A3+). Ausschlaggebend für den Piolet d'Or war der Stil der Besteigung: Das Paar hatte sich in den Fjord Thomas Bay fahren lassen und einen Abholtermin für sechs Wochen später vereinbart; ab da gingen sie zu Fuß, mit Ski und Schlitten zum und vom Berg, ohne Funkausrüstung oder sonstige Rückversicherung. Sie kletterten im Kapselstil bei üblen Wetterverhältnissen (einmal hielt sie ein Sturm 48 Stunden lang im Portaledge gefangen) und erreichten den Gipfel nach 24 Tagen bei einem Blizzard, der das Fixseil mit 10 Zentime-

Eine recht gemütliche Angelegenheit. Gabor Berecz beim Cleanen (korrekt: «ausnageln») in der 40. Seillänge am Trango Tower, «Lost Butterfly» Foto: Thomas

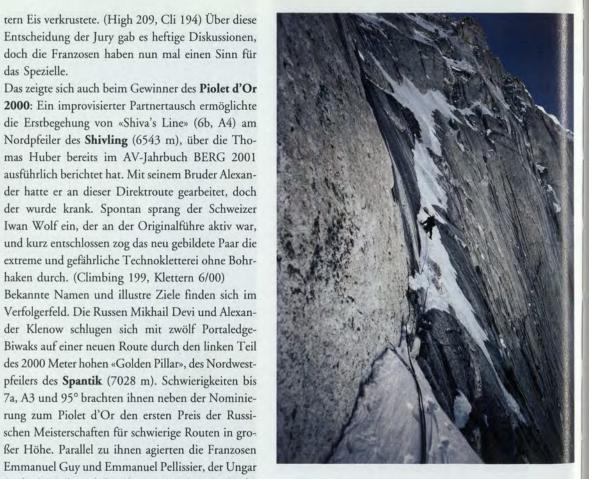
Steve Sustad in der zweiten Seillänge des zweiten Tages während der Erstbesteigung des Arwa Tower im indischen Garhwal-Himalaya. Foto: Mick Fowler

tern Eis verkrustete. (High 209, Cli 194) Über diese Entscheidung der Jury gab es heftige Diskussionen, doch die Franzosen haben nun mal einen Sinn für das Spezielle.

Das zeigte sich auch beim Gewinner des Piolet d'Or 2000: Ein improvisierter Partnertausch ermöglichte die Erstbegehung von «Shiva's Line» (6b, A4) am Nordpfeiler des Shivling (6543 m), über die Thomas Huber bereits im AV-Jahrbuch BERG 2001 ausführlich berichtet hat. Mit seinem Bruder Alexander hatte er an dieser Direktroute gearbeitet, doch der wurde krank. Spontan sprang der Schweizer Iwan Wolf ein, der an der Originalführe aktiv war, und kurz entschlossen zog das neu gebildete Paar die extreme und gefährliche Technokletterei ohne Bohrhaken durch. (Climbing 199, Klettern 6/00)

Verfolgerfeld. Die Russen Mikhail Devi und Alexander Klenow schlugen sich mit zwölf Portaledge-Biwaks auf einer neuen Route durch den linken Teil des 2000 Meter hohen «Golden Pillar», des Nordwestpfeilers des Spantik (7028 m). Schwierigkeiten bis 7a, A3 und 95° brachten ihnen neben der Nominierung zum Piolet d'Or den ersten Preis der Russischen Meisterschaften für schwierige Routen in großer Höhe. Parallel zu ihnen agierten die Franzosen Emmanuel Guy und Emmanuel Pellissier, der Ungar Attila Ozsvath und der Slowene Marko Prezelj, die die Originalroute (Saunders / Fowler, 87, schottisch 6) in flottem Alpinstil in vier Tagen erstmals wiederholten. Die beiden Franzosen ernteten dafür den «Cristal» ihrer Organisation FFME. (High 221, Topo Des 1/01) Wieder im Alleingang war der Russe Valeri Babanov unterwegs, diesmal an der Nordwand (900 m, 6a, A3, M6, 80°) des Kangtega (6779 m) im Khumbu-Gebiet Nepals. Er startete drei Versuche im Alpinstil, wurde aber immer von schlechtem Wetter und Pulverschneelawinen zurückgetrieben. Die Granitplatten im unteren Wandteil sind zu steil, um dicke Eisschichten anzusetzen, so daß er immer dünne, schlecht absicherbare Eisstreifen im Fels nutzen, meistens aber technisch klettern mußte. Deshalb besorgte er sich mehr Seil und fixierte die unteren 400 Meter. Von ihrem Ende kletterte er zwei Tage in dickerem Eis und erreichte abends den Gipfelgrat auf 6600 Metern, konnte aber wegen der späten Zeit und Schneesturm nicht mehr zum Gipfel gehen. (High 218, Kle 6/00)

Mit einem Grönland-Bigwall standen David Jonglez (F) und Eduardo Alonso (E) zur Wahl. Ihre Neutour am Ketil, die sie in 10 Tagen durch die Westwand



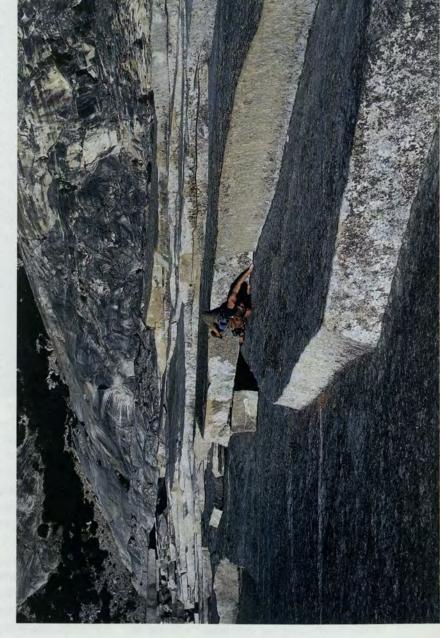
zogen, heißt «Anissa» (1200 m, ED, 6b+, A3) - der Inuit-Ausdruck für «Auf geht's». (Vert 12/00) Am 1200 Meter hohen Nordpfeiler des Mount Hunter (4444 m) in Alaska begingen die Briten Ian Parnell und Jules Cartwright in sieben Tagen eine neue Route namens «The Knowledge» (Alaska 6, ED4, 95°, M5+, A2+) - diversen Stürzen in Klemmkeile und gebrochenen Rippen durch Eisschlag zum Trotz. Große Neuschneemengen verhinderten den Gipfelgang vom Pfeilerkopf aus. (High 217) Auch die erste Solobegehung von «No Siesta» (1100 m, ED3/4, WI VI 6, 6a, A1) am Crozpfeiler der Grandes Jorasses (4208 m) durch Patrice Glairon-Rappaz war der Jury eine Nominierung wert. Ernste Aid-Schwierigkeiten wie in «Sea of Dreams» am El Capitan, dazu sehr mittelmäßiger Fels - eine flotte Leistung. Glairon-Rappaz hatte zuvor schon mit einer Winterbegehung von «Divine Providence» (900 m, ED3, 6c, A3) am Pilier d'Angle und der ersten Winter-Wiederholung der Desmaison-Gousseault-Route (1150 m, ED3, 5c, A1, 85°, M4+) an den Grandes Jorasses, gemeinsam mit Stéphane Benoist in sechs Tagen, gepunktet. (High 216, Vert 4/00, 8/00)

Eine Nominierung verdient gehabt hätte auch die bedeutendste Patagonien-Neuroute der 99/2000er-Saison, die Erstbegehung des Südostpfeilers am Südlichen Paineturm (ca. 2500 m), ein typisches Patagonien-Epos. Die Kanadier Conny Amelunxen und Sean Easten bastelten 24 Tage lang an «Hoth» (1050 m, 27 SL, 6b+, A4, WI 2/3, benannt nach einem Science-Fiction-Eisplaneten), mit 19 Übernachtungen im Portaledge bei nicht immer bestem Wetter in Wandmitte schafften sie an elf Sauwettertagen nur sechs Seillängen. Auch der Rückzug war dramatisch: Ihr oberes Portaledgecamp erreichten sie bei wildem Sturm, ohne das Abseilseil abziehen zu können. Das gelang ihnen erst am nächsten Tag bei weniger Wind, erst dann konnten sie sich wieder zum Boden durchschlagen. Nun, wegen irgendeines Alpinismuspreises unternimmt niemand solche Trips - das Erund das pure Überleben sind Preis genug. (High 215, Climbing 196)

#### Wer rastet, rostet

Ein spannender Trend im Große-Wände-Bergsteigen sind Schnelle Nonstop-Touren. «Wer Biwakmaterial mitnimmt, biwakiert», das weiß jedes Kind. Die Umkehrung geht so: Wer Mehrtagestouren unternehmen will, aber keinen schweren Rucksack tragen möchte, muß das Biwakieren bleiben lassen. Das schönste Beispiel lieferten die amerikanischen Hardcore-Mixer Mark Twight, Steve House und Scott Backes: In 60 Stunden ohne große Pausen zogen sie die dritte Begehung der Slowakenroute (2700 m, WI 6, M5, 5c) am Denali (6194 m), rechts neben der Cassin Ridge, durch. Sie hatten kein Biwakmaterial dabei, nur eine Zusatzjacke pro Person, zwei Kocher, Benzin und Essen, so daß der Vorsteiger ohne Rucksack klettern konnte. Und eine Feile, mit der sie zweimal die Hauen ihrer Eisgeräte nachfeilten. Im Dreierteam konnte immer einer am Stand schlafen. Während der ersten 40 Stunden trank jeder einen halben Liter pro Stunde, nach 48 Stunden war der Brennstoff verbraucht; im oberen Wandteil waren Krämpfe, Halluzinationen, Fallenlassen von Material und Sekundenschlaf ständige Begleiter. Vom Kahiltna Horn unter dem Gipfel stiegen sie in 2:20 Stunden zum National Park Service Camp («Medical Camp») auf 4300 Metern ab. Die Erstbegeher der Route hatten 1984 zehn Tage gebraucht, die Zweitbegeher 2000 acht Tage. (High 217, Vert 9/10/00)

Ähnlich flott waren die Schweizer Werner Stucki und Christian Zinsli bei der zweiten Begehung der



Thunderbird Variante zum Hummingbird Ridge am Mount Logan (5959 m) im Kanadischen Yukon. Die 4000 Meter hohe und 12 Kilometer lange Route stiegen sie in 26 Stunden Nonstop, mit minimaler Ausrüstung und nur zweimal Sichern. Nach Abstieg über den Ostgrat hatten sie das Glück, von einem vorbeifliegenden Gletscherpiloten die 56 Kilometer zu ihrem Basislager zurückgeflogen zu werden. (High 218) Am Thamserku (6623 m) in Nepal stiegen die Spanier Joan Quintana i Paredes und Carles Valles ihre Neutour durch die Nordostwand (1300 m, WI VII 5+, 90°, M5) in 22 Stunden nonstop durch die

Wild, wild .. «Gladiator style» nannte der Amerikaner Dean Potter seinen ungesicherten Alleingang duch die Half-Dome-Nordwestwand. Wenigstens hat er ein Seil dabei. Foto: Heinz Zak

Nacht und seilten sie in 13 Stunden wieder ab. (High 205) Rolando Garibotti (Argentinien) und Silvo Karo (Slowenien) brauchten für die zweite Begehung der Slowakenroute (2300 m, 6b, 65°, zweimal A0) in der Westwand des Fitz Roy (3405 m) nur eineinhalb Tage, mit einem Biwak knapp unter dem Gipfel, insgesamt 41 Stunden aller-retour. Den Abstieg würzte eine Begegnung mit einem Puma. (High 215) Rein aus Spaß am Rekord – und um den 150. Geburtstag des Bergführervereins von Courmayeur zu feiern - rannten dagegen die Italiener Armand Clavel und Matteo Pellin über den Gesamten Peutereygrat zum Mont Blanc (4807 m). Die von alpinem Mythos umwehte Gewalttour (5000 Höhenmeter, 3,7 Kilometer Klettern, 5c, 50°), für die normalerweise mindestens zwei Biwaks fällig sind, pulverisierten sie in 20 Stunden. (Vert 11/00)

#### Neuland gibt es überall

So kommt man fast schneller nach Chamonix als durch den Montblanc-Tunnel – gegen dessen Wiedereröffnung Andy Parkin und Adam Wainwright mit dem Namen ihrer Neutour «Voie Ferroviaire» (1000 m, ED2, WI V/6) in der Nordwand der Aiguille du Midi (3842 m) protestierten. Daß die Alpen oft doch als Trainingsgebiet herhalten müssen, bewies sich am Petit Dru (3730 m), durch dessen West- und Nordwestwand ein deutsch-österreichisches und ein russisches Team zum Training auf ihre Himalaya-Ziele Neutouren zogen.

Wer auf Erstbesteigungen aus ist, kann sich in Grönland verdient machen: Hier warten noch viele Regionen auf ihre ersten Besucher. Sogar in den häufiger besuchten Watkins Mountains, wo der Gunnbjorns Fjeld (3693 m), der höchste Berg der Arktis, steht, sind noch Gipfel bis 3300 Meter Höhe zu entjungfern. Potenzial für Kletterer findet sich im Louise Boyd's Land im «Sanctuary», während die Lindbergh Mountains Ziele für alpin orientierte Bergsteiger, anspruchsvolle Grate und 500-m-Eiswände mit 50 bis 80 Grad Neigung bereithalten. In den Lemon Mountains hakten acht Engländer schon einige der schöneren Linien bis TD+ ab, nachzulesen im Internet unter www.wayupnorth.clara.co.uk. (High 210)

Die Bergwelt **Spitzbergens** erforschte eine zehnköpfige DAV-Gruppe unter Leitung von Anne Reuther 46 Tage lang. Eiswände bis 900 Meter und 90 Grad, Klettereien bis 30 Seillängen und 6b, A1 und Steilwandabfahrten bis 60 Grad waren die Ernte. (Kle 1/00) Und steile Berge wie in den Anden findet man in der noch fast unerforschten Region um den Nalma Karpo in **Osttibet**. Eine neuseeländische Expedition erforschte die Möglichkeiten und bestieg einen 6200 Meter hohen Gipfel. (High 212)

#### Big Walls

Welcher Unterschied motiviert zur Differenzierung in «Wilde Wände» und Big Walls? In der vielleicht willkürlich erscheinenden Unterteilung steckt doch ein Sinn: Bei den «Wilden Wänden» haben Schnee, Eis und Mixed einen wichtigen Anteil, während bei Bigwallrouten die Schwierigkeiten im Fels, die vor allem in technischer Kletterei (Aid) überwunden werden, die entscheidende Rolle spielen. Von den klassischen Gebieten wie dem Yosemite (oder dem Val di Mello in den Alpen) wurde der Sport längst auf hohe Berge übertragen. Das Karakorum, Baffin Island, Grönland und Patagonien gehören zu den neoklassischen Zielen. Ein interessanter Satz zum riskanten Spiel mit Mikrohäkchen, Saugnäpfen und Riesensturz-Potenzial kommt von der Spanierin Silvia Vidal, der vielleicht besten Bigwall-Frau, die am Amin Brakk und mit ihrer Solobegehung der harten El-Capitan-Tour «Wyoming Sheep Ranch» (1000 m, VI, 5c, A5+, New Wave A4) ihr großes Können bewiesen hat: «Technisches Klettern spielt sich im Kopf ab, da ist es egal, ob man Mann oder Frau ist.»

#### Harte Ziele

Zu den wichtigen Bigwallerfolgen der letzten beiden Jahre gehören die oben beschriebenen Piolet- d'Or-Kandidaten: die drei Routen durch die Nordwestwand des Großen Trangoturms (6286 m), «Sol Solet» in der Westwand des Amin Brakk (ca. 5850 m) und «Anissa» am Ketil in Grönland. Wie relativ jedoch Auswahlen für Alpinismuspreise zu sehen sind, zeigt sich an Unternehmen, die in unmittelbarer Nachbarschaft durchgezogen wurden. Am Vorgipfel des Großen Trangoturms, dem Trango Pulpit (6050 m), waren vier Norweger um Robert Caspersen 38 Tage lang auf ihren Portaledges im Kapselstil unterwegs, um die «Norwegian Trango Pulpit Direct» (48 SL, BW VII, 7a, A4) einzurichten, ab Beginn der Gipfelwand mit halben Eßrationen. Für zwei der schwierigsten Aidlängen brauchten sie alleine viereinhalb Tage - und Caspersen ist einer der besten Kletterer Norwegens, der im Montblancgebiet lange 7c-Routen onsight begangen hat. (High 207) Knapp neben der Hammerlinie «Sol Solet» am Amin Brakk zogen die Spanier Adolfo Madinabeitia und Juan Miranda ein Jahr darauf ein weiteres Karakorum-



Lohnendes im Granit der Anden. Der Torre del Esfinge («Sphinx») über dem Val Paron in der Cordillera Blanca, Peru, wird mittlerweile von einem knappen Dutzend Routen geziert. Foto: Boris Strmsek Testpiece durch: Für die 31 Seillängen von «Namkor» (1550 m, 6b+, A5) brauchten sie auch 31 Tage. Zwei A5-Seillängen wurden nur mit Beaks und Rurps (Mikrohäkchen) und Cliffhängern überwunden – das ganze bei 13 Tagen miserablen Wetters (Namkor ist das Baltiwort für Sauwetter). (High 221)

#### Flott gepowert

Monatelange Wandaufenthalte, ein oder zwei Tage für eine Seillänge, das ist die eine Seite des Bigwallkletterns. Ein anderes Extrem ist das rasante Abspulen solch großer Wände, wie es die Amerikaner Jonathan Copp und Michael Pennings bei ihrem ersten Karakorum-Trip demonstrierten. Gleich drei Granittürme von knapp 6000 Meter Gipfelhöhe und mit Wandhöhen von 1100 bis 1350 Metern, bei Schwierigkeiten bis 7a und A2, konnten sie in jeweils zwei oder drei Tagen abhaken. Am Cat's Ear Spire waren sie sogar die ersten Gipfelbesteiger. Von weiteren Taten hielt sie nur eine Fußverletzung nach unglücklichem Absprung beim Bouldern ab. (High 221, Des 1/01)

Speedklettern im Yosemite hat sich mittlerweile zu einer eigenen Unterdisziplin des Bigwallens entwikkelt, mit ausgeklügelten Sicherungstaktiken und raf-

finierten Schlachtplänen in Topoform. Als «neues Niveau» im Speedklettern bezeichnen Experten die 29-Stunden-Begehung der superharten El-Cap-Technoroute «Wyoming Sheep Ranch» (1000 m, BW VI, 5c, A5+, New Wave A4, normal mindestens vier Tage) durch Russel Mitrovich, Eric George und Sean Leary. Flott waren die drei auch in «Native Son» (1000 m, BW VI, 6b, A4+) mit 25 Stunden und am Half Dome in «Jet Stream» (600 m, BW VI, 5c, A4) mit knapp 24 Stunden. Derweil reduzierten Hans Florine und Jim Herson die Zeit für die «Regular» (600 m, BW VI, 5c, A2) am Half Dome auf 1:53 Stunden. Am El Cap klettert Hans Florine solo «Lurking Fear» und «West Face» in 20:53 Stunden. Und Florine und Dean Potter liefern sich einen Wettbewerb im Solo-Enchainement von Half Dome «Regular» und El Cap «Nose»: Potter legt 5:17 und 13 Stunden vor, Florine kontert mit 13:41 und 3:57 Stunden. (Climbing 191, 197, 203, Alp 176) Flott waren auch die Polen Jacek Fluder, Janusz Golab, Stanislaw Piecuch und Marcin Tomaszewski bei der Wiederholung der Glowacz&Co-Route «Moby Dick» (31 SL, 7b+, A1) am Ulamertorssuaq in Grönland; in 23 Stunden stiegen sie zum Gipfel, die letzten drei Seillängen nach dreistündigem



Schneefall mit Bollerschuhen. Für die «War and Poetry»-Variante zur Genfer Verschneidung (900 m, 7a+, einige Stellen A0 / A1 und Rastpunkte) am gleichen Berg brauchten sie nur 15 Stunden. (High 223)

#### Neue Ziele

Bigwall-Potential gibt es noch zuhauf: in den Tälern des Karakorum (Nangma, Kondus, Hushe), im Ak-Su-Tal des kirgisischen Pamir Alai, in unbekannten Regionen Grönlands, in Mexiko, Afrika oder Peru, wo in der Cordillera Blanca im Paron Valley (El Esfinge) und im Valle de Cochamó die Erschließung langsam auf Touren kommt.

Wer aber findig ist, braucht nicht um die halbe Welt zu reisen. Das bewies Alexander Huber, der im Winter 1999 das große Dach in der Nordwand der Westlichen Zinne im Alleingang ohne Fortbewegungs-Bohrhaken durchnagelte. Der Allround-Topmann bezeichnet «Bella Vista» (500 m, 7b+, A4) als seine anspruchsvollste Tour.

#### Alter Hut oder neue Denke?

Bedeutet die Renaissance des Technischen Kletterns einen Rückfall in die geschmähte eisengeprägte Direttissima-Ära der Nachkriegszeit?

Die Protagonisten des Sports verneinen dies mit Verweis auf ihre strenge Risiko-Ethik. Ähnlich wie beim Freiklettern auf alle technischen Hilfsmittel zur Fortbewegung verzichtet wird, geht der Ehrgeiz der Aider darauf, möglichst keine Bohrhaken zum Klettern zu setzen; nur in natürlichen Felsstrukturen soll mit ausgefuchsten Mikrohäkchen aufgestiegen werden. Jeder Bohrhaken in der Seillänge ist eine stilmindernde Sicherheitsoase, schon Rivets (Dübel zur Fortbewegung, die keinen großen Sturz halten) erleichtern das Raufkommen, und BAT-Hooking (Einsatz von Cliffhängern in geschlagenen, flachen Löchlein) verändert die Felsoberfläche.

Ob sich freilich jemand, der eine schwere Passage seiner Traumtour «ernagelt», auf den «Selbstzweck» Kühl und cool.
Ohne FortbewegungsBohrhaken nagelte sich
Alexander Huber zur
Winterszeit allein durch das
große Dach der Westlichen
Zinne.
Foto: Heinz Zak

Sonst ist die italienische Gastronomie schon weiter: hier im Hotel Supramonte, Sardinien, wohnt die Seilschaft Glowacz/Schäffler ungemütlich in Hängeständen. Foto: Klaus Feneler Aid berufen darf oder ob er sich nicht wie einst vorhalten lassen muß, das Unmögliche zu ermorden, diese Diskussion wird heute kaum mehr geführt.

#### Abenteuerklettern

Der etwas schnoddrig klingende Begriff «Abenteuer-klettern» steht für eine Bewegung, die sich gegen die beliebig gute Absicherung schwerster Klettereien durch Bohrhaken stemmt. Der englische Begriff «Trad Climbing» (für Traditionell) drückt diesen ethischen Hintergrund aus, der deutsche beschreibt, was dabei herauskommt. Also: Bohrhaken sind verpönt, Normalhaken geduldet, das Ideal aber ist die Absicherung der Freikletterei nur mit mobilen Sicherungsmitteln wie Klemmkeilen und Friends. Die Schwierigkeiten, die mit diesen suboptimalen Sicherungsmitteln geklettert werden, sind beeindruckend. Die englische Bewertungsskala differenziert für diesen Begehungsstil am genauesten zwischen psychischem und technischem Anspruch.

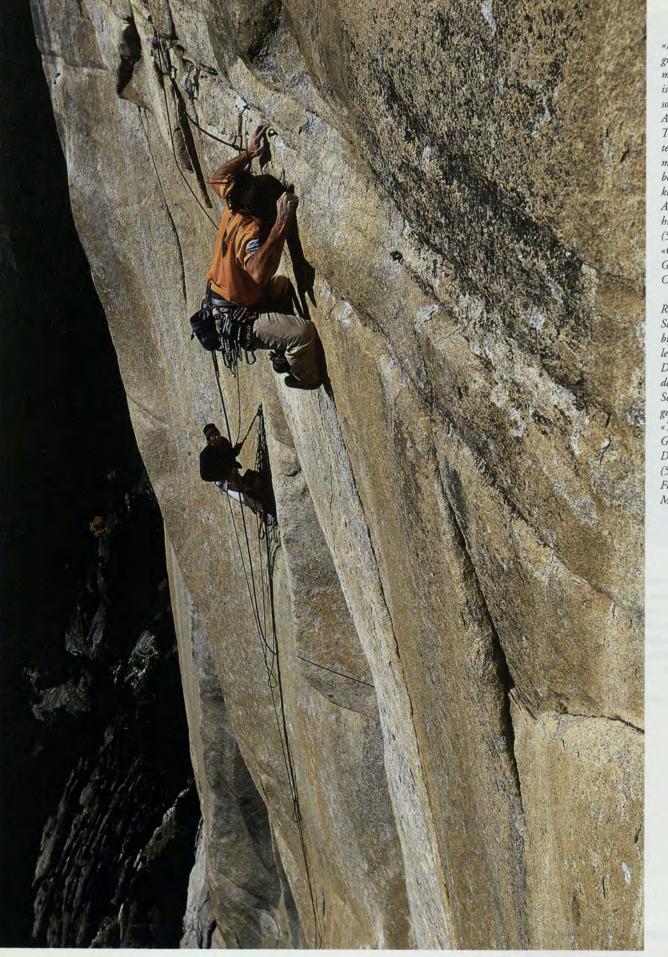
Wie «Trad Climbing» in der harten Realität aussieht, illustriert beispielsweise die Route «The Philosopher's Stone» (25 Sl, E6 6b, ca. 7b+), die Anne und John Arran an der **Wall of Dykes** im kirgisischen Ak-Su-Tal erstbegingen. Die kühnste Länge (E6 6a, ca. 7a+) war mit RPs, Cliffhängern, einem Copperhead und einem zentimetertief sitzenden Knifebladehaken gesichert, dann kam 25 Meter lang nichts. (High 214) Die Briten Pat Littlejohn, Steve Sustad und Jan Rowe illustrierten die Gefühle bei ihrer vielleicht härtesten Abenteuerkletterei Afrikas, «Dark Safari» (17 SL, E5/6 6a, ca. 7a) am **Poi** in Kenya, durch die Benennung einzelner Seillängen: Slab of Incontinence, Crack of Doom, Suicide Slab.

Daß am gleichen Gipfel die Amerikaner Steve Betchel, Scott Milton, Paul Piana und Todd Skinner mit Trägern, Fixseilen, Akkubohrmaschinen und «von oben» eine reine Sportkletterroute einrichteten («True at First Light», 600 m, 8a), führte in der englischen Szene zu Tumulten. (High 218) Mehr Ruhe findet man im (leider sauteuren) Oman, zum Beispiel im «Kalk-Klassiker von Weltrang» (so die Erstbegeher), «Eastern Promise» (1000 m, 23 SL, E2 5c, ca. 6b) am Jebel Misht. (High 212)

Wer Kälte verträgt, findet in **Grönland** noch endloses Potential; allein in Schweizerland erschlossen 1999 Briten zehn und Italiener drei neue Routen. (High 210) 2000 zockten britische Teams an den Torssuqatoq Spires und im Kangikitsoq Fjord (Chris Bonington und Co.) ab (High 223). Wilde Gebiete wie Grönland und Patagonien haben oft einen na-

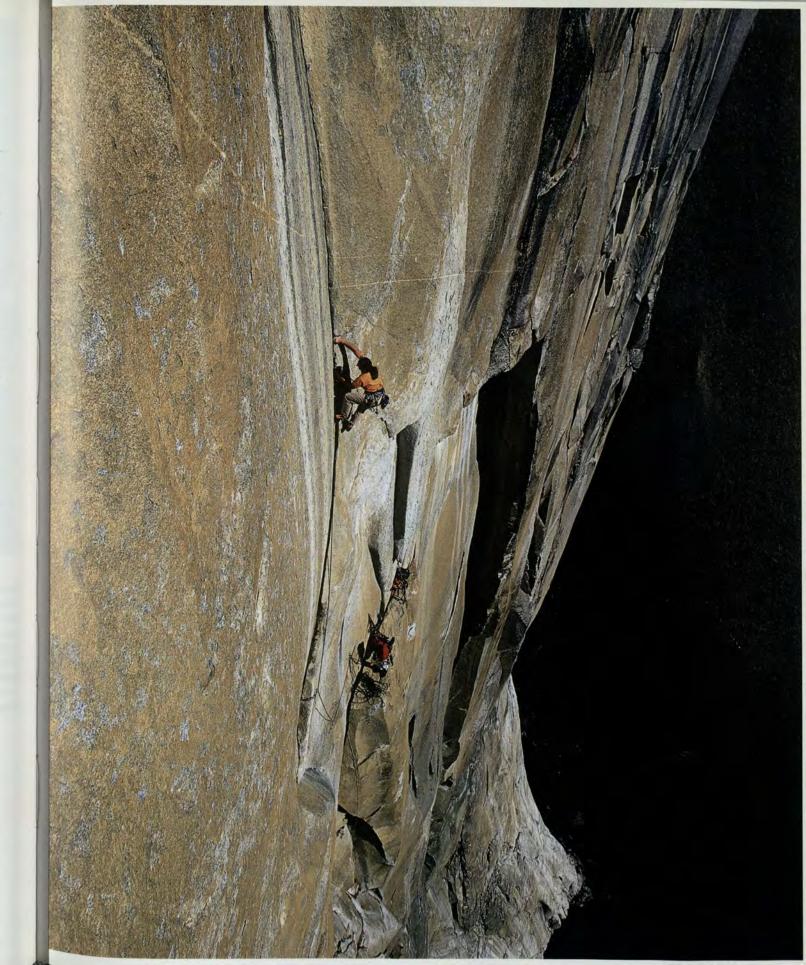


turgegebenen Abenteuercharakter, auch wenn Routen mit Bolts gesichert wurden.



«Daß es grad möglich ist.» Die sogenannte A5-Traverse, technisch mit A3+ bewertet, klettert Alex Huber hier frei (5.13b).«GoldenGate» am Capitán.

> Rechts: Schon ein bißchen leichter. Derselbe in der 35. Seillänge, genannt «The Golden Desert» (5.13a). Fotos: Peter Mathis





Wieviel Nerven braucht der Mensch? Neil Bentley in der Crux (lat. für «Schlüsselstelle») von Equilibrium (lat. für «Gleichgewicht»). Der erste Versuch endete mit einem kapitalen Sturz. Der Helm wird die Vertreter des Sicherheitsgedankens hier ohne Zweifel freuen. Foto: Slackjaw Films

#### Abenteuer mit Mensch und Natur

Stefan Glowacz, Kurt Albert und ihre Freunde sichern zwar gerne mit Bohrhaken, aber sie holen sich ihr Abenteuer durch die Wahl ihres Tourenzieles und die Art, wie sie dort hin kommen. Zur Erstbesteigung des Cape Renard Tower in der Antarktis fuhren sie 1999 von Südamerika aus mit dem Segelboot, was für unadaptierte Mägen eine unwiderstehliche Herausforderung (im wahrsten Sinne des Wortes) bedeutet. (High 207) Geschont wurden die Mägen im Jahr darauf, als sie mit Paddelbooten übers Polarmeer zum Polar Bear Spire auf Baffin Island schipperten: Eisbären plünderten ihr Lager und fraßen den größten Teil ihrer Proviantvorräte, so daß sie trotz des mitgeführten Gewehrs gute Gründe hatten, sich in die Sicherheit ihrer steilen Felswand zu flüchten. (Kle 1/01)

Nicht Tiere, sondern Menschen störten 2000 im

Kletterparadies Ak-Su-Tal in Kirgisien: Zwei Überfälle usbekischer Rebellen wurden publiziert. Vier Mitglieder einer deutschen Kleinexpedition wurden aus dem Basislager verschleppt; ihre Gruppenkollegen, die beim Klettern gewesen waren, versteckten sich zwei Tage lang, bevor sie sich bei Nacht zu einem Militärposten durchschlagen konnten, wo sie glücklich die Freunde wieder trafen. Noch schlimmer ging es den Amerikanern Beth Rodden, Tommy Caldwell, Jason Smith und John Dickey; als sie 300 Meter hoch in einer Neutour unterwegs waren, wurden sie beschossen und zum Abseilen gezwungen. Die Partisanen schleppten sie sechs Tage lang als Geiseln mit, ohne Nahrung und Getränk. Nachdem die Kletterer mit ansehen mußten, wie ihre Peiniger einen Soldaten exekutierten, nützten sie eine Gelegenheit, ihren Wärter über eine Felswand zu stoßen und im Laufschritt zum 30 Kilometer entfernten nächsten kirgisischen Militärlager in Sicherheit zu fliehen. (Kle 6/00, RP 6/00)

#### Kurz aber grausam

Freiwillig riskierte Lebensgefahr und das Glücksgefühl des Überlebens dürfte die Motivation hinter der Extremform des Abenteuerkletterns sein: bodennahen, äußerst schweren Klettereien mit marginaler Absicherung. Die genuine Heimstätte solch grusliger Psychorouten ist der britische Gritstone. Neil Bentley schob 1999 die Maßstäbe mit «Equilibrium» (E10 7a, ca. 8b+/8c) weiter. Die Schlüsselstelle liegt in zehn Meter Höhe, über blockigem Wandfuß, die Sicherung gut fünf Meter tiefer. Bentley übte die Route im Toprope, bis er sie viermal hintereinander klettern konnte. Dennoch fiel er beim ersten Vorstiegsversuch; nur ein Sprint seines Sicherungspartners verhinderte einen Bodensturz. Beim zweiten Versuch setzte Bentley einen Helm auf und kam durch. Eine Wiederholung erlitt die Route durch Neil Gresham. (Cli 195, Vert 12/00) Harte Konkurrenz dazu bietet «Breathless» (E 10) von John Dunne an der Tophet Wall im Lake District. Die Beschreibung dazu: zum Start ein wenig E8 (7c, brüchig, schlecht gesichert) bis zu einem mickrigen Knifebladehaken hinter einem losen Block. Dann zehn Meter dynamische Schnapper an abschüssigen Leisten (8b+) bis zur komplexen Crux mit schlechter Reibung - ein Flug dürfte den Haken samt Block ausreißen und den Sichernden gleich mit töten. (Cli 198) Solche Routen werden üblicherweise im Toprope eingeübt, bis der Aspirant sich (ziemlich) sicher ist, nicht zu fallen. Umso furchtbarer ist also eine Onsightbegehung, das

heißt ohne Einüben oder Informationen mit Legen der Keile im Vorstieg. Mit «**Death Watch**» (E7 6b, ca. 7c, der Name ist Programm) gelang dem Briten Leo Houlding 1999 ein solches Grusel-Kunststück. (Alp 177)

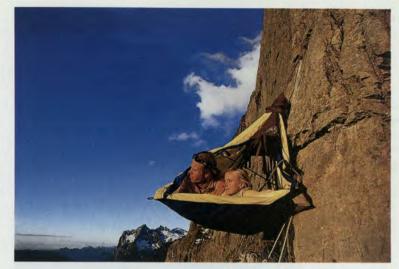
#### Alpines Sportklettern

#### Afrika

Die Granitwände von Tsaranoro und Karambony in Madagaskar, vor wenigen Jahren noch exotisches Ziel für Pioniere, sind mittlerweile von einem Routennetz durchzogen, Zeltplatz und Restaurant sichern Kletterern einen komfortablen Besuch mit hochgelobten, anspruchsvollen Klettermöglichkeiten, solange sie nicht, wie die Südtiroler Route «Gondwanaland», mit rostfähigen Bolts geringen Durchmessers ausgestattet sind. Highlights von 1999 sind am Tsaranoro Atsimo «Mora Mora» (700 m, 8a+/8b) durch die Spanier Francisco Blanco und Toti Valés und am Tsaranoro Kely «Bravo les filles» (490 m, V, 8a, A0, frei 8b) durch das Frauenteam Lynn Hill, Nancy Feagin, Beth Rodden und Kath Pyke (USA und GB). In der Schlüsselseillänge brauchte Lynn Hill noch zwei Haken zum Ruhen. 2000 zogen die Polen Boguslaw Fic, Tomasz Samitowski und Michal Zielinski «Cucumber's Flying Circus» (13 SL, 7b+, 7a obl.) durch die Ostwand des Tsaranoro Kely. (High 211, 222)

#### Europa

Eine recht abenteuerliche Sportkletterei unternahm der Italiener Mauro «Bubu» Bole am Tag der Sonnenfinsternis, dem 11.8.1999: In zehn Stunden gelang ihm die erste Rotpunktbegehung der «Franzosenführe» in der Nordwand der Westlichen Zinne (2973 m), bei extremen Schwierigkeiten: 1 SL 8b, 2 SL 8a+, 2 SL 8a, 1 SL 7c+, 2 SL 7c, 1 SL 7b+, 4 SL 7a. Dabei sicherte er sich am maroden Material der Erstbegeher von 1959, das der AV-Führer mit den Worten charakterisiert: «Nun dem Schrott folgen und hoffen, daß er hält». Weil sich kein Sicherungspartner an solche Rostgurken hängen wollte, setzte Bole an den Ständen Bohrhaken. (High 211, Topo Des 2/01) Ähnliche Schwierigkeiten, aber deutlich bessere Sicherung bietet das «Hotel Supramonte» (11 SL, 8b, davon 10 SL 7b und mehr) in der Nordwand der Punta Cucuttos (888m) in Sardinien. Die Erstbegeher Rolando Larcher und Roberto Vigiani (I, 1999) und der Wiederholer Stefan Glowacz (D, 2000) mußten eine Stelle A0 dulden, erst Pietro dal



Pra (I) gelang 2000 die völlig freie Begehung. (High 211, Vert 4/01) Wenige Wochen vor der Live-Fernseh-Übertragung der Nordwand-Durchsteigung gelang den Deutschen Robert und Daniela Jasper nach 20 Tagen Arbeit die schwerste Freikletterroute in der Nordwand des Eiger (3970 m). «Symphonie de Liberté» (900 m, 8a) benutzt die ersten 12 Seillängen der Route «Chant du Cygne» und erreicht dann mit fünf eigenständigen Seillängen (bis 7b) die Route «Spit verdonesque édenté», die hiermit ihre erste freie Begehung erhielt - an ziemlich lottrigem Material. (High 209, Cli 191, Kle 6/99) Am Monte Qualido im Val di Mello (Südbergell) kletterten Alberto Marazzi und Simone Pedeferri (I) mit «Black Snake» eine Mixtur aus drei bestehenden Technorouten mit 16 Seillängen bis 8a frei. Eine Länge wurde allerdings nur Toprope überwunden, ein Fortbewegungshaken blieb. (High 211) Schwierigkeit und sparsamer Hakeneinsatz zeichnen «Nuvole Barocche» (35 SL, 7b) in der Nordwestwand der Civetta (3220 m), rechts der Philipp/Flamm, aus,

#### Nordamerika

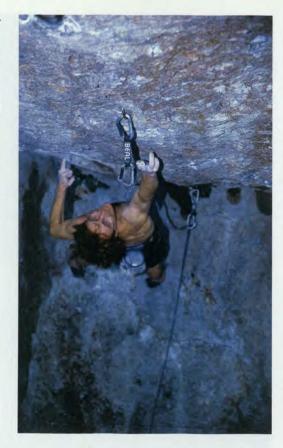
1999 vollendeten. (High 211)

Gleich drei neue Freikletterlinien entstanden am El Capitan im Yosemite Valley. 1999 puzzelte der Brite Leo Houlding seine «Passage to freedom» rechts der «Nose» zum El Cap Tower hinauf. Sie bietet mehrere 8a-Längen mit teilweise marginaler Mini-Klemmkeil-Sicherung (nur ein zusätzlicher Bohrhaken wurde gesetzt) – und gleich mehrere Doppel-Dynamos: Riesensprünge bis fast zwei Meter, bei denen sich alle vier Haltepunkte kurzzeitig von der Wand lösen. (Climbing 191) Im Jahr darauf stiegen

die die Italiener Piero Bez und Venturino de Bona

Junges Glück am Eiger. Die Jaspers im Portaledge am Biwakband. (Wo ist hier ein Band? Anm.d. Red.) Foto: Robert Bösch

Die Anstrengung war ihm in die Finger geschrieben. Iker Pou bei der dritten Begehung von Wolfgang Güllichs «Action directe» (11) am Waldkopf. Foto: Jorge Visser



die Amerikaner Beth Rodden (20) und Tommy Caldwell (21) innerhalb von drei Wochen alle Seillängen von «Lurking Fear» frei, im Vor- oder Nachstieg, bei Schwierigkeiten bis 8a+. Eine vollständige Rotpunktbegehung fehlt allerdings noch. (Cli 198) Und die Deutschen Alexander und Thomas Huber steuerten «Golden Gate» bei, die von ihrer eigenen Kreation «Freerider» abzweigt und auf 18 Seillängen der Linie der «Heart Route» zum Gipfel folgt. Insgesamt sind 41 Seillängen bis 8a geboten. (Kle 1/01)

Viel Platz für Neutouren entdeckten die Deutschen Dierck Sittner und Peter Baumeister mit Lucas Laeser (New Mexiko) im Candamenia Canyon in Mexiko. Mit «Subiendo el Arcoiris» (300 m, BW IV, 7b+A0 oder 8a) eröffneten sie eine angeblich besonders schöne Route. (Cli 203)

#### Südamerika

Die **Torres del Brujo** in der Zentralkordillere von **Chile** erforschten die Franzosen Jean-Minh Trinh-Thieu und Nicolas Meyer mit dem Spanier Toni Arbonés: Es entstand «Clandestino» (13 SL, 7c+, A0) am Großen Turm des Brujo Falso. (Kle 4/99) Der **Torre del Esfinge** (5325 m) in der Cordillera Blanca

von Peru bietet besten Granit. 1999 kletterten Guy Edwards (CAN) und Jason Price (USA) die klassische Ostwandroute (20 SL, 7a) erstmals frei; Silvo Karo (Slo) und Mauro «Bubu» Bole (I) zogen 2000 mit Fixseilhilfe in sieben Klettertagen die Route «Cruz del Sur» (17 SL, 7c+, 7a obl.) durch die Ostwand, während Briten kühne Freibegehungen (bis E6 6b) zweier bestehender und einer neuen Tour vorlegten. (High 206, 223, Kle 2/01, Topos in Des 3/01) An der Aguja Mermoz in Patagonien legten 1999 Kurt Albert und Bernd Arnold «Vela y Viento» (500 m, 18 SL, 7b+) mit relativ guter Bohrhaken-Absicherung durch die Ostwand. (Kle 5/99, Alp 177)

#### Enchainements und eine Dame

Der Südtiroler Manfred Stuffer verband 1999 die Südwand der Marmolada (3343 m) - Vinatzer/ Messner, 900 m, 6a+, 3 1/2 Std. - per Fahrrad (75 km, 2650 HM, 4 1/2 Std.) mit der Nordwand der Großen Zinne (2999 m) - Comici, 500 m, 6b, 1 1/ 2 Std. Alles in allem 13 1/2 Std. für eine große Portion Alpinismus. (High 211, Kle 1/00) Noch tiefer trank Marco Anghileri (I) aus dem Krug, auch wenn er neben dem Mountainbike ein Motorrad zur Verbindung benutzte: Marmolada (3343 m, Vinatzer, 900 m, 6a) - Civetta (3220 m, Solleder, 1000 m, 5c) - Monte Agner (2872 m, 1600 m, 5b). (Vert 9/10/00) Die Solobegehung der «Hasse/Brandler» (500 m, 5c, A2 oder 7b) an der Nordwand der Großen Zinne (2999 m) durch Catherine Destivelle (F) in zwei Tagen 1999 war womöglich erst das dritte Solo des Zinnen-Klassikers - und das erste weibliche. (Alp 177)

#### Sportklettern

Im Sportklettern scheint es leichter, Leistungen zu vergleichen. Klettergartenrouten sind leicht erreichbar und dank guter Absicherung konzentrieren sich die Anforderungen alleine auf die Schwierigkeit. Im höchsten Grad 9a (UIAA XI), 1991 von Wolfgang Güllich mit «Action Directe» erstmals geklettert, gibt es jährlich mehrere Routen; für drei Routen wurde bisher eine höhere Schwierigkeit postuliert, aber noch nicht bestätigt.

Der elfte Grad erscheint also als derzeitige Grenze – eine Schwierigkeit, die auch durch Angaben wie «15 Meter Überhang auf 25 Meter Kletterstrecke» nicht verständlich wird, denn bei großen Griffen könnte das auch ein popliger Siebener sein. Die Energie, die zu solchen Begehungen gehört, wird vielleicht am

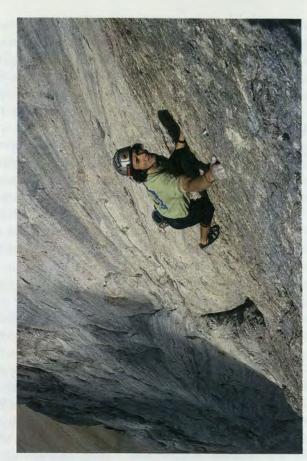
ehesten deutlich an den Bemühungen des Spaniers Iker Pou, dem 2000 die dritte Begehung von Action Directe (9a) im Frankenjura gelang. Nach einigen Versuchen beim ersten Besuch nahm er sich 1999 den ganzen Sommer Zeit für das Projekt, konnte es aber nicht klettern. Erst ein Spezialtraining über den Winter (Klimmzugsprünge an ein und zwei Fingern auf schlechten Leisten) brachte ihm den Erfolg – aber auch das erst nach sechs Wochen und nachdem er 16 mal direkt vor dem Ausstieg gescheitert war. (Cli 197, Kle 5/00) Action Directe gilt nach wie vor als der Maßstab für den Schwierigkeitsgrad 9a. Erst noch häufigere Wiederholungen werden der Spitze helfen, das Bewußtsein für diese und noch höhere Schwierigkeiten zu formen.

Tagelanges Üben und Optimieren der Kletterzüge und viele Fehlversuche sind üblich, bevor der Durchstieg gelingt. François Legrand arbeitete an «Robi in the Sky» (9a) zehn Tage lang, Steve McClure an «Northern Lights» (9a) 17 Tage, Tommy Caldwell 20 Tage an «Kryptonite» (9a). Den Rekord hält Eric Talmadge, der sich, immer wieder mal probierend, im Verlauf von 13 Jahren an sein Projekt «Im Reich des Shogun» (9a) herantüftelte und der Versuchung widerstand, die Griffe vielleicht ein winziges bißchen größer zu meißeln....

Ein häufig beobachtetes Phänomen ist die Abwertung einer Route, nachdem die erste Wiederholung gelungen ist. Deshalb scheuen sich viele Erstbegeher davor, ihren Routen überhaupt noch Bewertungsvorschläge mitzugeben. Was sie mit der Subjektivität des Schwierigkeitsempfindens begründen. Das konstatiert ebenfalls der Schwede Björn Pohl. Ob damit der Entwicklung des Sports viel geholfen ist, sei dahingestellt. Björn Pohl tabellierte auf seiner Homepage www.8a.nu zwanzig Routen im Grad 9a (Stand 2000); da nur die wenigsten wiederholt sind, harren die Schwierigkeitsangaben noch der Bestätigung.

#### Ein Sport für Frauen

In wenigen Sportarten sind die Leistungen der Frauen so nahe an denen der Männer wie beim Klettern. Die härteste Frauenbegehung schaffte die Spanierin Josune Bereciartu mit «Honky Tonky Mix» (8c+) in ihrem Heimatgebiet Oñate – fünfunddreißig Meter mit drei Schlüsselstellen und praktisch keinem Ruhepunkt. Bereciartu hat schon acht 8b+- und drei 8c-Routen auf dem Kerbholz. Die zweitbeste Leistung kommt von der Wettkampfexpertin Liv Sansoz. Sechs Tage brauchte sie für «Hasta la Vista» (8c/8c+) am Mount Charleston, Nevada – fast eine Ewigkeit für



Kein Seil und relativ viel Luft unter den Sohlen. Manfred Stuffer auf den ersten 900 Klettermetern des Tages, Marmolada-Südwand, Vinatzer-Messner (7-). Der Helm erscheint hier als eher überflüssiges Beiwerk. Foto: Peter Zanetti

die Französin, die Onsight-Begehungen bevorzugt und bis 7c+/8a regelmäßig schafft. Den Grad 8b+konnten 1999/2000 mindestens folgende Frauen klettern: Marietta Uhden (D, «Le Must», Verdon), Simone Kuly (D, «Land of Confusion», Frankenjura), Stephanie Bodet (F, «Nanouk», St. Léger du Ventoux), Leire Agirre (E, «Simonides», Oñate). (Cli 197, 198, 199, Kle 5/99, 6/99, 6/00, Vert 7/00)

#### On sight

«Ich kam, sah, siegte» – das Cäsar-Zitat beschreibt den anspruchsvollsten Begehungsstil beim Sportklettern. Ohne Informationen oder Üben einsteigen und durchklettern. Natürlich können auf diese Weise nicht die gleichen Höchstschwierigkeiten erreicht werden wie nach tagelangem Einstudieren – doch für die 8b+ (X/X+) von «Mortal Kombat» in Castillon (F) reichte es dem Japaner Yuji Hirayama. Volle 45 Minuten lang kämpfte er in der Ausdauerroute. Wer vorher Schlüssel-Informationen bekommt, dem fällt der Durchstieg etwas leichter – das nennt man dann «Flash». Was der Amerikanerin Katie Brown in «Hydrophobia» (8b+) in Siurana (E) gelang – als echtes Onsight schaffte sie übrigens die 8b von

«Omaha Beach» in der Red River Gorge (USA). Der Italiener Christian Brenna hat mittlerweile 100 Routen der Schwierigkeit 8a und darüber auf dem Onsight-Konto – eine stolze Bilanz. (Cli 192, Alp 177, 182)

#### Jung oder rastlos

Megan Emmons schafft nur drei Klimmzüge, aber sie hat zwei 7c+/8a-Routen vorgestiegen. Nichts besonderes? Sie war zu dem Zeitpunkt 1999 zehn Jahre alt. Tori Allen ist zwar schon elf, dafür stieg sie «Harvest» (7c+/8a) auch onsight. Noch ein Jahr älter, also zwölf, war der Kanadier Sean McColl, als er im Chekmus Canyon mit «The Pulse» seine erste 8b+ einfahren konnte. (Cli 192, RP 1/01)

Flotte Ausdauerleistungen lieferten die Amerikaner Stan Caldwell und Joel Jackson: 100 Routen zwischen 6a und 7b/7b+, rund 1600 Höhenmeter Klettern in 11 bzw. 10 Stunden. (Cli 198)

#### Bouldern

Immer mehr Spitzenkletterer wenden sich dem Bouldern zu: kurzen, unglaublich schweren Problemen von nur wenigen Metern, die nach sechs bis zehn, manchmal sogar nur zwei oder drei Zügen vorbei sind – aber diese Züge sind so schwer, daß jedes Detail der Körperhaltung stimmen muß und oft viele Tage Einüben nötig sind.

Witzigerweise brauchen die Wiederholer dann manchmal nur noch ein paar Stunden, bis sich der Erfolg einstellt – und so werden Boulders noch häufiger abgewertet als Sportkletterrouten. Was wiederum dazu führt, daß die Erstbegeher Bewertungsvorschläge verweigern ... (s.o.)

Boulders werden nach der gleichen Skala wie Routen bewertet (mit vorangestelltem «Fb» von Fontainebleau, dem französischen Boulderparadies), aber sie ist um drei Punkte verschoben: der Wert Fb8b+ entspricht etwa 9a.

Der Boulderkönig ist der Schweizer Fréd Nicole, hart verfolgt von Klem Loskot aus Österreich. Die beiden reisen einander rund um die Welt hinterher und wiederholen die Testpieces des Konkurrenten. Doch mit "Dreamtime" (Fb8c) in Cresciano im Tessin hat Nicole vielleicht eine neue Dimension erreicht. Vorher war lange Zeit Fb8b+ die Grenze; Boulders dieser Schwierigkeit zogen rund eine Handvoll Kletterer, darunter 1999/2000: Fréd Nicole ("Fatman", Fontainebleau, "Ammagamma", "Cave

Rave» und «Eve Rêve», Australien), Klem Loskot («Ammagamma» und «Cave Rave», Australien), Toni Lamprecht (D, «Fightclub», Deutschland). Bemerkenswert ist auch der Flash von Chris Sharma (USA) in «La Grotte des Soupirs» (Fb8a, Tessin). (Cli 192, 194, 197, 200, 203, Kle 3/00, 1/01, 2/01, Vert 7/00)

#### Eis- und Mixedklettern

Die Charts im modernen Mixedklettern laufen weiterhin steil nach oben, jedes Jahr werden die «M»-Schwierigkeiten weiter gesteigert. Und wer etwas auf sich hält, zieht die Kombihämmer ohne Handschlaufen durch. Auch Onsight- und Flash-Begehungen derzeit höchster Schwierigkeiten und baldige Abwertung sind nichts Ungewöhnliches - ein Indiz dafür, daß hier die physiologischen Grenzen noch nicht erreicht sind. Schwieriger dürfte es sein, geeignetes Gelände für noch extremere Routen zu finden. Der Italiener Mauro «Bubu» Bole entwickelt sich zum Superstar dieser schillernden Disziplin. Er spult die Routen der Konkurrenten zum Teil onsight und ohne Handschlaufen herunter und legt selbst wilde Neurouten vor. Eindrucksvoll ist die Ausdauerleistung beim Onsight von «Reptile» (M9+) in Vail, bei der er eineinhalb Stunden im Zehnmeterdach hinund herkletterte, bis er die Bewegungen heraushatte. 2000 rangierte «The Empire Strikes Back» von Stevie Haston mit M10+ an der Spitze der Skala, wurde aber von «Bubu» fast onsight und später ohne Handschlaufen wiederholt.

Gewohnt etwas traditioneller geht es beim Winterklettern in Schottland zu; im Gegensatz zum medienträchtigen, supersteilen «Drytooling» mit meist guter Sicherung bedeutet dort Mixedklettern meistens ernsten Kampf mit hohem Risiko. Zwei der härtesten Probleme Schottlands wurden 1999 gelöst: «The Steeple» (300 m, schottisch IX, 9) am Shelterstone Cliff in den Cairngorms durch Alan Mullin und Steve Paget. Und «Mort» (schottisch IX, 9) am Tough-Brown Face des Lochnagar durch Brian Davison und Dave McGimpsey – ein passender Name, denn nach der Schlüsselstelle in der zweiten Seillänge besteht Bodensturzpotenzial. (Climbing 194)

#### Sonstiges und Ungewöhnliches

#### Veteranen schlagen zu

Daß Bergsteigen kein Alter kennt, bewies der Yose-

mite-Veteran Jim Bridwell mit Erstbegehungen am Bear Tooth in Alaskas Ruth Gorge und am Grand Capucin – Bigwallklettern auf hohem Niveau (BW7 und A4) mit 57 Jahren. Im Alter von zusammen 110 Jahren lösten John Bragg und Jim Donini (USA) das Problem des Zentralpfeilers in der Südwand des Thunder Mountain in Alaska, genannt «Lightning Spur» (ca. ED3, 7a, A1). Zuletzt gemeinsam geklettert hatten sie 1976, als sie zusammen mit Jay Wilson den Torre Egger in Patagonien erstbestiegen. Und François Legrands Großvater, nach dem die Route «Robi in the sky» (9a) heißt, gewann zwei Wochen vor seinem Tod mit 97 Jahren die französische Senioren-Skimeisterschaft. (High 204, 216, 217)

#### Mit Ski und Snowboard

Die erste Snowboardabfahrt vom **Mount Vinson** (4897 m) in der Antarktis gelingt dem Amerikaner Stephen Koch. Später befährt er noch den Mount Shinn (4700 m), und zusammen mit skifahrenden Partnern mehrere Gipfel auf der Antarktischen Halbinsel mit Abfahrtshöhen bis 1000 Metern und bis zu 60° Steilheit. (High 219)

An der Nordwand der Aiguille du Midi (3842 m) schaffte der Franzose Pierre Tardivel vier Steilabfahrten an einem Tag: Mallory, Col du Plan, Couloir Eugster, Glacier Rond. Eine geplante fünfte Abfahrt fiel der um eine Viertelstunde verpaßten Seilbahn zum Opfer. (Vert 8/00) Zusammen mit Tim Dobbins (USA) gelang ihm auch die erste Skibefahrung der klassischen Nordwand (1000 m, TD, 55°) des Groß**horns** (3762 m) in den Berner Alpen. (Vert 11/00) Die Welzenbachroute in der Nordwand (1100 m, TD, 60°) des Walliser Breithorns (4164 m) befuhren die Italiener Claudio Bastrentaz und Jimmy Sesana. (High 220) Und an der Aiguille Verte (4121 m) im Montblancgebiet schwang Mario Siffredi 1999 mit dem Snowboard die Nant-Blanc-Flanke (900 m, TD-, 55°) hinunter. (Alp 177)

#### Durchge(b)rannt

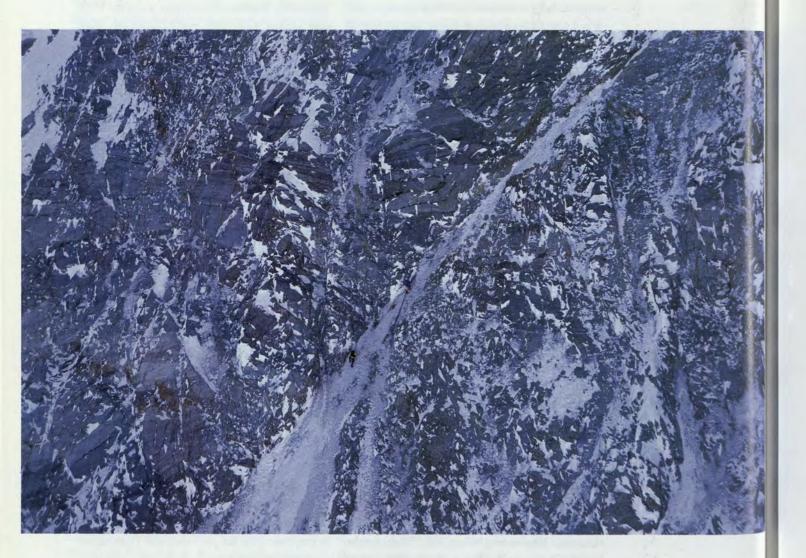
1999: Die erste komplette Nord-Süd-Durchquerung des **Hielo Patagonico Sur** gelang den Chilenen Pablo Besser, Rodrigo Fica, Mauricio Rojas und José Pedro Montt. 91 Tage waren sie für die 350 Kilometer vom Jorge-Montt-Gletscher zum Balmaceda-Gletscher unterwegs. (Alp 177) Florian Piper (Sco) und Einar Runar Sigurdsson (Island) trabten im Winter 1999 in 14 Tagen 250 Kilometer weit von Nord nach Süd durch **Island**. (High 210) Paul Walker, ein

Experte für Grönland-Führungen, versuchte 1999, eine Gruppe mit Hilfe von Lenkdrachen übers Inlandeis zu führen. Starke Winde und schlechte Sicht verhinderten meistens die Anwendung. Das Potential der Technik zeigt sich aber in den 260 Kilometern, die der Führer Roger Mear in drei Tagen mit Drachenhilfe zurücklegen konnte. (High 210) Für einen guten Zweck, nämlich zugunsten der Bekämpfung von Leukämie und Osteoporose, durchquerte der Franzose Lionel Bonnel die Alpen auf einer 2000 Kilometer langen Strecke in 22 Tagen: von Ljubljana bis Nizza, mit Rad, Mountainbike, Tourenski, Kanu und zu Fuß. Dabei bestieg er Triglav, Großglockner, Dufourspitze und Mont Blanc. (Vert 11/00) Mit dem Mountainbike von Neuschwanstein zum Gardasee strampelte der Schweizer Trial-Weltmeister Hans Rey - über den Rettenbachferner und viele Felsstücke hinweg, die vorher als unfahrbar gegolten hatten. (Kle 1/00)

Die endgültig ultimative Alpendurchquerung aber, und ein Meisterstück von Motivation und höchstklassigem Alpinismus, lieferte die französische Extremlegende Patrick Berhault mit wechselnden Partnern. Vom 25.8.2000 bis 9.2.2001, viereinhalb Monate lang, war er nur zu Fuß oder mit Tourenski unterwegs, ohne Auto und Seilbahn, teilweise bei Hochwasser-Regen und Schneesturm. Von Mojstrana (Slowenien) bis Menton am Mittelmeer legte er etwa 140.000 Höhenmeter zurück - der bei 168 Tagen etwas schwache Schnitt von 1000 pro Tag erklärt sich durch Rasttage und eine längere Schlechtwetter-Wartephase. Zwei bis drei «normale» Tagesetappen waren das übliche Pensum seiner 10-12-Stundenmärsche, von denen ihn zum Beispiel 5 Tagestrips von Grindelwald nach Chamonix führten. Während der ganzen Tour sammelte er 22 extrem schwierige Routen ein, die am Weg lagen - rund 25.000 wilde Klettermeter. Das Material dafür wurde ihm angeliefert, die Partner mußten gelegentlich wegen Erschöpfung aufs Auto ausweichen. Einzige Abweichung vom Prinzip «zu Fuß» war die Rückkehr von Chamonix nach Grindelwald und Zermatt per Rad, wo für die Nordwände von Eiger und Matterhorn zuerst zu schlechtes Wetter geherrscht hatte.

Seine Routenliste wurde als «What is what» der Alpinhistorie zusammengestellt; nur die Nordostwand des Piz Badile mußte bei einem Meter Neuschnee entfallen. Triglav Nordwand, «Helba» / «Copov / Steber», 1500 m, 5–6c, mit Tomaz Humar, 7 Std.; Westliche Zinne Nordwand «Cassin», 500 m, 7a, bei Schneefall, 6:30 Std.; Große Zinne Nord-

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 239



wand «Hasse / Brandler», 500 m, 7b, 7.30 Std., Eiszapfen in den Dächern; Civetta Nordwestwand «Solleder», 1000 m, 5c, 7:30 Std.; Civetta Punta Tissi NW-Wand «Philipp / Flamm», 800 m, 6a, 8 Std.; Cima Su Alto NW-Wand «Livanos / Gabriel», 750 m, 5c+, A2, 8 Std.; Marmolada Südwand «Weg durch den Fisch», 850 m, 6c, A1, 7 Std., Ausstieg im Unwetter; Marmolada Südwand «Vinatzer / Messner», 800 m, 6a, 8 Std.; Crozzon di Brenta NO-Wand «Franzosenpfeiler», 850 m, 5c, 8 Std.; Brenta Alta NO-Wand «Detassis», 550 m, 5c, 5 Std., alle mit Patrick Edlinger; Piz Cengalo Nordwand, 1300 m, D+, 1,50 Meter Neuschnee am Gipfel, mit Ottavio Fassini, mit Abstieg und Rückweg zur Sasc Fura Hütte in 13:30 Std.; Grandes Jorasses Nordwand «Gousseault / Desmaison», 1200 m, ED3, 5c, A1, 95°, zwei Tage; Mont-Blanc-Südseite «Hypercouloir du Brouillard», 700 m, WI V,6, 8 Std.;

Matterhorn Nordwand «Schmid», 1200 m, TD, 5a, 11 Std., bei schlechten Verhältnissen; Eiger Nordwand «Heckmair», 1600 m, ED, 5b, 60°, in zwei Tagen, nach Vorbereitung des Sockels, bei übelsten Verhältnissen und gewaltigen Schneemassen am 5. Dezember, alle mit Philippe Magnin; Grande Casse Nordwand «Boivin / Diaféria», womöglich erste Wiederholung, bei Schneesturm, mit Patrick Gabarrou in 20 Std.; Aiguilles D'Arves, Gesamtüberschreitung, mit Gael Bouquet in zwei Tagen; Meije Südwand «Allain / Leininger», 800 m, 5c, mit Philippe Magnin, 8 Std.; Dôme des Ecrins, NW-Wand «Mayer / Dibona», mit Valérie Aumage in tiefem Wühlschnee (27.12.); Monte Viso, NO-Grat und Überschreitung, solo, in zwei Tagen. Corno Stella Nordwand «Ughetto-Ruggeri», solo; Pointe Scarason, «Gogna», mit Patrick Gabarrou - eine schöne Vorschlagsliste für ein erfülltes Alpinistenleben.

Patrick Berhault während seines längeren Alpen-Ausflungs, hier in bester Stimmung in der Matterhorn-Nordwand. Foto: J.-M. Asselin, Vertical/Roc

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

# Ein bißchen zu kalt und andere Kleinigkeiten

Oder: Wie das Leben so spielt.

Eine Ergänzung zur Chronik 1999/2000. Zusammengestellt von Andreas Dick

#### Wie in guten alten Zeiten

«Die Leistung des Erstbegehers nachvollziehen» konnten die Spanier Alberto Zerain und Oscar Cadiach: Mit Bekleidung und Ausrüstung, wie sie Mallory und Irvine 1924 verwendeten, stiegen sie zum Everest. Cadiach, der schon zweimal den Gipfel erreicht hat, mußte auf 8450 Metern umkehren, weil ihm doch zu kalt wurde; Zerain kam bis 8650 Meter. (Vert 8/00)

#### She comes back

Junko Tabei (Japan), 1975 die erste Frau auf dem Everest, meldet sich zurück und besteigt 1999, 24 Jahre später, den Pik Pobeda (7439 m). (High 213)

#### Er geht

Marc Batard, einer der erfolgreichsten französischen Himalaya-Aktivisten der 80er Jahre, zog sich aus dem Himalayageschäft zurück, nachdem er mit seiner Klientin am Cho Oyu auf 7700 Metern Höhe von einer Lawine 80 Meter davongespült, aber wieder ausgespuckt wurde. (High 212)

#### Transport zum Leben

Der Belgier Hugo van Praet war vom Gipfel des Cho Oyu problemlos zum vorgeschobenen Basislager (5700 m) abgestiegen, doch am nächsten Morgen hatte er plötzlich ein massives Höhenhirnödem. Da im tibetischen Luftraum keine Helikoptereinsätze erlaubt sind, schleppten ihn seine Expeditionskameraden gemeinsam mit einigen Australiern und Tibetern über den Nangpa La Pass (5716 m) nach Nepal, wo er auf 5300 Metern vom Heli aufgenommen und in die Klinik nach Kathmandu geflogen werden konnte. (High 219)

#### Bergführer-Ethik

Über 40 Jahre nach Louis Lachenals Tod in einer Spalte des Vallée Blanche kommt eine neue Wahrheit ans Licht über die Erstbesteigung der Annapurna. Sie sei von Maurice Herzog verschleiert und aus Lachenals postum erschienenen Memoiren herausredigiert worden. In einer Neuauflage liest sie sich wie folgt: Lachenal begann bei der Gipfeletappe, seine Füße nicht mehr zu spüren, und wollte umkehren, weil ihm der Gipfelerfolg keine Verstümmelung wert war. Doch Maurice Herzog wollte unbedingt den Gipfel erreichen. Lachenal ging weiter mit, weil ein Alleingang Herzogs Tod bedeutet hätte und er seinen Kameraden nicht im Stich lassen wollte, so wie er als Bergführer bei seinem Gast bleibt. (High 219)

#### Gefahren der Berge

Am oft von kommerziellen Expeditionen bestiegenen Diran starben zwei Personen in einer Lawine. Am Muztagh Ata stürzte ein Amerikaner tödlich in eine 50 Meter tiefe Gletscherspalte, die parallel zur Spur verlief, ohne daß irgendeine Änderung der Oberfläche oder Hangneigung festzustellen gewesen wäre. Er war nicht angeseilt, weil die meisten Bergsteiger hier mit Ski seilfrei fahren. (High 210)

#### Expeditionsleben

Jahrelang hatte sich die britische Berglegende Doug Scott um eine Genehmigung bemüht, die unbestiegenen Sechstausender im Kurung Tal im Arunachal Pradesh (Indien) angehen zu dürfen. 1999 bekam er endlich das ersehnte Permit. Nach vierzehn Tagen verwickeltem Anmarsch im Dauerregen war die Expedition im Basislager – und kaputt: Scott hatte sich bei einem Stolperer das Knie geschrottet, Pasang Sherpa Malaria eingefangen, Greg Child hatte sich an einem rostigen Nagel Tetanus geholt und der Verbindungsbeamte Balwant Sandhu war am Halluzinieren. Vor der Hubschrauber-Evakuation konnte Scott wenigstens einige Fotos seiner Traum-Berge machen. (High 213)

241

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

#### Familienausflug

Gute Beziehungen zahlen sich aus: Die Himalayalegende Sir Chris Bonington durfte mit einer Spezialgenehmigung die Dangagruppe im Janak Himal, westlich des Kangchendzönga, erforschen – und die halbe Familie kam mit: Sohn Daniel, Bruder Gerald, Neffe James. Zusammen mit Furtenjee Sherpa gelang ihnen die Erstbesteigung des Danga II, 6194 m. (High 218)

#### Klettern - ein Vergnügen?

Funknachricht von Tomaz Humar ins Basislager aus dem unteren Teil der Dhaulagiri-Südwand: «Nur Gott kann mir helfen; alles was ich anfasse, bröselt weg!» (Climbing 191)

#### Glück im Abo

Tüchtig viel Glück spendierte eine Hundertschaft von Schutzengeln dem russischen Team Sergej Efimov, Yuri Koshelenko, Alexander Ruchkin und Alexander Odintsov, das die Erstbegehung der Westwand des Latok II (6949 m) versuchte. Zuerst wurde Koshelenko von Steinschlag am Kopf getroffen, dann fiel im Biwak ein Stein durchs Zeltdach und zerschmetterte seinen Helm, am Tag darauf traf es ihn beim Jümaren auf die Hände, so dass er beide Daumen brach. Als sie daraufhin abseilten, fräste im Einstiegscouloir zuerst eine Lawine einen zwei Meter tiefen Graben neben ihnen. Die nächste überspülte Ruchkin, der mit drei gebrochenen Rippen und einem verrenkten Genick wieder auftauchte und feststellen mußte, dass Efimov, der neben ihm gestanden hatte, weggespült worden war. Die drei fanden ihn später am Wandfuß - lebend, mit gebrochenem Bein und Rippen und seinerseits vom Tod seiner Freunde überzeugt. Kurz bevor der Invalidentrupp sicheres Gelände erreichte, schickte der Berg als Abschiedsgruß eine Steinlawine hinterher, die 20 Meter vor ihnen in einem Lawinenkegel zum Stillstand kam. Erst nach diversen bürokratischen Schwierigkeiten konnten die Verletzten mit dem Heli ausgeflogen werden. (High 221)

#### Es gibt kein schlechtes Wetter ...

Gegen das Wetter in der Sarmientokordillere scheint die Cerro-Torre-Region ein Ziel für Sonnenbader zu sein: 40 ununterbrochene Sturmtage saßen die Spanier Jesus Maria Martin Lorenzo, Iñaki San Vicente und José Carlos Tamayo aus, bevor sie ihr Ziel, die Erstbesteigung des Eisberges La Dama Blanca (1925 m), aufgaben. Einen Monat später versuchte es San Vicente noch einmal mit einem noch hoffnungsvollen Partner, Rafael Quesada, und hatte mehr Glück: Nach nur zwei Wochen Schneefall konnten sie eine eintägige Schönwetterperiode für die Besteigung der «Weißen Dame» nutzen, der selbst senkrechtes Eis nun nichts mehr zur Verteidigung half. (High 215)

#### Avoiding the touch

Carlos Buhler und Mark Price (USA) stiegen zum zweitenmal durch die Westwand des Siula Grande, in der Joe Simpson und Simon Yates («the knife») ein episches Abenteuer erlebten. Der Titel von Simpsons berühmtem Buch «Touching the void» (dt. «Sturz ins Leere») inspirierte Buhler zum Routennamen «Avoiding the Touch». Immerhin hatte er in einer schweren Eislänge mit einem Hauenbruch zu kämpfen, während gleichzeitig eine Wächte über ihm abbrach.

#### Aus dem Staub gemacht

Einen Tag lang hatten Glen Deal (Alaska) und Gren Hinton (Australien) den «Infinite Spur» (3000 m, Alaska 6, WI 4+, M5) des Mount Foraker (5303 m) beobachtet. Nach vier Stunden Lawinentätigkeit schien ihnen die Wand sauber. Dennoch erwischte sie, als sie am nächsten Tag in der Route waren, eine Seillänge vor der sicheren Zone eine riesige Lawine. Zu ihrem Glück war sie schon zu Staub aufgelöst, bis sie sie erreichte – sie überlebten. Und konnten in den folgenden fünf Tagen die vierte Begehung der Route vollenden, nur eine Stunde nachdem die Drittbegeher, Barry Blanchard und Carl Tobin, ausgestiegen waren. (High 217)

#### Zapfenstreich

Beim Abseilen von einer Neutour in der Tien Shan-Kette löste Jerry Dodrill (USA) einen großen Eiszapfen, konnte ihn aber so lange festklammern, bis seine Kameraden unter ihm aus der Falllinie gelaufen waren. Das nette Erlebnis schlägt sich in Namen und Bewertung von «The Surprise Birthday Party» (V, 5.10, WI 3+, MSPICY! R) nieder. (Cli 200)

#### Nomen est omen

Die Vampire Spires im Nordwesten Kanadas werden selten besucht; Glück für drei Amerikaner, daß drei Wochen nach ihnen wieder Kletterer in das abgelegene Gebiet eingeflogen wurden und ihre «Hilfe»-Zeichen sahen, die sie mit Klebeband auf Felsen geklebt hatten. Ein Bär hatte ihr gesamtes Proviantlager geplündert und eine bärensichere Kiste mit



Wo hier oben und unten ist, möge der Fachmann entscheiden. Juri Koschelenko (amerikanisch: Yuri Koshelenko, französisch Youri Kochelenko) aus Rostow am Don (eine sehr flache Gegend, nebenbei bemerkt, aber das gehört nicht hierher). Hier an der Westwand des Bhagirati III. Foto: Yuri Koshelenko

einem geliehenen Funkgerät in einen See gezogen. Nach der Evakuierung durften sie die Schulden für das kaputte Funkgerät abarbeiten. (Cli 192)

#### Sturz des Jahres

Knapp 200 Meter über dem Boden in «Iron Hawk» am El Capitan und 30 Meter über dem Stand belastete ein Kletterer einen Friend hinter einer Schuppe. Sie brach aus, und mit ihr weitere Blöcke und ein großes Trumm von zwei auf vier Meter Größe und knapp 50 Zentimeter Dicke. Das Teil zersprang zwischen dem Kletterer und seinem Sicherungspartner und zerstückelte das Restseil, das auf einem Band lag, eineinhalb Meter hinter der Sicherung. Diese, ein Grigri, blockierte automatisch – der Sichernde hatte sie losgelassen, um seinen Helm zu schnappen. Bis auf einen kleinen Kratzer verliefen der Acht-Meter-Sturz und die Steinlawine für beide Kletterer folgenlos. (Climbing 196)

#### Mantel offen

Nicht der Lassowurf über eine fragile Schuppe und das Hooken an ihrer abstehendsten Stelle war der spannendste Moment für Todd Offenbacher bei der Erstbegehung der Westwand des Central Howser Tower in den Bugaboos. Auch nicht der Blizzard, der ihnen das Betreten des Gipfels verweigerte. Sondern ein Moment beim Jümaren, als der Seilmantel

riss und er sechs Meter in die Tiefe rauschte, bevor der sich im Jümar verklemmende Mantel ihn zum Stillstand brachte. (High 220)

### Die Steine selbst, so schwer sie sind ...

«Meine gefährlichste Tour», urteilt Russ Mitrovitch (USA) über die Neuroute «Earth, Wind, and Choss» in Baffin Island. Schönstes Erlebnis: Er berührt einen Block von etwa 750 Kilo, als plötzlich Steine darunter hervorrollen und der Block sich bewegt – um nach etwa dreißig Zentimetern liegen zu bleiben. (Cli 198)

#### Triumph und Tragödie

Die Briten Ben Bransby, Gareth Parry, Matt Dickinson und Ian Parnell wurden bei der Erstbegehung einer knapp 1500 Meter hohen Wand am «Thumbnail» in Grönland von Bransbys Vater Matthew beobachtet, der zu diesem Zweck auf einen Nachbargipfel gestiegen war. Beim Abseilen von diesem stürzte er tödlich ab. (Climbing 199)

#### Schreckgespenst Plaisir

Schlagzeile in High 214 zum «unnötigen» Setzen von Bohrhaken durch Kurt Albert und Bernd Arnold in Patagonien: «Pleasure rears its ugly head as a poor defence for power drills in the Greater Ranges». Zu deutsch etwa: «(Das Monster) Plaisir reckt seinen häßlichen Kopf als armselige Rechtfertigung für Akkubohrmaschinen im Hochgebirge.»

#### Glück gehabt

Der Spanier Carlos Garcia hatte mit seinem Partner die vierte Begehung von «Royal Flush» am Fitz Roy gemacht und holte gerade Fixseile aus der Wand, als er über das Seilende hinausseilte. Glücklicherweise war er mit mehreren Seilen behangen, von denen sich eines hinter einer Schuppe verklemmte und seinen Sturz bremste. Er landete 30 Meter tiefer am Fuß der Route, noch drei Seillängen über der Randkluft, und kam mit einigen Bänderdehnungen davon. (High 215)

243

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

#### Der Schuh macht's

Die 5.14a-Route «Le Plecheur» in New Hampshire stellte besondere technische Anforderungen an den Erstbegeher John Clothier: Um die Tritte optimal nutzen zu können, verwendete er einen harten Schuh (für Käntchen) und einen weichen (für bessere Reibung). (Cli 195)

#### I Scream

In der Route «Gutbuster» (8c+) muß man im Dach abwärts klettern – was soviel Körperspannung kostet, dass der Erstbegeher Jason Campbell seine Energie in laute Schreie packte wie ein Kugelstoßer. Ein 400 Meter entfernt vorbeigehender Spaziergänger vermutete Schlimmeres und rief die Polizei. (Cli 199)

#### Radtour speziell

Ein Konditionsausflug von Matthias Robl (D): Er strampelte nachts die 250 Kilometer und 3000 Höhenmeter von Oberstdorf nach Sulden und marschierte nach einer kurzen Pause solo durch die Nordwand des Ortler (1000 m, D, 60°). (Kle 5/99)

#### Schwer, schwer

Wie schwer ist denn nun «8c+»? Der Allgäuer Maxi Klaus erklärt es dialektisch: «Des isch wemar dir acht ze klettrat, di mir it nüf kommet und danoch dir zürg anhänged, di mir it schaffet und z'end no die Schlüselpasasche inderer 8b+/c nahänget und dir ganz ziet dabei it dicht lüfet.» Zu deutsch etwa: «Das ist, wenn man die 8c klettert, die wir nicht raufkommen, danach noch die Züge anhängt, die wir nicht schaffen, am Ende die Schlüsselpassage der 8b+/c durchzieht und dabei die ganze Zeit nicht gepumpt wird.» (Kle 5/00)

#### Kampf um Tradition

Ostalpinen Lesern dürfte der Vorgang vertraut sein: Ein neuer Klettergartenblock wird eingebohrt, dann kommen andere Kletterer und schlagen die Bohrhaken heraus. Argument: «Da hat's Risse, da kann man traditionell mit Keilen sichern.» Gegenargument des Einrichters: «Für Abenteuerkletterer war dieser Fels noch nie interessant, mit Bolts macht er vielen Freude.» Im Boulder Canyon (USA) führte solch ein Fall bis zur Polizei und zu Schlagzeilen im Lokalblatt. Die Lösung des Problems soll nun eine Umfrage unter den Locals herbeiführen, die der «Access Fund» durchführen will. Es scheint immer wieder spannend zu sein, das Rad zu erfinden. (Cli 200)

#### Just in time

Weil er keinen Partner finden konnte, stieg Jim Shimberg solo in die Eisroute «Omega» (130 m, M5, WI 6) in New Hampshire ein, die sich selten bildet. Die erste, nicht komplett gewachsene Seillänge mußte er auf einer neuen M7-Variante umgehen, für die er eineinhalb Stunden brauchte. Wie er sagt, war er dabei jedoch völlig sicher, denn «Ich habe einen dreijährigen Sohn; ich tu nichts Dummes.» Nach einer warmen Nacht war am nächsten Tag die zweite Seillänge der Tour ausgebrochen. (Cli 196)

#### Von wegen behindert

Man ist so gesund wie man sich fühlt. Das bewies eine französische Gruppe, die den Cotopaxi bestieg: Gilles Place (halbseitig gelähmt), Guy Gérard (blind), Pierre Delaval (zwei Hände amputiert), Nicolas Charroin (unterschenkelamputiert) und der Leiter Gérard Genthon (beinamputiert). Den Chimborazo bestiegen sie nur deshalb nicht, weil heiße Asche eines benachbarten Vulkans den Schnee am Normalweg in hartes Blankeis verwandelt hatte. (Vert 11/00)

#### Zweimal halb ist einmal ganz

«Halbes-Hirn-Projekt» nannte Jim Zellers (USA) seinen Plan, den Half Dome im Yosemite mit dem Snowboard zu befahren. Nicht daß 47 Grad furchtbar steil wären oder der schmale Gipfelgrat außergewöhnlich wild für jemanden, der den Pumori und den Orient Express am Denali abgefahren ist. Aber auf dem glattpolierten Granit hält Schnee nicht allzu gut – wie Zellers es ausdrückt: «Es braucht einen gescheiten Sturm, damit Schnee an einer Bowlingkugel kleben bleibt.» Ein früherer Versuch scheiterte nach Beobachtung einer größeren Lawine an der Drohung seiner Frau, sich scheiden zu lassen. Im März 2000 fand Zellers endlich genug Schnee und fuhr gleich zweimal ab. Logisch, um aus einem «Halbes-Hirn-Projekt» eine ganze Sache zu machen. (Cli 199)

#### Fleißiger Sammler

Der Amerikaner Gerry Roach (56), zweiter Besteiger der «Seven Summits», hat nun auch die «zehn höchsten Gipfel Nordamerikas» komplett. Mit dem Ixtaccihuatl (5286 m) als Sechzehnjähriger fing es an. Die Erfolge der Höhe nach: Denali (6194 m), Logan (5959 m), Orizaba (5760 m), Saint Elias (5489 m), Popocatepetl (5452 m), Foraker (5304

m), Luciana (5226 m), King Peak (5221 m), Steele (5073 m). Da er die Nummern 12 und 13, Mount Blackburn und Sandford, schon erklommen hat, bräuchte er nur noch den Mount Bona (5030 m), um die höchsten 13 zu komplettieren und damit alle Fünftausender Nordamerikas. Was allerdings noch dauern könnte, denn seine Leidenschaft, die in den sechziger Jahren begann, konnte er erst im Jahr 2000 mit dem Mount St. Elias vorerst befriedigen, der immerhin 70% aller Aspiranten abweist. Roachs Fazit: «Die zehn Amerikaner sind strammer als die Seven Summits.» (High 218, Cli 197)

#### Jahrhundert-Leistungen

Climbing, amerikanische Zeitschrift mit Hang zum Vergleich, hat die Liste der größten Leistungen des 20. Jahrhunderts für verschiedene alpine Disziplinen zusammengestellt (Cli 192):

Bouldern: «The Thimble» (10 m, ca. 7a), John Gill, 1961; winzigste Zangengriffe, zehn Meter über einem Eisengeländer, trainiert durch Klimmzüge an Schraubenköpfen.

Bigwallklettern: El Capitan, Salathé Wall (1000 m, BW VI, 6b, A2), Tom Frost, Chuck Pratt, Royal Robbins, 1961, in sechs Tagen ohne Fixseile und Rückzugsmöglichkeit.

Sportklettern: Action Directe (10 m, 9a), Wolfgang Güllich, 1991, weit auseinanderliegende Einfingerlöcher in 45 Grad überhängender Wand, bis 2000 nur zweimal wiederholt, nach monatelangem Spezialtraining.

Traditionelles Klettern: Astroman free solo (500 m, BW V, 7a), Peter Croft, 1987,

unangenehme, heikle, anstrengende Kletterstellen in kompromissloser Ausgesetztheit.

Himalayabergsteigen: Gasherbrum IV (7924 m) Westwand (2600 m, 5b, 70°), Voytek Kurtyka, Robert Schauer, 1985, eine der großen Himalayawände, in einem Zehntagestrip in völliger Ausgesetztheit erstbegangen.

Klettern überhaupt: El Capitan, The Nose, frei (1000 m, 8a+), Lynn Hill, 1993, die Kletterlinie schlechthin, freigeklettert nur einmal wiederholt,

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

von Lynn Hill 1994 in 24 Stunden durchstiegen. Alpinismus: Eiger (3970 m), Nordwand (ED, 5b, A0, 70°), Anderl Heckmair, Wiggerl Vörg, Heinrich Harrer, Fritz Kasparek, 1938; die meistbeachtete Besteigung vor dem Zweiten Weltkrieg, noch heute mit ominösem Nimbus.

Eisklettern: Bridalveil Falls (160 m, WI 5), Jeff Lowe, Mike Weiss, 1974, das erste Mal, daß senkrechtes Eis als Selbstzweck geklettert wurde, vielleicht der Beginn eines neuen Denkens.

Die 1300 m hohe Nordwand des Kangtega hat bis 2000 warten müssen, dann kam Valeri Babanov und durchstieg sie (5c/6a, A2/A3, 80°). Hier beide im Gruppenbild vereint. Foto: Archiv Babanov



# Playground of the World

Liegt in den Polargebieten die Zukunft des Bergsteigens? Von Michael Vogeley

KOLUMBUS IN DER Vertikale sein: Welcher Bergsteiger träumt nicht davon, jungfräuliche Berge zu besteigen und nie berührte Wände zu klettern? Es ist alles so überlaufen, kein Berg der Alpen ist unbestiegen und keine ernstzunehmende Wand unbegangen. Dagegen sind die Gebirge in den arktischen und den antarktischen Zonen oft unberührt, manchmal nicht einmal vermessen und erforscht. Und das im 21. Jahrhundert!

Nirgends stehen so viele unbestiegene Gipfel wie in den Polargebieten. Es sind keine Achttausender zu erobern, aber der abenteuerorientierte Alpinist, Kletterer und Trekker wird in den Polargebirgen einen alpinen Garten Eden finden.

Sir Leslie Stephen schrieb vor eineinhalb Jahrhunderten sein berühmtes Buch *The Playground of Europe*. Er meinte die Alpen. Auch nach Meinung von deutschen Spitzenkletterern liegt heute die Zukunft des Entdeckerbergsteigens – eine puristische Form des Alpinismus – in den Gebirgen der Arktis und Antarktis: der *New Playground of the World*. Mit herausfordernden Zielen für Generationen, gerade richtig für das anbrechende Millennium. Amerikaner, Neuseeländer, Spanier, Kanadier … machen es uns vor. Nirgends auf den Reisen auf sechs Kontinenten sah ich so viele unbestiegene Berge, unbegangene Wände und unberührte Landschaften. Es gibt noch viele sprichwörtliche weiße Flecken auf der alpinen Landkarte.

Dieser Beitrag soll kein Rezeptbuch sein, schon gar kein Führer. Er soll neugierig machen und Kreativität wecken. Er ist auch keine Chronik – dafür eine subjektive und unvollständige Zusammenstellung der bergsteigerischen Möglichkeiten in den obersten und untersten Breiten des Globus.

#### Ein Sir, acht Biere und der Watzmann

So etwas wie Ehrfurcht kommt auf, als wir nach seinem Vortrag die Gläser klingen lassen und unser Pils schlürfen. Das 30. Trekkertreffen des DAV Summit Club in Berchtesgaden ist eine Informationsbörse mit fünf Dutzend Vorträgen. Wieder war Besonderes geboten. Erstmals plauderte hier Sir Chris Bonington mit britischem Understatement und vielen Dias über seine Expeditionen zu den Bergen der Erde.

Auch am Tisch sitzt Deutschlands erfolgreichster Achttausenderbesteiger Sigi Hupfauer, der mit dem «Sir» vor Jahrzehnten die Eiger-Direttissima kletterte. Und Thomas Huber zeigt stolz seinen Piolet d' Or her, der ihm für die Route Shiva's Line am Nordpfeiler des Shivling für besondere alpinistische Leistungen verliehen wurde. Eine illustre Runde von himalajaerprobten Bergsteiger-Größen, vereint um einige Biergläser.

Ich nehme Chris beiseite: «Ich komme gerade aus South Georgia und bin von den bergsteigerischen Möglichkeiten fasziniert.»

Der Sir mit leuchtenden Augen: «Ja, ein großes Potential.»

Ich versuche ihn aus der Reserve zu locken: «Leslie Stephens nannte vor vielen Jahrzehnten die Alpen *Playground of Europe*. Sind der *New Playground of the World* die Polarregionen?»

Bonington nimmt einen kräftigen Schluck und wischt sich den weißen Schaum aus dem grauen Bart. «Es ist eine Menge zu tun. Ich war zweimal über dem Polarkreis. Auf Grönland, auch in der Antarktis. Besonders in Südgrönland gibt es unglaublich viel Potential für Erstbegehungen.»

Ich hake nach: «Im Kap Farvel-Gebiet?»

«Ja, in der Nähe des Eskimodorfes Augpilagtoq. Eine tolle Gegend. Wir machten elf Erstbegehungen. Sehr, sehr schöne Gipfel, bester Fels.»

Vor einigen Jahren war ich dort mit meiner Sektion Bayerland, und auch wir kletterten sieben neue Wege an unbestiegenen Wänden.

«Vom Kap Farvel an der Ostküste hinauf bis Tassilaq



Der Mount Français auf der antarktischen Insel Anvers Island ist knappe 3000 Meter hoch. Eine perfekte Eisflanke setzt unmittelbar am Neumayr Channel mit einer Art steilem Biancograt an. Die Wand ist fast drei Kilometer hoch. Unbegangen. Eine der höchsten Wände der Erde: Unberührt, fast unbekannt, nie versucht. Foto: K. Ernstberger/M. Vogeley

sind etwa 1000 Kilometer unbestiegene Gipfel, die meist keinen Namen haben», erinnere ich.

Bonington: «Richtig. Hunderte neue Gipfel, das sieht man schon, wenn man von Island nach Grönland fliegt.»

Ich versuche zu detaillieren: «Und Baffin Island? Oder der antarktische Kontinent?»

«Oh ja, da sind viele Big Walls. In der Antarktis war ich fünfmal, und wir machten die dritte Besteigung des Mount Vinson.»

### Antarktis: Das Bergsteigermekka des neuen Jahrhunderts?

Die Antarktische Halbinsel ist etwa alpenlang. Der im Verhältnis zum riesigen Kontinent kleine Appendix mit seinen vorgelagerten Inseln bietet fast völliges Neuland. Sind es fünfzig oder hundert oder sogar doppelt so viele Berge, die bisher bestiegen wurden? Es spielt keine Rolle, denn die Peninsula ist ein Gebirge mit unzähligen unbekannten Bergen. Sie ist relativ gut zu erreichen.

Der neuseeländische Klassebergsteiger Colin Monteath ist der Meinung, daß «die Antarktis mit Sicher-

heit eines der wichtigsten Bergsteigermekkas des Jahrhunderts wird.»

Beispiele? Erst 1997 wurde das Horseshoe Valley in der Heritage Range vom Italiener Paolo Gardino und dem Franzosen Simon Garrod besucht. Das Ergebnis waren elf erstmals bestiegene Gipfel. Auf dem Kontinent steilen auch die kühnen Nadeln des Queen Maud Land. Am Neujahrstag 2001 erklomm unter Leitung des Franzosen Alain Hubert eine achtköpfige Expedition zum ersten Mal den 2650 Meter hohen Gipfel der Holtanna. Mit dabei der deutsche Spitzenbergsteiger Ralf Dujmovits. The Wall hieß das Projekt im siebten und achten Schwierigkeitsgrad und mit 900 Metern Wandhöhe. Es war nur eine erste Route an der gewaltigen Granit-Kathedrale, am Hohlen Zahn, über den «unglaublich steilen Nordpfeiler». Bislang drangen erst zwei Expeditionen zu den faszinierenden Gipfeln vor. Dujmovits: «Wir sahen Bilder von überirdischer Schönheit, spitze, filigrane Felsgestalten, die wie die Reißzähne eines Wolfes aus der weißen Ewigkeit herausstehen. Ähnliche Monolithen gibt es nur im Karakorum und den USA.»



South Shetland Inseln, Antarktis. Für Klaus Ernstberger ist das Gerippe eines Pottwales beim Zustieg zu einem jungfräulichen Berg Normalität. Trekking ist die Expedition des kleinen Mannes. formulierte Fritz März treffend. Arktis und Antarktis halten für jeden etwas parat, der bereit ist, sich aus eigener Kraft zu bewegen. Auf «Wegen» ohne Farbkleckse, dorthin, wo niemand für einen gedacht hat und es keine Rezeptbücher gibt. Foto: K. Ernstberger/ Der erfahrene Alpinist Klaus Ernstberger und ich paddeln 1998 im Kanadier durch die stürmischen Gewässer der South Shetland Inseln vor der Antarktischen Halbinsel. Mit im Boot: Pickel, Steigeisen, Seile. Beim Gedanken an die Insel Anvers Island beginnt unser Bergsteigerherz zu wummern. Der Mount Francais ist knapp 3000 Meter hoch. Eine perfekte Eisflanke setzt unmittelbar am Neumayr Channel an, mit einer Art steilem Biancograt. Die Wand schwingt sich fast drei Kilometer in den dunklen Antarktishimmel. Unbegangen. Eine der höchsten Wände der Erde: Unberührt, fast unbekannt, nie versucht!

Stefan Glowacz sagt über die exklusive Destination Antarktis: «Echte Abenteuer sterben aus. Im Handstand auf den Everest... solche Sachen sind einfach banal, platt...» Und über die bergsteigerischen Möglichkeiten: «Da stehen sie einfach so herum, wie Sonderangebote in einem Supermarkt: Lauter unbestiegene Walkerpfeiler, Wände aus Urgestein, verführerisch wie die Erbsünde und hart wie das Finanzamt.» Das Coole Sextett (Kurt Albert, Gerd Heidorn, Stefan Glowacz, Holger Heuber, Jürgen Knappe und «Pater» Hans Martin Götz) klettert

1999 unweit von Anvers Island erstmals auf den kühnen Renard Tower am gleichnamigen Kap, «...dessen Felswände steil und überhängend 800 Meter in die kalte Luft ragen». Sie taufen nach vier Tagen harter Arbeit und wegen ihrer stürmischen Anreise mit einer Segelyacht über die Drake Passage die Tour *Hart am Wind*. Noch können Zweitbegeher den ausgeworfenen Schwierigkeitsvorschlag – oberer achter und unterer neunter Grad – bestätigen.

#### Die grandiose Bergwelt von Baffin Island: Auyuittuq – das Land, das niemals schmilzt

Unsere Zelte stehen im Windkanal des Akshayuk Pass. Ringsum himmelhohe Wände mit puderzuckerbestäubten Simsen, durch die allerfeinste Kletterlinien in den grandiosen Granitwänden sichtbar werden. Wir sind dabei, als erste das spektakuläre Auyuittuq Gebirge mit Ski und Hundeschlitten zu durchqueren. Der Superlativ «erste» ist nur eitler Tand – für uns zählt die Urnatur in einem der schönsten Gebirge der Erde.

Gewaltige Berge und «die höchsten Granitwände des Globus außerhalb des Karakorum» warten auf Erstbesteiger und Erstbegeher. Nur das Zentrum um den Pangnirtung Pass ist wegen seiner relativ leichten Erreichbarkeit von Interesse für Kletterer aus aller Welt. Nördlich, den enormen Inlandeiskessel der Penny Icecap umrahmend, erstrecken sich über Hunderte Kilometer unbekannte, oft unbenannte Berge. Sie sind nur grob vermessen.

Das Jahrbuch BERG 2000 erzählt von einer 28-Seillängentour mit 1350 Metern Kletterlänge an der Walker Citadel. Mike Libecki und Gefährten klettern mit mehreren Portaledge-Biwaks *The Mahayna Wall* (VII, A4, 5.10).

Auch das Magazin Trekkers World berichtet von einer sehr fairen Expedition mit dem aussagefähigen Namen Odyssee 2000. Spanier eroberten in diesem Gebiet schon etwas früher die 600-Meter-Wand des Fin in sieben Tagen: die Route Nanug (bedeutet «Eisbär», richtiger wäre nanoog) bekommt die Schwierigkeit VI, 6a+, A3 zugesprochen. An dieser nördlichen Ostküste Baffins tummelte sich im Sommer 2000 ein (Polar-)Kletter-Team der Weltspitzenklasse. Wieder einmal sind Stefan Glowacz («Einer der besten Kletterer der Welt»), Gerd Heidorn («... seine Passion sind die hohen Breiten»), Kurt Albert («...zählt zu den erfolgreichsten Alpinisten der Welt») und Allroundtalent Holger Neuber unterwegs. Das Besondere neben einer strengen Erstbe-gehung: Sie paddelten von der Inuit-Siedlung Clyde River mit Seekajaks zu den Big Walls des Edlington- und Sam Fjord. So richtig «by fair means» - Entdeckerbergsteigen auf hohem Niveau, mit spannenden Kajakszenen und Eisbär-Kontakten. Das Ergebnis ist eine Route in bestem Granit im unteren neunten Schwierigkeitsgrad, an einem namenlosen, mehr als 1500 Meter hohen, bis dahin unbestiegenen Felspfeiler mit senkrechten und überhängenden Wandfluchten. Sie taufen, passend zu den Erlebnissen, den Berg Polar Bear Spire, Eisbär-Turm.

#### Polartrekking: Die Expeditio des kleinen Mannes

Trekking in der relativ leicht erreichbaren Arktis ist so, als wenn man das erste Mal unterwegs ist. *Qaa qaqqanu kanna qisa* bedeutet auf Inuqtitut, der Sprache der Inuit, «Komm, wir gehen in die Berge». Wohl dem abenteuerorientierten Bergsteiger, dem diese Aufforderung zuteil wird. Spricht sie eine Inuit-Schöne aus, so bedeutet dies Verfängliches: Sie möchte mit ihm Liebe machen. Dieser traditionelle Spruch erinnert daran, dass das Volk der «Eskimos» noch vor wenigen Jahrzehnten, isoliert von der modernen Welt, seine eigenen Gesetze hatte. Bei der Liebe wollte man der Enge der Siedlungen entfliehen

und in den Bergen die Freiheit zu zweit finden. Trekking ist die Expedition des kleinen Mannes, formulierte Dr. Fritz März einmal treffend. Die Arktis hat für jeden etwas parat, der bereit ist, sich aus eigener Kraft zu bewegen. Auf «Wegen» ohne Farbklecksen, dorthin, wo niemand für einen gedacht hat und es kaum «Rezeptbücher» gibt. In der gewaltigen Urnatur ist der Mensch nur ein winziger Punkt. Die Attraktionen sind unberührte, unverdorbene Natur, grandiose Gipfel, Wildnis mit einer ganz besonderen Prägung. Die daraus resultierenden, vor allem psychischen Anforderungen sind beispielsweise mit einem der großen Nepaltrekkings schwer vergleichbar.

Baffin und Grönland präsentieren sich mit Tausenden unbestiegener Berge. Land, das nie begangen wurde. Nordische Landschaft, weit, unberührt, einmalig. Mächtige Gebirge und tiefe Täler – gewaltig, rauh, grandios, herausfordernd. Eineinhalb Kilometer hohe Felswände. Eisgipfel und Schneeberge. Eine Herausforderung für jeden phantasievollen und erfahrenen Bergfreund.

Der großartige Auyuittuq Park auf Baffin Island ist ein Beispiel. Er hat eine spektakuläre Berglandschaft, vor der selbst Patagoniens kühne Berge verblassen. Der 100 Kilometer lange Pangnirtung Pass – auf Inuqtitut, der Sprache der Eskimos, Akshayuk genannt – ist auch ein strammes Trekking- oder Skiziel. Das enge Tal wird von gewaltigen Bergformationen begrenzt, deren Granitwände zu den höchsten und phantastischsten der Erde gehören: Mt. Thor, Mt. Asgaard, Mt. Loki, Mt. Sigurd – das größte Granitgebirge des Globus nach dem Karakorum.

#### Uummannarssuaq: Unaussprechlich - schön

Nunap isua, das «Ende des Landes» an der Südspitze Grönlands, hat eine klare, wilde Natur. Die Berge erreichen 2000 Meter, setzen oft direkt am Meer an und bilden enorme Wände. Sie formen eine der großartigsten Landschaften der Erde. Mit zum Schönsten gehört der Ketilsfjord, auch Tasermiut genannt. Tief schlängelt er sich ins Landesinnere – ein starkes Stück Wildnis. Stefan Glowacz, Kurt Albert, «Pater» Martin Götz und Gefährten kletterten 1994 am gewaltigen Turm des Ulamertorssuaq die 1000-Meter-Route *Moby Dick* in kompaktem, bestem Granit. Sie ist inzwischen fast ein Klassiker.

Im Juli 2000 kletterte ein kleines Team – Ian Parnell, Matt Dickson, Gareth Parry, Mathew Bransby und Sandy Ogilve – an der fast 1500 Meter

M. Vogeley

hohen und 33 Seillängen langen Nordseite des Devil's Thumbnail und biwakierte in Portaledges. Die senkrechte Granitwand über dem Tasermiut-Fjord, «einer beeindruckenden Landschaft, die fast sprachlos macht», wurde mit dem Schwierigkeitsgrad E6 6b bewertet. Mathew Bransby stürzte dabei tödlich ab. Auf dem Weg zu den unbestiegenen Gipfeln und unberührten Wänden des nahen Uummannarssuaq trafen wir Stefan im am Flughafen von Narsarsuaq. Er berichtete begeistert, dass das Team den oberen neunten Grad nach Grönland übertrug.

Einen Sommer später wurde die Route *War and Poetry*, eine 31-Seillängen-Route im Schwierigkeitsgrad 5.12c, eröffnet.

Uummanarssuaq ist bergsteigerisch wenig besucht. Grat reiht sich an Grat, Wand an Wand, Zinne an Zinne, Pfeiler an Pfeiler. Um die Südspitze Grönlands, das Kap Farvel, steilt sich ein Eldorado mit Hunderten unbestiegenen Hinkelsteinen.

Die Einfahrt mit der Tulut, einem alten Fischtrawler, in den Torssukataq Fjord entspricht meinen Erinnerungen. Die Freunde, die ich für diese Idee gewann, bestaunen das Wunder: «Phantastisch... unglaublich... Spitze...» Wir empfinden wie Bergsteiger vor 200 Jahren, als sie das Mont-Blanc-Massiv erkundeten. Der steile Fjord mit den beeindruckenden Fluchten, den Eisbergen und den Granitpfeilern sucht auf der Welt seinesgleichen. Es wird eine Fahrt durchs Gebirge, vorbei an «Guglias, Drus, Cerro Torres...» Himmelhohe Wände, Pfeiler und Grate setzen unmittelbar am Eismeer an. Die Jubiläums-Expedition der DAV-Sektion Bayerland bringt sieben Erstbegehungen und mehrere Erstbesteigungen mit nach Hause: Genußklettereien im vierten Grad an sieben- bis achthundert Meter hohen «Badile-Nordkanten» ebenso wie an «Bonatti-Pfeilern» im siebten Grad. Ein fast unerschöpfliches alpines Reservoir nahe des leicht erreichbaren Dorfes Augpilag-

«Bayerländer» Thomas «Tom» Tivadar ist Sektionskamerad und ein besonders ehrgeiziges und kompetentes Exemplar der Spezies Leistungsbergsteiger. Wir diskutierten im Frühjahr 2001 das Ziel für seine nächste Big-Wall-Expedition: Arktis bevorzugt. Sein spontaner Entschluß: «Südgrönland! Das ist ja unglaublich, was da an unbegangenen Wänden und unbestiegenen Bergen herumsteht.» Tom wird mit seinen Freunden dort Big Walls angehen. Das Ergebnis steht zur Drucklegung dieses Aufsatzes noch nicht fest.

#### Grönlands Ostküste: Unbekannt, unbenannt, unvermessen, unbewohnt

1100 Kilometer sind es vom Kap Farvel bis zum Schweizer Land, den Bergen bei Tassilaq. Kaum ein Gipfel trägt einen Namen. Tunu, Rückseite des Landes, heißt der menschenleere Landstrich auf Inuqtitut. Die Berge bieten auch schöne Skitouren. Kühne Gipfel und unbegangene Täler fordern Alpinisten und Trekker heraus.

Erst 1998 wurde die Region 130 Kilometer nordöstlich der Watkins Mountains von zwei britischen Gruppen erforscht. Sie bestiegen 28 Gipfel bis 2600 Meter Höhe mit mäßigen Schwierigkeiten erstmals. Andreas Dick in BERG 2000: «Es warten noch Hunderte unbekannter Berge bis 2800 Meter.» Nördlich im Fraenkels Land auf 73° Nord finden sich steilere Berge, die technisch anspruchsvolle Routen erahnen lassen. Es gibt noch viele unbestiegene Gipfel. Auch in den nahen Lemon Mountains. Eine Gruppe um Phil Bartlett bestieg dort über 30 Gipfel erstmals. Sie kratzte nur an den Möglichkeiten.

Stefan Glowacz, Kurt Albert, «Pater» Götz und Gefährten kletterten im Sommer 1997 an der zentralen Südwand des 2264 Meter hohen Tupilak (richtiger wäre Tupilaq), wichen aber bei ihrem Freikletterversuch wegen der Schwierigkeiten und der Wandhöhe von 650 Metern auf den Südwestgrat aus. Drei Jahre später «packten» Alex Fidi und Kameraden die Wand im Big Wall-Stil: sechzehn Seillängen, VII/A3. Es gelangen noch weitere sechs Erstbegehungen. Die Gegend ist mit dem nötigen Kleingeld mit Hubschrauber leicht erreichbar.

Zwischen dem Kap Farvel und Tassilaq, das sind etwa 900 Kilometer Luftlinie, reiht sich ein Berg an den anderen. Kaum ein Gipfel ist bestiegen, kaum einer trägt einen Namen. Im östlichen Süden die breite Wand des Apostolen Tommelfinger, der «Daumen des Apostels». Von einigen Expeditionen berannt, satte 1500 Meter hoch und schwer.

In den Staunings Alpen kraxelte Sicherheitspapst Pit Schubert mit einer Herligkoffer-Expedition schon in den 60er Jahren erstmals auf bis dahin unbestiegene Gipfel. Die Alpen waren ihm zu eng geworden. Ostgrönland ist das klassische, relativ preiswerte Land für Expeditionen, die diesen Namen noch verdienen. Die Szenerie ist hochalpin.

Der unvergessene Toni Hiebeler schrieb Ende der 70er Jahre: «Nur wenige wissen, daß sich die Gebirgskette des 'Grünen Landes' [...] an Ausdehnung und Länge sogar mit dem Himalaja messen kann,



auch wenn es nicht einmal Viertausender zu erobern gilt [...] Grönland ist ohne großen Expeditionskram für private Bergsteigergruppen erreichbar [...] bis zu 2000 Meter hohe Wandabbrüche, bizarre Felsberge, die an die Aiguilles des Mont Blanc erinnern, Berge mit rassigen Eisflanken. Und vor allem ungezählte, vollkommen unberührte Berge, die nicht einmal einen Namen haben. Wer, in vollkommener Abgeschiedenheit, sich in die Goldene Zeit des Bergsteigens versetzen will, für den ist Grönland vielleicht das letzte wahre Paradies.»

### Subantarktis: Zwischen den Bergen Patagoniens und Feuerlands

Seit Tagen sind Gerhard Miosga und ich mit unseren Klepper-Faltbooten in der südamerikanischen Magellanstraße unterwegs, befahren den berüchtigten Kanal, eingezwängt zwischen den Bergen des stürmischen Patagonien und dem eiskühlen Feuerland. Erstmals paddeln Menschen durch die Meeresstraße zwischen Chile und Argentinien.

Anfang Januar, während des antarktischen Sommers, starten wir an der Pazifikseite der Estrecho und folgen dem Weg, wo der portugiesische Entdecker Magellan in spanischem Auftrag vor einem halben Jahrtausend den Weg vom Atlantik zum Pazifik fand – und damit den Schlüssel für die Umrundung der Erde. Drei Wochen später hat die Zivilisation uns wieder. Es wird eine Fahrt auf den verwehten Spuren Magellans, durch eine überwältigende Bergwelt und eine unberührte Urnatur. Wir Bergsteiger sind fremdgegangen. Das Gebiet hat auf den Karten den magischen Stempel «Inexplorado» – unerforscht. Bei unserem nervigen Paddeltrip bestaunen wir Tag für Tag Berge, die auf der Karte nicht verzeichnet sind und deren Flanken unser Bergsteigerherz höher schlagen lassen.

Mit dem «Seven-plus-Seven-Summit»-Heroen Gerhard Schmatz teile ich das Zelt und habe ich auf einer einmonatigen Grönlanddurchquerung genügend Zeit zum Ratschen. Er hat die höchsten Berge aller Kontinente und der größten Inseln bestiegen und erzählt ebenso begeistert wie respektvoll von den Schwierigkeiten, aber auch den Schönheiten der subantarktischen Gletscherberge von Feuerland. Auf etwa der gleichen Breite wie Kap Hoorn gelegen ist

Eisgepanzert sind die zugspitzhohen Gipfel der antarktischen Insel South Georgia, die durch den Polarforscher Sir Ernest Shackleton bekannt wurde. Vor dem Eiland schwimmen Eisberge, die die Größe deutscher Bundesländer erreichen können. Faszinierend ist die 170 Kilometer lange und 30 Kilometer breite Insel wegen ihrer mächtigen Berge und der bergsteigerischen Möglichkeiten. An unerstiegenen Bergen, an nie berührten Wänden aus Fels und Eis, an unbegangenen Tälern und Pässen herrscht Überfluß. Foto: M. Vogeley

«der Zeh Südamerikas» in relativ laues subantarktisches Wasser getaucht.

Stephen Veanables berichtet in BERG 2001 («Ein Traumberg am Ende der Welt») über eine dramatische Erstbesteigung des Westgipfels des Monte Sarmiento (2234 m) auf Feuerland mit den Spitzenkletterern John Roskelley und Charlie Porter in der selten besuchten Darwin Kordillere. Die Städte Ushuaia und Punta Arenas sind nicht sehr weit weg, trotzdem sind sehr viele der Gipfel noch unberührt. Unzählige Wände warten in diesem sturmgebeutelten Gebirge auf eine Begehung.

Die patagonische West- und Südseite der Anden ist in Bergsteigerkreisen fast unentdeckt, kaum ein ernstzunehmender Berg ist bestiegen. Als wir bei einer neuen Kajaktour den logistisch leicht erreichbaren Ultima Esperanza Fjord nahe dem chilenischen Puerta Natales erkunden, paddeln wir unter grandiosen Wänden und Hängegletschern entlang, die das südliche patagonische Inlandeis abriegeln. Nie beklettert! Bestiegen?

#### Svalbard: Spitzbergens unbestiegene (Ski-)Berge

Dieser einzigartige Archipel ist nicht allzu weit vom Nordpol entfernt. Berge und Gletscher formen eine Antarktis en miniature vor den Toren Europas. Der Golfstrom heizt die Eilande erstaunlich auf, das Klima ist viel wärmer, als der hohe Breitengrad vermuten läßt.

Svalbard, Kalte Küste, tauften Wikinger das Gebirge im Meer. Spitsbergen benannten es vor Jahrhunderten holländische Seefahrer. Beides sind treffende Namen. «Die Arktis ist die Zone der Welt, wo der Himmel die Erde berührt» schrieb Christiane Ritter einfühlsam über das bayerngroße Spitzbergen in ihrem Klassiker Eine Frau erlebt die Polarnacht. Weit über die Hälfte ist von Eis bedeckt. Der Mensch spielt in dieser Gebirgswelt nur eine untergeordnete Rolle. Die weiße Wildnis ist im Frühling besonders schön – ein Land mit Urgewalt. Gipfel mit einem Rundblick der Superlative über das Inlandeis und eine archaische Bergwelt von eiszeitlichem Format. Stille in Perfektion.

Das Gestein ist oft unzuverlässig, alt. Der Kletterer wird hier weniger Freude haben. Dafür ist *Svalbard* ein noch zu entdeckendes Idealziel für wildniserprobte Trekker, Schneeschuhgeher und Skibergsteiger, die eine gewichtige Pulka mit sich ziehen können. Noch warten viele Erstbesteigungen – sommers und winters. Ein Gewehr ist ein Muß auf jeder Tour. Der Bergsteiger teilt das Land mit 3000 Eisbären.

#### Der Luchsfuß bietet dem Bergsteiger Neues – in milder und wilder Form

Die Lofoten vor der norwegischen Nordwestküste sind ein Cocktail aus Irland und Schottland, aufgefüllt mit Eismeer, dekoriert mit Dolomiten und Ägäis und durchgeschüttelt vom manchmal unberechenbarem Wetter oder im Sommer auch mediterranen Temperaturen. Wir treiben uns auf den fünf Hauptinseln herum und blicken von unseren erkletterten Gipfeln auf Eilande und tausende Schären, die den wilden Archipel bilden: eine 150 Kilometer lange ununterbrochene Gipfelkette von kaum beschreibbarer Schönheit. Ein Paradies aus Zinnen, Kämmen, Gletschern, Türmen und Wänden. Der höchste Berg, der Higravstinden, kulminiert mit aus alpenländischer Sicht schlappen 1163 Metern.

Ein wenig besuchtes Bergparadies auf den fünf Hauptinseln gilt es zu entdecken. Weit nördlich des Polarkreises genießen wir Berge, saftige Wiesen, staunen über die überwältigend bunte Flora und aalen uns auf kühnen Gipfeln in der Mitternachtssonne. Der Luchsfuß – so die wörtliche Übersetzung – ist ein Juwel arktischer Berge in mildester und wildester Form. Ungläubig messen wir satte 28° im Schatten. Fast immer ist T-Shirt-Wetter. Wir schwitzen 200 Kilometer nördlich des Polar Circle. Immer wieder erstaunt uns die hervorragende Felsqualität. Die Erklärung liegt in der langen Vergletscherung: Die Eiszeit hat die Erosion des Granits viele hunderttausend Jahre gestoppt.

Grellbunt leuchten die Häuser von Henningsvaer im Abendlicht, während der mächtige Berg Vagakallen fast tausend Meter über uns aufragt. Das Matterhorn der Lofoten bildet ein gewaltiges Amphitheater. Hier ist auch das – erschlossene – Kletterzentrum. Die Südlofoten tragen nadelspitze Zinnen. In allen Richtungen der Windrose schneiden tiefe Fjorde ins Gebirge. Die kühnsten Berge stehen auf der Insel Moskenesöya.

Der erste Kletterführer von Ed Webster erschien schon vor einem Dutzend Jahren, die ersten Bohrhaken sind fixiert. Auch einige Skibergsteiger haben die einsamen Berge über der See im Frühjahr entdeckt. Aber es gibt noch sehr, sehr viel zu tun.

#### Auf Schneeschuhen durch Grönland: Horizontaler Alpinismus

Zum zweiten Mal durchquere ich die größte Insel der Erde. Auf Schneeschuhen durch Grönland, wie Skipionier Nansen 1888 seine erste Überschreitung der Eiskappe und das gleichnamige Buch titulierte.



Für uns ist das Inlandeis eine der großartigsten Skitouren, eine Herausforderung für leistungsfähige Langläufer und Skialpinisten. Die Ostküste wird auf dem «Normalweg» zwischen Kangerlussuaq an der Westküste und Isortoq an der Ostküste nach mehr als 600 Kilometern und einem Anstieg auf 2800 Meter erreicht. Früher war das eine Expedition an der Grenze des Menschenmöglichen, heute ist es eine Genußtour für leistungsfähige Alpinisten. Moderne Zeiten auf der Eiskappe.

Eine Grönland-Durchquerung durch das große Schweigen ist ein elementares Erlebnis. Das Zauberwort heißt «Ski». Der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist die Gerade, zwischen Apokalypse, Abenteuer und Naturtraum. Grönland ist ein wichtiger Part des *New Playground of the World*. Dr. Fritz März formuliert nach unserer ersten Überschreitung zum 100jährigen Jubiläum von Nansens epochaler Tat: «Sie tauschten die Vertikale der Berge mit der Horizontale des Eises».

Wir rumpeln über eine flotte Eisglasur zu musigem Schlapperschnee. Dann berühren unsere Sohlen nach vier Wochen Steine. Land! Berge! Gewaltige primitive Formen von ungeheurer Frische. Wie bei Nansen: «Eine wahre Wonne durchrieselte uns, als wir mit unseren Füßen das Heidekraut berührten [...] Hinter uns lag das Inlandeis.» Hinter uns liegt eine Strecke so weit wie von München nach Köln, eine perfekte Skitour.

Davon gibt es über Grönlands Eiskappe unendlich viele: Quer und längs und diagonal... Und immer unberührt.

#### In eisige Tiefen: Ein neuer Ast am Baum des Alpinismus

Gletschermühlen werden Löcher im Eis genannt. Unsere Zelte flattern auf dem Grönländischen Inlandeis. Zaghaft wird das Eis im Sommer für drei Monate von den Strahlen der Sonne fast rund um die Uhr erwärmt und zum Schmelzen gebracht. Rinnsale, Bächlein, Flüsse und später Ströme entstehen und schlängeln sich viele Kilometer über das Eis, bevor sie sich vielleicht in eine Spalte stürzen. Das Gletscherwasser strudelt und höhlt den senkrechten Abgrund aus: Eine sogenannte *Moulin* ist entstanden. Der Winter stoppt den Wasserfluß.

Das Zentrum des Auyuittug-Gebirges auf Baffin Island um den Pangnirtung Paß und den Summit Lake ist einer der schönsten Landschaften der Arktis. Unweit warten gewaltige Berge und die höchsten Granitwände des Globus außerhalb des Karakorum auf der fünftgrößten Insel der Erde auf Erstbesteiger und Erstbegeher. Nördlich, den enormen Inlandeiskessel der Penny Icecap umrahmend, erstrecken sich über Hunderte Kilometer unbekannte, oft unbenannte Berge. Sie sind nur grob vermessen. Foto: Archiv M. Vogeley





Wir folgen einem Flußbett bis zu seinem senkrechten Ende. Ein glitzerndes Tor öffnet sich. Das Eis an den Wänden ist wellenförmig ausgewaschen, wie die schönen Falten eines Gewandes - eine perfekte Architektur. Wir stehen am Eingang einer vor zwei, drei Jahren entstandenen Gletschermühle. Die erste Stufe ist leicht, am Seil hangeln wir uns an der Wand hinunter. Die zweite Passage ist ein senkrechter Acht-Meter-Eisfall über einem See. Die Steigeisen kratzen auf dem hartgefrorenen Schmelzwasserbelag. Der Abstieg in die Tiefe eines Gletschers ist mehr als ein alpines Abenteuer. Es ist eine Erkundung des Rohzustandes unserer Erde. Wir sind etwa 50 Meter tief eingedrungen und klettern wieder hinauf. Zurück bleibt der Eindruck einer unwirklichen Welt, die uns bislang verborgen blieb.

Zwei Tage später stehen wir über einem unterirdischen See und klettern an senkrechten Wänden mit Eisgeräten diffizil über der beängstigenden Wasseroberfläche. Wir tauchen ein in diesen Bauch aus Eis und werfen die Seile hinab in ein finsteres Loch, wo es nicht mehr weiterzugehen scheint. 73 Meter ist der Schacht tief. Das ist, als ob man in einem Kirchturm absteigt.

Wir üben eine neue, bisher nie erprobte alpinistische Form aus: Klettern *im* Eis. Mit dem sich entkrangelnden Seil drehe ich mich über dem Höhlenboden. Noch zehn Meter, noch fünf. Ich beende die längste Abseilfahrt meines Lebens zum tiefsten Punkt. 123 Meter: Tiefenweltrekord – wie unwichtig auch immer das ist.

Der Weg hinauf ist lang und einsam und heikel. Wird sich der Gletscher bewegen und uns einschließen? Schweiß bricht trotz der Kälte aus. Irgendwann klettere ich schwitzend ans Tageslicht. Tief sind wir ins Grönlandeis hinabgestiegen und haben eine neuen Zweig am weit verzweigten Baum des Alpinismus zum Sprießen gebracht.

Seit einem Jahrzehnt erforscht man die Eishöhlen Grönlands. Die Antarktis wartet noch auf die ersten Kletterer im Gletschereis.

#### North West Territories: Menschenleeres Land für Entdecker

Solo zum Magnetischen Nordpol: Den 120-Kilo-Schlitten über gefrorenes Meer ziehen, einen Monat isoliert sein. Der Magnetpol liegt abseits des geographischen Pols und wandert jährlich um etwa 15



Kilometer nach Norden. Eine Skitour der Spitzenklasse – von Resolute Bay, einer kleinen Siedlung im äußersten Norden Kanadas, ungefähr bis zur unbewohnten, eingefrorenen Insel King Christian Island. «Innurtuaq», sagt der Inuq in Resolute gleichgültig. Das bedeutet in der Sprache der Arktis-Ureinwohner «allein». Was für mich eine große Herausforderung ist, läßt ihn, den «Eskimo», kalt. Welch ein Unsinn, nach Norden zu ziehen. Dorthin, wo es nichts zu jagen gibt.

Wie ein Vorhang hebt sich am späten Vormittag der Nebel. Das wird ein Arktistag wie aus dem Bilderbuch. Schlagartig zeigt das Thermometer am Schlitten nur noch minus 28° an. 400 Kilometer sind es über gefrostetes Meer zu dem Punkt, von dem die Kompaßnadel angezogen wird. Vorbei an großen Inseln mit sanften, tief verschneiten Hügeln – einer Landschaft, wie der obere Teil der tiefwinterlichen Kitzbüheler Alpen. Wurde einer der Berge je bestiegen? Vielleicht stand im Sommer ein Inuq auf der Jagd nach Karibus auf einem der Gipfel. Im Winter war bisher niemand droben. Wer kennt in den Northwest Territories schon einen Ski?

Hunderte Kilometer Gipfel, verschneit, perfektes

Skigelände. Sie fordern die Phantasie heraus. Nicht unbedingt die schnelle Abfahrt ist es, die Tourengeher anzieht. Es sind die relativ leichten tausend und mehr Berge. Ein ideales Skitourenziel für abenteuerlustige Entdeckertypen für das Frühjahr und den Sommer.

#### South Georgia Island: Grandiose Berge vor dem antarktischen Kontinent

Südgeorgien ist ein winziger Inselarchipel in den Weiten der südpolaren See. 2000 Kilometer östlich von Kap Hoorn steilen aus dem unendlichen Südpazifik mächtige, vergletscherte Berge. Der höchste Berg, Mt. Paget, ist 2934 m hoch, mehr als die Hälfte der Insel ist von Gletschern bedeckt. Es ist die höchste, gebirgigste und zweitgrößte Insel der Antarktis.

Paradies ist kein Klischee, sondern eine realistische Zustandsbeschreibung der Insel im Südpolarmeer: ein einmaliges Tierparadies, ein antarktischer Garten Eden. Brehms Tierleben live. Mit allen bekannten Pinguinarten, riesigen Albatrossen, fetten Robben, tonnenschweren Lobos, exotischen Rentieren und buckelnden Walen. Das Gebirge im Meer wird nur

Abstieg vom Pyramiden-Gipfel um Mitternacht. Svalbard, Kalte Küste, tauften Wikinger Spitzbergen, ein Gebirge im Meer vor den Toren Europas. «Die Arktis ist die Zone der Welt, wo der Himmel die Erde berührt» schrieb Christiane Ritter in ihrem Klassiker «Eine Frau erlebt die Polarnacht». Der Mensch spielt in der relativ leicht erreichbaren Gebirgswelt nur eine untergeordnete Rolle. Foto: M. Vogeley

von wenigen Schiffen pro Jahr angelaufen. Sie sind die einzige Verbindung zur Außenwelt.

Eisgepanzert sind die zugspitzhohen Gipfel im Ozean. Faszinierend ist die 170 Kilometer lange und 30 Kilometer breite Insel wegen ihrer mächtigen Berge und der Trekkingmöglichkeiten. An unerstiegenen Bergen, an nie berührten Wänden aus Fels und Eis herrscht Überfluss. Der fast 3000 Meter hohe zweithöchste Berg der Insel, der Sugar Toppen, ist eisgepanzert. Mit Alpin-Redakteur Clemens Kratzer wandere ich am Strand, und wir diskutieren einen Vergleich: Man steht am Eibsee und schaut zu den gewaltigen Abbrüchen der Zugspitze hinauf, und es biegt einem den Kopf in den Nacken. Und dann muß man nochmals 800 Höhenmeter drauf legen, um die Gebirgssituation von South Georgia zu verstehen!

#### Nordpol und Südpol: Mit Ski zu den Endpunkten

Wir sind den zehnten Tag auf schwankendem Boden zum Nordpol unterwegs. Seit Stunden spuren wir durch die zu Eis erstarrten Wogen der Polarsee. Es ist die besondere Gipfeltour – zum «höchsten» Punkt des Globus auf 90° Nord. Wir zerren unsere Pulkas über das zerrissene Packeis. Zwischen Eistürmen hacken wir eine ruppige Rinne. Es ist ein «Labyrinth des gefrorenen Irrsinns» (Freddy Langer). Werden wir den greifbar nahen magischen Punkt auf trügerischem Eis je erreichen?

Horizontaler Alpinismus. Wir sind die «Eroberer des Unnützen» (Lionel Terray) in Perfektion. Für Bergsteiger ist es ein verwegener Gedanke, auf Treibeis zu touren und nicht auf einem Gletscher. Wir stehen mit beiden Beinen fest auf dem Boden – und der ist nur drei Meter dick und will unbedingt nach Südwesten. Der dünne Eisdeckel schwimmt auf vier Kilometer tiefem Meerwasser über dem Grund des Polarbeckens.

Irgendwann sind wir nur noch ein paar Kilometer vom Ziel entfernt. Das Gelände ist katastrophal und erinnert an die Charakterisierung des Polarforschers Roald Amundsen: «Das hier ist der Tanzboden des Teufels.» Der «Gipfel» unserer Phantasie ist nicht exakt greifbar und auf einige Meter nicht bestimmbar. 90° kann das GPS nicht anzeigen. Ich verkünde final: «Wir sind da!» Ins Tagebuch tragen wir ein: 89 Grad, 59 Minuten, 31 Sekunden, 28. April, 18.52 Uhr. Es war eine spannende Skitour und eine ordentliche alpinistische Leistung.

Man kann den Nordpol mit einem Champagnerdinner auf einem Eisbrecher verbinden. Heute zählt nicht mehr, ob man den Pol erreicht – nur wie. Wer der erste aus eigener Kraft, also mit Ski und selbstgezogenem Schlitten war, ist ungeklärt. Wahrscheinlich war der erste Deutsche «by fair means» Arved Fuchs mit der internationalen Expedition Icewalk von Kanada aus am 14. Mai 1989. Die 1. Deutsche Nordpol-Ski-Expedition, organisiert vom DAV Summit Club, erreicht via Sibirien von der russischen Station Borneo 1998 den Endpunkt. Ich freue mich, daß die Russen Viktor Bojarski und Viktor Serow ihre große Erfahrung im Eis mit einbringen. Wir realisieren den perfekten Traum einer Skitour, die immer neu geformt wird. Nirgends paßt der weise Satz Laotses besser, als bei einer Nordpol-Expedition aus eigener Kraft: Der Weg ist das Ziel.

#### Entdecker sein - die schönste Sache der Welt

Der immer jungfräuliche Nordpol, die gewaltige, zwei Monate lange Tour zum Südpol, zum wandernden Magnetischen Nordpol, über die Eiskappe Grönlands, die Durchquerung von Baffin Island oder die noch anstehende komplette Nord-Süd-Überschreitung der zwei patagonischen Inlandeisfelder ... Es sind die die ganz großen Skitouren des Globus. Reinhold Messner outet sich: «Meine Zukunft liegt im Eiswandern». Er meint die Polargebiete.

Auch Alaskas Berge warten, nicht so viele sind bestiegen. Haben Sie schon einmal vom Cirque of the Unclimbables gehört, einer fantastischen Granitturm-Arena? Einige Hundert Alpinisten pro Jahr rennen gegen den Mount McKinley an. Nicht weit davon stehen unbestiegene Gipfel mit unzähligen unbegangenen Wänden und Flanken. Wo endet die Phantasie?

Die Möglichkeiten in den fast unbekannten Gebirgen Sibiriens sind nur zu ahnen. Noch gibt es wenige Informationen, und die bürokratischen Hindernisse verhindern den Appetit. Das könnte sich in den nächsten Jahren ändern – die Endphasen von Glasnost und Perestroika sind zu ahnen.

Es gibt kein Neuland, nur Träume danach. Diese Weisheit kommt vom grönlanderfahrenen Franz-Leander Neubauer – und sie hat mich in ihrer Klarheit und Einfachheit beeindruckt. Polare Regionen machen neugierig. Und sie werden immer leichter erreichbar – für Bergsteiger und Trekker jeder Leistungsfähigkeit.

Interessant ist das Credo der britischen Kletterlegende Chris Bonington, geadelt wegen seiner wüsten Touren und seiner Vorliebe für die Berge der Welt, die großen Gipfel des Himalaja und seine



Expeditionen in die Arktis und Antarktis. Der graubärtige Mittsechziger antwortet auf meine Frage, welche Rolle die Polargebiete für die Zukunft des Alpinismus haben und ob «... dort der New Playground of the World liegt?»

«Ich würde sagen halbe-halbe ... Es ist auch noch eine Menge im Himalaja zu tun.»

Begib dich einmal im Jahr an einen Ort, an dem du noch nicht gewesen bist, ist die Botschaft des Dalai Lama. In den Polargebieten muß man danach nicht suchen. Man braucht gesunde Neugier, Entdeckerfreude, Mut, alpine Kompetenz und Wildniserfahrung. Oder einen kompetenten Begleiter. Und manchmal auch einen größeren Geldbeutel.

Um die unglaublichen bergsteigerischen Möglichkeiten der Polargebiete wissen nicht viele. Zumindest die Zukunft des Entdecker- und Abenteuerbergsteigens liegt in den Polargebieten. Die Kanadier
haben einen Aphorismus: Wer einmal da «oben»
(oder da «unten») war, ist arctic bitten, «gebissen» von
der Arktis, angefressen von dieser großartigen Natur.
Wir müssen aber auch mit dieser Arena der Einsam-

keit sorgfältig umgehen. Hinterlasse nicht mehr als deine eigenen Fußspuren ist ein wohlmeinender Ratschlag. Manchmal sind sogar diese zu viel. Es gilt sie respektvoll und sensibel zu erkunden – die unzähligen, unbenannten, unbekannten und unberührten Berge, Gebirge, Wände, Skitouren und Trekkingmöglichkeiten der Arktis und Antarktis – im New Playground of the World.

Das bayerische Bier scheint dem Sir zu schmecken. Halbe-halbe? Man sollte bei einer illustren Person tiefer gehen.

«Bist du der Meinung, daß die Gebirge der Welt ausverkauft sind? Welche Botschaft hast du für die jungen Bergsteiger?»

«Es ist genug da für mehrere Generationen. Man muß nur suchen. Es schafft so viel Befriedigung, neue Wege zu klettern. Auch eine neue, leichte Route ist hochbefriedigend. Entdecker zu sein ist die schönste Sache der Welt.»

Sagt er, der «Sir» in Sachen Bergsteigen. Wir lassen das letzte Bier dieses Abends zapfen.

Unbekannte, unbenannte, unbegangene North West
Territories von Kanada. Inseln mit sanften, tief verschneiten
Hügeln – eine Landschaft, wie der obere Teil der tiefwinterlichen Kitzbüheler Alpen. Menschenleer. Wurde einer der Berge je bestiegen? Vielleicht stand im Sommer ein Inuq auf der Jagd nach Karibus auf einem der Gipfel.
Foto: Archiv M. Vogeley

# Wie ein Astronaut auf einem fremden Planeten

Auf Expedition zur höchsten Erhebung am antarktischen Kontinent, dem Vinson-Massiv (4.897 m). Von Christoph Höbenreich

«CETERUM CENSEO MONTEM Vinsonem esse ascendum» - Die lateinische Antwort Gerhards auf meine Einladung zur Expedition ist typisch für seinen trockenen Humor und unmißverständlich: «Im übrigen bin ich der Meinung, daß der Mount Vinson bestiegen werden muß». Die Besteigung des Vinson-Massivs (wie der höchste Berg der Antarktis richtigerweise heißt) ist sicher eine der beeindruckendsten und erlebnisreichsten Aufgaben für einen Polarreisenden. Denn eine Expedition nach Antarktika führt in eine Grenzregion der Erde. Nur wenigen war es bisher vergönnt, das höchste Gebirge dieses Kontinents zu betreten. Und so fühlen wir uns dann letztlich auch mehr wie Astronauten auf einem fremden Planeten, nicht bloß wie Bergsteiger irgendwo auf einem weiteren hohen, kalten Berg.

Die ersten Expeditionen mit sportlichem Ehrgeiz in Antarktika während des heroischen Zeitalters seiner Entdecker waren auf das Erreichen des Geographischen Südpols und die Durchquerung des Kontinents ausgerichtet. Bis vor wenigen Jahren war das Bergsteigen in der Antarktis ausschließlich den mehr oder weniger wissenschaftlichen Expeditionen nationaler Forschungsprogramme vorbehalten. Bergsteigen war vorrangig eine Notwendigkeit, um auf Bergen Proben zu nehmen oder Messungen durchzuführen. Zahlreiche Erstbesteigungen erfolgten dabei während der großen Hundeschlitten- und Fahrzeugtraversen in den 1950er und 1960er Jahren. Zur wissenschaftlichen Exploration wurde dabei meist der höchste Berg einer Gebirgsgruppe ausgewählt und dessen Gipfel über seine einfachste Route bestiegen. So mancher Abstecher wurde aber nicht nur der hehren Wissenschaft zuliebe durchgeführt, sondern auch als Vorwand, auf einen Gipfel steigen zu «müssen». Manche Forscher verwendeten ihre Freizeit, um den einen oder anderen Berg zu besteigen und die Magie des Eises zu erleben. Einige bedeutende Besteigungen wurden auch im Rahmen der «Field Training Programs» großer Forschungsstationen unternommen. Nicht zuletzt sei erwähnt, daß zahlreiche Gipfel auch mithilfe von Schneemobilen oder Helikoptern «erstbestiegen» wurden.

#### Rück- und Ausblick

Der Pilot Lincoln Ellsworth sichtete auf einem Polarflug 1935 eine «sehr hohe» wolkenumhangene Gebirgskette, die er Sentinel Range benannte. Das eigentliche Vinson-Massiv in der Sentinel Range wurde während eines Erkundungsfluges der US Navy 1957 entdeckt und als höchstes Gebirge der Antarktis identifiziert. Nachdem das Ringen um alle Achttausendergipfel längst beendet war, gelang es am 18. Dezember 1966 Barry Corbet, John Evans, William Long und Pete Schoening im Rahmen einer aufwendigen nationalen US-Expedition unter Nicholas Clinch, den höchsten Punkt des Vinson-Massivs und damit des Kontinents erstmals zu betreten. Es war eine der wenigen offiziellen US-Expeditionen mit primär alpinistischer Intention. Die zweite eigenständige, aber nicht unumstrittene Besteigung erfolgte am 22. Dezember 1979 durch die Deutschen Peter von Gizycki1 und Werner Buggisch sowie den Russen Wladimir Samsonow während einer US-Forschungsexpedition. Da die drei Abenteurer jedoch weder den offiziellen Auftrag noch die Erlaubnis zur Besteigung hatten, führte ihre Aktion zu einer Mißstimmung beim US-Antarktis-Forschungsprogramm (USARP), denn Tourismus und damit auch Bergsteigen um seiner selbst Willen widerspricht dessen Politik. Mit der von den drei Europäern aufgestellten roten Flagge konnte aber die Höhe des Vinson-Massivs trigonometrisch gemessen und von bisher 5140 m auf die nun gültige Marke von 4897 m korrigiert werden.

Eine runde Aluminiumbox schützt noch heute das



Das Vinson-Massiv (oben links im Bild) in den Ellsworth Mountains ist das höchste Gebirge des Kontinents Antarktika. Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor.

kleine, ehrwürdige Gipfelbuch, in dem so illustre Namen zu finden sind wie Chris Bonington (1983), Yvon Chouinard (1984), Reinhold Messner, Wolfgang Thomaseth und Oswald Ölz (1986), Ronald Naar (1987), Rob Hall (1989), Peter Hillary, Christine Janin (1991), Conrad Anker und Doug Scott (1992), Ralf Dujmovits (1993), Roger Mear sowie Erhard Loretan (1994), Alex Lowe oder Marek Kaminski (1997), um nur einige zu nennen. Der Vinson wurde auch von Alpin- und Telemarkskifahrern, Paragleitern (Vernon Tejas, 1988) und Snowboardern (Stephen Koch, 1999) erfolgreich als Sportstätte benutzt.

In den letzten Jahren zieht es vermehrt Alpinisten in diesen abgelegenen Winkel der Erde, die ihren Traum der «Seven Summits» verwirklichen wollen. Dem Vinson-Massiv kommt damit als einem der jeweils höchsten Berge aller sieben Kontinente herausragende Bedeutung zu. Diese skurrile Tatsache ist es schließlich, die die meisten der Gipfelaspiranten überhaupt erst in die Antarktis lockt. Leider sind

viele «Vinsonäre» als Gipfelsammler gar nicht an der einzigartigen Schönheit der antarktischen Natur interessiert – oder geben dies zumindest nur vor – sondern lediglich daran, auf dem begehrten Gipfel gestanden zu sein und eine weitere Trophäe in ihr Tourenbuch schreiben zu können. Es führt dann oft zu einer großen Unzufriedenheit, wenn der Gipfel nicht erreicht werden kann. Bisher dürfte der Berg fast 500 Besteigungen aufweisen, wobei Mehrfachbesteigungen zahlreicher Personen eingerechnet sind. Abgesehen von Hügeln um die Forschungsbasen zählt der bei weitem am häufigsten bestiegene Berg der Antarktis im Jahr 2000 knapp halb so viele Gipfelsieger wie der Mount Everest.

Mitte der 80er Jahre verwirklichten die jungen kanadischen Abenteurer und Polarpioniere Martyn Williams und Pat Morrow sowie der erfahrene englische Polarflieger Giles Kershaw ihr ambitioniertes Ziel, eine zivile Flugverbindung für (betuchte) Bergsteiger in die Antarktis aufzubauen. Obwohl damit heute beinahe jeder Punkt der Antarktis bis hin zum

Südpol prinzipiell mit Yacht, Eisbrecher oder Flugzeug erreichbar ist, bleibt die Finanzierung der Anreise in die Antarktis neben den logistischen und klimatischen Hindernissen das größte Problem für private Expeditionen. Die Antarktis beheimatet daher noch immer die wohl am schwersten zu erreichenden Gebirge der Erde – zumindest über dem Meeresspie-

Antarktika ist ein wahres Paradies für Bergsteiger mit Pioniergeist und insbesondere Erstbegeher, denn hier gibt es noch Tausende unbestiegene Berge. Die meisten haben noch nicht einmal einen Namen. Ganze Gebiete wurden erst in den vergangenen paar Jahren für Bergsteiger entdeckt. Im Queen Maud Land oder auf der Antarktischen Halbinsel wurden nicht nur klassische «Alpingipfel» bestiegen, sondern bereits schwerste Klettereien durchgeführt. Die Palette der alpinistischen Möglichkeiten in der Antarktis reicht von endlos langen Schneehatschern über anspruchsvolle, kombinierte Wände auf hohe Viertausender, steile Eiscouloirs, überwächtete und messerscharfe Grate bis hin zu abweisenden Granitmauern, die moderne Big-Wall-Techniken und hochgradige Kälteresistenz erfordern. Das alpinistische Potential der Antarktis konnte bisher kaum angekratzt werden, obwohl der weltweit florierende Extremtourismus auch die einstige terra incognita für die Allgemeinheit zugänglich gemacht hat. Das Südpolargebiet wird allerdings für die Masse der Bergsteiger aufgrund der hohen Kosten der Anreise wohl immer ein Traum bleiben. Die Entwicklung des Polartourismus in den letzten fünfzehn Jahren zeigt andererseits, daß die unbekannten und schweren Gipfel Antarktikas die großen Ziele der Neulandsuchenden und (neben dem Mars?) Spielplätze der Helden des 21. Jahrhunderts darstellen werden.

#### Sinn und Unsinn

Wir sind ein kleines und ausgewogenes Team. Jeder Teilnehmer bringt die notwendige Erfahrung, Abhärtung und das Können mit, um in der Antarktis bestehen zu können: Gerhard Schuhmann, Helmut Graupner, Mario Trimeri und ich brechen im November 2000 in die höchsten geographischen Breiten der Südhalbkugel auf. Für das wahre Gelingen einer Expedition kommt es auf die «inneren Werte» der Teilnehmer an. Neben der physischen Stärke sind Geduld, Optimismus, Toleranz und eine gewisse Leidensfähigkeit die wichtigsten Eigenschaften eines Polarfahrers. Denn es geht um die Kunst des gemeinsamen Überwindens von physischen und psychischen Hindernissen. Wichtig dabei ist die richtige Einstellung: Herz, Engagement und Identifizierung mit der Welt, die uns erwartet.

Was treibt nun ganz normale Menschen dazu, in Grenzräume der Erde aufzubrechen, dabei Gefahren und Strapazen sowie hohe Kosten auf sich zu nehmen? Zwar haben uns zu diesem Thema bereits unzählige bergsteigende Denker beziehungsweise denkende Bergsteiger mit einfältig-praktischen bis ausschweifend-philosophischen Ergüssen beglückt. Bergsteigen an sich bedarf jedoch eigentlich keiner Begründung oder gar Legitimation. Der vielzitierte Satz «auf Berge steigen, weil sie da sind» erscheint gerade in der Antarktis wieder zu banal. Daher sei im folgenden der Versuch gewagt, die Motivation für unsere doch nicht alltägliche Bergreise zu beschrei-

Die erste in Österreich initiierte und organisierte Expedition zum Vinson-Massiv ist für mich als Bergführer und Expeditionsleiter eine besondere Herausforderung. Nach der erfolgreichen Leitung der ersten Skireise aus dem deutschen Sprachraum zum Nordpol 19972 begebe ich mich wieder in anspruchsvolles Organisationsneuland. Je näher der Zeitpunkt des Aufbruchs rückt, desto öfter zweifelt man, ob die zu erwartenden Temperaturen wohl auszuhalten sind, ob das Wetter das Erreichen des Gipfels zulassen wird, ob das Material richtig gewählt ist, ob, ob, ob... Aber wie fast immer lösen sich Rätsel, die zu Hause Grübeln oder sogar schlaflose Nächte verursachen, vor Ort dann ganz einfach. Den Gipfel des Vinson-Massivs zu erreichen, ist lediglich das vordergründige Ziel unserer Antarktisexpedition, sozusagen das sprichwörtliche Tüpfchen auf dem i. Denn es muß mehr sein, als nur der Öffentlichkeit, seinem Freundeskreis, seinen Eltern oder einfach sich selbst auf der Suche nach Bestätigung, Lob und Anerkennung mit einer (Polar-)Expedition etwas beweisen zu wollen. Aber welcher Alpinathlet gäbe so etwas als alleinigen Antrieb frei-

Beim Bergsteigen in der Antarktis schwingt auch heute noch ein Körnchen Entdeckergeist und Abenteuerromantik mit. Das eigentliche und damit hintergründige Ziel der Expedition ist unsichtbar. Die Erfüllung des Traums, die südpolaren Eiswüsten und Hochgebirge eingehend zu erleben, zählt bei weitem mehr als das Wissen, auf einem berühmten Gipfel zu stehen. So kommt mir während des Anfluges zum Berg sogar in den Sinn, das Vinson-Massiv mit Ski und Schlitten zu umrunden, anstatt es zu besteigen, was sicher genauso, wenn nicht noch reizvoller wäre. Polarreisende sind auf der Suche nach etwas, was sich nur erfahren, aber (nicht nur aus Unfähigkeit) kaum erklären und beschreiben läßt. Das ist das Dilemma, da die Daheimgebliebenen die wahren Eindrücke selbst in noch so aufwendigen Diashows nur ansatzweise, wenn überhaupt nachvollziehen können. Die Grundmotivation zu einer Polarexpedition beziehungsweise zu einem durch Selbstverwirklichungsdrang, Fluchtreflex und Entdeckungsgelüste gesteigerten Egotrip «am Ende der Welt» ist heute die Lust, eine gewisse Neugier zu befriedigen.

Fallschirmsprünge oder Ballonstarts beispielsweise, wie sie in den vergangenen Jahren am Südpol durchgeführt wurden, ermöglichen nur kurze und oberflächliche Einblicke in die Antarktis und dienen primär lediglich der Befriedigung einer modernen Sensationslüsternheit. Die Antarktis offenbart ihre wahre Schönheit hingegen dem, der sich der Natur wirklich aussetzt und zu Fuß mit Schlafsack und Zelt unterwegs ist. Die Reizarmut in der monotonen Landschaft schärft alle Sinne. Die Wahrnehmung ist intensiviert. Das Gefühl zu leben wird durch die extremen äußeren Bedingungen, die ständig Überwindung und vollen Einsatz erfordern, als etwas Kostbares empfunden.

Es geht daher wohl einfach darum, die in der Eiswelt der Antarktis verbrachte Zeit so intensiv wie möglich zu erleben. Die Stille und die Zeitenthobenheit durch den Polartag verstärken noch das Gefühl der scheinbaren Unendlichkeit des Raumes und der Menschenleere in der Antarktis. Diese wird sowohl als unheimlich wie auch faszinierend erlebt. Die endlosen Eiswüsten sind wunderbar und dennoch schrecklich, «Himmel und Hölle» (R. Messner) zugleich. Nichts verstellt den Blick, und doch bleibt das Wesen des Eises unüberschaubar. Stereotype Klischees? Sehnsuchtsprojektionen? Möglicherweise. Denn Polarreisende sind in der Auseinandersetzung mit der Natur immer einem Wechselbad der Gefühle ausgesetzt: Hoffnung, Angst, Ungewißheit, Freiheit und Freude. Werte wie Abgeschiedenheit, Ruhe, Ausgesetztsein und Langsamkeit sind in unserer alltäglichen Lebenswelt abhanden gekommen, in der Antarktis jedoch noch zu finden.

Diese lebensfeindliche Welt ermöglicht eine intensive Auseinandersetzung mit der wilden Natur - und mit sich selbst. Trotz oder gerade wegen der Entbehrungen reduziert das Ausgesetztsein in Kälte, Eis, Schnee, Licht und Stille das Leben auf das Wesent-

liche. So ist eine Expedition in die Südpolarregion daher auch eine Reise nach innen. Das Ziel (also der Gipfel) ist letztlich wichtig, um den Weg zu finden! Die romantische Philosophie des Unterwegsseins und Eiswanderns ermöglicht die wertvollsten Ein-



drücke. Der Geist und die Seele finden hier jene Zeit der Verinnerlichung, die in unserem Alltag allzu leicht verloren geht. Begreift man die Antarktis nicht als lebensfeindliche Macht (was sie de facto ja ist), an der man in einem überzogenen Überlebenstraining nur seine Kräfte mißt, bleibt die Verlockung der Wüste aus Eis und Schnee geheimnisvoll, denn sie schenkt Raum für Träume und Ruhe zum Atmen...

Die polartaugliche Twin-Otter, der «Jeep» unter den Flugzeugen, flog von Kanada 15.000 Kilometer guer durch beide Amerikas bis in die Antarktis.

#### Anreise

Um in die Antarktis zu gelangen, ist eine äußerst aufwendige Logistik von Europa mit insgesamt fünf Flügen notwendig. Schon die Anreise an die Südspitze Südamerikas ist ein Abenteuer für sich. Von Punta Arenas fliegen wir mit einer modernen, für Expeditionsbergsteiger adaptierten C-130-Transportmaschine, die eigens für diese Zwecke in Südafrika gechartert worden ist. Normalerweise fliegt das bullige Kraftmonster, das seinem Beinamen «Hercules» alle Ehre macht, Versorgungsflüge und «Air drops» (Luftabwürfe) in schwer erreichbare Regionen oder Notstandsgebiete Schwarzafrikas. An Bord sind neben anderen Vinson-Aspiranten noch Polgeher, Wissenschaftler und Südpoltouristen sowie eine Menge Gepäck. Eine Toilette ist hinter einem Vorhang notdürftig eingerichtet, und im Heck stehen zwei

Feldbetten für die Besatzung, die sich beim Flug abwechselt. Wegen des ohrenbetäubenden Lärms im Flugzeug werden Ohrenstöpsel verteilt. Nach der Überquerung der Drake-Passage, die für ihre Stürme berüchtigt ist, fliegen wir entlang der stark vergletscherten Antarktischen Halbinsel weiter nach Süden. Aus dem Cockpit, das wir freundlicherweise betreten dürfen, erspähen wir eisgepanzerte Berge, kalbende Gletscher und Schelfeisflächen.

Nach einem 3500 km langen und sechs Stunden dauernden Flug setzt die dröhnende Propellermaschine in der Nähe der Eisstation «Patriot Hills» sanft wie eine Schneeflocke auf dem von den permanenten Stürmen blank gefegten Gletscherfeld «Blue Ice» auf. Hier ermöglicht das glasharte Eis als natürliche Landepiste der Hercules mit Rädern und ohne Schneekufen gerade noch innerhalb der maximalen Reichweite der Treibstoffvorräte aufzusetzen. Letztere müssen so bemessen sein, daß bei Schlechtwetter ohne Landemöglichkeit sofort wieder nach Punta Arenas zurückgeflogen werden kann, da Zwischenlandungen nicht möglich sind.

Die beiden Twin-Otter-Maschinen in Patriot Hills sind etliche Wochen vorher aus Kanada den ganzen amerikanischen Kontinent entlang fast 15.000 Kilometer nach Süden in die Antarktis geflogen, um die Landepiste für die Hercules vorzubereiten und das Lager Patriot Hills aufzubauen und für wenige Wochen im Jahr in Betrieb zu nehmen. Es besteht aus mehreren Zelten, darunter je einem großen Küchen-, Eß-, Werkstatt-, Funk-, Bibliotheks-, Klo- und sogar einem Waschzelt. Dazwischen liegen verstreut die kleinen Schlafzelte.

Nach drei Stunden - also für polare Verhältnisse praktisch sofort - können wir bei bestem Wetter von Patriot Hills mit einer der beiden zweimotorigen Twin Otters zu unserem eigentlichen Ausgangspunkt weiterfliegen. Beim Anflug ist das Vinson-Massiv zuerst leider wolkenverhangen, doch plötzlich steht seine Westwand wie eine riesige Mauer vor uns. Beim Anblick dieser Berge verschlägt es uns die Sprache. Obwohl wir uns mit Bild- und Kartenmaterial bestens vorbereitet haben, sind wir von den Dimensionen des Gebirges überwältigt. Der 60jährige Schweizer Polarflieger Karl landet «seine Twin» an der Basis des Vinson-Massivs auf dem Branscomb-Gletscher, wo sich das Vinson-Basislager befindet. Obwohl ein hier stationierter Funker Kontakt zu Patriot Hills hält, sofern das Wetter eine Verbindung ermöglicht, sind wir ab jetzt auf uns selbst angewiesen und können auch kaum mit Hilfe oder Rettung

von außen rechnen. Der Zeitpunkt, wann wir wieder abgeholt werden, wird vereinbart. Jedoch kann es aufgrund widriger Witterungsbedingungen wie Nebel oder Sturm zu Verzögerungen um Tage, ja Wochen kommen. Es kann passieren, daß man tagelang einen der berüchtigten Stürme, die vom Inlandeis zum Meer donnern, im Zelt oder im Iglu aussitzen muß. Daher führen wir Reservelebensmittel für mindestens zwei Wochen mit. Bisher hatten wir Glück. Während wir mit einer Verzögerung von nur zwei Tagen aus Punta Arenas direkt bis ins Vinson-Basislager gelangten, benötigte eine andere und ziemlich entnervte Gruppe dazu insgesamt achtzehn Tage, da die Flugzeuge wegen anhaltenden Schlechtwetters nicht aufsteigen konnten.

Verschiebungen bei den Sichtflügen in der Antarktis aufgrund ungünstiger Wetterbedingungen sind normal, termingenaue Flüge eher die Ausnahme. Davon ist auch die Forschung oder der derzeitige Ausbau der berühmten US-Station «Amundsen-Scott» am Südpol selbst betroffen. Improvisation und Flexibilität sind gefragt! Gerade das ist aber das Phantastische: Hier ist nicht alles bis ins letzte Detail vorherseh- und planbar. Die Antarktis ist ein guter Lehrmeister für Geduld und einen Lebensrhythmus, bei dem Langsamkeit das bestimmende Maß ist.

Es ist eine großartige Erfahrung, zu erleben, daß man selbst bei größtem persönlichen Einsatz in der Wildnis immer die Gunst der Natur auf seiner Seite haben muß, um erfolgreich zu sein. Ich möchte damit unterstreichen, daß der Erfolg am Vinson nicht nur von einer perfekten Planung und Vorbereitung der Expedition oder einer guten Teamleistung, sondern insbesondere von den Verhältnis-

Im Sturm schrumpft die Welt der Geborgenheit auf ein Paar Quadratmeter Zeltfläche. Der Autor beim Genuß der Polardiät, einer kalorien- und fettreichen Expeditionsnahrung.





Unsere Polarzelte trotzen tapfer den starken Höhenstürmen am Vinson.

sen am Berg abhängt, die uns letztlich gewogen waren.

#### Antarktis oder Antarktika?

Nachdem die Twin Otter nach Patriot Hills zurückgeflogen ist, richten wir auf dem Eisplateau am Fuße des Vinson-Massivs auf etwa 2100 m für einen Tag unser Basislager ein. Wir wollen den südpolaren Riesen mit je einem Hochlager auf etwa 2900 m, 3200 m und 3950 m im polaren Alpinstil besteigen. Das heißt, der Anmarsch bis ins zweite Hochlager erfolgt mit Schlitten, die wir hinter uns herziehen. Wir nehmen dabei unsere Zelte von Lager zu Lager weiter nach oben mit und bauen keine fixe Lagerkette (was man als «Expeditionsstil» bezeichnet) als Rückzugsmöglichkeit auf. Praktisch bedeutet das, daß wir unser ganzes Hab und Gut wie Schnecken mit uns mitschleppen - und daher auch fast so langsam gehen. Bis zum Gipfel muß eine Strecke von ungefähr zwanzig Kilometern mit Gletscherspalten, Seraczonen und bis zu knapp vierzig Grad steilen Flanken sowie ein großes Gipfelplateau bewältigt

Einer der Hauptunterschiede zur maritimen Nordpolregion (Arktis) ist, daß die Südpolregion kontinental geprägt ist. Antarktika ist ein Kontinent, also das von Land und Schelfeis gebildete Gebiet im Zentrum der Antarktis. Was und wo ist aber die Antarktis? Als mathematische Grenze des «Südpolargebietes» - nicht jedoch der Antarktis - gilt der südliche Polarkreis. Das ist jener nördlichste Breitenkreis (66° 33' S), bei dem zu Sonnenhöchststand am 21. Dezember die Sonne nie untergeht. Diese Grenze wird jedoch dem Klima der Antarktis nicht gerecht, da manche Teile der Antarktischen Halbinsel oder einige Gebiete der Ostantarktis ausgeschlossen bleiben. Auch eine Abgrenzung nach der Packeisverteilung oder gar der Baumgrenze ist nicht sinnvoll. Die Meeresströmung rund um die Antarktis übt einen starken Einfluß auf das Klima der Südhalbkugel aus. Üblicherweise wird daher der Antarktische Zirkumpolarstrom als naturräumliche Abgrenzung der Antarktis verstanden, denn er grenzt die relativ warmen nördlichen Ozeane und die kalten antarktischen Gewässer voneinander ab. In Anlehnung daran ist die politische Grenze der Antarktis im internationalen Antarktisvertrag mit dem 60. südlichen Breitengrad festgehalten. Auf die Landgebiete südlich dieser Vertragsgrenze gibt es wohl Ansprüche einiger Nationen. Diese sind aber bis auf weiteres «auf Eis» gelegt. Denn für eine völkerrechtliche Zuordnung dieser Flächen zu einzelnen Nationalstaaten wäre eine ständige Bevölkerung und eine Staatsordnung notwendig. Mit Überwinterungen von Forschern sind diese Kriterien nicht gegeben, selbst wenn in der Antarktis aus politischstrategischen Gründen sogar schon ein Kind zur Welt gebracht wurde. Um die Antarktis wird es sicher nicht nur infolge einer Klimaerwärmung noch heiß hergehen, wenn der Vertrag ausläuft und neu zu verhandeln ist.

#### Bergsteigen nahe dem Südpol

Das Vinson-Massiv liegt in der Sentinel Range der Ellsworth Mountains, die ein Teil des Transantarktischen Gebirges sind. Dieses zieht sich quer durch Antarktika und ist die Fortsetzung jenes riesigen Gebirgszuges, der sich über drei Kontinente erstreckt: In Alaska beginnend zieht er mit der Kordillere durch Nordamerika, verläuft mit den Anden durch Südamerika und findet mit der Antarktischen Halbinsel seinen Anschluß in Antarktika. Die Ellsworth Range trennt das 2000 m hohe westantarktische Eisplateau vom Ronnie-Eisschelf, das von den gigantischen Newcomer- und Nimitz-Gletschern gespeist wird. Schelfeis ist auf dem Meer schwimmendes, mehrere hundert Meter dickes Gletschereis. Das Vinson-Massiv liegt nur 1200 km vom Südpol entfernt. Die isolierte Lage in extrem südlicher geographischer Breite, die extrem tiefen Temperaturen, die Stürme und seine Höhe verlangen ein großes Maß an Härte und Einsatz jedes einzelnen Bergsteigers. Durch die «Ausdünnung» der Atmosphäre an den Polen wirkt das Vinson-Massiv physiologisch noch höher und darf daher nicht einfach mit dem Mont Blanc (4807 m) verglichen werden.

Im Vinson-Massiv treffen viele der faszinierenden Eigenheiten des Kontinents Antarktika zusammen: Hohe Berge, extrem trockene und klare Luft, scheinbar unendliche Weiten der Inlandeise, große Eisströme und gewaltige Gletscherabbrüche. Erfreulicherweise leben zudem in der Antarktis keine Eisbären wie im Nordpolargebiet! Hier gibt es noch zahlreiche unbestiegene Berge und Gebiete, in die noch nie ein Mensch seinen Fuß gesetzt hat. Noch gibt es keine überfüllten Basislager oder Massen wie in manchen Regionen des Himalaja oder am Mount McKinley.

Am Morgen nach der Landung im Basislager verteilen wir unsere Ausrüstung in die Rucksäcke und auf die Plastikschlitten. Mit Proviant, Benzin, Schaufel, Zelt, Schlafsack und Kletterausrüstung hat jeder

Teilnehmer etwa 50 kg zu transportieren. Es herrscht Nebel, als wir aus dem Basislager aufbrechen. Im diffusen Licht verschmelzen die Schneeoberfläche und der Himmel zu einer Leere, in der kein Horizont mehr zu sehen ist. In einem «White Out» verschwinden sämtliche Kontraste. Alles versinkt in einer gleichförmigen, orientierungslosen Welt. Weiter oben hoffen wir jedoch auf Sonnenschein. Tatsächlich ist es «oberhell», und schon bald schleifen wir die Schlitten unter sengender Sonne durch den Schnee. Das Basislager und die Ebene vor der Gebirgskette sind völlig unter einer dichten Wolkendecke verschwunden, während wir hier oben bei Inversionslage bestes Wetter haben. Absurd - in der Antarktis so zu schwitzen! Während die sonnenzugewandte Körperseite durch die Strahlungsenergie warm ist, friert man auf der Schattenseite.

Die routinemäßige Lagerarbeit ist ein wichtiger Bestandteil einer Polarexpedition. Zeltplatz ausschaufeln, Schnee festtreten, Zelt aufbauen und absichern, Toilette bauen, Liegematten und Schlafsäcke ausrollen, Gewand trocknen, Material reparieren oder sortieren, Schnee schmelzen und kochen, wodurch es im Zelt dampft und sich sofort überall Reif anlagert. Man fühlt sich wie in einem Tiefkühlschrank. Morgens und vor allem Abends kochen wir im Zelt oft stundenlang. Mit klammen Fingern hantieren wir mit den Kochern. Dabei verwenden wir bewährte Hochleistungsbrenner und reines Benzin, das den höchsten Brennwert hat. Wir müssen jedoch äußerst vorsichtig sein, kein Rädchen zu fest öffnen oder schließen, da in der Kälte immer die Gefahr eines Materialbruchs gegeben ist. Und wenn austretendes Benzin explosionsartig entflammt, wird es im Zelt mehr als ungemütlich. Eine der größten Gefahren in der Antarktis ist paradoxerweise die enorme Feuergefahr, wenn im Ausrüstungsgewühl im engen Zelt gekocht wird! 1952 zerstörte ein Feuer sogar eine ganze französische Forschungsstation.

Wir verwenden große, sturmfeste Dreimannzelte, die wir nur zu zweit belegen. In der Kälte braucht man erfahrungsgemäß mehr Schlaf als daheim. Aber trotz der Müdigkeit fällt uns das Einschlafen nicht leicht, denn entweder ist der Kopf noch voller Gedanken oder der 24 Stunden dauernde Sonnenschein bringt den Schlafrhythmus durcheinander. Daher müssen wir uns anfangs in der Mitternachtssonne zum Schlafen zwingen, bis wir den neuen Lebensrhythmus gefunden haben. Da während des Schlafs das Zelt innen völlig mit Rauhreif vereist, warten wir mit dem Aufstehen meist auf die wärmenden Son-



Ein antarktischer Blizzard fegt über die Polarzelte. nenstrahlen. Es kostet immer einige Überwindung, aus dem warmen Schlafsack herauszukriechen und den Benzinkocher zum Schneeschmelzen in Gang zu setzen.

Die Nahrung ist nicht nur Kalorienzufuhr für die körperliche Arbeit und die Wärmeproduktion, sondern auch ein Genuß, auf den man sich den ganzen Tag freut. Und so ernähren wir uns nicht nur von Expeditionspülverchen. Gerade unter Extrembedingungen ist es günstig, auf vertraute Nahrungsmittel wie Cappuccino, Tee, Speck, Salami, Müsli, Käse, Schokolade, Trockenbrot und Suppen nicht zu verzichten. Bei der Anstrengung und der großen Kälte muß man dem Körper hoch energiereiche Nahrung zuführen. Tagsüber länger zu stoppen und zu kochen ist unpraktisch. Daher nehmen wir bei den Pausen neben Tee auch regelmäßig kälteresistente Energieriegel, Nüsse und Trockenobst zu uns.

#### Land der Stürme

Die Antarktis ist der Eiskasten der Erde. In der russischen Forschungsstation Wostok wurde am 21. Juli 1983 mit -89,5°C die tiefste Temperatur auf unserem Planeten gemessen. Die Antarktis würde

ohne den ständigen Zufluß warmer Luft immer kälter werden. Obwohl dort jährlich nicht weniger Sonnenlicht vorhanden ist als am Äquator, ist Antarktika der kälteste Kontinent der Erde. Die gesamte Strahlungsenergie fällt nämlich in einem sehr flachen Winkel ein. Die Temperaturen entlang der Küste reichen von einer sommerlichen Durchschnittstemperatur von über 0°C bis etwa zwischen -20 und -30°C im Winter. Im hochgelegenen Inneren des Kontinents ist es jeweils noch mindestes 20°C kälter. Antarktika ist eine polare Eiswüste. Auf dem Kontinent fallen nur wenige Dezimeter, in manchen Gebieten nur wenige Zenti- oder sogar nur Millimeter Niederschlag pro Jahr. Tiefdrucksysteme bringen zwar feuchte Luft aus dem Norden in die Antarktis, außer in tiefliegenden Regionen dringen sie jedoch nicht weit in das Innere des Kontinents vor. Folglich fällt der meiste Schnee im Küstenbereich. Die Niederschläge nehmen mit zunehmender Höhe und Entfernung zum Meer ab. Die Antarktische Halbinsel weist die größte Niederschlagsmenge des Kontinents auf, da sie den Zyklonen am stärksten ausgesetzt ist. Der Niederschlag im Inneren der Antarktis wird meistens in Form von Driftschnee vom Küsten-



bereich herangeweht.

Rein alpintechnisch gesehen ist das Vinson-Massiv auf der Route der Erstbesteiger relativ einfach zu besteigen. Neben den schweren Rucksäcken und Schlitten stellt die Kälte die größte Schwierigkeit dar, die jede Tätigkeit zur harten Arbeit werden läßt. Wir messen in den Zelten bis zu -30°C! Kunststoffe werden steif oder brechen. Metall, ebenfalls so kalt wie die Luft, ist sehr unangenehm anzugreifen. Und «wichtige Geschäfte» lernt man sehr schnell zu verrichten. Mit den Benzinkochern kann man ein Zelt ordentlich aufheizen, um für ein paar Minuten Erleichterung zu finden, ohne im Schlafsack sitzen zu müssen.

Obwohl die Sonne im Südpolarsommer eigentlich nicht untergeht und es nie dunkel wird, bringt das Bergsteigen in der Antarktis im Gegensatz zum polaren Schiwandern in den Ebenen den nachteiligen Effekt mit sich, eine Zeitlang im Schatten des Berges sein zu müssen. Denn ohne Sonnenstrahlung wird es richtig frisch. Interessant ist andererseits, daß wir eine Lufttemperatur von -25°C bei absoluter

Windstille und bei klarem Sonnenschein durch die Strahlungswärme relativ angenehm empfinden und nur die Unterwäsche und ein dunkles Fleece benötigen. Aber beim geringsten Windhauch oder einer schwachen Abdeckung der Sonne durch eine sehr dünne Cirrus-Bewölkung zeigt die Kälte dann ihre Zähne, die uns in die Daunenkleidung oder gleich in den Schlafsack zwingt.

Die Antarktis ist bekannt für ihre schweren Stürme. Auch die Gewässer um die Antarktis herum sind von den Seefahrern gefürchtet. Die südlichen Breitengrade werden in der Schiffahrt als die «Roaring Forties» (die Brüllenden 40er), die «Furious Fifties» (die Wilden 50er) und die «Screaming Sixties» (die Heulenden 60er) bezeichnet. Einer der stärksten Stürme des Kontinents entsteht durch Temperaturinversionen auf dem etwa 3000 m hohen Südpolarplateau, das eine beständige Quelle kalter Luft ist. Aufgrund der Schwerkraft fließt diese extrem kalte und dichte Luft vom Südpolarplateau radial hinunter zur Küste. Durch Gebirge und Täler werden die Luftströme kanalisiert, mit anderen Strömungen zusammenge-

Die schweren Stürme halten das glasharte Gletschereis am Fuße der Patriot Hills schneefrei.

führt und so verstärkt. Die Windgeschwindigkeit dieser sogenannten katabatischen Fallwinde kann plötzlich vom leichten Lüftchen zum Sturm ansteigen. Die antarktischen Blizzards verursachen durch Schneetreiben nicht nur völlige Orientierungslosigkeit, sondern auch Bedingungen, die einen Aufenthalt im Freien lebensgefährlich und ein Marschieren unmöglich machen.

Äußerst unangenehm und gefährlich ist, daß der Wind die eigentliche Lufttemperatur subjektiv noch kälter macht. Der sogenannte Windchill entsteht dadurch, daß das Warmluftpolster, das sich bei Windstille um den Körper bildet, weggeweht wird. Starke Auskühlung des Körpers und große lokale Erfrierungsgefahr sind die Folge. Am Gipfel des Vinson-Massivs sind wir mit einem Windchill von unvorstellbaren -70°C konfrontiert, der sich aus einer Lufttemperatur von -35 bis -40°C und einem bissigen Wind von ungefähr vierzig Kilometer in der Stunde ergibt. Hier herrscht größte Erfrierungsgefahr, denn nur wenige Sekunden reichen dann aus, um Haut und Fleisch gefrieren zu lassen. Nur durch beste Ausrüstung und absolute Vorsicht erreichen wir wieder gesund das letzte Hochlager. Von der Kälte und ganz besonders von den schweren Stürmen geht die größte Gefahr aus. So peitschen in Patriot Hills Böen, die mit einem ordentlichen Föhn am Patscherkofel ohne weiteres mithalten können. Die Zelte müssen daher sehr gut verankert und täglich nachgespannt werden. Wir errichten keine hohen Schutzmauern, da diese nämlich den nachteiligen Effekt haben, im Lee - wo ja das Zelt steht - viel Triebschnee anzusammeln. Viel besser bewährt sich die Aufschüttung eines kleinen Schneehaufens, der dem Wind die Stirn bietet und den Luftstrom um das Zelt teilt.

#### Umweltschutz

Antarktika ist eine unbewohnte, kontinentale Eiswüste und (noch) einer der saubersten Kontinente der Erde. Und so sind wir darauf bedacht, grundsätzlich nichts außer Fußspuren zu hinterlassen und nichts außer Bildern und Erfahrungen mitzunehmen, wie die schöne Regel lautet. Ein möglichst naturschonendes Vorgehen erscheint bei vielen Expeditionen lediglich als leere Worthülse, wenn man an die Müllhalden in den Basislagern der großen Hochgebirge der Erde, die im wahrsten Sinne des Wortes oft beschissenen Hochlager an den überlaufenen Modebergen oder an den Sauerstoffflaschenberg am Südsattel des Mount Everest denkt. In der Antarktis

hingegen ist heute praktizierter Umweltschutz eine strenge Auflage, um dort überhaupt erst einen Fuß an die Basis eines Berges setzen zu dürfen. Jede Antarktisexpedition ist nach internationalen Vereinbarungen dazu verpflichtet, ihre gesamten Abfälle und Exkremente wieder aus der Antarktis abzutransportieren.

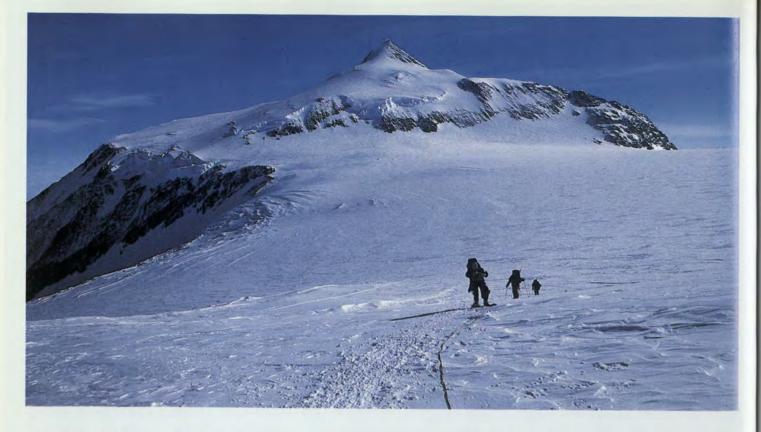
Im Vinson-Massiv ist diese Vorschrift längst akzeptiert worden. Da es beim Bergsteigen selbst unter extremsten klimatischen Bedingungen möglich ist, grundlegende Verhaltensregeln zum Umweltschutz einzuhalten, bedarf es einfach des Bewußtseins und Willens jedes einzelnen Bergsteigers. Exkremente würden sofort gefriertrocknen und danach in kleine Teile zerfallen und verweht. Durch die tiefen Temperaturen sind mikrobiologische Zerfallprozesse zudem äußerst langsam, wodurch jedes organische Material für Jahrhunderte konserviert bleibt. Wir lassen daher keine Abfälle zurück und tragen auch unsere gefrorenen Fäkalien in Plastiksäcken aus dem Gebirge ins Basislager zurück, von wo sie ihre Aus-



reise per Flugzeug antreten. Es ist ein gutes Gefühl, in der weißen Wildnis keine bleibenden Spuren, sondern den Berg für nachfolgende Bergsteiger so zu hinterlassen, wie wir ihn vorgefunden haben.

An dieser Stelle sei noch erwähnt, daß die verhältnismäßig größten Einflüsse des Menschen nicht durch Bergsteiger oder Polgeher, sondern durch die Kreuzfahrtschiffe in den ökologisch empfindlichen Küstengebieten und durch die nationalen Forschungsprogramme erfolgen. Insgesamt sind aber auch diese wohl nur geringfügig und punktuell.

Der Polarflieger Karl plant die Flugroute zum Vinson-Massiv.



Aufstieg vom Vinson-Shinn-Sattel über das Gipfelplateau zum höchsten Punkt Antarktikas.

#### Der weiße Riese

Die Besteigung selbst verläuft wie gewünscht. Der Schnee ist hart gefroren. Schi oder Schneeschuhe sind nicht notwendig, eher sogar hinderlich. In Bruchzonen marschieren wir angeseilt, während wir in spaltenlosen sowie in steilen Abschnitten wegen der Mitreißgefahr seilfrei gehen. Ab dem zweiten Hochlager können wir keine Schlitten mehr verwenden und deponieren diese zusammen mit dem Reservebenzin und Nahrungsmitteln. Die riesigen Rucksäcke lasten mit einem Gewicht von mindestens 35 kg auf unseren Schultern und Hüften. Am Vinson-Shinn-Sattel errichten wir unser drittes Hochlager auf einer Höhe von 3900 Metern. Hier verbringen wir einen Rasttag, um unsere Reserven aufzufüllen und Kraft zu tanken. Diese Taktik erweist sich als richtig, denn die Gipfeletappe fordert vollen Einsatz. Insgesamt dauert sie vierzehn Stunden.

Schon in den ersten Stunden des Gipfeltages zeichnen sich über den gegenüberliegenden Mount Shinn und Mount Epperly linsenförmige Wolken ab. Sie werden mit jeder Stunde größer und mächtiger. Kein gutes Zeichen, denn sie deuten auf starke Höhenstürme hin. Doch wir sind bereits knapp unter dem Gipfel. Dennoch umdrehen? Was, wenn sich auch der Vinson plötzlich eine dieser berüchtigten Sturmhauben aufsetzt? Am Gipfelgrat jagen bereits Schneefahnen in den Himmel. Nein, so knapp unterm

Gipfel geben wir uns nicht geschlagen - die einheitliche Stimmung bei allen. Die Höhe von knapp 5000 m macht sich nun deutlich bemerkbar. Wir klettern in einer Höhe, in der der Sauerstoffteildruck nur mehr etwa die Hälfte dessen auf Meereshöhe beträgt.

Der eigentliche Gipfel ist gar nicht einfach zu finden, da sich aus dem Gipfelplateau mehrere kleine Bergspitzen erheben. Der Gipfelaufbau ist im Vergleich zum gesamten Massiv eher wenig spektakulär. Über den schönen Westgrat erreichen wir schließlich am 11. Dezember 2000 am Nachmittag den Gipfel. Unsere barometrischen Höhenmesser zeigen knapp über 5100 Meter an, also mehr als die offizielle Höhe. Vor uns blinkt die Spitze des von den Erstbegehern eingerammten Schistocks aus der kleinen Schneepyramide. Trotz der Gefahr, am Metall festzufrieren, kann ich nicht umhin, dem Gipfelzeichen einen ganz schnelles Busserl aufzudrücken. Mario wälzt sich vor Freude am Boden. Bei den Umarmungen und den Gipfelgratulationen bleiben die Augen der abgebrühten Berghaudegen nicht trocken. Dann tragen wir uns nach Oswald «Bulle» Ölz, Dagmar Wabnig und Bernhard Berger als nächste Österreicher im Gipfelbuch des Vinson ein.

Doch lange hält die Gipfeleuphorie nicht an. Es weht bereits ein bedenklich starker Wind. Ein Teilnehmer zieht sich beim Fotografieren innerhalb von

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

nur zehn Sekunden eine wachsweiße Nase zu - das erste Zeichen einer Erfrierung. Sofort gebe ich ihm Deckung und wärme die Nase wieder auf. «Nichts wie weg hier!» ist nun die Devise. Noch ist die Sicht heroben sehr gut, doch wie lange noch? Wir wollen den Gipfelaufbau aber nicht nur erreichen, sondern auch überschreiten. Also steigen wir den gegenüberliegenden Felsgrat nach Osten ab - genau gegen den Wind. Der Sturm nimmt nun merklich an Stärke zu. Wir verhüllen die Gesichter mit Schutzmasken, Pelzkapuzen und Sturmbrillen. Die Brillen vereisen mit jedem Atemzug immer mehr. Obwohl noch kein Nebel herrscht, ist die Sicht wegen der vereisten Scheiben gleich Null. Als beste Lösung bleibt nur ein kleiner Sichtschlitz zwischen den Fleeceschichten vor dem Gesicht. Für die Augen ist die wegen des «Ozonlochs» intensive UV-Strahlung auch nicht gerade gesund. Aber es bleibt uns keine Wahl. Noch bevor sich auch der Gipfel des Vinson-Massivs in eine Sturmwolke hüllt, erreichen wir das Gletscherbecken und können uns mit Rückenwind auf den Weg zurück ins Hochlager 3 machen. Trinken, Essen, Schlafen - und dem Knattern der Zeltwände im Sturm lauschen.

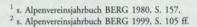
Zwei Nächte und einen Tag heult nun ein Blizzard, was uns genügend Zeit gibt, gemütlich im Zelt liegend den vergangenen Gipfeltag Revue passieren zu lassen. Es ist unmöglich, das Zelt als Insel der Sicherheit länger zu verlassen. Es sind ja auch die vereisten Handschuhe und Sturmhauben zu trocknen, die Flüssigkeitsreservoirs des Körpers aufzufüllen und das Reisetagebuch nachzuführen. Eine feine Sache auf einer Polarexpedition ist die Pinkelflasche. Sie erlaubt es, das «kleine Geschäft» im Zelt zu erledigen, was in einem Sturm nicht gerade schwer fällt. Danach hat man sogar eine mit +37°C (!) temperierte Wärmflasche, die man in den Fußraum des Schlafsacks stecken und dabei die Zehen aufwärmen kann. Ungewöhnliche Situationen erfordern einfache und manchmal auch ungewöhnliche Lösun-

Der Abstieg erfolgt dann problemlos, da der Sturm am kommenden Tag nachläßt. Die fünfzehn Kilometer lange Wanderung zurück ins Basislager ist der geruhsamste und meditativste Teil der Expedition. Der Schlitten ist zwar bergab nicht mehr kraftraubend, zerrt jedoch an den Zuggurten hin und her wie ein tolpatschiger Hund. Manche Passagen können wir sogar auf den Schlitten sitzend abwärts rodeln. Der frisch herangewehte Pulverschnee staubt dabei. Milliarden kleinste Eiskristalle glitzern in der eiskalten Luft. Mit dem Glücksgefühl des Gipfelsieges und bei herrlichem Wetter kann sich jeder während der stillen Stunden des Abstiegs von dieser faszinierenden Welt auf seine Weise verabschieden.

Der Rückflug nach Patriot Hills bei bestem Wetter und glasklarer Sicht ist die Krönung der Expedition. Eine Extraschleife des Twin-Otter-Piloten läßt uns die Aufstiegsroute rekapitulieren. Meine Juchzer sind auch im Motorenlärm nicht zu überhören. Da deutet mir unser Pilot Karl plötzlich, ich solle doch nicht durch die verkratzten Plexiglasscheiben fotografieren. Kurzerhand öffnet er im Cockpit sein Seitenfenster, rutscht mit der Brust ganz an den Steuerhebel vor und läßt mich hinter seinem Rücken die Kamera beim Fenster hinaushalten. Wie gut, einen schnellen Motorwinder in der Nikon und keine stur pflichtbewußte Stewardess an Bord zu haben. Gletscher, Spaltenzonen und Berge bilden aus der Luft betrachtet eine harmonische Symphonie in Weiß, das je nach Lichteinfall zu Blau oder Gold neigt.

In Patriot Hills müssen oder besser gesagt «dürfen» wir dann noch sechs Tage warten, bis wir ausfliegen können. Für mich - im Gegensatz zu manch anderem - ist diese ungeplante Verlängerung wie ein Geschenk des Himmels. Denn so sind uns noch eine Überschreitung der Patriot-Hills-Grate sowie Zeit zum Telemarken, Skiwandern und Skisegeln vergönnt. Nach einigen Wartetagen und einer Verzögerung der Rückreise aufgrund ungünstigen Wetters verlassen wir dann Antarktika, um genau am 24. Dezember nachmittags zu unseren Lieben daheim zurückzukehren - und gerade rechtzeitig zum ersehnten Weihnachtsschmaus!

Der Autor und Expeditionsleiter auf dem Gipfel des Vinson-Massivs bei -70°C Windchill.





# Der «Rauschende Wald» im Herzen Europas

Der Böhmerwald - ein Tier- und Pflanzenparadies und auch eine alte Kulturlandschaft. Von Horst Wirth

TIEFE, STILLE WÄLDER, übersonnte Berghügel, Wiesen, klare Bäche, Torfmoore von der Art nordischer Tundren, Quellgebiete bekannter Flüsse kennzeichnen einen wenig von der Zivilisation berührten Gebirgszug Mitteleuropas, den Böhmerwald. Es ist die Sumava, der «Rauschende Wald» in Tschechien. Im hügeligen Vorland wechseln Felder mit Wiesen, Dörfern und Städten ab, die eine interessante und oft wechselhafte Geschichte hinter sich haben. Die Schönheit Böhmens liegt zudem auch in vielen Schlössern und Burgen auf steilem Fels, in den Renaissance- und Barockbauten der kleinen Städte ebenso wie in gut erhaltenen historischen Stadtker-

Der Böhmerwald zieht von Nordwest nach Südost und gliedert sich in den oberen (nordwestlichen), mittleren und unteren. Höhere Gebirgszonen mit tiefen, langgestreckten Tälern kennzeichnen den oberen Böhmerwald, dessen Eintrittspforte Klattau (Klatovy) ist. Die Angel (Uhlava) entwässert den Nordteil. Flache Plateaus mit Moorgegenden erstrecken sich im mittleren Gebirgsteil. Hier liegt die bekannteste Sommerfrische, Böhmisch- oder Markt Eisenstein (Zelezná Ruda). Den mittleren Böhmerwald versorgen die Strela und Wottawa (Otava) mit Wasser. Der untere Böhmerwald bildet zwei langgestreckte Gebirgszüge, die sich über dem breiten Tal der oberen Moldau erheben beiderseits. Hier liegt auch das Quellgebiet der Moldau. Während sich das Bergland gegen Nordosten, nach Süd- und Zentralböhmen hinein allmählich verliert und eine wellige, malerische Vorgebirgslandschaft bildet, fällt es gegen Bayern steil ab, so daß die Berge von dort wuchtiger erscheinen. Von jeher bildete dieses Waldgebirge die Südwestgrenze Böhmens gegen Bayern und ganz im Süden gegen das oberösterreichische Mühlviertel. Hier wird im wesentlichen von der böhmischen Seite des Gebietes die Rede sein, die erst seit der Öffnung

von 1989 allmählich wieder in Bewußstsein der Reisenden getreten ist. Vorher verlief hier der Eiserne Vorhang zwischen Ost und West, und das unmittelbare Grenzgebiet war auf der Ostseite für jedermann gesperrt. Die Spuren der Vernachlässigung, ja Verwüstung in den nach 1945 zwangsweise entsiedelten Landstrichen sind noch häufig zu sehen.

Im Westen des Gebirges sind außer Böhmisch-Eisenstein auch Spitzberg (Spicák) und Eisenstraß (Hojsova Stráz) bekannte Erholungs- und Wintersportorte. Böhmisch-Eisenstein entstand im Mittelalter am Übergang von Böhmen nach Bayern. In seiner Umgebung fand man Eisenerze; daher auch der Name. Auf bayerischer Seite wurden silberhaltiger Bleiglanz, Kupfer- und Schwefelkies sowie Zinkblende abgebaut. Von diesen Bergwerken ist schon lange keines mehr in Betrieb. Das Gebiet war über lange Zeit zwischen dem Kurfürstentum Bayern und dem Königreich Böhmen strittig.

Bereits im 14. Jahrhundert ist Glasherstellung im Böhmerwald nachgewiesen, und im 16. Jahrhundert kamen Glasmacher aus Bayern in den Böhmerwald. Es gab zeitweise mehr als zwanzig größere Glashütten. Eine einzige von ihnen verbrauchte mehr als 10.000 Kubikmeter Holz im Jahr. Das entsprach im Winter 5000 Schlittenfuhren. Oft waren aber die Betriebe zur Glasherstellung auch sehr klein. Der Name Antygl im Vydratal etwa rührt von einem Tiegel her, der im Schmelzofen brannte. Mehr benötigte man nicht für die Herstellung der kleinen Glaskügelchen für einen Rosenkranz.

Jahrhundertelang bedeutete der Glashüttenbetrieb auch Raubbau am Holzreichtum des Grenzgebirges. War die Umgebung einer Glashütte abgeholzt, verlagerte man den Betrieb an eine andere holzreiche Stelle. Solche «fliegenden Glashütten» waren in Bayern und Böhmen Begründer zahlreicher Gebirgsortschaften, die an der Namensendung «-hütte» leicht zu erkennen sind. - Die bis Ende des 19. Jahrhunderts in hoher Blüte stehende Glasindustrie, auch in der Gegend von Böhmisch-Eisenstein, verschwand nach und nach, so die Gerlhütte, Ascherlhütte, Defferniker Hütte, Ferdinandsthal, Theresienhütte, Pampferhütte, Hurkental und die Spiegelglashütte Elisenthal. Geblieben ist eine Glashütte mit kleinem Museum in Eleonorenhain (Lenora).

Sehenswert in Böhmisch-Eisenstein (Zelezná Ruda) ist die Barockkirche der Hilfreichen Jungfrau Maria mit ihren Zwiebeltürmen. Sie wurde 1727 über dem Grundriß eines sechszackigen Sterns errichtet. Auf dem Weg nach Spitzberg (Spicák) steht die einst den dortigen Bergleuten dienende kleine Eisensteiner Kapelle mit typischen Totenbrettern. Die Erklärung für diesen Brauch wird in den schneereichen und kalten Wintern der früheren Zeit gesucht: Waren die Häuser im Winter bis zum Schornstein eingeschneit und die Wege unpassierbar, konnte man den Verstorbenen nicht zum Friedhof bringen. Man legte ihn auf ein Leichenbrett unter das Dach und beerdigte ihn erst nach der Schneeschmelze. Das Brett wurde später mit einem Spruch versehen unter einem Baum, an einer Weggabelung oder einem Feldrain aufgestellt. Im Laufe der Zeit sind viele dieser Totenbretter wieder verschwunden.

Markierte Wanderwege führen von Spitzberg (Spicák) zu zwei geschützten Glazialseen. Der 18 ha große und bis zu 40 m tiefe Schwarze See (Cerné jezero), es ist der größte See im Böhmerwald, 1008 m hoch gelegen, wird im Westen von den steilen Felsschrofen der Seewand überragt. Hier brüteten früher Wanderfalken. Der Teufelssee (Certovo jezero) ist 11 ha groß, bis 35 m tief und liegt in einer Höhe von 1030 m. Eine zwischen den beiden Seen gelegene große Waldparzelle der Seewand wurde 1922 von dem damaligen Besitzer, dem Fürsten von Hohenzollern, zum Naturschutzgebiet bestimmt. Heute stehen beide Seen unter Schutz.

Elf eiszeitliche Gletscher mit geringer Eisdecke und kurzen Gletscherzungen schufen acht Seen, wovon fünf auf tschechischem und drei auf bayerischem Gebiet liegen. In Tschechien liegen der Schwarze See (Cerné jezero), der Teufelssee (Certovo jezero), der Lackasee (Mláka jezero), der Stubenbacher See (Prásilske jezero) und der Plöckensteinersee (Plesné jezero), in Deutschland der Große und der Kleine Arbersee und der Rachelsee. Die Seen sind in Gneis, Granit und Glimmerschiefer eingebettet und stammen aus der Würm-Eiszeit.



Später galt das naturkundliche Interesse auch den Torfmooren und Wäldern, von denen der Kubany-Urwald (Boubínsky prales) am bekanntesten und eines der ältesten Naturschutzgebiete Europas ist. Die ersten Anregungen für seine Unterschutzstellung gingen von böhmischen Forstleuten aus, die sich der Ursprünglichkeit der Wälder bewußt waren. 1838 wurde als erstes das Zofin-Waldschutzgebiet gegründet, in dem Weißtanne und Buche vorherrschen. Die Bäume dort sind teils über 400 Jahre alt.

Der Forstmeister Josef John schlug um diese Zeit dem Waldbesitzer, Fürst Schwarzenberg, einen Rest des «Königswaldes» am Südosthang des Berges Boubín als Reservat vor. Als Anfang des 19. Jahrhunderts die Glasindustrie in Winterberg (Vimperk) großen Aufschwung nahm, waren hier bereits große ursprüngliche Waldgebiete verschwunden.

Die Gründung des Naturschutzgebietes Kubany-Urwald (Boubínsky prales) erfolgte 1858; es umfaßte ursprünglich 86 ha mit den höchsten Erhebungen Kubany (Boubín, 1362 m) und Schreiner (Bobik, 1265 m) als Bestand des alten «Königswaldes». Nach einem starken Windbruch, der im Oktober 1870 große Teile des Böhmerwaldes verwüstet hatte, reduzierte man das Reservat auf 46,7 ha und umgab es mit einer Schutzzone gegen einsetzende Stürme. Der Kubany-Urwald liegt auf Höhen zwischen 940 bis

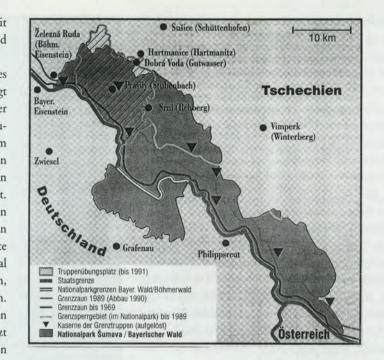
Die breitblättrige Kuckucksblume war einst die häufigste Wiesenorchidee. Heute ist sie eine Seltenheit. Die Fotos stammen wenn nicht anders angegeben, vom Autor.

1123 m. In den höheren Lagen sind die Fichte mit 50 % und die Tanne mit 10 % vertreten; Ulmen und Ahornbäume kommen vereinzelt vor.

Als Ausgangspunkt für den Besuch des Urwaldes eignet sich Winterberg (Vimperk). Dorthin gelangt man über Obermoldau (Horní Vltavice) oder über die höchstgelegene Eisenbahnstation Böhmens, Kubohütten (Kubova Hut', 1003 m). Am Eingang zum Reservat steht ein Jägerhaus, und in Schaukästen werden dem Besucher Tiere des Böhmerwaldes in Form von Plastiken (keine Präparate) vorgestellt. Jahrhundertealte umgestürzte Baumriesen modern und verfallen hier zwischen Farnkräutern, Moosen und neu aufstrebenden Bäumen. Vor Jahren stürzte die «Königin der Fichten» um, ein Naturdenkmal auf 1000 m Seehöhe. Ihre Maße: Höhe 57,5 m, Durchmesser 2,60 m, Umfang in Brusthöhe 5,08 m. Staunend bewundert der Naturfreund bis heute den Baum, dessen Alter auf 350-450 Jahre geschätzt wird. Der Wert des einzigen Urwaldes im Herzen Europas liegt darin, daß man ihn schon 140 Jahre lang jedem menschlichen Eingriff entzogen hat. So gibt uns der Kubany-Urwald ein Bild von den einstigen gemischten Bergwäldern des Böhmerwaldes.

Der «Rauschende Wald» geht gegen Südosten in das interessanteste Gebiet, in das sogenannte Plateau über. Hier liegen Mader (Modrava), Außergefild (Kvilda, 1058 m), Ferchenhaid (Borová Lada) und Obermoldau (Horní Vltavice). Es ist der Überrest einer Rumpfebene (1000-1100 m), aus der einzelne Berge mit Höhen bis über 1300 m emporragen. Bei dem kleinen Walddorf Mader (Modrava) befindet sich die Wasserscheide zwischen Elbe und Donau. Sie liegt auf einer von Hochmooren durchsetzten Hochtalmulde.

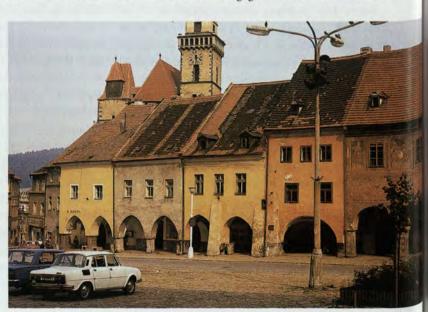
Im Böhmerwald gibt es Hochmoore (Filze) und Niedermoore (Auen). Die Hochmoore liegen vor allem an den Wasserscheiden im Hochland. Die Moorformationen sind dicht bewachsene, kleine Rasenhügel (Bulten) und dazwischen liegende Bodensenken und Tümpel (Blänke). Westlich von Mader (Modrava) liegt der Weitfäller Filz (Rokytská slat, 1100 m), ein Höhentorfmoor mit kleinen Seen. Von den insgesamt 490 Mooren gelangten nach 1945 mehrere über 10.000 Jahre alte unter Schutz. Das zerstreut auf Bergwiesen liegende Innergefild (Horská Kvilda) ist Ausgangspunkt zum Besuch des 8 m tiefen Seefilzes (Jezerní slat), der in 1050 m Höhe liegt und eine Fläche von 120 ha bedeckt,



wovon 34 ha streng geschützt sind. Hier wachsen Zwergbirke, Schwarze Krähenbeere, Ungarn-Enzian, Rasen-Haarsimse, Rundblättriger Sonnentau und verschiedene Moos- und Seggenarten. Im Seefilz fliegt ein Schmetterling mit dem Namen Moorgelbling, ein Eiszeitrelikt, dessen Raupe auf der Rauschbeere lebt. Ein Knüppeldamm führt in das Moor hinein, und von einem Hochstand geht der Blick über eines der schönsten Hochmoore des Böhmerwaldes.

Am Zusammenfluß der Warmen und Kalten Moldau liegt das Talmoor Tote Aue (Mrtvy Luh). Von den 350 ha Gesamtfläche sind 283 ha streng geDas Gebiet der Nationalparks Sumava und Bayerischer Wald.

Laubengänge in der mittelalterlichen Stadt Prachatice / Prachatitz.



schützt. Die Dicke der Moordecke beträgt auch bis zu 8 m. Ornithologen wissen, daß im Frühling Birkwild hier balzt. Ausgangspunkt zum Besuch des Moores ist Wallern (Volary). Man benutzt von hier den Zug nach Schwarzes Kreuz (Cerny Kríz) und steigt an der ersten Haltestelle Guthausen (Dobrá na Sumavé), einem Haltepunkt mit zwei Häusern, aus. Dann liegt in ganzer Breite die Tote Aue (Mrtvy Luh) mit alten Moorbirkenbeständen und abgestorbenen Kiefern vor einem. Bei der Wanderung vom Schwarzen Kreuz (Cerny Kríz) zum Bärenstein (Medved steny) kommt man durch die Gegend, wo 1856 der letzte Bär des Böhmerwalds geschossen

Das ehemalige Gehöft der Künischen Freibauern Antygl, malerisch im Widratal gelegen, ist heute ein gern besuchter Autocampingplatz und Ausgangspunkt für den Dreiseenfilz (Tríjezerní slat). Herzog Bretislaw I. von Böhmen verlieh im 11. Jahrhundert deutschen Bauern, um sie hier anzusiedeln, einen Freibrief, der sie «auf ewige Zeiten» für steuerfrei erklärte. Dazu gehörten Selbstwahl der Richter, Brauund Brennereimöglichkeiten, freie Jagd und Fischerei. Die Reste der Künischen Freibauern bildeten lange eine Art Bauernadel, der am Althergebrachten festhielt. Antygl ist sowohl von Rehberg (Srní), das 850 m hoch auf einem gewellten Bergrücken liegt, als auch von Mader (Modrava) zu erreichen.

Der Talgrund der Moldau hat sich in neuerer Zeit dramatisch verändert. Hier wurde die Moldau auf einer Länge von 44 km und einer Breite von 16 km nahe der österreichisch-tschechischen Grenze gestaut. Bis in die 50er Jahre war Lippen (Lipno) eine unbekannte Gemeinde am Oberlauf des Flusses. Erst der gigantische Bau der Talsperre von 1950 bis 1959 und der dadurch entstandene See machten den Ort bekannt. Besonders an den linken Uferhängen entstand ein großes Erholungszentrum mit Hotels, Bungalow-Siedlungen und Campingplätzen. Die bekanntesten Orte am linksseitigen Ufer sind Oberplan (Horní Planá), Schwarzbach (Cerná v Posumavi), Friedberg (Frymburk), Lippen (Lipno) und Hohenfurth (Vyssi Brod). Der «Lipnosee» genannte Stausee ist zum größten Erholungsgebiet Südböhmens geworden.

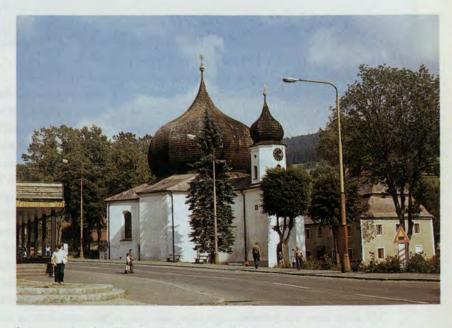
In Oberplan (Horní Planá) steht an der Straße am Ortseingang das Geburtshaus des großen österreichischen Erzählers Adalbert Stifter (1805-1868). Der «Dichter des Böhmerwaldes» verlebte hier seine ersten elf Jahre. Nach dem tragischen Tod des Vaters - er verunglückte mit seinem Fuhrwerk auf der Fahrt



nach Österreich - wurde Stifter von den Großeltern erzogen. Beim Tod des Vaters war er zwölf Jahre alt: mit dreizehn schickte man ihn auf die Lateinschule in Kremsmünster. Dort entdeckte er die Neigung zur Literatur; die herbe Schönheit des Böhmerwaldes blieb in seinem literarischen Schaffen lebenslang gegenwärtig. Die tschechische Regierung hat das liebevoll restaurierte und instand gehaltene Geburts-

Höhenzüge oberhalb von Lenora / Eleonorenhain.

Zelezna Ruda / Böhmisch-Eisenstein: Die Barockkirche zur Hilfreichen Jungfrau Maria mit ihren Zwiebeltürmen.



haus in Oberplan (Horní Planá) mit zahlreichen Einrichtungsgegenständen, auch Kopien von Stifters Landschaftsmalereien zum Kulturdenkmal erklärt; die meisten Originale hängen in Museen zu Wien und Linz. Am oberen Rand des Ortes steht in einem lauschigen Hain das Stifterdenkmal von 1905, eine

272

#### Naturschutzgebiete im Böhmerwald

- Teufelssee (Certovo jezero, 11 ha) und Schwarzer See (Cerné jezero, 19 ha)
- Weitfäller Filz (Rotkytská slat, 104 ha)
- Müllerfilz (Mlynarska slat, 32 ha)
- Seefilz (Jezerní slat, 34 ha)
- Buchenfilz (Buková slat, 15 ha)
- Lipka (Gebiet Klasterec, Lokalität des Karls zepter-Läusekrautes, 1 ha)
- Kubany-Urwald (Boubínsky prales, 46,7 ha mit umgebender Schutzzone von 417 ha)
- Milesice-Urwald (8 ha)
- Tote Aue oder Filzau (Mrtvy Luh, 283 ha)
- Dreisesselberg, Urwald am Plöckenstein-See (Trojmezna hora, 386 ha)

qualitätvolle Jugendstilarbeit.

Immer wieder beschreibt Stifter in seinen Romanen und Erzählungen (die wohl bekannteste Erzählung ist «Der Hochwald») die Landschaft seiner Kindheit - und es ist auch die Landschaft, in der er seine leidenschaftliche Liebe zu Fanny Greipl erlebte, einer Gastwirtstochter aus dem Nachbarort Friedberg (Frymburk).

Nach Norden, gegen Zentralböhmen zu bildet der Böhmerwald eine wellige Vorgebirgslandschaft, die schöne alte Städte und Burgen zieren. Eingangstore zum Böhmerwald sind die Städte Klattau (Klatovy), Schüttenhofen (Susice) und Prachatitz (Prachatice). Die Renaissance-Stadt Prachatitz liegt von Bergen umgeben in einem Talkessel; sie steht unter Denkmalschutz. Um 1323 wurden Mauern und Stadttore erbaut; Reste der Mauer und ein mächtiges Renaissance-Tor sind erhalten geblieben. In der Stadtmitte befinden sich alte Bauten, die durch schöne figürliche Fresken und Sgraffiti interessant sind, wie das 1571 im Stil der deutschen Renaissance erbaute Rathaus, das Sytrov-Haus, in dem sich heute ein Museum befindet, und das ehemalige Salzhaus mit Erker (1573) und schönen Deckengewölben. Die Stadt erlebte ihre Glanzzeit im Mittelalter, wo Prachatitz, am Endpunkt des Goldenen Steiges, auch Via aurea oder Via bohemica, für lange Zeit der alleinige Stapel- und Verteilungsplatz für das Salz aus Passau für ganz Böhmen und Mähren war. Schon im frühen Mittelalter verband ein Saumpfad, mit Steinen belegt, mit Bohlen und Reisig bedeckt und von Maultieren festgetreten, die beiden Städte; Sumpfstrecken wurden durch Knüppeldämme überbrückt.

274

Packpferde transportierten das begehrte Salz. Der Weg wurde durch zahlreiche Burgen geschützt, wie die Kunigswarte (von der Kuschwarda seinen Namen hat), die Burg am Tussetfelsen, die Burg Gans an der Planitz bei Wallern (Volary) und den Wolfstein sowie zwei Schanzen. An den Raststellen für Übernachtungen, Tränken und Zollabfertigungen entstanden Ortschaften wie Salzweg, Mauth, Röhrnbach, Böhmisch-Röhren und Kuschwarda. Auch andere Städte wie Schüttenhofen (Susice), Winterberg (Vimperk) und Bergreichenstein (Kasperské Hory) erhielten später das Recht, Salz zu stapeln, so daß in der Glanzzeit des bayerisch-böhmischen Handels vom Goldenen Steig mehrere Abzweigungen abgingen. Aus den Saumpfaden entwickelten sich schließlich die heutigen Straßenverbindungen.

Am Rand des Böhmerwaldes liegen mehrere Burgen. An der Fernverkehrsstraße von Pilsen (Plzen) nach Klattau (Klatovy) steht die guterhaltene Wasserburg Schwihau (Svihov), zwischen Klattau (Klatovy) und Schüttenhofen (Susice) auf einem Fels die große Burg Welhartitz (Velhartice) mit empor. Über dem Wottawa-Tal bei Horiaschdiowitz (Horazdovice) leuchtet das weiße Mauerwerk der Burg Rab (Rabi), Böhmens größter Burganlange, die dem Schutz der ergiebigen Goldschürfstätten am Wottawa-Fluß diente, ebenso wie die Burg Reichenstein (Kasperk) oberhalb des Städtchens Bergreichenstein (Kasperské

In der Eiszeit waren die Berge über 1350 m kahl, das Gebiet darunter zusammenhängend mit Wald bedeckt. Nach dem Ende der Eiszeit kehrten die ursprünglichen Baumarten aus dem Süden in nördliche Gegenden zurück. Aufgrund der Pollenuntersuchungen in Mooren ist bekannt, daß sich zuerst Hasel und Birken, später Kiefern einstellten. Bergbau und Glashüttenbetriebe benötigten erstmals große Mengen Holz. Und heute wird der Fichtenbestand durch Luft- und Umweltverschmutzung sowie die Monokultur geschädigt, so daß der Borkenkäfer weitflächig Baumbestände zerstören kann. So starben viele Fichtenbestände von 1975 bis 1997 im Böhmerwald ab, so daß nach dem Einschlagen und dem Einsatz chemischer Mittel große Kahlflächen

Im 18. Jahrhundert begann in den Waldungen des Fürsten Schwarzenberg die systematische Bewirtschaftung. Man nützte die Flußläufe zum Holztriften aus, baute künstliche Floßkanäle, von denen heute



noch zwei - einer von 10 km Länge - im westlichen Böhmerwald erhalten geblieben sind. Der Schwarzenberg-Kanal im Südosten verband einstmals die Wasser des Böhmerwaldes mit der Donau. Holzgewinnung, Holztransport und Glasherstellung bilden auch heute noch eine Erwerbsquelle der einheimischen Bevölkerung. Der Holzreichtum begünstigte die Entwicklung holzverarbeitender Industrien.

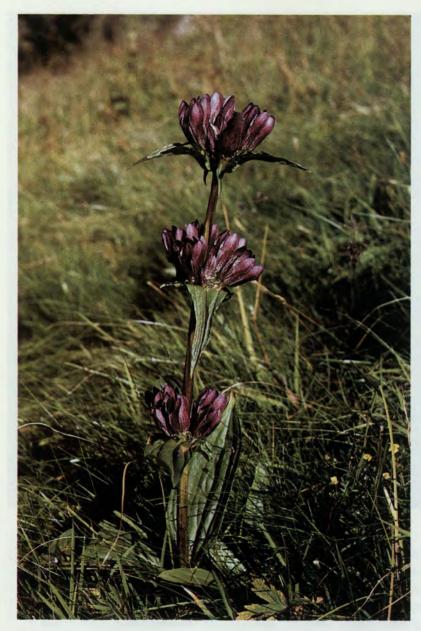
In den Wäldern brannten in alter Zeit auch viele Holzkohlen-Meiler. Die Rundhölzer wurden zu einem großen Kegel oder einer Halbkugel von etwa 9 m Durchmesser und 4 m Höhe aufgeschichtet, abgedeckt und ein Schwelbrand in Gang gesetzt. Nach vierzehn Tagen war die erzeugte Kohle an Farbe, Glanz und Klang zu erkennen. Aus 100 kg Hartholz brannte man etwa 25 kg Kohle, aus Weichholz betrug die Ausbeute etwa 16 kg. Abnehmer für die Holzkohle waren Eisenhämmer, Schmiede und die Glasbläser.

Die submontane Waldstufe reicht bis in ungefähr

700 m Höhe, wo reine Fichten- und Kiefernbestände vorherrschen und ehedem Eichen-Tannen-Buchenmischwälder standen. Von 700 m bis 1150 m erstreckt sich die montane Stufe mit verschiedenen Waldgesellschaften. Hier stehen Fichtenwälder, in denen Tanne, Rotbuche, Eberesche und Salweide eingestreut sind. In den Tannen-Buchenwäldern der montanen Stufe gedeiht eine reiche Bodenvegetation mit Weißer und Zwiebeltragender Zahnwurz, Bräunlicher Nestwurz, Ähren-Christophskraut und Wald-Bingelkraut. Von 800 m bis 1100 m erstrecken sich auch die krautreichen Buchen-Fichten-Bergahornwälder. Der Ahorn-Buchenwald bevorzugt feuchte Böden und ist durch eine reiche Hochstaudenflora gekennzeichnet; darunter finden sich Alpen-Milchlattich, Fuchs'sches Greiskraut, Roter Hasenlattich, Blauer Eisenhut und die Sträucher Schwarze Heckenkirsche und Alpen-Heckenrose.

Oberhalb von 1150 m Höhe bleiben Tanne und Buche fast gleichzeitig zurück und überlassen der Fichte den Platz. Die Bäume werden aufgrund des

Das Kloster Vissy Brod (Hohenfurth) zeigt allmählich wieder seine alte Pracht. Foto: Walter Klier



Der Ungarn-Enzian wächst an Waldrändern und in kleinen Gehölzen des Böhmerwalds.

Höhenklimas kurzschäftiger, kegelförmiger, mit dikken, nach oben sich verjüngenden Stämmen. Die Fichtenkrüppel zwängen sich zwischen Krummholzkiefern. Über der Waldgrenze liegt von 1350 m Höhe bis zu den höchsten Gipfeln die subalpine Krummholzstufe mit einer Legföhrengesellschaft von Fichte, Eberesche, Ohr-Weide, Himbeere und Kräutern wie dem Roten Alpenlattich, der Echten Goldrute sowie Gebirgsfrauenfarn und Berg-Troddelblume und eine Borstgrasmatte mit Steifem Borstengras und Zwergsträuchern, Schwarzer Krähenbeere, Heidel-, Preisel- und Rauschbeere, Heidekraut und Alpen-Bärlapp. Farbakzente in den Borstgrasmatten setzen die gelb leuchtende Arnika, der weiß blühen-

de Europäische Siebenstern und die Echte Goldrute sowie die großen auffallenden Sträuße des Ungarn-Enzians.

Einige Pflanzen reichen von den Alpen bis zum Böhmerwald und fehlen in den anderen herzynowestsudetischen Gebirgen (herzynisch = das deutsche Mittelgebirge betreffend). Dazu gehören die seltene Alpen-Mutterwurz, eine Verwandte der Bärwurz, der gelb blühende Gemeine Kronlattich, die Moos-Nabelmiere und die zeitig in der Schneeschmelze hellviolett blühende Berg-Troddelblume sowie die Österreichische Gemswurz, die im August am Bachufer bei Mader (Modrava) und neben dem Böhmischen (= Deutschen) Enzian bei Außergefild (Kvilda) sowie in Mooren wie im Seefilz (Jezerní slat) bei Innergefild (Horská Kvilda) zu finden ist.

Alle großen Raubtiere, also Bär, Wolf und Wildkatze, sind seit langem ausgerottet. 1856 wurde der letzte Bär auf böhmischer und 1832 und 1833 die letzten auf bayerischer Seite geschossen. 1890 fiel der letzte Luchs einer Kugel zum Opfer. Den letzten Wolf, der aus den Karpaten zugewandert war, erlegte man 1974. Die Fürsten Schwarzenberg hatten sich als Besitzer großer Waldgebiete vergeblich um die Erhaltung der Bären bemüht, und es gab auch nach 1945 viele Vorschläge zur Wiederansiedlung.

An größeren Säugern kommen Rothirsch, Reh, Wild-

schwein, Fuchs, Dachs und Fischotter vor, seit 1970 auch im Bayerischen Wald der Luchs. Zu den Seltenheiten im Böhmerwald gehören die Birkenmaus und die Europäische Kleinwühlmaus. An den Zuund Abflüssen der Böhmerwaldseen, aber auch in Wasserlachen, lebt der Bergmolch. Infolge von Schutzmaßnahmen hat sich der Fischotter wieder vermehrt. Im ganzen Gebiet nistet in Baumhöhlen und in alten Spechtlöchern die kleinste europäische Vogelart, der Sperlingskauz, der hier häufiger vorkommt als der Rauhfußkauz. Die Nutzung und Umgestaltung der Wälder haben bei diesem Vogel zu Bestandsrückgängen geführt. Im Schwarzwald konnte der Vogel mittlerweile mit Erfolg eingebürgert werden. In manchen Wäldern von Thüringen, Sachsen-Anhalt und Sachsen ist der Bestand an Sperlingskäuzen so sehr zurückgegangen, daß er 1991 in der Roten Liste von «gefährdet» nach «stark gefährdet» hochgestuft wurde. Der Habichtskauz bewohnt als «Urwald-Art» urwüchsige Mischwälder Skandinaviens, isolierte Vorkommen liegen in den Karpaten, auch in Polen, und Wiederansiedlungsversuche wurden mit Erfolg im Bayerischen Wald durchgeführt, wo in den letzten Jahren einzelne

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Paare gebrütet haben. Der Rauhfußkauz verschläft den Tag im dichten Nadelholz. Die Eule kommt in geschlossenen Waldgebieten über 500 m Höhe vor. Die Bestände haben leicht zugenommen, so daß diese Art 1991 aus der Roten Liste entlassen werden konnte. Die deutsche Population beträgt etwa 5000 Brutpaare. Balzendes Auerwild ist nur mit etwas Glück zu beobachten. Die Birkhahnbestände sind in den letzten Jahren bis über die Hälfte zurückgegangen. Veränderungen in der Landschaft und die Zunahme des Touristenverkehrs machten sich bemerkbar. Doch gibt es heute noch Moorgebiete und feuchte Niederungen, wo die Vögel mit Sicherheit balzend angetroffen werden können. Die Bestände des Haselhuhns im mittleren Böhmerwald werden auf 500 Tiere geschätzt. Auch der Uhu-Bestand ist in der letzten Zeit zurückgegangen. In einigen Gebirgstälern mit rasch fließendem Wasser sind nur noch wenige Horste verblieben. Aufgrund von Verfolgungen dieser großen Eule im 19. Jahrhundert und bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts schrumpfte der Bestand sehr stark; es gab nur noch Reliktvorkommen im Böhmerwald, im Fränkischen Iura, im Fichtelgebirge, in der Sächsischen Schweiz und in den Alpen. Durch Schutzmaßnahmen der 70er und 80er Jahre ist der Uhu in fast allen deutschen Mittelgebirgen und in Schleswig-Holstein wieder heimisch. Der gesamtdeutsche Bestand beträgt etwa 500 Brutpaare, so daß die Art von «stark gefährdet» auf «gefährdet» in der deutschen Roten Liste heruntergestuft werden konnte. Als Vertreter der nordischen Vogelfauna haben sich im Böhmerwald Rauhfußkauz, Dreizehenspecht, Tannenhäher, Ringdrossel, Alpen-Birkenzeisig und Fichtenkreuzschnabel erhalten. An den Gebirgsbächen leben Eisvogel, Wasseramsel und Gebirgsstelze.

Die Einrichtung eines Naturschutzgebietes auf beiden Seiten entlang der Grenze zwischen Bayern und Böhmen wurde bereits vor dem Ersten Weltkrieg diskutiert. Von 1938 bis 1942 plante man die Errichtung eines großen Nationalparks Böhmerwald auf einer Fläche von über 200.000 ha auf dem Boden Bayerns und des heutigen Tschechien, damals als «Sudetenland» von Nazideutschland annektiert. Infolge der Kriegsereignisse wurde der Plan nicht realisiert. Die Vertreibung der deutschen Böhmerwälder 1945/46 und die Sperrung weiter Teile, die nur von den Grenztruppen betreten werden durften, machten das Gebiet zu einer entvölkerten «Naturlandschaft», wo sich seltene Tier- und Pflanzenarten verbreiteten.



1963 wurde in dem größten Gebirge der damaligen CSSR das Landschaftsschutzgebiet Sumava mit 163.000 ha gegründet. Die Verwaltung in Schüttenhofen (Susice) stellte zehn besonders wertvolle Moore, Glazialseen und Urwälder sowie 74 Pflanzenarten unter staatlichen Schutz.

Eine alte Holzbrücke in Lenora / Eleonorenhain.

Unter den 74 geschützten Pflanzenarten befinden sich fünf Enzianarten (Böhmischer oder Deutscher, Fransen-, Kreuz-, Ungarn- und Lungen-Enzian) und siebzehn Orchideenarten. Hierzu rechnen: Rotes und Bleiches Waldvöglein, Schwarzrote und Breitblättrige Sitter, Großes Zweiblatt, Bräunliche Nestwurz, Kriechendes Netzblatt, Zweiblättrige Waldhyazinthe, Grüne Hohlzunge, Große Händelwurz, Fliegen-Ragwurz, viele Orchis-Arten wie Geflecktes, Breitblättriges, Brand-, Wanzen-, Purpur- und Holunder-Knabenkraut.

1969 wurde vom Freistaat Bayern die Gründung des Nationalparks Bayerischer Wald zwischen den Bergen Rachel und Lusen mit einer Fläche von 13.300 ha

Am Dreiseenfilz (Trijerzní slat).



ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002



beschlossen und der Nationalpark 1970 feierlich eröffnet.

1981 wurde der Nationalpark Bayerischer Wald als erstes Deutsches Biosphärenreservat durch die UNES-CO anerkannt (Fläche 24.250 ha, höchste Erhebung 1453 m, Großer Rachel); zehn Jahre später, 1991, wurde der Nationalpark Böhmerwald (Narodni Park Sumava) mit einer Fläche von 69.030 ha eingerichtet und mit dem umliegenden Landschaftsschutzgebiet von 178.000 ha als Biosphärenreservat von der UNESCO anerkannt. Seine höchste Erhebung ist mit 1379 m der Plöckenstein (Plechy). 1997 wurde der Nationalpark Bayerischer Wald auf 24.250 ha erweitert.

Der Nationalpark Böhmerwald reicht von der Westgrenze der Tschechischen Republik, von Böhmisch-Eisenstein (Zelezná Ruda) bis hinunter zum Lipno-Stausee. Der Sitz der Verwaltung befindet sich in Winterberg (Vimperk). Im Nationalpark Böhmerwald wird ein leistungsfähiges Bus- und Bahnsystem zum Park angeboten. Mit dem Auto erreicht man den Sumava-Nationalpark über Bayerisch- und Böhmisch-Eisenstein (Zelezná Ruda) sowie über Philippsreut und Strázny. Wanderer und Radfahrer gelangen in den Nationalpark über Bayerisch-Eisenstein, das Ferdinandsthal beim Zwiesler-Waldhaus, auf dem Grenzweg nach Stubenach (Prásily), nach Buchwald (Bucina) und bei Haidmühle, von wo man mit der Eisenbahn über die Grenze durch Wald- und Moorgebiet nach Wallern (Volary) kommt.

Der Bayerische und Böhmerwald sind das Grüne Dach Europas. Adalbert Stifter beschrieb sein heimatliches Gebirge so: «Waldwoge steht hinter Waldwoge, bis eine die letzte ist und den Himmel schneidet.» Ausflugsziele

• Annenhütte (Annin I)

Gut ausgerüstetes Ausflugscamping im Westteil des Böhmerwaldes. Auch Annin II. Im Vydra-Tal gelegen.

• Antyglhof (Künisches Gehöft)

928 m, ehemaliges Gehöft der Künischen Freibauern an der über Felsblöcke stürzenden Widra. Zu erreichen von Rehberg (Srní) oder Mader (Modrava). Autocampingplatz. Ausgangspunkt zum Dreiseenfilz (Tríjezerní slat)

Bergreichenstein (Kasperské Hory)

Gebirgsstädtchen, Renaissance-Rathaus, Böhmerwaldmuseum. Die Burg Karlsberg wurde 1354 von Kaiser Karl IV. zum Schutz der Gold- und Silbervorkommen erbaut. Heute Ruine. Hier endete eine Abzweigung des Goldenen Steiges.

• Böhmisch-Eisenstein (Zelezná Ruda)

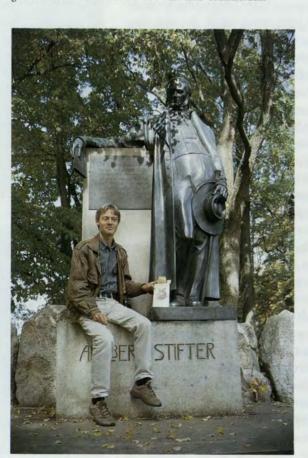
Hauptsommerfrische des Böhmerwaldes in einem von Waldbergen umgebenen Talkessel des Großen Regen. Barockkirche zur Hilfreichen Jungfrau Maria mit Zwiebeltürmen (1727–1732), über dem Grundriß eines sechszackigen Sterns erbaut. Ausgangspunkt für Wanderungen und Waldspaziergänge. In der Nähe zwei Glazialseen, Schwarzer See, 1008 m, (Cerné jezero) und Teufelssee, 1030 m, (Certovo jezero), Naturschutzgebiete.

• Dreiseenfilz (Trijezerní slat)

Zu erreichen von Antyglhof.

• Eleonorenhain (Lenora)

800 m, am linken Ufer der Warmen Moldau, die hier die Grasige aufnimmt. Alte gedeckte Holzbrücke. Am südlichen Abhang des Kubany und Schreiners (Bobik, 1265 m). Ausgang zum Kubany-Urwald (46,5 ha), altes Naturschutzgebiet. Die zu den ältesten Bäumen gehörende Fichte wurde 1970 vom Sturm gefällt. Kleines Glasmuseum. Von hier und Säumerbrücke



Adalbert Stifter (rechts) und Walter Klier in Horny Plana / Oberplan. Foto Stefanie Holzer

Böhmerwaldhäuser in

Kvilda / Außergfild.

Das Seefilz (Jezerní slat) bei Horská Kvilda. (Soumarsky Most) Faltbootsport (Kanufahrten) auf der Moldau.

Innergefild (Horská Kvilda)

In 1030 m Höhe verstreut auf Bergwiesen gelegenes Bergdorf. Besuch des Seefilzes (Jezerní slat). Hölzerner Aussichtsturm.

• Klattau (Klatovy)

Tor zum Böhmerwald, gegründet im 13. Jahrhundert von Ottokar von Böhmen. Stadtkern mit Teilen der alten Befestigung. Am Marktplatz Schwarzer Turm (1547-1557), weiter Rundblick. Renaissance-Rathaus (16. Jahrhundert) und barocke Jesuitenkirche (1656-1679). Unter der Kirche zugängliche Katakomben mit Mumien.

• Kubany-Urwald (Boubínsky prales)

Naturschutzgebiet seit 1858, 86 ha mit den höchsten Erhebungen Kubany (Boubin, 1362 m) und Schreiner (Bobik, 1265 m). Der Urwald liegt auf 940 bis 1123 m. Zugang über Obermoldau (Horní Vltavice) oder Kubohütten (Kubova Hut), mit 1003 m die höchstgelegene Eisenbahnstation Böhmens.

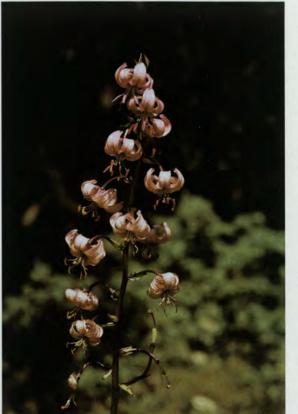
• Lippen (Lipno-Stausee)

44 km lange Talsperre, Meer des Böhmerwaldes. Am linksseitigen Ufer Oberplan (Horní Planá), Schwarzbach (Cerné v Posumavi), Friedberg (Frymburk), Lippen (Lipno) und Hohenfurth (Vyssi Brod). Hotels, Bungalow-Siedlungen, Campingplätze. Alle Arten von Wassersportmöglichkeiten, Schiffsverkehr.

• Prachatitz (Prachatice)

Altertümliche Stadt mit Befestigungen aus dem 16. Jahrhundert, altes Rathaus, deutsche Renaissance (1571) mit Inschriften und Wandmalereien, alte Bürgerhäuser, Piseker Tor, Marktbrunnen mit Justitianstandbild.

Seine Blütezeit erlebte Prachatitz im Mittelalter, wo die unter Denkmalschutz stehende Stadt lange Zeit als Endpunkt des «Goldenen Steiges» der alleinige Stapel- und Verteilungsplatz



Die
Türkenbundlilie
wächst an
Waldrändern und
in kleinen
Gehölzen des
Böhmerwalds.



für das Salz aus Passau für ganz Böhmen und Mähren war.

Rab (Rabi

Mächtigste Burgruine Böhmens über dem Talgrund der Wottawa (Otava) bei Horaschdiowitz (Horazd' ovice) mit 26 m hohem Turm und spätgotischen Burgmauern. Um 1380 gegründet zum Schutz der Goldvorkommen in der Wottawa (Otava) und eines Handelsweges.

· Seefilz (Jezerní slat)

In 1050 m Höhe liegt am Ende des Waldes an der Straße von Außergefild (Kvilda) nach Innergefild (Horská Kvilda) eines der schönsten Moore des Böhmerwaldes. Hochstand zum Überblikken des Moores und Knüppeldamm.

• Schüttenhofen (Susice)

Tor zum zentralen Böhmerwald, an der Wottawa (Otava) mittelalterliche Bürgerhäuser, Museum, gotischer Bau, Glasund Porzellansammlung, Autocamping.

· Schwihau (Svihov)

Spätgotische Wasserburg (1480-1510), nahezu unverändert erhalten, auf der Strecke von Pilsen (Plzen) nach Klattau (Klatovy).

· Tote Aue (Mrtvv Luh)

Am Zusammenfluß der Warmen und Kalten Moldau, Talmoor von 350 ha Größe, von denen 283 ha streng geschützt sind. Die Dicke der Moordecke beträgt bis zu 8 m. Mit der Eisenbahn von Wallern (Volary) in Richtung Schwarzes Kreuz (Cerny Kríz). An der ersten Haltestelle Guthausen (Dobrá na Sumavé). aussteigen

• Wallern (Volary)

Stadt in weiter Talmulde des Schreiners (Bobik, 1265 m) mit schönen, alten Holzhäusern im Gebirgsstil. In 2 <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden zum Schreiner (Bobik). Ehemals Raststätte am Hauptweg des «Goldenen Steiges».

• Welhartitz (Velhartice)

Ruine einer gotischen Burg vom Beginn des 14. Jahrhunderts mit einzigartiger gotischer Brücke, auf einem vom Fluß Wottawa (Otava) umströmten Felsvorsprung. Zwischen Klattau (Klatovy) und Schüttenhofen (Susice), von hier 15 km entfernt.

• Winterberg (Vimperk)

Kleine Stadt am Fuß des Boubin-Massives. Schloß des Fürsten Schwarzenberg hoch über der Stadt, einst von Aussiedlern aus Bayern gegründet, gotische Pfarrkirche, Böhmerwaldmuseum. Als Sommerfrische bekannt, Aufstieg zum Kubany-Urwald und Lusen (1370 m).

Empfehlenswerte Fahrt durch den Böhmerwald fast parallel zur bayerischen Grenze:

Bayerisch-Eisenstein – Böhmisch-Eisenstein (Zelezná Ruda) – Schüttenhofen (Susice) – Annin I und II – Rehberg (Srní) – Antygl – Mader (Modrava) – Außergefild (Kvilda) – Obermoldau (Horní Vltavice) – Eleonorenhain (Lenora) – Kuschwarda (Strázny) – Philippsreut.

# Der ganz normale Wahnsinn

Eine Schönwetterwoche in Chamonix – eine Begegnung mit dem modernen Bergsteigen. Von Andreas Dick

DIE Haut SPANNT im Gesicht und an den Fingerspitzen, die Waden zwicken, die Fußballen sind platt gelaufen. Trotzdem hätten wir gern noch einen sechsten Tourentag durchgezogen – aber es ist auch okay, wieder daheim zu sein. Traumwetter, fünf Tage, fünf Touren: Wir haben eine schöne Ernte gehalten.

Einmal so richtig abzocken in Chamonix, bei gutem Wetter mit gutem Partner, besser kann Bergsteigen nicht sein. Aber jedes Mal platzte der Traum: Stimmt das Wetter, fehlt der Partner; findet sich jemand, schneit es; ist das Wetter mal gut, hat's zu wenig Eis. Endlich, nach fünf Jahren, paßt alles zusammen. Alle Wetterkarten zeigen ein stabiles Winterhoch über England. Die Eisverhältnisse sind zumindest in den Klassikern in Ordnung, ist im «Office de la haute montagne» zu erfahren, der perfekt informierten alpinen Auskunftstelle. Dieter Elsner, Bergführerkollege aus dem DAV-Lehrteam, nutzt kurz entschlossen Freiräume seines Jobs, und schon fahren wir los, mit einem Auto voll Material und dem Kopf voll mit Plänen - in die Welthauptstadt für Ski und Alpinismus, den magischen Platz, wo alles möglich

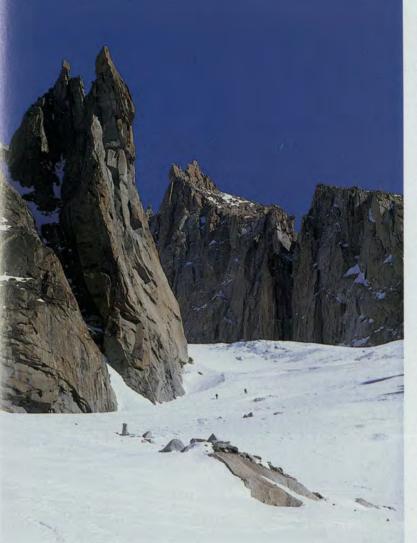
Hier spielt sich das moderne Bergsteigen ab. Französische Profis und Spitzenkönner aus aller Welt kämpfen um die härtesten Begehungen, ihr ausgefeiltes Können von Wasserfall und Kletterwand tragen sie kompromißlos in die höchsten Wände. Extreme Schwierigkeiten, rasante Begehungszeiten, raffinierte Taktiken sind das Ergebnis; sie schaffen ein Bewußtsein und eine Aura, die das Ungewöhnliche normal werden läßt. Der Winter ist hier nicht das Monster, das eine «Winterbegehung» zum wilden Kampf macht, sondern einfach die Zeit mit den besten Eisund Wetterverhältnissen. Hartes Blankeis ist nicht grenzwertiger Spitzentanz, sondern quasi Voraussetzung, um mit den modernsten Eisgeräten überhaupt noch Interesse zu wecken. Ski erlauben blitzschnelle Abstiege und werden durch die steilsten Wände getragen. Im Sog des Brillanten schlägt die Phantasie Purzelbäume. Und findet eine schier grenzenlose

Auswahl an Zielen.

Bei der Anfahrt hecken wir einen entsprechend ambitionierten Plan für die erste Angriffswelle aus: Zum Eingehen eine Eiswand im Argentièrekessel, dann etwas Schwereres über Droites oder Verte hinweg zur Couverclehütte, am dritten Tag noch eine kürzere Route an der Aiguille de Talèfre und zurück ins Tal. Nach einer gemütlichen Nacht in unserer Basislager-Gîte (Gasthaus) bringt uns die

Seilbahnrummel am Lognan im Skigebiet von Argentière. Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor.





Felszahn «La Vierge» über dem Glacier du Milieu

erste Gondel auf die Grands Montets. Wenn Träume wahr werden, hat das oft etwas Irreales. Sind wir wirklich in Cham? Ist das große Blaue da oben echter Himmel, das Rotbraune Granit, das Weiße Schnee? Erst bei der Abfahrt zum Argentièregletscher beweisen die einsetzenden Bewegungsreflexe die Realität unserer Anwesenheit. Rundum stehen die Gipfel, so oft gesehen und doch wieder so grandios, daß wir kaum vorwärts kommen, bevor nicht zwei Filme durch die Kamera gelaufen sind. Die Tausendmeter-Eiswände von Verte, Droites, Courtes, der eisigfelsige Talschluß vom Dreikant des Mont Dolent zur schwarz vereisten Triolet, die Granitpfeilerbündel von Aiguille de Chardonnet, Argentière und Tour Noire. Vibrierend in Vorfreude gleiten wir dem Talschluß zu. Aber - wir sind in Chamonix... - ein halbes Dutzend anderer Seilschaften ist auch mit der ersten Gondel gekommen und verteilt sich auf die diversen Eisrinnen, die hier hinten zur Auswahl stehen. Die einzige freibleibende Route von genügend Interesse ist das Messner-Marchal-Couloir an der Pointe Domino. Um zwölf Uhr stehen wir am fünf Meter überhängenden Bergschrund unter der glasblanken, sich knapp siebzig Grad steil aufschwingenden 400-Meter-Rinne. Spät, aber so ist das hier schließlich üblich. Überhose und Gurt, ein Schluck Getränk, ein paar Stückchen Schokolade, es geht los. Ganz rechts ist der Bergschrund friedlicher, trotzdem gibt es eine Ladung Schnee in den Kragen, bis ich die Eisgeräte in den Schnee rammen und den Fuß über die Kante schwingen kann. Das herb aussehende Blankeis erweist sich als teilweise phantastisch griffig; mit sattem Schwung federn die Hauen in die graue Fläche. Völlig entspannt überwinden wir seilfrei den ersten, steilsten Aufschwung. Danach legt sich die Rinne etwas zurück, aber das Eis wird stellenweise spröde, Flecken platzen weg, manchmal sind mehrere kraftraubende Schläge nötig, bis die Geräte zum Sologehen solide genug sitzen, die Konzentration saugt Energie. Also Taktikwechsel: Sichern! Eine perfekte Eisschraube und ein Gerät reichen als Stand, der Vorsteiger steigt am einzelnen Zwillingsstrang (hier gibt's ja keine scharfen Felskanten) sechzig Meter hinauf, dann kann der Nachsteiger eine Seillänge entspannt und kraftsparend hinterher marschieren, bevor er ans scharfe Ende kommt. Dieters souveräner Gehtechnik merkt man nicht an, daß er angeblich seit Jahren kaum noch Eiswände gegangen ist, wir kommen flott vorwärts und stehen um halb vier Uhr am Abseilstand vor der ekligen, kombinierten Ausstiegslänge, die wir uns schenken, um noch gemütlich auf die Hütte zu kommen. Eine Stunde Abseilen, eine Stunde Ski. Zeit genug für einen erholsamen Abend.

Der Mensch denkt, das Seil hängt. Schon am nächsten Abseilstand geht das Vergnügen los. Ein einziger Normalhaken ist nicht gerade eine Insel der Sicherheit. Ein Klemmkeil schafft etwas Redundanz; dennoch gibt es immer einen Adrenalinstoß, wenn ich beim mühsamen Seilabziehen auf der glatten Eisfläche ausrutsche und in den Haken schwinge. «Peu equipé» stand im Führer zur Abseilpiste – mager eingerichtet. Wie wahr. Die nächsten Stände sind etwas besser, aber oft liegen sie außerhalb der Fallinie, so daß das Seil über rauhe Granitbäuche läuft. Wir ziehen uns fast die Arme aus den Schultergelenken, während die Zeit rasant vertröpfelnd unsere Nerven erodiert. Bald ist es soweit: Obwohl wir



Erste Sonnenstrahlen auf der Aiguille Verte.

beide mit dem Tibloc, einem modernen leichten Klemmgerät, am Seil zerren, geht nichts mehr weiter. Also auf: Einbinden, Geräte gepackt und raus ins Gully, von Dieter gesichert. Wie bringe ich das zum Funktionieren? Am einen Ende bin ich gesichert, jetzt muß ich den nach oben laufenden Strang erreichen, mit ihm ins Couloir queren, bis ich abziehen kann, dann sichert mich Dieter zurück - irgendwie ergibt sich das Manöver, es geht weiter. Halb sechs. Eine Stunde bis Dunkelheit. Der nächste Stand ist wieder außerhalb der Fallinie. Dieter macht gleich im Couloir halt und zieht von dort das Seil ab. Mit einem raffinierten Seilbahnmanöver kriegt er das richtige Ende in die Hand, an dem ich ihn ablassen kann. Unterwegs popelt er etwa hundert Meter Seilsalat, einen Sackstich- und einen Achterknoten aus dem freien Strang, den wir mit zu viel Optimismus hinuntergleiten ließen. Da nützt das schönste Alpenglühen nichts. Nach einem weiteren Mal Abseilen am Einzel-Normalhaken, einem flotten Hupfer über den Bergschrund und nur unwesentlich weniger Zeit, als wir für den Aufstieg gebraucht haben, stehen wir dann doch wieder bei den Rucksäcken, während draußen die Aiguilles Rouges

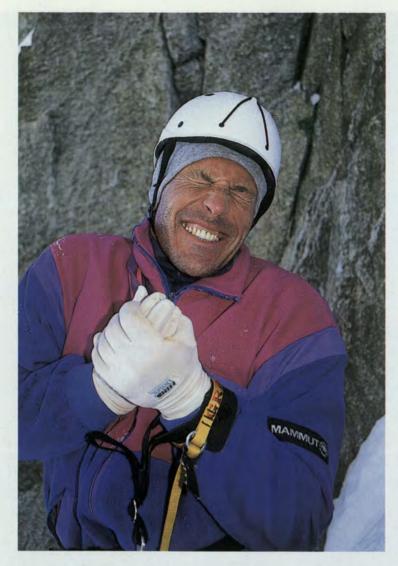
im letzten Violett über nachtblauem Tal verglimmen. Dieters Flüche sind einem Gesichtsausdruck stummer Verzweiflung gewichen, und bei der nächtlichen Abfahrt und dem hartgefrorenen Gegenanstieg zur Argentièrehütte sinniert er, ob er das wirklich braucht, oder ob er nicht mit sechsundvierzig doch zu alt dafür ist. Auch in mir keimt die Frage, ob das ewige Rennen nach karätigen Touren genug Lebenssinn hergibt oder ob ich nicht lieber lernen sollte, Befriedigung aus sanften Wanderhügeln zu ziehen. Der vollgestopfte, von Kocherdunst dampfende Winterraum der Hütte hebt die Stimmung nicht wesentlich. Bald gehen wir ins Bett, mit dem Vorsatz, erst mal auszuschlafen, bevor wir weitere Pläne machen. Der ursprüngliche Ehrgeiz-Plan ist schon lange gestorben.

Eine Skitour ist ein guter Weg, sich mit bösen Erlebnissen zu versöhnen. Der gemütliche Anstieg zum Col du Tour Noir und das immer noch strahlende Wetter verschaffen dem Stimmungschart eine Hausse, und fast schon bereuen wir es, keine Steigeisen mitgenommen zu haben, als wir zwei Kletterer im perfekt verfirnten Y-Couloir der Aiguille d'Argentière beobachten. Auf dem Argentièregletscher fällt

der erste Schwung der Seilbahn-User ein, ein paar ganz flotte steigen sogar ins klassische Couturiercouloir der Aiguille Verte ein. Daß hier auch die großen Wände mit der ersten Seilbahn als Tagestour gemacht werden, wußte ich und habe ich auch für uns überlegt; im Original sieht es dann doch eindrucksvoll aus, wie die vier winzigen Punkte die Tausend-Meter-Eiswand hinaufkriechen. Auf uns wartet im Col eine unvermutete Versuchung: Eine Skispur zieht durch die Nordflanke hinunter auf den Saleinagletscher, hinter dem die Walliser Viertausender herüberleuchten. Wie wär's? Eine Steilabfahrt, und dann über den Col du Chardonnet die Rundtour um die Aiguille d'Argentière komplettieren? Danach morgen ein Ruhetag und übermorgen etwas Größeres probieren? Die Perspektive paßt. Während ich, mit der Kamera in Lauerstellung, noch etwas Aufschub genießen darf, fährt der Skiexperte Dieter in den vielleicht fünfzig Grad steilen Hartschneehang ein. Ein Umsprung im Sonnenlicht, kontrolliert Seitrutschen durch eine felsige Zone, dann bleibt er stehen: «Geht gut, super griffig.» Als Gelegenheits-Skifahrer fahre ich mit pochendem Herzen und gespannter Konzentration in den Hang ein, krampfhaft um kontrolliertes Lockerbleiben bemüht. Aber der Schnee greift wirklich perfekt, ein paar Umsprünge sind für die Oberschenkel sogar angenehmer als anhaltendes Seitrutschen. Begeistert springen und schwingen wir den nun weiter und etwas sanfter werdenden Hang hinunter, uns gegenseitig fotografierend. Vor einer Woche galt hier noch Lawinenwarnstufe Vier, jetzt haben wir perfekte Verhältnisse: Chamonix ist einfach das Größte! Noch eine pfiffige Felszone, ein Sprung über den Bergschrund und jubelnd schweben wir auf den Gletscher hinaus. Alleine sind wir hier, unter der prächtigen Ostwand der Aiguille d'Argentière, auf dem einsamen weißen Feld des Saleinagletschers, das weit draußen abtaucht zum Tal des Sankt-Bernhard-Passes, darüber wuchtet der Combin, zackt das Matterhorn, ... Erst am Col du Chardonnay, pardon: Chardonnet, treffen wir wieder Menschen. Die erste Etappe der Drei-Pässe-Tour bietet auf unserer Seite einen steilen Hang; einige Skifahrer lassen sich am Seil hinuntergleiten, ein Snowboarder steigt gleich mit Steigeisen ab, ein anderer rutscht ziemlich eierig hinunter. Den noch steileren Hang nebenan ist gerade ein Bergführer mit zwei Gästen hinabgekurvt

Am Gipfelgrat der Aiguille d'Argentière, hinten die Dents du Midi.





Wiederfühlen macht nicht nur Freude. Dieters kalte Finger tauen auf. (Anm.d.Red.: Auf Tirolisch nennt man das «Hoanigl» oder auch «Oanigl»; bisher ist nicht bekannt, ob es hiefür ein hochdeutsches Wort gibt.)

- in Chamonix gibt es eben alles. Bei der Abfahrt sind wir wieder unter uns. Herrliche Firnhänge unter Felswänden, und als Abschluß die 1500 Meter der Grands-Montets-Gletscherabfahrt. Die Pistenspur verläuft direkt neben den Spalten. Weiter unten dann das Vergnügen der Pistenwelt, Raser auf Big Foot schießen aus dem Toten Winkel vorbei, Riesenschlangen warten vor den Liften, aber darüber endlose Traumhänge, flächendeckend eingefahren. «Off Piste» ist hier ein Prinzip, das sich durch Tausende Fahrer selbst ad absurdum führt. Gefahren wird alles und immer; sogar in dem Steilgraben, in den wir halb aus Versehen geraten und der zuhause als vogelwild abgestempelt würde, sind ganze Familien unterwegs. Zurück im Tal, drängeln wir uns durch die Après-Ski-Massen von Chamonix zu Wetterbericht, Lemonsoda und Lauchquiche. Und nach warmer Dusche, feinem Abendessen und Nachladen von Reservefilmen sind wir wieder zufrieden. Wenn wir nur wüßten, was wir morgen tun sollen. Ruhetag? Aber Dieter hat sein Handy auf der Hütte vergessen, zumindest einer sollte rauf. Dann doch lieber gleich beide, und mit Ski weiter auf die Aiguille d'Argentière mit ihrer steilen Firnabfahrt am Glacier de Milieu, den Ruhetag erst übermorgen. In der Frühe aber ist der Himmel trübe, wahrscheinlich das vom Wetterbericht angedeutete Schlechtwetter. Wir schlafen aus. Nach gemütlichem Frühstück jedoch wirkt die Wolkendecke dünner, und ein Telefonat bei der Seilbahn bestätigt: Nebelmeer auf 2500 Metern! Welch ein Glück, daß die Gipfel hier hoch genug sind, um die Wolken zu überragen! Und daß die Seilbahnen bis über die Wolkendecke führen. Schnell ist gepackt, um halb zwölf steigen wir an der Gipfelstation hinaus ins Strahlewetter überm Wattemeer. Nicht die klassische Zeit, um zu einem Fast-Viertausender aufzubrechen - aber schließlich gelten hier eigene Gesetze.

Das Handy liegt nicht mehr im Schlafraum der Hütte - o böse Welt, warum infizierst du auch das Hochgebirge? «Komm, wir rächen uns am Schicksal und genießen eine supergeile Luxus-Skitour!» Da wir ja auf Ruhetag sind, steigen wir betont gemütlich auf durch das Wunderland aus steilem Firn zwischen rotbraunen Granittürmen. Fünfhundert Höhenmeter pro Stunde sind es trotzdem; ein guter Grund, Dieter einen Floh ins Ohr zu setzen: «Wie wäre es, wenn wir den Ruhetag auf übermorgen verschieben, leichte Kurzski leihen und morgen das Couturiercouloir auf die Verte machen?» Witzig: Dieter hat sich das ganz ähnlich gedacht - einige herrlich ausgefüllte Stunden später starten wir frisch geduscht zur Suche nach Leih-Kurzski durch die von Wachsschwaden dampfenden Ausrüstungsgeschäfte. «Sehr kurze Ski? Ein Meter dreißig? Für Erwachsene, nicht für Kinder?» Der Gesichtsausdruck des freundlichen Herrn im ersten Laden wechselt von Überraschung zum souveränen Mitleid des Besserwissenden, während er uns darüber informiert, daß solches ganz und gar unmöglich sei: Auf so kurzen Ski könne man die Bindung nicht befestigen, weil die Kräfte zu groß seien. Bei Snell, dem größten und teuersten Shop im Cham, erfahren wir wenigstens den Fachausdruck «Skis d'approche» - Anmarsch-Ski -, aber leider sind alle verliehen. Erst in der letzten Location, die mir gerade noch eingefallen ist, finden wir, was wir eine Stunde lang gesucht haben, den für Eisgeher idealen Kompromiß aus Gewicht, Kürze und Fahrvergnügen. Bei der Kunst des Rucksackpackens für komprimierEine ganz leichte Zwischenlänge im Modicacouloir (60°).

Heimzu!

Abseilen über den

Bergschrund.

te Tagestouren zeigt sich der Meister in der Beschränkung: Wer Biwakzeug mitnimmt, biwakiert auch, und wer die Stirnlampe mitträgt, kommt oft in die Nacht. Noch andere Ausrüstungsteile aus althergebrachten Checklisten fallen exakter Überlegung und präziser Selbsteinschätzung zum Opfer: Kein VS-Gerät (wir haben gesehen, wie gut der Schnee gesetzt ist), kein Faserpelz (wir sind in Bewegung), kein Fell (es geht fast nur bergab). Aus einem Rest von Respekt packen wir zumindest drei Eisschrauben und einen Zwillingsseilstrang ein; dazu kommen die Eisgeräte, der Helm, fünf Ersatzfilme, eine Flasche und eine kleine Brotzeit – mit solchem Rucksack läßt sich bergsteigen!

Es ist Sonntag Morgen. Obwohl wir vor Kassenöffnung ankommen, stehen schon hundert Leute vor uns auf der Treppe zur Bahn. Fast jeder Dritte trägt einen Rucksack, auf jedem zweiten davon prangen Eisgeräte - vom armlangen Traditionsstichel als Ballast für Standard-Skitouren bis zu modernsten Steileismaschinen. Nirgends habe ich je so viel Eiskletterausrüstung auf einem Haufen gesehen. Aber nirgends sonst kann man sie so gut brauchen. Im Fernseher läuft die Übertragung von der Langlauf-WM ... was sind wir doch für Würstchen gegen diese Powerschweine! Nun, als arbeitende Familienväter sind wir zufrieden mit unserer Perspektive: Eine berühmte klassische 900-Meter-Eiswand, für die man im Sommer insgesamt zwei Tage rechnet, in einen Nine-to-five-Arbeitstag zu pressen. Durch die Seilbahn schrumpfen selbst Riesenberge auf handliches Format.

Trotzdem bleibt Respekt übrig, und wir geben Gas, als wir kurz nach neun an der Gipfelstation starten. Als wir unterm Einstieg stehen, werden wir darüber belehrt, wie «außergewöhnlich» unser Plan ist. Gleich sieben Franzosen, darunter eine Frau, haben das gleiche vor wie wir. Zum Glück ist bei den heutigen Trittschneeverhältnissen kein Eisschlag zu fürchten. Die unteren vier Franzosen gehen gleichzeitig am Seil - ein anscheinend unausrottbarer Unfug, der keine Sicherheit bringt, ständig stört, Mitreißunfälle ermöglicht und hier auch noch überflüssiger ist als sonstwo. Tiefe Stufen haben die Vorgänger in den harten Schnee getreten, rasant gewinnen wir an Höhe. In einer kurzen Blankeiszone sichern die Franzosen ihr gleichzeitiges Gehen mit Eisschrauben ab. Die Verzögerung ermöglicht uns, unter ihnen durchzuwitschen, in der Hoffnung, daß uns nicht gerade jetzt einer auf den Kopf fällt. Weiter geht's im ruhigen Rhythmus, der einen Reiz des Eiswandgehens





Mont Blanc du Tacul, 4248 m. Couloir Modica-Noury (TD, 3/5+), Erste Seillänge (75) 80 Grad, = ca. 3).

Seilschaft im Couturiercouloir mit Argentièregletscher.

ausmacht. Der andere ist der haltlose Rundumblick in dieser großen weißen Fläche, hoch über der winzig dünnen Zustiegsspur. Eiswände sind kompromißlos, Fehler sind nicht erlaubt. Aber auch nicht wahrscheinlich, denn bei ruhigem Tempo kann man aus diesen Stapfen wirklich nicht herauskippen, und gelegentliche Blankeisflecken lassen sich mit unseren modernen Geräten leicht kontrollieren. Einen Moment lang liebäugeln wir mit der «Bettembourg», einer direkten 70-Grad-Ausstiegsvariante, verzichten dann aber zugunsten größeren Zeitpolsters und wegen unseres doch etwas mageren Schraubenbestandes. Fast zu schade wäre es auch, diesen Rausch



dynamischen Steigens zu unterbrechen, der an einer weiß strahlenden Linie im satten Blau des Himmels endet, dem Grat direkt unter dem Gipfel.

Ohne Handschuhe sitzen wir im frühen Februar auf dem schwersten Viertausender des Montblanc-Gebietes, mampfen Wurst (die vielleicht rindfleischbedingt mehr Restrisiko enthält als unsere Tour) und genießen das Dasein. Alle sind sie vor uns ausgebreitet: vom Chef persönlich, dem schwarzweißen Montblanc, über die monsterhaft stotzig dahockenden Jorasses und die nun echt unbedeutende Aiguille d'Argentière bis zu den Walliser, Berner und Aostataler Eisriesen; dazu französisches Voralpengekrümel, gerade mal 3000 Meter hoch, und dahinter endlose

Unbekümmert starten wir um ein Uhr zum Abstieg durchs Whympercouloir, das der englische Führer als «ernste Route», ein Freund als «Schneestapfer» bezeichnet hatte. Der hatte wohl gute Verhältnisse. Wir stutzen schon beim Gipfelgrat, der zum Couloiransatz führt: Messerscharf geschnitten führt die Schneide aus Firneis hinunter; mal links, mal rechts läuft die Spur, immer in fünfzig bis sechzig Grad

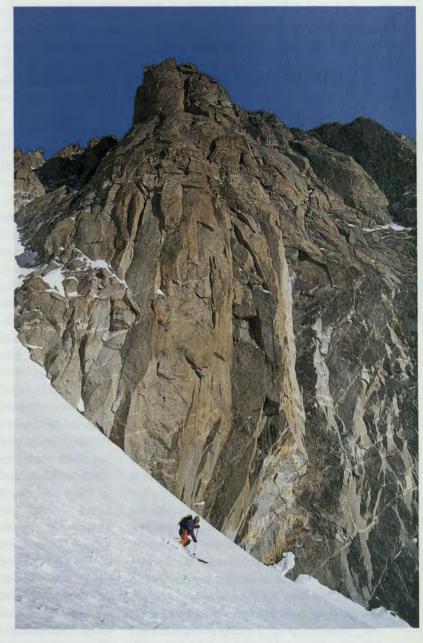
nicht, und der obere Teil glänzt blank herauf. Mit dem Gesicht zur Wand steigen wir in kleinen Schritten ab, die Eisgeräte stets sauber auf Schulterhöhe plazierend. Das Gelände ist anspruchsvoller als beim Aufstieg, unser Tempo fast langsamer. Nach dem Blankeis kommt Schnee, der in dicken Ballen an den Steigeisen stollt und ein schnelles Absteigen mit dem Gesicht zu Tal unmöglich macht. Die Nachmittagssonne heizt mit voller Gewalt in den Firnschild, immer tiefer sinken wir ein, die Bedenken wegen Naßschneerutschen und Steinschlag wachsen mit jeder Minute. Ein befreundeter Bergführer hat hier einmal beobachtet, wie eine Seilschaft unter einer riesigen Lawine begraben wurde. So bald wie möglich verlassen wir die Hauptrinne. Über eine heikle kombinierte Abstiegsstelle erreichen wir eine Parallelrinne mit nur noch vierzig Grad, in der wir die Ski anschnallen können. Einige beherzte Sprungschwünge, etwas Schrägrutschen, gut gezielt über eine Brücke am Rande des kathedralentief klaffenden Bergschrundes, hinaus auf den Gletscher ... wir sind in Sicherheit! Hoch oben in Wandmitte kriechen die anderen nach unten. Dort möchten wir jetzt nicht mehr sein.

Volle zwei Stunden haben uns die siebenhundert Höhenmeter gekostet. Drei Uhr ist es, um viertel vor Vier soll in Montenvers die letzte Bahn gehen. In Gedanken sehen wir uns schon durch den nächtlichen Wald nach Chamonix stolpern. Dennoch genießen wir, was kommt: 1500 Höhenmeter sind es bis Montenvers, durch einen dieser vielen wilden Winkel des Montblanc-Gebietes. Oben liegt in Schattenhängen Pulverschnee, unten schwelgen wir im Firn, die «Skis d'approche» fahren sich problemlos leicht, jubelnd schweben wir zu Tal. Und erreichen doch noch rechtzeitig die Bahn, gerade als im Lautsprecher die baldige letzte Fahrt verkündet wird. Rein in die Gondel, raufgeschippert nach Montenvers, gemütlich mit dem Zuckelzug nach Cham, unten kommt gerade ein kostenloser Skibus daher und bringt uns zurück nach Argentière. Ein Hoch auf ausgebaute Ski-Infrastruktur! Um fünf Uhr, acht Stunden nach dem Aufbruch, sind wir zurück beim Auto. Nützt nur nicht viel. Das Tourismus-Netz zeigt seine Kehrseite: Fünf- bis zehntausend Wochenendskifahrer (die Tageskasse sollte man haben!) wollen nach Hause, das gesamte Arvetal ist ein einziger Blechwurm. In einer Bar gibt es weiche Sessel, Bier, Kaffee, gute Musik - jetzt haben wir es nicht mehr eilig.

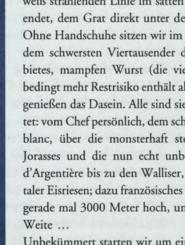
Und weiter bleibt das Wetter gut. Kann man da

einen Ruhetag machen? Nach Dusche und Abendessen fühlen sich die Muskeln schon fast wieder erholt an. Der Entschluß hat nicht viel mit Übermut zu tun: Wir geben uns noch einen Finaltag, dann geht's nach Hause. Dieter möchte mal etwas anderes sehen als immer Argentière, also gehen wir zum Tacul. Der Montblanc-Vorgipfel, der der Aiguille-du-Midi-Seilbahn am nächsten liegt, ist fast schon ein hochalpi-

Firnabfahrt am Glacier du Milieu vor einer Kulisse aus edelstem Granit.



ner Eis-Klettergarten. 24 Routen zählt der französische Führer am Hauptmassiv (und ständig kommen neue dazu) und am vorgelagerten, 300 Meter hohen «Triangle» gibt es noch mal knapp zwanzig. Die



Steilheit. Viel flacher ist das Whympercouloir auch

Cosmiqueshütte liegt praktisch an den Triangle-Einstiegen, die längeren Routen am Hauptmassiv sind quasi ums Eck, und die meisten Begeher kommen auch hier mit einer frühen Gondel und fahren abends durch die Vallée Blanche nach Chamonix. Wir hoffen, daß wir bei den ersten sind und daß wenigstens eine der drei beliebtesten größeren Linien – Gabarrou-, Modica-, Supercouloir – für uns übrig bleibt.

Fast schon überrascht es, daß für die erste Gondel der Aiguille-du-Midi-Seilbahn um acht Uhr nur etwa eine Seilbahnladung Menschen herumsteht. Ein Vorteil des Winters - im Sommer werden schon um sechs Uhr Platzkarten verteilt. (Als ich einen Monat später wieder hier hinauf fahre, bekommen wir um halb zehn Platzkarten für zwölf Uhr. Dafür sehen wir Skifahrer zuhauf auf ausgefahrenen Spuren in der unglaublich steil wirkenden Nordwand.) Auch hier wieder spicken überall Eisgeräte die Rucksäcke. Die französischen Bergführerkollegen beginnen ihren Arbeitstag mit entspanntem Handschlag, die Bergwelt ist klein, man trifft sich. Zwanzig Minuten später treten wir fast 3000 Meter weiter oben aus dem berühmten Eistunnel heraus in den schneidenden Wind der grandiosen, aber nicht einsamen Bergwelt - das Meisterwerk der Technik macht das Meisterwerk der Schöpfung meisterhaft massigen Menschenmengen zugänglich. Der elegante Firngrat, der über dem Abbruch der Midi-Nordwand zum Vallée Blanche führt, wurde gründlich an die Kette gelegt: Auf der gespurten Gratschneide läuft eine doppelte Seiltrasse, in den herrlichen Gipfelhang wurde eine Serpentinenloipe für Grobmotoriker und Pistenstiefelträger gefräst. Wir haben's eilig, der Routen-Platzkarten wegen, und fahren als erste in die weiten Hänge der Vallée Blanche ein. Rundum Sonne, Schnee, grandiose Berge - und mittendrin wir!

Trotzdem: Es stehen schon zwei Konkurrenten am Einstieg zu Gabarrou- und Modicacouloir. Italiener, die von der Turiner Hütte herübergekommen sind. Aber sie zeigen Großmut. Als wir im Zustiegs-Schneefeld an ihnen vorbeiziehen (auch sie pflegen den seltsamen Ritus des gleichzeitigen Gehens am Seil, das ihnen dauernd vor den Füßen herumheddert), überlassen sie uns freiwillig die interessantere, weil steilere Modicaführe. Dieter hat mittlerweile ein angemessenes Selbstvertrauen entwickelt und erledigt die erste Länge souverän. In den 70 bis 80 Grad steilen 50 Metern setzt er gerade mal drei Zwischen-

sicherungen. Da darf ich mich nicht lumpen lassen. Mit dem Wechsel zum Vorstieg straffen sich Körper und Geist, die Wahrnehmung wird wacher, die Muskeln leistungsbereit. Die steilen Eisgullies in Chamonix sind eine ganz besondere Sache: Bei guten Verhältnissen werden sie so regelmäßig begangen, daß sich die Einschlagspuren der Eisgeräte auf eine Linie konzentrieren wie bei einer Skitourenspur. Im zähfesten Wassereis bleiben tiefe, schmale Löcher, in die man die Pickelhaue nur noch sanft einpicken muß, die Füße treten in stufenartig ausgekickte Eiskerben. So findet man ohne kraftraubendes Schlagen soliden Halt und kann selbst senkrechtes Gelände viel entspannter klettern als im spröden, schollig abplatzenden Eis eines gefrorenen Wasserfalls. Außerdem kann man im engen Gully oft an den felsigen Seitenwänden ausspreizen oder stemmen, und Felshaken von Vorgängern erlauben schnelles Sichern. Trotzdem bietet meine Länge spannende Kletterei: raffiniertes Stemmen, Stützen auf dem Gerät, Piazen am Fels, zwischendurch mal eine Stelle mit mürberem, dubiosem Eis - mir ist warm, als ich den Stand erreiche. Dieter nicht, als er bei mir

Nach halbstündigem Sichern am Stand und Nachstieg im kalten Eis hat er die Eiskletterer-Krankheit bekommen: gefühllose Finger. Doch auch die ersehnte Rückkehr des Gefühls ist nicht das wahre Vergnügen, seine Grimassen sind filmreif.

Als er wieder fit ist, sind die letzten zwei Längen schnell erledigt: eine Sechzig-Grad-Rinne und ein kurzer überhängender Aufschwung, der sich durch Ausspreizen sehr gemütlich klettern läßt. Schon beginnt die Abseilfahrt - welch ein Unterschied zum Haken-, Abzieh- und Verklemmhorror der ersten Tour: Hier haben alle Stände mindestens zwei ordentliche Haken, relativ frische Schlingen und eiserne Ringe oder sogar Karabiner zum leichten Abziehen. Und welch ein Schwelgen auf Ski über die schon wieder einsamen Hänge des Mer de Glace, zwischen Eisbrüchen und Granitwänden. «Rate mal, wie ich mich fühle, Dieter!» - «So wie ich: völlig frisch und entspannt!» - «Ich glaub', ich hör' doch nicht auf mit dem schweren Bergsteigen.» - «Das werden wir eh nie können!» Werden wir je am Ende unserer Träume ankommen? Wann ist genug genug? Die Versuchung zwickt, noch mal einen Tag draufzusetzen mit einer sechsten Tour. Doch diesmal üben wir uns im Zufriedensein. Irgendwie ist es eleganter, auf dem Höhepunkt aufzuhören.

# Stafettenlauf von Braunschweig zur Zugspitze

Quer durch Deutschland ins Gebirge, mit Schülern, auf eigenen Füßen, häppchenweise. Von Richard Goedeke

#### Die Idee

Wie kommt so eine nicht gerade alltägliche Idee überhaupt zustande? Wenn ein alpin interessierter Sportlehrer und ein alpin faszinierter Erdkundelehrer zusammenhocken, zum Beispiel. Wir saßen im ICE, unterwegs zu einem Projekt «Erdkunde zum Anfassen», eine Woche mit Schülern bergwandernd über das Steinerne Meer. Ich sah auf den vorbeisausenden Chiemsee und auf unsere munter durcheinanderredende Truppe von Sechzehn- bis Neunzehnjährigen und sinnierte: «Da flitzen wir in einem halben Tag durch alle diese großartigen Landschaften Deutschlands, und kein Schwein merkt etwas davon.» Uli hatte ein Laufprojekt im Kopf und meinte: «Neulich hat eine Gruppe Senioren einen Stafettenlauf von Flensburg nach Passau gemacht warum nicht mal sowas mit Schülern?» - «Aber was sollen wir denn in Passau? Wenn schon, dann doch von Braunschweig in die Alpen, wo wir jedes Jahr unser Projekt machen!» Und da war sie, diese Idee. Wir begannen, uns spielerisch hineinzudenken... Pädagogisch sinnvoll wäre so ein Projekt in vielfacher Hinsicht. Und es hätte eine alpinistische Dimension von «by fair means» - zwar nicht ganz zu Fuß, aber doch zumindest als Gruppe in Stafette das Ideal zu realisieren, zu Fuß und nur zu Fuß bis an den Berg zu gelangen. Auf jeden Fall wäre das etwas Ungewöhnliches, was mit einer Schülergruppe in diesem zugebauten, durchorganisierten Land noch nie vorher gemacht worden war! Eine Herausforderung zu einem großen Bündeln aller Kräfte auf ein Ziel hin, eine Ausdauerprobe nicht nur physisch, sondern auch psychisch.

Eine Probe auf Planung, Improvisation, Kreativität, Einfälle, Rollenflexibilität, Teamfähigkeit. Und – es wäre pralles Leben!

#### Die Vorbereitung

Als Lehrern mit Erfahrung in der Durchführung von Fahrten mit Schülern war uns klar, was alles zusammenzubringen war, um unsere Idee zu realisieren: Die inneren Voraussetzungen: Die Definition der Mindestanforderungen an Laufstrecken und Zeit. Die Gewinnung der weiteren für die Durchführung nötigen Kollegen. Die Werbung einer ausreichenden Zahl von motivierten Schülern/innen. Die Planung von Strecken, Teamstruktur, Transportmitteln, Zelten, Kochgerät. Das laufende Konfliktmanagement im Überwinden der bei so vielen Teilnehmern unvermeidlichen Reibungen zwischen unterschiedlichen Interessen und Temperamenten.

Die äußeren Voraussetzungen: Zustimmung von Schulleitung, Gesamtkonferenz, Eltern. Beschaffung von Sponsoren für Busse, Fahrtkosten, medizinische Betreuung. Festlegung des Termins. Anmeldung von Übernachtungen.

Das Training: Dreimal Laufen pro Woche, mit drei Terminangeboten der Lehrer zur Begleitung. Laufpläne. Laufbuch. Gemeinsame Lauftreffs aller Teilnehmer/innen.

Die praktische Vorbereitung: Pläne vervielfältigen und verteilen. Geld einsammeln (300 DM pro Nase). Material kaufen, leihen, abholen, bereitstellen. Austauschen von Telefon-, Handy- und Fax-Nummern. Die Beratung der Schüler zu Materialfragen wie Laufschuhen, Verpflegung, Kochgerät, Zelten, Schlafsäcken. Identifikationsobjekte wie T-Shirts, Transparent, Maskottchen.

Als erstes galt es, das Lehrerteam zu bilden. Susanne als alpenprojekterfahrene Frau war sofort dabei, der jüngere Kollege Dieter rasch gewonnen. Ein Vorstoß, der Gesamtkonferenz schon im November eine grundsätzliche Zustimmung zu dem Projekt abzu-

288 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

ringen, scheiterte am Widerstand des Schulleiters. Der meinte, wir machten uns Illusionen über Dimension und Komplexität der Aufgabe und würden mit einem Scheitern die Schule blamieren. Weitere Überzeugungsarbeit und die Konkretisierung unserer Planungen konnten diese Befürchtungen jedoch zerstreuen. Wenn wir es hinkriegten, dann nützte das doch unserer Hoffmann-von-Fallersleben-Schule im latenten Wettbewerb der Schulen untereinander.

Es war von Anfang an klar, daß wir mindestens drei, besser vier Busse brauchten. Als diese dann tatsächlich über die Volkswagen-Sporthilfe und die Stadt Braunschweig fest zugesagt waren, begann die Detailplanung. Wir definierten als Mindestanforderung für die Teilnehmer, 10 km in einem Zuge in einer Stunde zu laufen. Das anfängliche Idealziel eines Non-Stop-Laufes wurde verworfen, weil das zu sehr gegen die biologische Uhr ginge, und eine Nachtruhe von 6 Stunden als Richtwert gesetzt. Günstige Übernachtung sollten Campingplätze bieten. Ich schlug die Strecke Braunschweig - Zugspitze vor, mit direkter Überquerung von Hohem Meißner, Rhön und Nördlinger Ries als landschaftlichen Highlights und Fulda, Rothenburg ob der Tauber, Dinkelsbühl, Nördlingen und Augsburg als kulturhistorischen Perlen zwischendurch. Mit dem höchsten Berg der Republik hatten wir ein besonders markantes Ziel, es war die kürzeste Strecke in die Alpen, und diese bot einen repräsentativen Querschnitt durch sehr unterschiedlich einprägsame Landschaften unseres Landes: Von der Norddeutschen Tiefebene über die südniedersächsischen Schichtkämme, dann durch den Leinegraben, das hessische Vulkanland, die fränkische Schichtstufenlandschaft mit Saale-, Main- und Taubertal, das von der Eiszeit geprägte Alpenvorland zum höchsten deutschen Happen Hochgebirge. Der Stafettenlauf sollte in Garmisch enden. Am Schluß sollten alle noch ausreichend gehfähigen Leute Gelegenheit haben, von Garmisch die Zugspitze zu ersteigen.

Die Idee für den Lauf in die Köpfe potentieller Teilnehmer bringen, durch Kollegen- und Schülergespräche, Anmerkungen in Klassen sowie persönliche Ansprache als fähig eingeschätzter Schüler/innen dafür zu werben, das läuft bei so viel eigener Begeisterung wie von selbst. Von wegen bewegungsmuffelige Generation von Schlaffis! Offenbar fangen auch heute Schüler und Schülerinnen für so etwas reihenweise Feuer. Ein Nachmittagstermin im Januar mit Vorstellung des Projekts erbringt über vierzig

290

Anmeldungen. Eine muntere Truppe mit guter Gesamtstimmung von Leistungsbereitschaft und genuiner Neugier, ob wir das wohl hinkriegen.

Irritation: Was wird bei ozonreichen Wetterlagen? Müssen wir das Projekt wegen unserer Sorgfaltspflicht für die Jugendlichen platzen lassen? Ulis Recherchen in medizinischen Veröffentlichungen bringen Teilentwarnung. Ich finde im Internet Karten über Ozonwerte der letzten Jahre. Wirklich hohe Werte gab es seit Jahren nicht und unsere Route verläuft abseits der Gebiete mit höheren Werten. Mit etwas Glück sollte es gehen. Notfalls müssen wir das Laufen in den Nachmittagsstunden unterbrechen.

Uli entwirft auf der Basis seiner langjährigen Erfahrung - er ist einmal Deutscher Meister im Zehnkampf gewesen und trainiert seit Jahren Vereinssportler - detaillierte Trainingspläne als Anleitung zum Erwerb der nötigen Ausdauer. Ich bastle in nächtelanger Arbeit auf der Basis der ausgezeichneten ADFC-Radtourenkarten 1:150.000 die Streckenpläne. Wir werden Tagesetappen von 100-200 km schaffen müssen, wenn wir in den verfügbaren neun Tagen bis Garmisch kommen, auf die Zugspitze steigen und trotzdem am Montagmorgen wieder pünktlich in der Schule sein wollen. 97 Teilstrecken sind vorgesehen bis zum Gipfel der Zugspitze, aufgelistet in kleingedruckten Tabellen, mit zu durchlaufenden Orten, geschätzter Streckenlänge, genau ausgerechneten Höhenunterschieden, geschätzten Zeiten, vorgesehenen Campingplätzen, ein Zahlenund Datenwerk, das Eindruck schindet. Aber wenn es gelobt wird, kann ich mir nicht verkneifen, im Hinterkopf illusionsdämpfend Bertolt Brecht zu zitieren - «Ja, mach nur einen Plan. Sei nur ein großes

Die Schülerinnen und Schüler bemühen sich. Ein harter Kern ist bei den Lauftreffs regelmäßig dabei, auch in der Mai-Hitzewelle. Ihre Zahl ist inzwischen auf 21 geschrumpft. Das hat sein Gutes: Wir werden keine Auslese treffen müssen. Die Laufzeiten und -strecken sind an die gesetzten Ziele herangerückt. Was auch nötig ist, denn die Campingplätze sind gebucht.

In der letzten Woche Planungs- und Vorbereitungsverdichtung. Fast in letzter Minute ist Björn als Referendar ins Lehrerteam eingestiegen, was die Betreuung des Unternehmens entspannt. T-Shirts mit der Karte der Laufstrecke werden verteilt – Poster, Identifikationsobjekt, Selbstverpflichtung.



Wer hätte gedacht, daß Deutschland so schön sein kann! Im Donautal. Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor. Maskottchen «Hoffman, der Löwe». Transparent mit dem Laufthema «HvF-Lauf 2000 Braunschweig – Zugspitze». Auf jeder Strecke wird jeweils ein Läufer oder eine Läuferin laufen, von zwei für die Ablösung bereiten Leuten und einer Lehrkraft auf Rädern begleitet. Das ermöglicht, in der Regel nur alle 30 km per Bus ein neues Team bereitstellen zu müssen bzw. das dann verschlissene Team zum täglichen Etappenziel zu bringen. Das wird Fahrerei und Sprit und damit Umweltbelastung und Kosten reduzieren.

In der Pausenhalle hängen wir die Kopien der Strekkenpläne mit der Route auf einer großmaßstäbigen Karte aus, damit alle den Verlauf des Unternehmens verfolgen können. Die vier Meter langen Papierbahnen veranschaulichen etwas von der Dimension, auf die wir uns eingelassen haben.

#### Der Lauf

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

#### Freitag, 30. Juni 2000

Der Starttag ist gekommen. Ich habe noch die halbe Nacht aus einer CD-ROM Satellitenfotos von kritischen und interessanten Abschnitten unserer Strecke ausgedruckt. Um 11 Uhr wollen wir starten. Die Hitze der letzten Tage ist durch einen Kaltlufteinbruch abgelöst, der uns erst einmal angenehme Temperaturen beschert. Gepäck in die Busse, letzte Fragen von Eltern, Kollegen, Journalisten. Verabschiedung durch den Schulleiter mit launigen Worten und Startschuß, Ehrenrunde mit Transparent für die Fotografen, dann läuft bzw. fährt das erste Team weiter. Wir anderen sind erst in 3 Stunden zum ersten Teamwechsel gefordert. Am Wechselpunkt Lichtenberger Paß wird es richtig knapp, allen Versammelten noch einmal vor Ort den Übergang von der Norddeutschen Ebene zum südniedersächsischen Berg- und Hügelland bewußt zu machen und dann doch rechtzeitig bereit zu sein, um von den Ankommenden die Räder zu übernehmen und die nächste Teilstrecke zu beginnen. Doch, wir sind unterwegs. Und die Alpen für unsere Fortbewegung auf eigenen Füßen unendlich weit weg.

Besonders ärgerlich ist, daß ich die Zuschläge für die kleinen Umwege nicht groß genug kalkuliert habe und zu den im Streckenplan verzeichneten Kilometern in der Regel pro Teilstrecke 1-2 km dazukommen. Aber unsere Leute haben zum Glück Reserven und stecken die zusätzlichen Belastungen locker weg. Der ständige Rollenwechsel ist wesentliche Erfahrung. Da ist einmal die Königsrolle der jeweils Laufenden. Wie er/sie vorankommt, das ist das Vorankommen des Laufs. Das wird von allen Seiten unterstützt, vom Wegsucher, von den Leuten, die Essen, Trinken oder Bekleidungsstücke reichen oder mal eben per Handy den Kontakt mit den Bussen halten. Die Rolle der begleitenden Radfahrer ist beschaulicher. Sie fahren meist im Bummeltempo, schaffen es jedoch an deutlichen Bergaufstrecken selbst unter Geschnaufe meist kaum, mit den Laufenden mitzuhalten. Die Rolle des Routenfindens haben wir im wesentlichen für die Lehrkräfte vorbehalten, weil größere Orientierungsfehler das Gelingen des Gesamtunternehmens beeinträchtigen könnten. Daneben gibt es die Rollen der Wartenden, der Sich-Ausruhenden, der Sich-Austobenden, der Esseneinkäufer, der Essenkocher, der Zeltaufbauer, der Jammerer oder Sprüchemacher.

Es gehört zum Spiel, daß der Lauf von jedem ganz unterschiedlich erlebt wird. Denn in der für die intensive Aufnahme der Strecke geeigneten Form von 10 km/h bewegt man sich in der Regel nur einmal am Tag für 30 km, den Rest der Strecke im Auto sitzend schneller und mit entsprechend oberflächlicheren Eindrücken. Diese werden aber durch die brühwarmen Berichte der abgelösten Teams wirkungsvoll ergänzt. Und die aus eigener Kraft bewältigten 30 km, mit Wegsuche und Wegschwierigkeiten, mit Witterungsgunst oder Witterungsunbilden diese Strecken prägen sich jeweils unvergeßlich ein. Und weil wir die Teams an jedem Abend nach Bedarf und Befinden neu festlegen, wird diese Intensiverfahrung Zugspitzlauf für jeden eine andere Mischung.

Für mich bringt der erste Tag das neue Erlebnis einer mir vom Wander- und Kletterführerschreiben vertrauten Strecke über drei kleine Höhenzüge: Den ersten im Buchenwald auf dem First eines Schichtkammes per Rad hinter Anja her, den zweiten zuerst unserem stärksten Läufer Jan per Rad hinterherhechelnd weit bergauf und dann vorweg fahrradextrem durch Kiefernwald zwischen Sandsteinklippen hinab, über den dritten Höhenzug selber laufend, immer wieder auf den Pulsmesser schielend, damit das selbstgesetzte Limit eingehalten wird. Die Temperaturen bleiben angenehm, die Landschaft in der

Sonne idyllisch, das Laufen im ruhigen Rhythmus Genuß. Und es ist alles ganz anders, als wenn ich sonst hier war. Ich bin unterwegs in einem gewaltigen Zusammenhang, unterwegs ins Gebirge, nicht hektisch auf das Wunschziel konzentriert, sondern bewußt mit Zeit für den Weg zu diesem Ziel, und das zusammen mit jungen Menschen, die diese Welt mit offenen Sinnen gerade erst neu entdecken.

Die Übergabe an das nächste Team klappt nach Plan. Wir fahren zum Zeltplatz. Er liegt im Beschallungsraum der Autobahn, aber ansonsten hübsch in der Abendsonne über dem Leinetal. Wir bauen die Zelte auf, kochen und erfahren zwischendurch per Handy, daß das laufende Team in Sebexen und müde ist und vorzeitige Ablösung wünscht. Aber in Sebexen sollten die doch gar nicht auftreten! Des Rätsels Lösung ist, daß sie es geschafft haben, trotz Karte und Satellitenfotos mit Routeneinzeichnung mal eben aus Versehen statt südlich nördlich um den Kahlberg herumzulaufen... Einige ausgeruhte Leute improvisieren das Problem rasch aus der Welt. 1 1/4 Stunden vor Mitternacht sind alle da. Mit Umwegen



sind es von Braunschweig statt 91 satte 107 km geworden, und wir haben einschließlich aller technischen Halts 11 <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Stunden gebraucht. Die nächste Gruppe wird um 5 Uhr aufstehen.

#### Samstag, 1. Juli 2000

Das erste Team ist so leise aufgebrochen, daß mich erst der Wecker munter macht. Morgenchaos. Zeltabbau trocken, rasch, zügig. Anruf von unterwegs. Es regnet bei unseren Läufern schon zeitweise. Wir müssen pünktlich am Wechselpunkt sein, damit die Leute nicht kalt in der Nässe warten und sich einen Rotz, den Tod oder sonstwas holen.

An diesem Morgen beschleichen mich für eine Weile Zweifel, ob wir nicht doch ein zu großes Ziel gewählt

Am Start. Der Lauf zur Zugspitze kann beginnen.

haben. Bei wirklich widrigem Wetter könnte es wohl selbst jetzt im Juli Grenzen geben. Wir werden auch Glück brauchen.

Wir erreichen die Lauftruppe rechtzeitig – aber da sind nur ein Läufer und ein Radfahrer. Die beiden anderen beschäftigen sich Kilometer entfernt mit einer Reifenpanne. Heiko läuft weiter, begleitet von nur einem Radfahrer, während wir die beiden anderen abholen und samt Rädern mit in den Bus gepfercht zum Läufer bringen.

Ab Friedland bewegt sich das Team wieder komplett weiter gen Thüringen. Die Strecke verläuft mit Absicht ein Stück weit durch eins der neuen Länder – eine wichtige Erfahrung. Der Grenzstreifen ist 10 Jahre nach der Grenzöffnung klar zu erkennen, wenn er auch schon verbuscht. Ein Gedenkstein. Daß hier für fast ein halbes Jahrhundert die Welt aufhörte, sich das vorzustellen, das fällt bereits jetzt schon schwer. Wir laufen und fahren ohne Aufenthalt über diese Grenzen, die nur noch Verwaltungsdetail sind. Das Wetter hat sich netterweise gebessert. Manchmal lugt sogar die Sonne durch die Wolken. Der



Am ersten Tag – endlich unterwegs (bei Hainberg).

Anstieg zum Hohen Meißner ist eine Härteübung. Bis zum Wechselpunkt vor der Gipfelkuppe geht es stetig bergauf. Wir setzen für die letzten 6 km Jan ein, der seit einem halben Jahr fast jeden Tag 12 km gelaufen ist und fast platzt vor überschüssiger Energie. Aber als er seine Strecke mit ihren 355 Höhenmetern hinter sich hat, da ist er geschafft genug, um auf die Gipfeletappe zu verzichten. Die kann nicht mit Fahrrädern begleitet werden und soll deshalb von einer Vierergruppe gelaufen werden. Weil es dabei richtige Orientierungsprobleme in weglosen Querwaldeinstrecken gibt, werde ich selbst dabei sein. An der über die Gipfelkuppe führenden Autostraße sollen dann die Mitlaufenden abgelöst werden, während ich auch die unübersichtlichen 450

Höhenmeter mit hinab nach Küchen weiterlaufe. Denken wir. Denn als wir nach 250 Höhenmetern Steigung und Besuch der Gipfelsäule des Hohen Meißners (754 m) und etwas Wegsucherei und Ausschwärmen auf der schließlich erfolgreichen Suche nach dem eben mal im Gras verlorenen Handy an der Autostraße ankommen, da finden wir diese gesperrt als Großbaustelle vor. Kein Bus. Keine Ablösung. Bloß gut, daß das Handy wieder da ist und die Lösung des unerwarteten Problems sofort

mit dem Bus abgestimmt wird und nicht auf beiden

Seiten stundenlange Ungewißheit entsteht.

Eine landschaftlich herrliche Strecke sind nach den feuchten Nadelwaldschneisen der schmale Wanderweg über die sumpfige Wiese des Gipfelplateaus dieses vorzeitlichen Vulkans und die steilen Laubwaldhänge hinab, streckenweise über die moospelzbesetzten Basaltblockpackungen erstartter Lavaströme. Danach ein Labyrinth neuer, in der Karte nicht verzeichneter Wege, wo nur das strikte Beachten der großen Geländeformen weiterhilft. Schließlich tatsächlich im richtigen Wiesental hinab. Es zieht sich, und unsere Zehen jammern, daß es stetig steil abwärts geht. Aber schließlich ist eine der anspruchsvollsten Etappen geschafft.

Der Lohn wird die direkte Fahrt zum Zeltplatz in Rotenburg an der Fulda. Wir erreichen ihn pünktlich mit dem Beginn eines Gewittergusses. Zeltaufbau im Verfahren «Augen-zu-und-durch». Die Handyberichte von unterwegs werden spannend. Ausgerechnet unsere Mädchen der 9. Klasse haben die Etappe mit den Regengüssen erwischt. Sie schlagen sich wacker. Aber irgendwann wünschen sie doch etwas frühere Ablösung. Rasch finden sich dafür ein paar Freiwillige, die mit Regen und Pfützen raufen wollen. Weil wir anderen in diesem Sumpf nicht motiviert sind für das gesunde und billige Selberkochen, stehen wir gerade an einem Fastfoodstand des benachbarten Volksfestes, als das Team einläuft, malerisch eingesaut und von der sensationslüsternen Öffentlichkeit der Kirmes mit großem Applaus be-

Wir sind schon bei der Buchung des Platzes vorgewarnt worden, daß das Fest nebenan stattfindet und haben das natürlich abgenickt. Aber daß es so laut und so anhaltend ist wie es dann ist, das macht schon fluchen. Und für morgen wartet eine noch 50 km längere Etappe...

#### Sonntag, 2. Juli 2000

Eine Stunde nachdem der letzte Lautsprecher end-

lich die Beschallung eingestellt hat, muß der erste Trupp aufstehen. Susanne schafft es tatsächlich, sich selbst und die Leute aus den Schlafsäcken zu kriegen. Start um 4.15 Uhr, in einen stimmungsvoll triefnassen Nebelmorgen hinein.

Als ich zwei Stunden später den Bus mit der Ablösung durch Bad Hersfeld und das Fuldatal steuere, da empfinde ich das immer noch als unverschämt früh. Aber die erste Truppe ist tatsächlich zur erwarteten Zeit am Treffpunkt, trotz der obligaten Macke in der Streckenschätzung. Die wird jedoch schon als Naturgesetz verinnerlicht. Und ich bin immer noch richtig gerührt, daß weder während des Laufes noch danach zum Thema gemacht wird, wie dem Meister solch ein Fehler unterlaufen konnte.

Eine Weile versuchen wir, den Lauftrupp mit dem Bus zu begleiten, auch mal etwas vorauszufahren und mit der Kamera zu warten. Wir sind verblüfft, wie rasch die Jungs immer gleich wieder da sind. Es gibt symbolträchtige Bilder zum Thema Geschwindigkeit auf dieser Strecke, etwa wenn unsere Leute mit Tempo 10 unter der Brücke der Schnellbahnstrecke für Tempo 300 laufen.

Das Fuldatal verlassen wir in der Bischofsstadt und steuern gen Hochrhön. 800 Höhenmeter Anstiege. Es ist schwülwarm geworden. Den Läufern macht die Hitze zu schaffen. Wenn wir am Nachmittag auf



den kahlen Vulkankuppen ein Gewitter kriegen, wären die sogar blitzgefährdet. Aber ich werde dabeisein und darauf achten, daß es nicht riskant wird. In Abtsroda beginnt die fahrradlose Gipfeletappe, diesmal zu dritt. Zuerst steile Grashänge hinauf zur basaltfelsigen Abtsrodaer Kuppe, dann zum Gipfel der Wasserkuppe (950 m), am Zaun des Senders entlang, durch Ausflüglerscharen am Segelfliegerdenkmal und Segelflugplatz vorbei zur Straße, weiter zum unverschämt weit drüben gelegenen Heidelstein.



Auf dem Hohen Meißner: ganz oben.

Das Wetter bleibt friedlich. Am Roten Moor eine Überraschung: Der mir von früher vertraute Bohlenweg quer über das Moor ist verschwunden und durch einen Bohlenweg in weitem Bogen um das Moor herum ersetzt. Zugabe diesmal nicht wegen Verhauer oder falscher Streckenschätzung, sondern wegen verschärftem Naturschutz. Wir werden es überleben. Irgendwann den steilen Weg hinauf zur Kuppe des Heidelsteins (926 m). Danach über die Grasfläche der Abdachung hinab gen Osten. Der Blick schweift weit über die im Dunst liegenden Getreidefelder des Grabfeldgaues. Das Vulkanland hinter uns, vor uns die von Flußtälern durchzogenen Flächen des Schichtstufenlandes. Die landschaftliche Zäsur macht bewußt, daß wir schon weit vorangekommen sind.

Aber bis zum Zeltplatz in Bad Kissingen sind es noch über 50 km. Mit Gelegenheit für Ulis Trupp zu einem Verhauer im Saaletal. Und einem Wolkenbruch über unsere für so etwas offenbar trainierten Mädchen. Und einem Abbruch des Laufes in Bad Kissingen, wo sich der Nachtportier eines piekfeinen Hotels nicht zu fein ist, die Fahrräder unserer wild aussehenden Leute in der Garage unterzustellen, während der Bus das Team kurz vor Mitternacht durch einen anderntags fernsehberichtgewürdigten Gewittersturm zum Camp am Heiligenhof hinauf-

Unterwegs vom Werratal zum Hohen Meißner. fährt. Dort wird allgemein tief und fest geschlafen. Und entsprechend groß ist denn auch die Überraschung, am nächsten Morgen ringsum eine Menge frisch abgebrochener Äste zu besichtigen. Netterweise haben die Bäume, unter denen unsere Zelte stehen, nichts abgeworfen...

#### Montag, 3. Juli 2000

Heute bin ich als Fahrer mit dem Transfer des ersten Teams zur fahrradgastlichen Hotelgarage dran. Drei Stunden später sitzen wir in Schweinfurth am Bahnhof und die Leute kommen nicht und immer noch nicht. Als sie schließlich eintrudeln, sind sie geschafft. Es hat Umwege gegeben. Und Dieter gesteht mir unter vier Augen ganz zerknirscht, sie hätten eine Stunde nach dem Verlassen des schönen Dorfes Rottershausen nach stetigem wackerem Laufen wieder vor demselben gestanden («Ich hatte schon so "ne Ahnung und bin alleine zum Ortsschild gegangen, und ich hab's erst gar nicht übers Herz gebracht, es ihnen zu sagen…»). Aber ohne diesen originellen Verhauer hätten wir eine Gelegenheit weniger gehabt, Tränen zu lachen!

Radfahrend begleite ich Ines, Anne und Anja durch das Maintal, an der unheimlichen Betonmasse des Atomkraftwerks vorbei. Auch vorbei an einer Grundschulklasse, die eine Outdoor-Schulstunde mit Beobachtungen eines Feldraines absolviert, ländliche Idylle mit doppeltem Boden. Nein, wir würden so nahe an diesem Ding nicht wohnen mögen.

Meeting in Gerlachshausen. Von der im Satellitenbild so markanten Mainschleife ist vor Ort beim besten Willen nicht viel zu sehen. Teamwechsel. Uli übernimmt. Nicht zu beneiden bei dieser Hitze jetzt. Wir fahren über die Autobahn zum kuscheligen Campingplatz nach Detwang bei Rothenburg im Taubertal. Ausruhen, kochen, Nickerchen, am Abend noch hinauf zu einem Rundgang durch die altehrwürdige Touristenmetropole, über die Wehrgänge, auf denen die Zeit stillgestanden zu sein scheint. Dann schlafen – bis nach Mitternacht die letzte Laufgruppe ankommt, richtig high von dem tollen Nachtlauf unter einem Sternenhimmel, daß sie kaum daran zu hindern sind, den ganzen Zeltplatz zu unterhalten.

#### Dienstag, 4. Juli 2000

Es ist inzwischen schon Routine, daß einige Morgenmenschen vor Tau und Tag aufstehen und loslaufen. Nach drei Stunden abgelöst werden wollen. Am Wechselpunkt hat es gerade zu regnen angefangen. Uli und seine Leute übernehmen den warmen Bus, wir kriechen in die Plastikanoraks. Niemand beneidet uns.

Es wird dann doch schönes Laufen. Zuerst Nicolas. Der Regen begleitet uns zwar für einige Stunden, aber er pieselt nur sachte und hält die Temperaturen moderat. Wir genießen das ruhige Vorankommen in dem flachen Wiesental. Thomas läuft, dann Simon, mit dreizehn unser Jüngster. Wir durchqueren Dinkelsbühl, ein Märchen in Fachwerk. «Guck mal, eine Stadt ohne Werbung!» Es wäre noch stilechter, wenn auch die Autos draußen bleiben müßten.

Simon läuft verrückt schnell, aber er hat das drauf. Durch flachwelliges Ackerland. Diederstetten. Mönchsroth... Simon ist langsamer geworden. Ich frage, ob er Beschwerden hat. Ja, seine Hüfte tut weh. «Willst du nicht besser Ablösung?» Er nickt, vernünftig. Nicolas übernimmt noch einmal.

Wir erreichen den Wechselpunkt. Dort hat gerade unser Schulleiter angerufen, gratuliert zum guten Vorankommen, bestellt Grüße. Er ist wohl jetzt nur noch stolz auf das Unternehmen. Wir fahren weiter gen Nördlinger Ries, zu diesem mondwürdigen Einschlagkrater eines Meteors. Wenn wir so vom Kraterrand auf die Ebene schauen, da kann uns schon gruseln bei dem Gedanken an diesen Weltuntergang einer ganzen Region, der hier vor einigen Millionen Jahren stattgefunden hat. Deep impact. Aber als eine Stunde später in Nördlingen Zeit für eine Stunde Mittagspause ist, da erweist sich die Einkehr «Zum Ochsen» gegenüber dem Besuch des Rieskratermuseums für die große Mehrheit als attraktiver. Bauch schlägt mal wieder Büldung. Und als ich mir hinterher wenigstens etwas Fastfood greife, um nicht bis zum Abend zu hungern, da komme ich als bekanntermaßen überzeugter Öko gleich an den Pranger. Na schön, dafür weiß ich jetzt, daß die Steine der Stadtmauer von Nördlingen aus verfestigter Meteorbrekzie bestehen...

Weiter zum nächsten Campingplatz bei Mörslingen im weiten Donautal, jetzt richtig in der Sonne. Mit Schwimmen in einem Kiesteich nebenan. Über den Himmel segeln nur noch friedliche Kumuli. Die jetzt laufen, die werden nicht mehr naß.

Eigentlich ist das eben ideales Laufwetter. Und die letzte Gruppe wird schon gegen halb acht eintreffen. Sollten wir da nicht gleich die morgige Etappe verkürzen, indem wir heute abend noch eine Dreierkombination laufen? Gedacht, getan. Wenn wir früher in Garmisch ankommen, dann steigen unsere Chancen auf die Zugspitze.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 295

Rolf trifft zum angekündigten Zeitpunkt ein, richtig ausgepowert. Karte und Streckenschätzung haben nicht gestimmt, statt 11 km sind es über 18 gewesen, es ist die längste Teilstrecke des Laufes geworden. Aber Ablösungsangebote hat er standhaft abgelehnt. Uli, Jan und ich brechen für die abendliche Zugabe auf. Die Kumuli des Nachmittags sind in der kühleren Abendluft wieder zu gewaltigen Wolkengebirgen ausgewachsen, die teils düster, teils gleißend über der Landschaft lasten. Malerisch. Zunehmend farbig in orange und blau, richtige Noldewolken sind das. Uli läuft mit Begeisterung. Es wird für uns die nach der Stimmung schönste Strecke des ganzen Laufes.

Wir überqueren die Donau. Wechsel. Mir fällt der Anstieg auf die Hügel südlich der Aue zu. Dabei vergesse ich, mich aufzuwärmen, laufe schlank los. Und spüre nach einigen Kilometern etwas Schmerz im Oberschenkel. Bis mir das so richtig bewußt geworden ist und ich Ablösung erbeten habe, ist er ausgewachsen. Offenbar habe ich mir eine Zerrung geholt. Zu kurze Erholzeiten für meine nicht mehr ganz jugendlichen Gebeine? Am Nachmittag beim Schwimmen zu kalt geworden? Das Loslaufen ohne Aufwärmen nach dem beschaulichen Radfahren? Was den Schaden ausgelöst hat, werde ich nie erfahren. Jan läuft weiter, zügig, stark, in die beginnende Nacht hinein. In Zusamzell erwarten wir den Bus. Uli massiert fachkundig meine Zerrung. Ich jaule auf. Und könnte mich ohrfeigen wegen meiner Unvorsichtigkeit.

#### Mittwoch, 5. Juli 2000

Schmerzensschreie nebenan, wo Björn mit einem ähnlichen Wehwehchen massiert wird. Danach bin ich dran. Uli ist offenbar ein Sadist, aber wir haben den Eindruck, daß die Tortur doch etwas hilft. Und schließlich wollen wir übermorgen wieder für den Aufstieg zur Knorrhütte fit sein. Während wir geruhsam in der Sonne frühstücken, ist das erste Team schon unterwegs von Zusam nach Augsburg. Die Leute verlaufen sich in den Lechauen und tauchen erst verspätet am Wechselpunkt auf. Dort übernimmt Susanne, deren farbigste Geschichte hinterher der Bericht von der Pannenhilfe durch einen Pensionisten ist, der seinen Ruhestand als Fahrradfreak auslebt und es offenbar genossen hat, aus seiner Wundertüte von Reparaturzeug auch die diesmal etwas ausgefallenen Bedarfe von Susanne, Ines und Anja stillen zu können. Während solch ungewöhnlichen Begegnungen der aktuellen Lauftruppe sind die anderen schon bei St. Alban am Ammersee, im



Ammersee oder auch als Piraten auf einem der verlockend dicht vor dem Badesteg ankernden Segelboote. Vor gut zehntausend Jahren dehnte sich hier noch die Zunge des Loisachgletschers. In der Ferne sind die großen Berge klar zu erkennen. Morgen werden wir dort sein. Am Abend beim Einlauf der ausnahmsweise mit mehreren Läufern besetzten letzten Strecke im Finish ein Duell Florian gegen Uli. Florian gewinnt!

#### Donnerstag, 6. Juli 2000

Durch grünbucklige Jungmoränenlandschaft, an Mooren und Seen vorbei, zur Mündung des Loisachtales. Während die letzte Gruppe das Tal durchläuft, nehmen die anderen schon den Zeltplatz Grainau in

Gen Dinkelsbühl!

In Dinkelsbühl.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002



Besitz, kochen die obligaten Nudeln, spielen im eiskalten Wildbach. Und Susanne stellt fest, daß am Vorabend im Hochgefühl, es geschafft zu haben, ganz vergessen wurde, für die letzte Strecke zum eben noch so eine Strecke zusätzlich.

punkt unseres Laufes definiert haben. Die Stimmung

Bei Mörslingen.

Im Donautal

ist so euphorisch, daß Dieter die sich zur Stampede entwickelnde Läuferhaufe erst energisch auf das Lebensrecht auch von Kurgästen hinweisen muß. Als sie zum Ziel einlaufen, wirken sie allerdings wieder lammfromm, und alle Fotos werden sie so zeigen. Auch das obligate Sieger-Gruppenfoto vor dem Stadion in der Abendsonne. Am Zeltplatz ist bei jedem einzelnen genau die Ausrüstung für den Aufstieg zur Zugspitze durchzuchecken. Und immer noch hat sich niemand abgemeldet. Obwohl wir doch morgen alle, auch die Nachtmenschen, um 5 Uhr aufstehen müssen.

Freitag, 7. Juli 2000

Es sind tatsächlich alle 26 auf der Matte. Niemand



ist so k.o., niemand so verletzt oder krank oder auch nur faul, daß es ihm oder ihr die Besteigung der Zugspitze verunmöglichen würde. Das hatte ich nicht für möglich gehalten.

Aber das Wetter sieht verheerend aus. Und als wir vom Olympiastadion losgehen, erfüllt es alle bösen Erwartungen. Es beginnt zu gießen. Wir flüchten in die Partnachklamm, wo es bekanntlich immer tropft, aber auch Überhänge hat. Für die meisten ist dies die erste Bergbesteigung in den Alpen. Und ein wenig bedauere ich sie, daß es gleich so rauh wird. Aber wir haben keine Wahl. Wenn es heute nicht geht, dann können wir unseren Plan nicht vollständig realisieren. Versuchen wollen wir es allemal. Wer kämpft, kann verlieren, aber wer nicht kämpft, hat schon verloren.

Als wir die etwas öde Forststraße hinter der Klamm unter die Füße nehmen, hört der Regen netterweise auf. Nach der oberen Klamm dagegen tröpfelt es wieder. Nebelverhangene Baumkulissen. Frische Lawinenschneisen mit zerknitterten Baumleichen. Die Blaue Gumpe - Ehrensache, daß wenigstens einige Unentwegte ins Wasser müssen, das allerdings wirklich so kalt ist, wie es aussieht. Weiter unter der himmelhohen Hochwanner-Nordwand vorbei das Tal hinauf, das sich dehnt wie Gummiband. Und da gibt es doch in einer Felsrinne tatsächlich Schnee, im Sommer. Worüber man beim ersten Male im Gebirge alles staunen kann...

Die Reintalangerhütte, mit tibetanischen Gebetsfahnen über dem Bach und dem Bergfreakoriginal Charlie Wehrle live in der Küche. Der uns gleich eine Suppe hinzaubert.

Irgendwann weiter. Irgendwann steiler, jetzt sogar wieder in der Sonne, schweißtreibend die Zickzacks zur Waldgrenze und Latschenzone hinauf. Irgendwann alle an der Knorrhütte. Für einige war es die Grenze. Aber die 1300 Höhenmeter bei etwa 20 km Strecke, die haben selbst die Langsamsten noch in der Führerzeit von 7 Stunden hinter sich gebracht. Gut beisammen ist diese Gruppe, auch nach viel laufen und wenig schlafen.

Während wir auf der Terrasse sitzen, beginnen meine Kollegen eingedenk der Prognose des Hüttenwirtes auf morgiges Schlechtwetter zu bohren: Ob wir nicht vielleicht doch gleich heute noch zum Gipfel gehen könnten. Aber ich mag unsere Leute nicht überfordern. Und obendrein leide ich bei diesem labilen Wetter an Visionen von Blitz und Donner und habe die Planung darauf abgestellt, daß wir am Vormittag zum Gipfel aufsteigen. Ich mag einfach keine Elektrisierversuche auf einem schroffen Grat. Schon gar nicht mit einem Viertelhundert meist unerfahrener Leute, für die ich verantwortlich bin. Etwas murrend wird meine Weigerung hingenom-

Zwei Stunden später murrt niemand mehr. Denn draußen gibt sich das Gebirge alle Mühe, uns mal eben zu demonstrieren, was hierzulande ein Gewitter ist. Es wird ein erhebender Anblick zu sehen, wie eine Sturmbö einen der Tische, an denen wir vorhin

297

Zeltplatz die Ablösung zu planen. Aber unsere Leute können etwas ab. (halten etwas aus) Da läuft Alex Gegen Abend als Abschluß ein Gruppenlauf die 6 km hinüber zum Olympiastadion, das wir als End-



noch gesessen haben, im hohen Bogen von der Terrasse wirft. Und wieder eine Stunde später können wir als Entwarnung einen prächtigen doppelten Regenbogen bewundern.

#### Samstag, 8. Juli 2000

Nach eindrucksvoll enger Nacht im schrecklich klassischen Massenlager setzen wir schon früh den Aufstieg fort über das Zugspitzplatt. Das angekündigte Schlechtwetter ist da, aber ein Gewitter um diese Stunde noch nicht zu fürchten. Es wird rauh werden, aber ich bin zuversichtlich, daß wir es alle schaffen. Es regnet und wir steigen über die Schutt- und



Felsbuckel, seitlich weit über uns imponierend die schroffgezackten Gipfel des Jubiläumsgrates, mit Wolkenfahnen behängt. Der Wind nimmt mit der Höhe zu. Nach einer Stunde sind wir beim Bahnhof, aber von Umkehr redet niemand. Jetzt wollen alle auch ganz hinauf. Die Halde mit Lockerschutt, die Steilschrofen mit dem versicherten Steig, klatschnaß und mit klammen Fingern im Regen entlang den Drahtseilen hinauf. Die verstohlenen Blicke hinab übersehe ich geflissentlich, ja richtig, hier sollte man nicht vom Weg fallen. Bloß die Leute in Bewegung

298

halten, jeder aufmunternde Spruch ist Gold wert. Am Grat erwartet uns zusätzlich Nebel und pfeifender Wind, auf den letzten Metern setzt sogar noch Schneetreiben ein. Die Aussichtsterrasse ohne Aussicht, das Münchener Haus, das wir gleich volldampfen beim Umziehen. Dem Wirt sind wir schon angekündigt, er begrüßt uns feierlich, gratuliert uns herzlich, drückt uns als Geschenk der Sektion München Broschüren über das Münchener Haus in die Hand. Das ist ja richtig verrückt, wir sind oben, wir haben es geschafft!

Im Sauseschritt. – Die letzten hundert Meter des Laufes.

#### Rückblick

Natürlich sind wir bei der Unternehmung klüger geworden. Aber über allem, was noch besser hätte



Aufstieg vom Reintal zur Knorrhütte.

klappen können, steht die Gesamtstimmung. Und die war großartig. Insgesamt hatten unsere Ansätze der Planungen gepaßt. Der Streckenplan hatte zwar Fehler und ihm wurde auch – teils mit, teils ohne Absicht – nicht überall genau gefolgt. Einige Teilstrecken wurden zur Entlastung von momentan zu hart geforderten Leuten aufgeteilt, so daß es 104 Teilstrecken wurden, aber die Strecken waren zu schaffen und schön, und alle Treffpunkte für die

Zum Ende das Laufes das verdiente Siegerfoto (am Olympiastadion).



Auf dem Zugspitzplatt.



Oben - geschafft!

Im Münchner

Haus.



Teamwechsel wurden auf Anhieb gefunden.

Die Aufgabe war nach ihrer Komplexität und nach ihren Einzelaufgaben eine hohe Forderung, aber sie war leistbar und wurde gelöst. Das machte stolz und machte Spaß. Die Identifikation mit dem gemeinsamen Ziel ergriff ausnahmslos alle und war so stark, wie man es als Lehrer sonst kaum zu träumen wagt. Dabei war hohe Leistungsbereitschaft gepaart mit selbstkritischer Ehrgeizkontrolle. Die Kooperation der nach Alter und Geschlecht recht heterogenen Gruppe war vorbildlich. Das lag sicher nicht zuletzt an dem partnerschaftlichen Ansatz der Entscheidungsfindungen und in der Durchführung des Laufes. Und natürlich imponieren die Lehrer damit, wenn sie nicht nur Fachkompetenz mitbringen, sondern sich auch den gleichen Anforderungen und Unbequemlichkeiten wie alle anderen Teilnehmer unterwerfen. Das zusammen legte bei der gleichzeitigen hohen Motivation für das Ziel von vornherein nahe, sachlich begründete Forderungen zu akzeptie-

Einige Alltagssituationen brachten zwar Reibungen, besonders die gelegentlichen Defizite im spontanen Aufräum- und Müllverhalten. Selbst auf einer so großartigen Fahrt können sich nicht auf einen Schlag Gewohnheiten in Luft auflösen, die über Jahre hinweg durch Versäumnisse überbetreuender Eltern entstanden sind – oder durch sich als jugendfreundlich gerierende Fastfoodketten, die sich darin gefallen, ein Leben im Müll einzuüben.

Die Intensität der Landschaftswahrnehmung war überzeugend, besonders auf den selbst gelaufenen Strecken. Zwar gibt es hier und da häßlich verbaute oder ansonsten verarmte Gegenden, aber insgesamt begriffen wir immer wieder neu, wie vielfältig schön unser Land ist. Und wie groß. Und wie voll von landschaftlichen Kontrasten.

Entfernungswahrnehmung, Zeitwahrnehmung, Detailwahrnehmung – die Relativität dieser Eindrücke wurde durch den Kontrast zwischen den gelaufenen und geradelten und den im Auto gefahrenen Strekken besonders intensiv erlebt.

Dazu wuchs aus dem gemeinsamen Überwinden all der kleinen und größeren Schwierigkeiten ein intensives Gemeinschaftsgefühl. Es war gepaart mit neidloser Anerkennung der Beiträge der anderen zur Erreichung unseres Ziels. Das drückte sich im spontanen Beifall für die am Wechselpunkt Eintreffenden ebenso aus wie im Freundschaftsdienst des Sachenzusammenpackens für die besonders früh startenden



oder besonders spät eintreffenden Teams.

Über all den unzähligen Zwischenaufgaben und Zwischenzielen und großen und kleinen Erlebnissen und Eindrücken wurde uns das ganze Unternehmen zu einem Schatz. Beim Nachtreffen war nur ein einziger nicht dabei – und dem nahmen wir alle ab, daß er nur zu gern auch gekommen wäre. Kurz gesagt: Wir würden es wieder tun!

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 299

#### Bericht Streckenplan HvF-Staffettenlauf 2000 Braunschweig - Zugspitze

(\* km nach Kilometerzähler der begleitenden Fahrräder, \*\*mH = Meter Höhenunterschied Anstieg, nach Angaben der Karten geschätzt)

1. Etappe: Braunschweig - Northeim (107,3 km)
Fr., 30.06.2000, Start 11.06 Uhr - letzter Läufer am Ziel 22.45 (Laufzeit mit Wechselpausen 11 h 39')

Läufer/in Fettdruck, Radbegleiter mager	Stre cke n Nr.	Strecke (Anstieg mH**)	km*	Ge- lauf ene Zeit	Naturräuml. Charakterisierung	Kulturräuml. Charakterisierung	Bis Ges. km	Anmerkungen
Simon, AnneO, Florian, UliB, Dieter	01	BS HvF - Timmerlah - Wierthe	11,5	1:00	Ebene ; Lössbörde	Weithin ausgeräumte, sehr fruchtbare Ackersteppe	11,5	Endlich los, und bei Klasse Wetter!
AnneO., Simon, Florian, DieterL	02	-Alvesse - Vallstedt - Engelnstedt	9,0	0:50	Ebene ; Lössbörde	Ackersteppe, teils mit Industrie- und Verkehrsanlagen durchsetzt	20,5	Noch mal eben an Zuhause vorbei
Florian AnneO, Simon, DieterL	03	- Salder - Hasselberg - Kammweg LICHTENBERGER PASS (MEET) (120 mH)	11,0	0:58	Schichtkamm aus mesozoischen Gesteinen, in der Kreidezeit durch Halokinese gefaltet	Ebene Ackersteppe, Höhenzug Forst, mit Steinbrüchen	31,5	Herrlicher Rückblick auf Elm, Asse und Hildesh. Ebene
AnjaP, Jan, RichardG DieterL	04	- Ruine Lichtenberg - Gaußstein - Kammweg bis Osterlinder Pass - Oelber a. Weißen Wege - Rhene (50 mH)	8,1	0:48	s.o.	Burg an alter Straße, Denkstein an die 1. Triangulierung; Bewaldeter Kamm - beackerte Mulden	39,6	Ganz schön schmaler Bergkamm für Räder!
Jan, AnjaP, RichardG DieterL	05	- Innerste-Niederung - Hainberg - Jägerhaus - Bodensteiner Klippen - P westl. Bodenstein (200 mH)	14,2	1:14		Mulden Ackerland - Höhen Wald	53,8	Läufer teils schneller als Räder! Für Rad teils artistisch
RichardG Anja, Jan, DieterL	06	- Nauener Berg - HAHAUSEN (an der Kirche)	9,7	0:58		S.O.	63,5	Waldstrecke
SusanneH Rolf, Christoph Torsten	07	- Neuekrug - Bornhausen - Seesen (50 mH)	10,0	1:03		Ackerland und Wiesen; Autobahn	73,5	Wegfinden ist schwer!
Rolf, SusanneH, Christopher, Torsten	08	- Ildehausen - Kreuzung westl. Oldenrode (westl. der BAB!) (60 mH)	12,0	1:25	Bruchschollengebiet mit Höhen aus festen Gesteinen, Ausraumzonen in Tongesteinen	Mulden Ackerland - Höhen Wald; Verkehrs-landschaft (DB, BAB, B)	85,5	Eine Autobahn ist laut!
Christopher Susanne, Rolf, Torsten	09a	- Sebexen	7,0	0:35			92,5	Verhauei (nördi. statt süd um den Kahlber herum
Torsten BjomM, UliB, Jens	09Ь	- Kalefeld -Abzweigung Eboldshausen - Kreuzung vor Edesheim (100 mH)	9,5	Ca 0:50		Wald	102,0	i
Jens Torsten, UliB, BjörnM	10	- Edesheim - B3 - Camping Northeim	5,3	Ca 3 0:30		Kiesabbau , danach Renaturierung der Aue durch Sukzession (hochwertige Biotope, NSC! - teils auch beliebte Badeseen)	107,3	Doch trotz des späten Starts alles geschafft!

300

Campingplatz Sultmer Berg bei Northeim etwa 500 m östlich der BAB, wenig nördlich oberhalb der B 3 am Hang, T. 05551-4359

### 2. Etappe: Northeim - Hoher Meißner - Rothenburg an der Fulda (132,5 km) Sa, 01.07.2000, Start 6.00 Uhr - letzter Läufer im Ziel 22.10 also Laufzeit mit Pausen 18h10'

Nicolas, UliB David, Alexander	11	- Northeim - Hillerse - Leineaue - Autostr. westl. von Nörten- Hardenberg (10 mH)	15,2	1:28	Leinegraben (Grabenbruch als Teil des im Zuge der alpidischen Faltung entstandenen Staffelbruches Rhônetal - Oberrheingraben)	Feuchtwiesen- Grünland, z.T. Auewald; optimale Verkehrstrasse für DB, ICE, BAB, B	122,5	Frühaufstehen ist lästig! Strecke ist durch Brücke länger als kalkuliert war!
David Alex, BjörnM, Nicolas	12	- Bovenden - Göttingen Leinebrücke Rosdorfer Weg (10 mH)	11,0	1:00	Leinegraben	s.o.; Göttingen als Mittelzentrum, vor allem Universitätsstadt	133,5	Wetter sieht erst mulmig aus, ist dann aber o.k.
Alexander, Nicolas BjörnM, David	13a	Niedernjesa - Obernjesa - (30mH)		1:10	seitl. vom Leinegraben Muschelkalk-Hochflächen, z.T. mit Vulkankuppen	optimale Verkehrstrasse für DB, ICE, BAB, B		Reifenpanne,     Radtransfer per Bus
Nicolas, Alexander	13b	- Ortsanfang von KLEIN-SCHNEEN		0:25			150,4	Läufer vorweg mit nur l Radbegleiter
Heiko Simon, BjörnM (ab Friedland)	14	- Friedland - Hohengandern (50 mH)	9,5	1:00	Grabenbruch	Grenz- durchgangslager; Ehem. DDR-Grenz- streifen, jetzt Thüringen	159,9	2. Reifenpanne, Radtransfer per Bus
Simon Heiko, BjörnM	15	- Bornhausen (Burgsattel) - Werleshausen - kl Brücke unterh.			Große Talmäander in mesozoischen Gesteinen	Ehem. DDR-Grenze; Burg Ludwigstein		Verhauer in Werleshausen,

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

		Dura Ludwigstein III Detaka			<del></del>	Gründungsort		dadurch große
		Burg Ludwigstein - kl. Brücke - Gr. WERRATAL-BRÜCKE NORD	120	1:04		Wandervogel	172.9	
Jens DieterL, Jan	16	Werratal-Brücke - Obernieden - Hilgershausen (100 mH)		0:49	S.O.	w ander voger	182,4	2. Teil stetig
Jan Jens, DieterL	17	- Dudenrode - Kreuzung unterb. der Stbr. Meißner (Meet) (355 mH)	6,4	0:35	Basaltströme tertiärer Vulkane	Forstwirtschaft, Steinbrüche	188,8	Steil rauf, rauf, rauf - das macht sogar Jan k.o.
Marcel, Florian ThomasO, RichardG	18	- Kasseler Kuppe (754 m) - Hoher Meißner (Meet) (180 mH)	5,0	s.u. ins- ges.	tertäre Vulkandecken	NSG, Riesensteinbruch, Sender	193,8	Erst Steinbrüche, dann Nostalgie- Gipfelsäule
Marcel,Florian ThomasO, RichardG	19	- Südecke Meißner - KÜCHEN (↓ 400 mH)		1:41	tertiäre Vulkan decken	Rand eines NSG	199,8	Querwaldein, z.T.richtige Cross-Strecke!
Christopher AnneS, Ines,DL	20a	- Reichenbach - Wickerode - (120 mH)	6,0	0:42	Täler und Passhöhe Wasserscheide		205,8	
AnneSch, Ines, DieterL, Christopher	20b	Pfieffetal kurz vor Spangenberg (80 mH)	6,0	0:40				
Ines, AnneSch, Christopher, DieterL	21a	Spangenberg - Bergheim	6,0	0:40	Passhöhe - Seitental	Untersch. Straßentypen mit unterschiedl. Steigung	217,8	Gewitter mit Regengüssen!
Malte, ThomasM, Timo, BjörnM	21b	- Eubach - Alt-Morschen - Fulda- Brücke	10,0	1:00			227,8	Härteübung
Timo, ThomasM, Malte, BjörnM	22	- Neu-Morschen - Niederellenbach - BAUMBACH	7,0	Ca 0:40	Kastental mit auf dem Talgrund pendelndem Fluss	Verkehrslinien im Tal	234,8	
ThomasM, Malte, BjörnM, Timo	23	- Braach - Rotenburg/Fulda	6,0	Ca 0:35	S.O.	S.O.	240,8	Nebenan lauter Rummelplatz, gr. Finish

Campingplatz in 36199 Rotenburg/Fulda, östliches Ortsende, in der Aue. T. 06623-5556

### 3. Etappe: Rotenburg/Fulda - Fulda - Hohe Rhön/Wasserkuppe - Bad Kissingen, 182,5 km So, 02.07.2000, Start 04.15 Uhr - letzter Läufer am Ziel 23:00 (also Laufzeit mit Wechselpausen 18h 45')

Rolf, Nicolas, AnneO, SusanneH	24a	- Breitenbach - Blankenheim	10,0	0:58	Kastental mit Mäandern	Fluss als Verkehrslinie		Aufbruch im Morgengrauen bei Nebel
Nicolas, Rolf, AnneO, SusH	24b	- Mecklar	2,0	Ca 0:10	S.O.	\$.O.	252,8	Nebel
Nicolas, Rolf, Anne O, Susanne H	25	- Friedlos - Bad Hersfeld - BAB-Brücke	10,0	0:55	Kastental mit in der Aue pendelndem Fluss	"Verkehrslandschaft" DB, BAB, B27 u.a.	262,8	
AnneO, Rolf, Nicolas,Susann e	26	- Kohlhausen - Rossbach - Niederaula-Mengsbausen	15,0	1:22	Kastental mit ausgeprägter Aue		277,8	
Christopher, Simon, David, SusanneH	27	- Solms - BAB-Brücke - Unterschwarz	7,0	0:32	S.O.		284,8	
Simon, David, Christopher, SH	28	- Sand - Brücke vor Schlitz	10,5	0:40	S.O.		295,3	
David, Simon, SusanneH, Christopher,	29	- Pfordt - Ullershausen - Hartershausen - Hemmen - Lûdermûnd	13,0	0:55		Burg L. sperrte das Tal. In der Aue z.T. Kiesabbau	308,3	
AnjaP, Jens, Alex, DieterL	30	- Radweg bis Fulda Bahnbrücke	10,0	0:58	In der Talaue z.T. Altarme		318,3	
Jens, Alex, DieterL, AnjaP,	31	- Fulda City - OT Petersberg - B483 - Almendorf - Kreuzung nw von Wiesen (100 mH)	11,0	0:56		Fulda alte Bischofsstadt, regionales Zentrum	329,3	Stadtdurch- querung herb
Alex, Jens, DieterL, AnjaP,	32	Traisbach - Niederbieber Langenbieber- Kleinsassen - WOLFERTS 520 m (200 mH)	13,0	1:15	Biebertal	Burg Bieberstein	342,3	In Kleinsassen aus Versehen Dorfrunde!
Timo, BjörnM	33	- Maulkuppe 706 m - Grabenhöfchen - Weiherberg 786 m - Abtsroda 700 m (260 mH)	10,0	1:00		Naturpark Rhön	352,3	Treffen im Dorf mit Sucherei
Jan, RichardG, Florian	34	Direktaufstieg Nordhang oder über Abtsrodaer Kuppe zumGipfel der Wasserkuppe 950 m (250 mH)	3,0	0:30	Tertiärer Vulkan, teils Basaltfelsen	Naturpark Rhön, traditionelles Segelflieger-gelände	355,3	Noch rechtzeitig vor Gewitter
Jan, RichardG,	35	- NSG Rotes Moor - HEIDELSTEIN 926 m - Straße (\$150, \$120 mH)	11,0	1:00	Hochmoor	NSG Kernzone mit Wegeverlegung	366,3	Gr. Umweg wg neuem NSG!
ThomasO, Uli, Heiko, Marcel,	36	- Ginolfs - Wegmündung hinter Weisbach (↓450mH)	10.0	0:45			376,3	
ThomasO, Marcel, UliB, Heiko	37	- Querung B 279 - Schönau - Kollertshof	9,0	Ca 0:45			385,3	
ThomasO, UliB, Marcel, Heiko	38	- Ortseingang Bad Neustadt	4,0	1:03			389,3	
Heiko, ThomasO, Marcel, UliB,	39	Bad Neustadt/S - Salz - Niederlauer - Unterebersbach (100 mH)	10,0		Kastental mit in der Aue mäandrierendem Bach	Burg als Kontrolle einer alten Straße, mittelalterl Innenstadt	399,3	Verhauer hoch in Weinberg
UliB, AnjaR, Ines, DieterL	40	- Nickersfelden - Roth - Bad Bocklet	11,0	1:07	\$.O.		410,3	
AnjaR, Ines, DieterL, UliB,	41a	Fulda-Saale-Radweg - Aschach	7.0	0:50				Gewitter,

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

301

AnneS	1				 	L	
Ines, DieterL,	41 b	Großenbrach - Kleinenbrach -			Alter Stadtkern, Kurort		Rader im Hotel
UliB, AnjaR,	1,,,	Hausen - Bad Kissingen					"Bristol"
AnneS	1		6,0	0:40		423,3	

Campingplatz Heiligenhof 97688 Bad Kissingen/Saale, Alte Euerdorfer Str. 1, T. 0971-71470

4. Etappe: Bad Kissingen - Maintal - Rothenburg/ Tauber, 182,9 km
Mo. 03.07.2000. Start 06.10 Uhr am Hotel "Bristol" - letzter Läufer am Ziel 00.10 Uhr (also Laufzeit mit Wechselpausen 18 h 00')
Bis Schweinfurth Main-Werra-Radweg (MA-WE), ab Grafenrheinfeld bis Ochsenfurth Main-Radweg (MAIN), ab Bieberehren Romantische Straße Radweg (ROSTR)

Malte, Timo,	42a	- Reiterswiesen - Schwarze			Kastental mit auf dem			
ThomasM,		Pfütze		1	Talgrund mäandrierendem			
DieterL		(200 mH)	10,0	1:00	Fluss			Kl. Orientie-
Timo, Malte,	42b	- Rottershausen - Rannungen - Rottershausen - Main-Werra-						rungspanne:
ThomasM,		Rottershausen - Main-werra- Radweg bis hinter Hesselberg	12,0	1:05				8 km im Kreis!
DieterL		- Pfersdorf - Poppenhausen -	12,0	1.03				
ThomasM,	43	- Piersdori - Poppennausen -	8.0				l	
Timo, Maite,DL	44a	Kronungen - Niederwerrn	0,0		······································			
ThomasM, Timo, Malte,	448	Kronungen - Mederwerrin	5.0	1		;	l	
DieterL			3,0				_ [	
Malte, Timo,	44b	- Main-Werra-Rad-Wanderweg -			Großes Flusstal	Wasserstraße,		z.T. herbe
ThomasM.	יייין	SCHWEINFURTH, Hbf	6.0			Stadt	- 1	Stadtstrecke
DieterL	•	Sea. 12.12 (1.12)	,					
Ines, AnneS,	45	Main-Rad-Wanderweg -			Weites Flusstal	Atomkraftwerk		Nebenan vom
AniaR.	"	Grafenrheinfeld - Röthlein		1		(vgl G. Pausewang,		"Ding" die Idylle
RichardG			11,0	1:12		"Die Wolke")		
AnneS . Ines.	46	- Heidenfeld - Hirschfeld -			Flusstal	Wasserstraße mit		Im Kloster
AnjaR,		Kloster St. Ludwig - Wipfeld -				Staustufen		kriegen wir
RichardG	<u> </u>	Stammheim	10,0	1:13		Weinberge		Kühlwasser
Anja, Ines,	47a	- Fahr - Main-Rad-Wanderweg -			Flusstal mit Talmäandern	Fahr = idyllische Stadt,	- 1	
AnneS, DieterL		vor Volkach -	10,0	1:10	und fast Umlaufberg	intensiver Weinbau.		
AnneS, Ines,	47b	- Volkach - Gerlachshausen		١		s.o.; Kanal, der Main-		
AnjaR, DieterL	<u> </u>	Ortseingang (MEET)	8,0	0:55		schleife abschneidet.		
UliB - Jens,	48	- Münster - Schwarzach Stadt -		0:49	Flusstal mit Talmäandern	S.O.		
Alex		Mainsontheim	10,0	0:49	Flusstal	Wasserstraße,		elend heiß
Jens, Alex,	49	- Main-Rad-Wanderweg -			Flussiai	Kiesteiche		cicila licia
UliB	ļ	Albertshofen - Kitzingen	4.5	0:30		Riesteiche		
11 1770 1	-	(Ortsanf.) - Main-Rad-Wanderweg -	0,3	0.50	S.O.	S.O.		
Alex, UliB, Jens	ייכן	MARKTSTEFT (Straße Ortsende)	9.0	0:46	] <sup>3.0.</sup>	3.0.		
Jan, Torsten,	51	- Main-Rad-Wanderweg - Markt-	,-	10.10	s.o.	s.o.,		dicke Fleißauf-
David.	21	hreit - BAB-Brücke - Zeubelried -		l	3.0.	Weinberge auf		gabe-Schleife
SusanneH		Frickenhausen - Ochsenfurt	ŀ		İ	südseitigen Talhängen	l	weit hinauf in die
Susamen		(Mainbrücke) (+100 mH)	13,8	1:24	1			Weinberge
Torsten, David,	52	- Gaubahn-Radweg - Gaukönigs-			Fläche im Schichtstufenland	Ackersteppe; Radweg		
Jan, SusanneH	"	hofen - Rittershausen (200 mH)	9,0	0:52		auf ehem. Bahntrasse		
David, Torsten,	53	- Bolzhausen - Gelchsheim -			S.O.			
Jan, SusanneH		Baldersheim - BURGERROTH	16,0	1:14				
AnjaP, AnneO,	54	- Bieberehren - Taubertal			Kl. Flusstal mit Aue			Romantische
Florian, BjornM	1	(Romant, Str. ROSTR) -	10,0	0:56				Abendstimmung
	L	Creglingen	L	<u> </u>	<u></u>	<u> </u>		- 11
AnjaP, AnneO,	55	- Archshofen - Tauberzell -		Ca	s.o.	[		Toll - viele
Florian, BjörnM		Tauberscheckenbach	9,6	0:50				Sterne! Toll - im Dustern
AnjaP, AnneO,	56	- Bettwar - Steinbach - Detwang	1	۱.	S.O.			Toll - im Dustern mit vielen
Florian,	1	1	١	Ca		[	6062	Sternen!
BjörnM	1	L	9,0	0:50	L	<u> </u>	000,2	Sternen:

Camping "Idyll" in 91541 Detwang (im Taubertal kurz vor Rothenburg o.d.T.) T. 09861-3177

302

5. Etappe: Detwang/Rothenburg o.d.T.- Dinkelsbühl - Nördlingen - Mörslingen, 122,8 km Di, 04.07.2000, Start 06.08 Uhr - letzter Lituser im Ziel 19.25 Uhr (also 13h 17') danach die ersten 3 Strecken der 6. Etappe bis 21.45, s.u. "Romantische Straße" (ROSTR) bis Ungershausen und wieder ab Larrieden bis Reimlingen

Heiko, Christopher, ThomasO, UliB	57	- Rothenburg - Gebsattel (100 mH)	6,0	0:40		Mittelalterl Stadtbild von Rothenburg als internat. Touristenziel	Gleich so früh hestige Steigung
Heiko, Christopher, ThomasO, UliB	58	- Rödersdorf - Faulenberg - Wohnbach (100 mH)	11,0	0:54	Schichtstufe in festerem Gestein	Wald	
Heiko, UliB Christopher, ThomasO.	59	- Schillingsfürst - Wittlum - Wornitz - Ulrichshausen - WALDHAUSEN (40 mH)	11,0	1:08	Wasserscheide Tauber (Main) - Wörnitz (Donau)	"Romantische Straße"	Im leichten, aber stetigen Regen - angenehm kühl
Nicolas, Simon, ThomasM, RichardG	60	- Zumhaus - Ungetsheim - Bergnerzell - Reichenbach - Mosbach - Tribur - Larrieden	11,0	0:52	Flaches Tal (Oberlauf)	Ackerland und Wiesen	Schöne Feldwege in der Aue, Regen lässt nach
Nicolas, Simon, ThomasM, RichardG	61	- Dinkelsbühl (Straßengabelung am Ortsausgang, weiter Richtung Monchsroth)	10,3	1:02	Flaches Tal	Altes Stadtbild	Idylle - Stadt ohne Werbeschilder!!
Nicolas, Simon, ThomasM, RichardG	62a	- Diederstetten - Mönchsroth - Wittenbach (30 mH)	8,7	0:46	<u> </u>		
Nicolas, Simon,	62b	- Greiselbach (50 mH)	<u> </u>	<u> </u>	Flussaue und Talhänge	Feuchtwiesen und	

ThomasM, RichardG			2,6	0:10		Wald		,
Marcel, AnjaP, AnneS, DieterL	63	Fischteiche - Rühlingstetten - Raustetten - Enslingen (50 mH)	13,0	1:03	Rand des Meteorkraters Nördlinger Ries	Wald		
Marcel, AnjaP, AnneS, DieterL	64	- Minderoffingen - Marktoffingen - Birkhausen	7,0	0:39	Kraterböschung und Rand des Kraterbodens	Ackerland		
Marcel, AnjaP, AnneS, DieterL	65	- WALLERSTEIN (MEET)	3,0	0:23	Kraterboden, früher zT. See, der verlandete zu Sumpf	Ackerland auf trocken- gelegtem Sumpfgelände		
AnneO, Jens BjörnM, Rolf,	66	- Nördlingen - Reimlingen	9,0	0:49	Kraterboden	Gutes Ackerland und idyllische Stadt		
AnneO, BjörnM, Rolf, Jens	67	- Niederaltheim - Hohenaltheim - Bollstadt (200 mH)	12,0	1:11	Kraterrand	Wald		
AnneO, BjörnM, Rolf, Jens	68	- Amerdingen - Finningen - Mörslingen	18,2	1:40	Hochfläche und Tal zur Donauaue	in der Aue Kiesabbau (mit Entstehung von für Sport/Erholung und Naturschutz wertvollen Sekundärbiotopen)	729.0	Die längste Einzelstrecke des gesamten Laufes

Camping Mörslingen, östlich des Ortes, T. 09074-4024

### 6. Etappe: Mörslingen - Donautal - Augsburg - Lechauen - Diessen/Ammersee, 148,2 km Strecken 69 - 71 noch am 04.07.00 von 19.25 - 21.45, Strecken 72 - 84 Mi, 05.07.2000 Start 6.30 Uhr - 20.40 Uhr (also insgesamt 16h 30')

Uli <b>B</b> , RichardG, JanN	69	- Oelsenhofen - Steinheim - Kicklingen	11,0	0:58		Feuchtgrünland, Rohstoffgewinnung Kiesteiche		Herrliche Abend-stimmung mit Riesenwolken
UliB, <b>RichardG</b> , Jan	70	- Binswangen - Bergkamm vor Roggden (70 mH)	7,5	0:37	Riedel zwischen Haupt- und Nebental			Vorzeitig Wechsel wegen Muskelzerrung
UliB, RichardG, JanN	71	- Zusamaltheim - Sontheim - Rischgau - Hegnenbach - Zusamzell (30 mH)	10,0	0:45	Tal des Nebenflusses der Donau, Mäander	Feuchtwiesen in der Aue, Hänge Ackerland und Wald		Schönes Laufen in der Dämmerung
Nicolas, David, Torsten, Dieter L	72	- Altenmünster - Unterschöneberg - Wollbach		0:35		Wiesentäler		
Nicolas, <b>David,</b> Torsten, Dieter L	73	- Zusmarshausen - Bieselbach - Horgau - Querung Autostraße Horgauergreut	13,7	1:08	Oberlauf Bach			
Nicolas, David, Torsten, Dieter	74	- Ottmarshausen - Querstraße vor Neusass - HAMMEL (Kirche)	12,5	1:08				
ThomasM, Alex, Timo, DL	75	- Neusass Bhf	11,5	1:13		Verkehrlandschaft, Großstadt		
ThomasM, Alex, Timo, DL	76	Augsburg bis Tiergarten	6,0	0:30	<del></del>	Großstadt		
ThomasM, Alex, Timo, DieterL	77	- Radweg NSG Lechauen bis Querstraße Königsbrunn - Mering	7,0	0:33	Lechauen	Naturnahes Schutzgebiet (NSG) mit Erholungsnutzung		Orientierungspro bleme im Labyrinth NSG!
Ines, AnjaR, SusanneH	78	- Radweg ROS Lech Ostufer bis gegenüber Ortsende Prittriching	9,5	0:58	Lechauen	Feuchtwiesen		
Ines, AnjaR, SusanneH	79	- Radweg - Scheuring - Lichtenberg	9,0	0:59	Lechauen	S.O.		Reifenpanne (be-hoben mit Hilfe eines 67jährigen Fahrradfreaks!)
Ines, AnjaR, Susanne	80	Radweg - Kaufering	7,5	0:45	Lechauen	S. O.		
Marcel, Malte, ThomasO, UliB	81	- Radweg ROS - Ecke Gewerbegebiet Penzing - BAB- Brücke - Landsberg - Schwifting	10,0	0:50	Moranenland	Gewerbegebiet auf billigem Bauland (vgl Bodenpreise in Stadt)		
Marcel, Malte, ThomasO, UliB	82	- Unterfinning (50 mH)	7,0	0:39	Moranenland			
Marcel, Malte, ThomasO, UliB	83	- Achselschwang - Schondorf - Ammersee-Uferweg bis CAMPINGPLATZ UTTING	9,0	0:50	Moranenkranz des eiszeit- lich entstandenen Sees	Tourismusattraktion im ländlichen Raum		Die Alpen in Sicht!
Florian, AnneO, Rolf UliB, AnjaP,	84	- Ammersee-Uferweg - Utting - Camping St.Alban	7,0	0:32 + 0:35	Seichter Moränensee	s.o.	875,7	Munteres Baden im See - in der Ferne die Berge!

Camping St. Alban, 86911 Dießen/Ammersee, T. 08807-7305

#### 7. Etappe: Dießen/Ammersee - Murnau - Grainau bei Garmisch/Partenkirchen, 87,8 km Do, 06.07.2000 Start 07.03 Uhr, letzter Läufer im Ziel Campingplatz ca 15.00 Uhr, Gruppenlauf zum Stadion später (insgesamt 8 Std 35')

Nico, Jan, Chris, UliB	85	- Sölb	6,0	0:26	Verlandungszone	Feuchtwiesen	
Nico, Jan, Chris, UliB	86	- Radweg Ammeraue bis Brücke westl. Ortsrand von Weilheim	10,5	0:49	Ehemaliger Sumpf der Ammerniederung	Weitgehend drainiertes Feuchtgrünland	
Nico, Jan, Chris, UliB	87a	- Oderding	8,0	0:40	Niederung und Moränenland	Grünland	
Nico, Jan, Chris, Uli B	87b	- Berg	4,0	0:20	Morane	Grünland	Steil rauf zur Kapelle Berg!
AnneS, Timo, ThomasM, DL	88	- Huglfing - Untereglfing - Uffing Bhf.		0:58	S.O.	S.O.	
AnneS, Timo, ThomasM, DL	89	- Staffelsee Ostuferstraße - Kirche Riedhausen	7,0	0:31	Moranensee	Grünland	Die Berge rücken näher
AnneS, Timo,	90	- Murnau - Hechendorf -			Mumauer Moos (Moor),	Verkehrslinie	

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002 303

ThomasM, DL		OHLSTADT	11,0	0:55	Rand der Vorberge (Kalk)	Loisachtal	- 12	
Alex, Marcel, AnjaR, SusH	91	- Eschenlohe	5,0	0:22	Rand der Vorberge	s.o.		
Alex, Marcel, AnjaR, SusH	92	- Oberau	7,0	0:33	Mündung des von eiszeitl. Gletschern ausgeweiteten U-Tals	s.o.; neue BAB-Bauten (Brücken, Tunnel)		Radweg schön verkehrsfern!
Alex, Marcel, AnjaR, SusanneH	93	- Farchant/Mühldorfl - Straßen- dreieck vor Garmisch	7,0	0:43	Von eiszeitichen Gletschern erweitertes U- Tal	Brunnen für die Fernwasserleitung nach München; BAB neu		
Alex, Marcel, AnjaR, SusanneH	94	- GRAINAU CAMPING	6,5	0:27	Eiszeitlich ausgeweiteter Talboden in in ihrer Richtung tektonisch bestimmten Tälern	Siedlungsbrei auf dem ursprünglich als Grünland genutzten Talboden		Organisations- panne: Ablösung vergessen - Alex läuft nochmal!
Ganze Gruppe	95	Camping - Olympiastadion	6,2	0:35	S.O.		963,5	Stimmungsvolles Finish

Camping Grainau, 82491 Garmisch-Partenkirchen, Griesenauer Straße 4, T. 08821-3180

8. Etappe: Partenkirchen - Partnachklamm - Reintal - Knorr-Hütte, 20 km (normale Gehzeit ab Olympiastadion: 7 Std)
Fr, 07.07.2000, 7.00 Uhr - 14.00 Uhr, alle Rasten und Stops inklusive (7h)

Reintal - Hoher Weg - Bock-Hütte (1052 m, 10 km) - Blaue Gumpe - Reintalanger-Hütte (1370 m, 15 km) - Knorr-Hütte (2051 m)   Tales auch U-Tal mit Spuren nacheiszeitlicher Bergstürze; o südseitig gegenüber die 1600 m hohe Hochwanner-Nordwand (= zweithöchste Felswand der Ostalpen), Höhenstufen der Vegetation von Laubwald über Nadelwald und Latschen zu de alpinen Matten und Frostschutt.	Forststraßen erschlossen und mit einigen Berghütten	Gewitterfront beim Aufbruch, dann Regen und Sonne im Wechsel, mit schwüler Luft, am Nachmittag an der Hutte Gewitter mit starken Windböen und Hagelschauern
--	---	--

9. Etappe: Knorr-Hütte - Zugspitze (2964 m) (normale Gehzeit 3 Std.) Sa, 08.07.2000 , Aufstieg 7.20 - 9.50 Uhr, alle Rasten und Stops inklusive (2h 30')

Alle 26 Teilneh- mer /innen	97	- Zugspitzplatt - Schneeferner- Bahnstation (2650 m) - Zugspitze- Gipfel (Westgipfel, Münchener Haus 2964 m)		Aufstieg in der Frostschuttzone, Restgletscherchen im ehemaligen Firngebiet eines großen Gletschers, Blick auf Grate und Kare	Wetterwarte und Observatorium, intensiv erschlossenes Skilaufgebiet, am Gipfel Musterbeispiel eines touristisch extrem erschlossenen Bereiches mit aus den Felsen gesprengtem Steig, Drahtseilen, Gebäuden, Sendern, Seilbahn usw.		Aufstieg in leichtem Dauerregen, am Gipfelaufbau im Nebel, zuletzt am Grat bei Temperaturen um Null Grad und heftigem Wind.
		(Hm 000)	5			988,5	

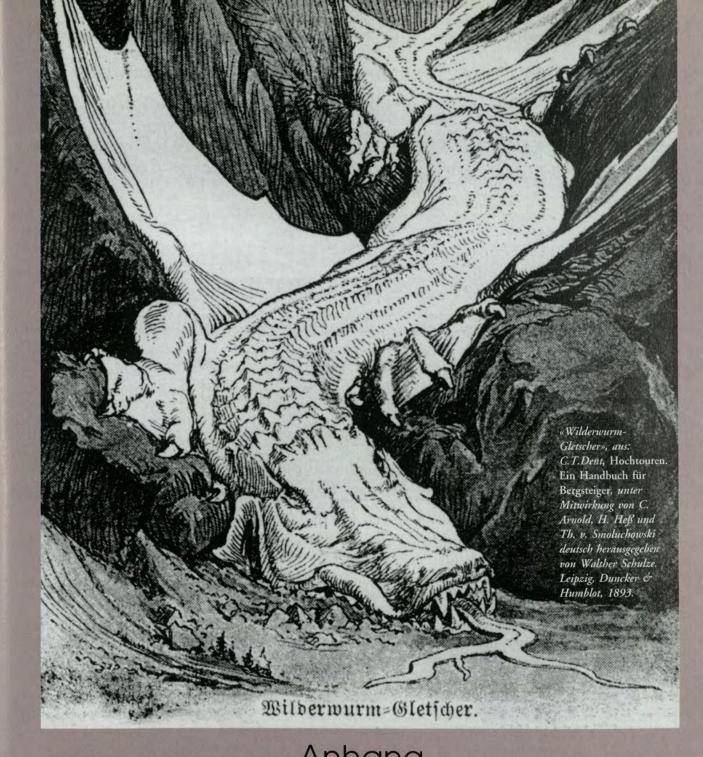
Und dann per Zugspitzbahn zurück zum Campingplatz Grainau und Rückfahrt nach Braunschweig (15.30 - 22.45 Uhr)

Gesamt-Laufzeit 96 Std 56 Min

(einschließlich Wechselpausen, Wegsuche und sonstigen technischen Halts, aber ohne Nachtruhe), dazu Aufstieg zur Zugspitze in insgesamt 9 Std 30 Min

(durch das Reintal und über das Zugspitzplatt, mit Rasten, aber ohne Aufenthalt in der Knorrhütte), also

Gesamtzeit für die gesamte Strecke 106 Std 26 Min.



## Anhang Von Lawinen und anderen Unwägbarkeiten

**Rudolf Weiss** Walter Klier

### Lawinen

### Wahrscheinlichkeit und Gegenwahrscheinlichkeit. Von Rudolf Weiss

#### Wie «sicher» können Prognosen sein?

DIESER ERSTE ABSCHNITT beschäftigt sich gewissermaßen mit den «philosophischen (genauer: erkenntnistheoretischen) Grundlagen» unseres Problems. Keine Sorge, alles bleibt verständlich. Ein Fremd- oder Fachwortlexikon ist mit Sicherheit überflüssig.

Ausgangspunkt der Überlegungen: «Sicherheit» kann es im Bereich der Empirie (= im Bereich des sinnlich Wahrnehmbaren) nicht geben. Unser Leben spielt sich in Wahrscheinlichkeiten ab. Was wir als «sicher» wahrnehmen, sind höhere Wahrscheinlichkeiten in einer bestimmten Richtung, häufig verfälscht durch Täuschungen, Fehleinschätzungen - und durch Triebe, Wünsche, Bedürfnisse, die uns oft veranlassen wahrzunehmen, was wir gerne wahrnehmen wollen. Diese folgenschwere Aussage gilt selbst für «Naturgesetze». Ihre Grundlage sind sogenannte «Induktionsschlüsse»1: Weil Gegenstände zu Boden fallen oder auf jede Nacht ein Tag folgt - und sich das (bisher) immer wieder und ohne Ausnahme ereignet hat, schließen wir auf ein «Gesetz» und versuchen, es zu erklären.

Diese Erklärungen können sich als falsch erweisen, denn: aus noch so vielen Ereignissen, die durch Jahrhunderte beobachtet werden konnten (zum Beispiel Sonnenaufgänge) läßt sich auf kein einziges bevorstehendes Ereignis (zum Beispiel den nächsten Sonnenaufgang) mit Sicherheit schließen.<sup>2</sup> Die Wahrscheinlichkeit ist sehr groß, sie ist aber nicht gleich 1 oder 100 %. Es besteht eine gewisse Gegenwahrscheinlichkeit («Restwahrscheinlichkeit»), daß dieses Ereignis nicht eintritt. Die Fähigkeiten zur globalen Selbstzerstörung, die wir heute besitzen, lassen diesen Gedankengang vorstellbarer erscheinen als in früheren Jahrhunderten, in denen man als Ursache des Weltunterganges Gott oder zumindest einen Kometen<sup>3</sup> bemühen mußte.

Besonders eindringlich (und erschreckend) kann die Steuerung unseres Lebens durch Wahrscheinlichkeiten am Beispiel des Straßenverkehrs aufgezeigt werden. Wir wissen in Österreich am Ende eines Jahres, daß im nächsten Jahr mehr als 1000 Menschen im Straßenverkehr sterben werden. Im gesam-

306

ten EU-Raum sind es rund 40.000 Verkehrstote pro Jahr! Für uns alle besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, auf der Straße tödlich zu verunglücken. Wir können diese Wahrscheinlichkeit durch unser Verhalten verringern, ausschalten können wir sie nicht – es sei denn, wir übersiedeln auf eine (verkehrsfreie) Insel.

Grundsätzlich besteht kein Unterschied zwischen dem Sonnenaufgang am nächsten Morgen, dem Tod im Straßenverkehr oder der glücklichen Heimkehr von einer Skitour. Lediglich der Wahrscheinlichkeitsgrad des Eintretens dieser Ereignisse variiert. Der Sonnenaufgang am nächsten Morgen ist wahrscheinlicher als der Tod im Straßenverkehr, der tödliche Verkehrsunfall wahrscheinlicher als eine Lawinenverschüttung.

Allgemein formuliert: Aus noch so vielen Erfahrungen und auf Grund der daraus entwickelten Erklärungen (Theorien) kann man nicht mit Sicherheit auf zukünftige Ereignisse schließen. Jede Prognose hat eine bestimmte Wahrscheinlichkeit, daß sie eintritt und eine bestimmte Gegenwahrscheinlichkeit («Restwahrscheinlichkeit»), daß sie nicht eintritt.

#### Leben mit Wahrscheinlichkeiten

Wir müssen uns damit abfinden, daß unser Leben nicht von Sicherheit, sondern von Wahrscheinlichkeit bestimmt wird. Natürlich können wir uns bemühen, die Wahrscheinlichkeiten zu beeinflussen. Anders ausgedrückt: Wir können durch entsprechendes Verhalten das Risiko des Eintritts eines unangenehmen Ereignisses verringern.

Am Beispiel der *Lebenserwartung*: Wir wissen, daß wir das Risiko eines frühen Todes senken und unsere Lebenserwartung steigern können,

- wenn wir uns vernünftig ernähren (sowohl was die Qualität als auch was die Quantität der Ernährung betrifft),
- · wenn wir uns möglichst viel bewegen,
- · wenn wir nicht rauchen,
- wenn wir uns beim Alkoholkonsum zurückhalten usf.



Nach mehr als 800
Jahren (!) durch eine
Lawine zerstört: Kirche
Sogn Benedetg oberhalb
von Sumvitg (Surselva,
Graubünden).
Die Fotos zu diesem
Beitrag stammen von
Sigrun und Rudolf
Weiss.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

Sicherlich werden wir uns bemühen, ein Risiko zu vermeiden, das Leben und Gesundheit gefährden könnte. Oft werden wir jedoch mit unseren Wünschen, Trieben, Bedürfnissen in Konflikt geraten: Ungesunde Speisen schmecken oft besonders gut, der Beruf läßt uns oft zu wenig Zeit für die körperliche Bewegung, das Rauchen beruhigt uns so schön, in geselliger Runde wird Gläschen um Gläschen geleert...

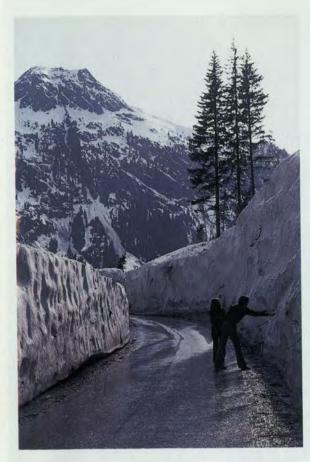
Unsere Bedürfnisse führen demnach häufig dazu, daß wir das Risiko erhöhen, uns zu verletzen oder gar zu Tode zu kommen. Häufig müssen Risken gegeneinander abgewogen werden. Bewegung beim Sport kann sowohl Gesundheit und Lebenserwartung fördern als auch zu Verletzungen oder gar zum Tod führen. Selbst Sportarten, die als ungefährlich gelten, haben ihre Tücken. In absoluten Zahlen verunglükken zum Beispiel beim Wandern erheblich mehr Personen als bei sogenannte «Risikosportarten»; oder: Dem höheren Risiko, sich beim Fußballspiel zu verletzen, steht das verringerte Risiko gegenüber, verfrüht an einer Herz-Kreislauf-Erkrankung zu sterben

#### Risiko im Spitzensport

Unsere Überlegungen zu Wahrscheinlichkeit und Gegenwahrscheinlichkeit lassen sich auch am Beispiel Abfahrtslauf im Skirennsport veranschaulichen. Kein Läufer kann im vorhinein (etwa bei der Besichtigung einer Abfahrtsstrecke) mit Sicherheit sagen, daß er nicht stürzen werde. Während sich der Freizeitsportler jedoch ein «Sicherheitspolster» schaffen kann, indem er deutlich unter der vermuteten Risikogrenze bleibt, ist der Rennläufer gezwungen, hart an seine persönliche Risikogrenze zu gehen. Sein erstes Ziel ist es ja nicht, eine Abfahrt sturzfrei zu bewältigen, sondern möglichst in der schnellsten Zeit, als Sieger ins Ziel zu gelangen. (Wir werden später sehen, daß zum Beispiel Bergführer und Verantwortliche in Lawinenkommissionen aus anderen Gründen einem ähnlichen Druck ausgesetzt sind.)

#### Für den Rennläufer gilt jedenfalls:

• Wenn ich die Wahrscheinlichkeit des Eintretens eines Ereignisses (Sturzrisiko) durch meine Vorsicht herabsetze, steigere ich damit zwangsläufig die Gegenwahrscheinlichkeit (im abgeschlagenen Feld landen).



 Wenn ich dagegen «auf Angriff» fahre, steigt die Wahrscheinlichkeit eines Sieges oder einer guten Plazierung, gleichzeitig aber sinkt die Wahrscheinlichkeit, daß ich das Rennen sturzfrei und unverletzt beende.

#### Lawinen und Risiko

308

Mit Lawinen hatte ich in meinem Leben häufig zu tun:

- als fleißiger Tourengeher, der auf mehr als 3000 Skitouren zurückblicken kann,
- als Ausbildungsleiter f
  ür Tourenskilauf am Sportinstitut der Universit
  ät Innsbruck,
- als langjähriger Tourenwart einer Alpenvereinssektion,
- als Autor eines Lehrbuches, zahlreicher Führer und Bildbände für den Tourenskilauf,

Zwangsläufig habe ich mich mit Lawinen und ihrer «Vorhersehbarkeit» auseinandergesetzt. Die Darstellung des Problembereiches bezieht sich auf Skitouren, ist aber zumeist auf Großlawinen übertragbar, die Verkehrswege oder Siedlungen bedrohen.

Lawinenprognosen können nie «sicher» sein. Sie sind Wahrscheinlichkeitsaussagen, das heißt Schlüsse von beobachteten Fällen auf nicht beobachtete Fälle. <sup>4</sup> Niemand kann im Einzelfall (zum Beispiel bei der Beurteilung eines bestimmten Hanges) mit Sicherheit sagen, daß der Hang hält oder daß er nicht hält. Durch Ausbildung und Erfahrung ist es möglich, sich dieser Grenze «hält/hält nicht» zu nähern. Das hat aber auch seine Tücken, denn: Senke ich die Wahrscheinlichkeit des Eintretens eines Ereignisses durch mein Verhalten, erhöhe ich damit zwangsläufig die Gegenwahrscheinlichkeit.

#### Das bedeutet für eine Skitour:

- Bleibe ich weit unterhalb der Grenze, ab der ich auf Grund meiner Ausbildung und Erfahrung einen Lawinenabgang für möglich halte, sinkt die Wahrscheinlichkeit, daß ich eine Lawine auslöse; gleichzeitig steigt die Wahrscheinlichkeit, daß ich auf viele Skitouren oder großartige Abfahrten verzichte, obwohl sich tatsächlich kein Lawinenabgang ereignen würde.
- Nähere ich mich dagegen der Grenze in einem Maße, das mir gerade noch vertretbar erscheint, werde ich viele tolle Touren und Abfahrten erleben; gleichzeitig steigt aber auch die Wahrscheinlichkeit, daß ich in einen Lawinenunfall verwickelt werde.
- Um die Wahrscheinlichkeit eines Lawinenunfalls auf Null herabzusetzen, müßte ich auf Skitouren verzichten.

Diese Aussage gilt sinngemäß für Katastrophenlawinen. Je früher man bei aufkommender Lawinengefährdung Straßen sperrt und gefährdete Ortsteile räumt, umso geringer wird das Risiko, daß es zu Schäden kommt. Auf Null könnte ich jedoch das Risiko nur herabsetzen, wenn ich mit diesen Maßnahmen vor den ersten Schneefällen begänne.

Die fehlende Sicherheit bei der Lawinenbeurteilung berührt natürlich jene Personen in hohem Maße, die als Bergführer oder Mitglieder von Lawinenkommissionen<sup>5</sup> Verantwortung tragen. Ihre Situation entspricht (wenn auch aus ganz anderen Gründen) der des Rennläufers: Bergführer sind – vor allem bei Fortgeschrittenengruppen – geradezu gezwungen, sich der erwähnten Grenze zu nähern, das heißt ein sogenannte «kalkuliertes Risiko» einzugehen. Wenn Personen, die selbst über umfangreiche Tourenerfahrungen verfügen, einen Kurs besuchen oder privat einen Bergführer engagieren, möchten sie tolle Abfahrten erleben. Der Bergführer gerät dadurch

Meterhohe Schneewände nach der Lawinenkatastrophe im Frühjahr 1975 (Straße zwischen Neustift und Ranalt im Stubaital). unter Druck und nähert sich der Grenze, soweit es ihm verantwortbar erscheint. Damit aber verliert er an «Sicherheitsreserve» oder besser: an «Wahrscheinlichkeitsreserve» – ein zwangsläufiger Vorgang, der fatale Folgen haben kann. Die *Lawinenkommissionen* stehen (wieder aus anderen Gründen) unter einem ähnlichen Druck und sind gezwungen, an die Grenze dessen zu gehen, was sie nach ihrem Wissen und Gewissen verantworten können.

Kommt es zu einem Unfall, wird nach einem Schuldigen gesucht. Wenn jemand verletzt wird oder gar zu Tode kommt, muß untersucht werden, ob jemand dafür verantwortlich ist, weil er fahrlässig gehandelt hat. Dem kann sich in einem Rechtsstaat niemand entziehen. Andererseits: Ein Führer will im Regelfall weder sich noch die ihm anvertrauten Personen gefährden. Er setzt bei der Beurteilung der Lawinensituation sein gesamtes Wissen und seine gesamte Erfahrung ein. Er muß aber an Ort und Stelle rasch entscheiden. Der Richter kann dagegen in Ruhe die umfangreichen Akten der Sachverständigen studieren. Die Sachverständigen haben Informationsmöglichkeiten, die dem Führer nicht zur Verfügung standen. Dieselbe ungleiche Informationslage findet sich auch nach dem Abgang einer Katastrophenlawine, wenn Staatsanwalt und Untersuchungsrichter (bei Sonnenschein und ohne Entscheidungsdruck) den Anriß aus dem Hubschrauber studieren, das berühmte Eidgenössische Institut für Schnee- und Lawinenkunde in Davos (EISLF) mit einem Gutachten beauftragen, die Verbauungspläne und die Einhaltung etwaiger Auflagen überprüfen. Der wichtigste Unterschied: Bei der Untersuchung der Ursachen der Katastrophe muß man sich (im Gegensatz zur Lage des Bergführers oder der Lawinenkommission) nicht mehr mit der Frage beschäftigen, ob sie überhaupt möglich ist. Das ist in diesem Falle bereits traurige Gewißheit. Der Richter ist deshalb verpflichtet zu unterscheiden, welche Informationen ihm zur Verfügung stehen und was der Bergführer oder die Lawinenkommission wissen konnten.6 Dennoch ist es schwierig, im nachhinein zu entscheiden, was jemand in einer «gespannten Situation» und unter dem Druck, rasch zu entscheiden, beachten hätte müssen.

Richter und die sie beratenden Sachverständigen sind sich dieser Probleme bewußt. Sie kommen in den meisten Fällen zum Schluß, daß keine Fahrlässigkeit der Verantwortlichen vorliegt. Mit einem – in jedem Falle sicherlich wohlbegründeten – Freispruch erwecken sie jedoch häufig Widerspruch. Mitunter



mögen finanzielle Gründe dafür verantwortlich sein, häufiger sicherlich das Unbehagen, einem «Schicksal» ausgeliefert zu sein. Da beruhigt es, einen Schuldigen zu finden und zu bestrafen. Das gilt aus psychologischen Gründen auch für aktive Tourengeher und Skibergsteiger, von denen man eigentlich Verständnis für die schwierige Situation erwarten müßte. Es fällt schwer, einen Sport auszuüben und sich dabei eingestehen zu müssen, daß man mitunter auf schlichtes Glück angewiesen ist. Einem Bergführer wird (mit Recht) hohe Kompetenz zugebilligt. Wenn es nun selbst einem Bergführer nicht möglich ist, die Lawinengefahr im Einzelfall richtig einzuschätzen, könnte das einen «Normalverbraucher»

Im April 1993 starben vier junge

Skibergsteiger auf der Abfahrt

vom Mot dal Gajer (Sesvenna

Alpen) in dieser Lawine.

Schneebrettlawine in einer

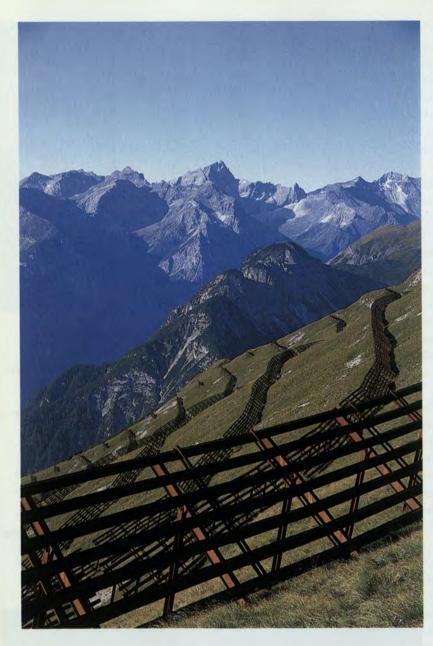
(Ortler Alpen). Der Anriß

erfolgte nach einer

Mulde unterhalb des Piz Daint

(vermeidbaren) Querung dieser





Lawinenverbauungen an der Peilspitze (Stubaier Alpen). Im Mittelgrund die Hohe Burg, im Hintergrund die Tribulaune.

veranlassen, seine alpine Betätigung einzustellen, die ihm unter Umständen viel bedeutet. Er beruhigt seine aufkeimenden Ängste damit, daß er sich sagt: «Na, so ein Risiko wie dieser Spinner gehe ich doch nie ein. Folglich kann mir das auch nicht widerfahren.» Zum Beispiel: Wie konnte man nur an diesem Tag so spät weggehen, in einen Osthang einfahren, die Windverfrachtung in der kammnahen Rinne übersehen, bei Lawinenwarnstufe 3 diese Tour wählen?

#### Warnungen durch den Lawinenlagebericht

Wenn der Lawinenlagebericht «Gefahrenstufe 3» meldet und vor allem vor Triebschneeansammlungen unterhalb von Kämmen warnt, ist jedem der Wahrscheinlichkeitscharakter dieser Aussage bewußt: Es kann an einer Stelle zu einem Lawinenabgang kommen, vielleicht aber an einer anderen, vielleicht auch an keiner. Dem Bergführer nützt eine allgemeinen Warnung dieser Art wenig. Er muß in einer konkreten Situation, zum Beispiel vor der Einfahrt in einen bestimmten Hang, eine unter Umständen folgenschwere Entscheidung treffen. Er soll auf einmal mit «Sicherheit» wissen, ob es einen Lawinenabgang geben wird, obwohl er ja auch nur «Wahrscheinlichkeit» bieten kann.7

Dasselbe gilt für die Arbeit der Lawinenkommissionen. Der Wahrscheinlichkeitscharakter der Aussage «Gefahrenstufe 4» oder gar «Gefahrenstufe 5» ist eindeutig. Es kann zu folgenschweren Abgängen von Lawinen kommen, die Verkehrswege oder Siedlungen bedrohen, es muß aber nicht. Vor allem aber muß sich die Prognose nicht festlegen, wo denn eine solche Lawine abgehen und welches Ausmaß sie erreichen wird. Sie kann sich auf allgemeine Hinweise wie «vor allem in der Silvretta, im Arlberggebiet und im Außerfern» beschränken. Die Lawinenkommission muß jedoch entscheiden, ob eine ganz bestimmte Straße gesperrt oder gar, ob eine ganz bestimmte Siedlung geräumt werden muß. Ihre Entscheidung soll auf einmal mit «Sicherheit» möglich sein, obwohl auch sie nur eine Einschätzung der Wahrscheinlichkeit sein kann. Auch bei der Arbeit der Lawinenkommissionen gibt es keine «Sicherheit». Fehlprognosen sind im Laufe der Jahre und bei Tausenden von Entscheidungen unvermeidlich und - so furchtbar das klingt - vorhersehbar wie die mehr als 1000 Verkehrstoten pro Jahr in Österreich oder die rund 40.000 im EU-Raum.

Der Lawinenlagebericht ist eine überaus wichtige Entscheidungshilfe, aber eben eine «Hilfe», nicht mehr und nicht weniger. Tragische Unfälle belegen die Tatsache, daß er dem verantwortlichen Bergführer oder der verantwortlichen Lawinenkommission die Entscheidung nicht abnehmen kann.8

#### Warnungen «danach»

Sowohl nach «touristischen» Lawinen als auch nach Katastrophenlawinen gibt es in schöner Regelmäßigkeit Fachleute und solche, die sich dafür halten, die gewarnt haben wollen oder auch tatsächlich gewarnt

Warnen ist einfach und mit keinem Risiko verbunden. Behält der Warner recht und kommt es zu einem Unfall, steht er als der große Super-Experte da

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

und nützt denjenigen, die es auch immer gibt: Personen, die nach einem Unfall oder einer Katastrophe Schadenansprüche stellen und zur Durchsetzung dieser Ansprüche einen «Schuldigen» brauchen. Behält der Warner aber nicht recht, weil der Unfall/die Katastrophe nicht eingetreten ist, fällt das niemand weiter auf. Dem Warner kann also nichts, aber auch schon gar nichts passieren. Nachträgliche Warnungen sind risikolos...

Nicht so einfach ist es für den Bergführer oder für die Mitglieder einer Lawinenkommission. Sie müssen Entscheidungen treffen und verantworten: auf eine Tour verzichten, eine Straße sperren. Übt sich ein Bergführer fortlaufend im Tourenverzicht als der einfachsten und wirkungsvollsten Sicherheitsmaßnahme, wird er bald nicht mehr beschäftigt sein. Ebenso schwierig ist in dieser Hinsicht die Arbeit einer Lawinenkommission. Wenn sie eine Lawine für bedrohlich hält, daraufhin einen Verkehrsweg sperrt, und die Lawine geht tatsächlich ab und bedeckt die Straße meterhoch, dann ist die Welt in Ordnung. Man wird die Arbeit der Lawinenkommission rückhaltlos loben. Aber da gibt es auch die Gegenwahrscheinlichkeit, daß man die Straße sperrt oder einen Ort räumen läßt - und keine Spur eines Lawinenabganges, was dann? Wie oft kann sich eine Lawinenkommission eine solche «Fehlentscheidung» leisten, die eigentlich nichts anderes war als eine Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, daß niemand zu Schaden kommt? Darin liegt der große Unterschied zwischen «Entscheidung» und «Warnung»: daß man in einem Fall für die Folgen einstehen muß und im anderen Falle nicht.

#### Schlußfolgerungen

Selbst bei größtmöglicher Gewissenhaftigkeit eines Bergführers oder einer Lawinenkommission kann das Zusammentreffen ungewöhnlicher Ereignisse zu Lawinenabgängen führen, die nicht vorhersehbar waren. Alles in unserem Leben ist auf Wahrscheinlichkeit gebaut - auch die Häuser in lawinenbedrohten Orten. «Rote» und «grüne» Zonen9 in den Verbauungsplänen unterscheiden sich nicht nach «gefährdet» und «sicher», sondern lediglich in der Wahrscheinlichkeit, daß sie von Lawinen bedroht werden. Absolute «Sicherheit» gibt es auch in grünen Zonen nicht.

Ein eindrucksvolles Beispiel ist die Kapelle Sogn Benedetg (Hl. Benedikt) in einem Weiler oberhalb von Sumvitg in der Surselva (Graubünden, Schweiz). Das kunsthistorisch bedeutsame Kirchlein mit seinen herrlichen Fresken wurde 1150 errichtet - auf einem Platz, den man für absolut lawinensicher hielt: im dichten Wald und noch dazu auf einem Hügel. Am 10. Februar 1984 - nach mehr als 800 Jahren! - ereignete sich, was niemand für möglich gehalten hätte: eine mächtige Staublawine zerstörte das Bau-

Nach einem Lawinenunfall ist es wichtig, die Ursachen für den Lawinenabgang zu analysieren, daraus zu lernen und entsprechende Maßnahmen zu setzen. Für Bergführer und sinngemäß für die Mitglieder der Lawinenkommissionen müssen wir fordern, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden. Eine «Vor-Entschuldigung» nach Lawinenunfällen wäre ebenso ungerechtfertigt wie eine «Vor-Verurtei-

Vertretbares Risiko trotz 80 cm Neuschnee: mäßig steiles Gelände, keine Schneeverfrachtung durch





Vorbildliche
Spuranlage beim
Aufstieg zu den
Sattelschröfen (Stubaier
Alpen). Die Abfahrt
verführt
häufig zu
größerem
Risiko.

lung». Wir dürfen aber nicht Unmögliches verlangen: Sicherheit in einem Leben, das sich in Wahrscheinlichkeiten vollzieht.



Lawinenbedrohung in der Ebene. Die originelle Warnung vor Dachlawinen wurde in Rueras (Surselva, Graubünden) gesichtet.

#### Literaturhinweise (Auswahl)

Engler, Martin (2001) und Mersch, Jan: SnowCard – Lawinen-Risiko-Check. Meßkarte zur Beurteilung der Lawinengefahr. Bergverlag Rother, München.

Girardi, Wolfgang (2000, 7. aktualisierte Auflage), Gabl, Karl und Lackinger, Bernhard (Bearbeiter): Lawinenhandbuch. Tyrolia Verlag. Innsbruck.

Hoffmann, Michael (2000): Lawinengefahr. Risiken erkennen – Entscheidungen treffen. Bayerischer Landwirtschaftsverlag. München. Larcher, Michael (2000) und Purtscheller, Robert: Stop or go. Strategische Lawinenkunde für Tourengeher (VHS-Kassette). Verlag Österreichischer Alpenverein. Innsbruck. Munter, Werner (1999, 2. Auflage): 3x3 Lawinen. Entscheiden in kritischen Situationen. Agentur Pohl & Schellhammer. Garmisch-Partenkir-

#### Anmerkungen

¹ Schlüsse von der Beobachtung (im Fall der Naturgesetze unerhört zahlreicher) Einzelfälle auf den allgemeinen Fall. Man

schließt aus den beobachteten Einzelfällen sinngemäß auf nicht beobachtete Fälle, also auf eine Gesetzmäßigkeit.

<sup>2</sup> Diese Überlegungen sind nicht neu. Sie gehen in ihren Wurzeln auf den erkenntnistheoretischen Positivismus des Philosophen David Hume (1711–1776) zurück.

3 Vgl. die großartige Schilderung in Nestroys «Lumpazivagabundus».

<sup>4</sup> Das ist auch die theoretische Grundlage der «Munter-Methode», die der Lawinenkunde in Theorie und Praxis einen unerhörten Aufschwung gebracht hat. Der Schweizer Bergführer und Lawinenexperte verspricht den Anwendern seiner Methode nicht «Sicherheit». Durch Kombination wichtiger Einflußfaktoren wird eine höhere Wahrscheinlichkeit erreicht, einem Lawinenunfall zu entgehen. Auch die neuesten Entwicklungen wie zum Beispiel bei Hoffmann (2000), Larcher und Purtscheller (2000), Engler und Mersch (2001) behalten diesen grundsätzlichen Ansatz bei und führen ihn weiter.

5 Lawinenkommissionen werden in Österreich in den von Lawinen bedrohten Siedlungen aus einheimischen Fachleuten gebildet, die für ihre Aufgabe zusätzlich geschult und bei ihrer Arbeit von Wetter- und Lawinenwarndiensten beraten werden. Sie können keine Straßen sperren oder Räumungen veranlassen, sondern nur Empfehlungen an die zuständigen Behörden (Gemeinde, Bezirkshauptmannschaft) abgeben. Die Behörden befolgen jedoch diese Empfehlungen aus verständlichen Gründen.

<sup>6</sup> Nach dem Gesetz hat der Richter die Sachlage «ex ante» (= im Vorhinein) zu sehen. Das bedeutet: Umstände, die einem Verantwortlichen nicht bekannt sein konnten, dürfen nicht berücksichtigt werden.

<sup>7</sup> Es ist bezeichnend, daß in den Programmen der Bergsteigerschulen in der Regel die Vokabel «Sicherheit» vorkommt; der Begriff «Restrisiko» (besser wäre: «Restwahrscheinlichkeit» oder «Gegenwahrscheinlichkeit») taucht erst in der Gerichtsverhandlung auf, wenn es trotz professioneller Führung einer Gruppe zu einem Lawinenunfall kommt.

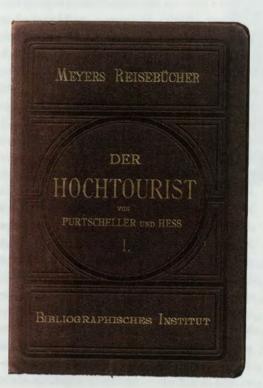
8 Besonders aufrüttelndes Beispiel: Am 28.3.2000 starben zwölf angehende Skilehrer im Rahmen eines von einem hochqualifizierten Bergführer geleiteten Ausbildungskurses bei einer Abfahrt vom Schmiedinger Kogel (Salzburg) in einer Lawine – bei Lawinenwarnstufe 2!

<sup>9</sup> In den Verbauungsplänen der Gemeinden werden nach der Gefährdung durch Lawinen drei Zonen unterschieden. «Rot» bedeutet Bauverbot, bei «gelb» können Baugenehmigungen nur unter bestimmten Auflagen erteilt werden, «grün» kennzeichnet Bauland ohne derartige Einschränkungen.

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

## Alle Wege zur Höhe, im Taschenformat

Die Reihe der Alpenvereinsführer feiert ihren fünfzigjährigen Bestand. Von Walter Klier



Mit dem Band «Karwendelgebirge» erschien vor fünfzig Jahren im Bergverlag Rudolf Rother in München der erste Band in der Reihe der Alpenvereinsführer, des umfassendsten Führerwerks über die Ostalpen, das es je gegeben hat und, so weit man das absehen kann, auch geben wird.

#### Wie man auf die Berge findet

Wozu sind Führer gut? Der Name kommt ja von jenen Einheimischen, die in der Urzeit des Bergsteigens, als einzige, die sich in den wilden Höhen der Gebirge auskannten, die Touristen führten, die aus den Städten kamen und das merkwürdige Bedürfnis verspürten, jede einzelne dieser Spitzen – manche von ihnen noch unbenannt und von keines Menschen Fuß je betreten – zu erklimmen. Bald setzten

die Städter sich in den Kopf, ohne fremde Hilfe ihren Weg zu finden, und bald wurden Wegbeschreibungen verfaßt und eben auch «Führer». Das Buch mußte ein Büchlein sein, damit man es bequem in die Tasche stecken und bei Bedarf herausziehen konnte; zugleich sollte alle nötige Information darin enthalten sein. Das wurde im Lauf der Jahrzehnte zum Problem, denn die Zahl der Routen wuchs immer weiter, immer neue und schwierigere Wege wurden begangen.

So kam «Der Hochtourist in den Ostalpen» von Ludwig Purtscheller und Heinrich Hess 1894 noch mit 450 Seiten in zwei Bänden aus, um den gesamten Alpenraum östlich des Rheins zu beschreiben; er wuchs, herausgegeben vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein, bis zur 5. Auflage (1925/30) auf acht Bände an. So war die Edition von Wanderund Kletterführern seit der Frühzeit des Alpinismus ein Teil jener umfassenden Erschließungstätigkeit, mit der die alpinen Vereine die Grundlage für den modernen Tourismus in unseren Breiten erst geschaffen haben; parallel dazu lief der Bau der Hütten, das Anlegen und Markieren der Wege, die Organisation des Bergführer- und Bergrettungswesens und einiges mehr, was heute, ohne daß es im täglichen touristischen Treiben weiter auffällt, nicht nur historisch, sondern auch in der Gegenwart die Basis des ganzen Geschehens bildet. Der Tourist in den Alpen ist zunächst und in seiner großen Menge ein Wanderer (der Wintertourismus ist jüngeren Datums, folgt aber dem selben Muster) - und auch wenn er in seinem Leben nicht auf den Habicht, die Wildspitze oder einen der schärferen Zacken des Wilden Kaisers steigen wird, so möchte er nicht nur wissen, wie diese Berge heißen, sondern auch, wo und unter welchen Schwierigkeiten man hinaufkommt, wenn man hinaufkäme. Auch der behäbigste Almwanderer kann so, bloß indem sich einen Führer kauft, an der Aura des Wilden, Wagemutigen und rundheraus Unfaß-





314

baren teilhaben, die die extremeren Spielarten des Alpinismus ausstrahlen. Wie es schon in Arthur Schnitzlers Tragikomödie «Das weite Land» so unnachahmlich geschildert wird: die Hotelgäste am Völser Weiher gruseln sich stilvoll über die gefährliche Besteigung des «Aignerturms», und im übrigen, wie der Hotelportier so treffend sagt: «Es sind auch von der Rotwand schon Leute heruntergefallen. Es gibt eben überall Dilettanten.»

#### Die Erfindung der Alpenvereinsführer

Und so - auch um den Dilettantismus nicht zu sehr ins Kraut schießen zu lassen - erschienen schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts die ersten Beschreibungen einzelner Gebirgsgruppen wie Heinrich Schwaigers «Führer durch das Karwendelgebirge», der 1888 erschien und es schon auf 120 Seiten brachte. Er blieb auf Jahrzehnte hinaus ein «vertrauenswürdiger Wegweiser von dem Charakter [...], welchen wir heute von Reisehandbüchern fordern müssen», wie es im Vorwort heißt.

In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts fing ein Knabe in der Erlspitzgruppe, im Südwesteck des Karwendelgebirges, zwischen Seefeld und Zirl, mit dem Bergsteigen an. Seine Eltern hatten ihn den Sommer über auf das Solsteinhaus geschickt, damit sich seine etwas schwächliche Konstitution kräftige. Mit seinem Vetter unternahm er bald auch schwierigere Klettereien; da dies die Eltern nicht gerne sahen, kaufte er sich Schwaigers Karwendelführer heimlich. Er merkte immer wieder, daß das nun schon ehrwürdige Werk (die letzte Ausgabe war 1923 erschienen) hinten und vorn nicht mehr stimmte, und so schrieb er, unternehmungslustig wie er war, dem Bergverlag Rudolf Rother in München einen Brief mit dem Angebot, den Teil «Erlspitzgruppe» des Führers neu zu bearbeiten. Die Antwort kam prompt: Der Verlag sei teilweise ausgebombt, und es gebe zurzeit kein Papier für Kletterführer. Vielleicht würde man nach dem Krieg darüber reden können. Man schrieb das Jahr 1943.

Der Knabe wurde mit 17 zum Militär eingezogen, überstand die schreckliche Zeit einigermaßen glimpflich und staunte nicht schlecht, als er 1949 einen Brief vom Seniorchef des Bergverlags erhielt. «Wir machen zusammen mit dem Alpenverein wieder Führerwerke. Als Band I ist der Karwendelführer geplant. Wenn Sie wollen, können Sie diese Arbeit übernehmen.» Da ihn das Studium der Geisteswissenschaften nicht wirklich auslastete, stimmte Heinrich Klier gerne zu - mein Vater war nämlich der

unternehmende Erlspitzkenner, aus dem nun bald ein ausgewiesener Karwendelkenner wurde. Der erste Band in der groß angelegten Reihe der neuen Alpenvereinsführer entstand in Zusammenarbeit zwischen ihm und Fritz März, einem Münchner Jusstudenten, der später lange Jahre als Vorsitzender den Deutschen Alpenverein führen würde.

Die Neubearbeitung erforderte eine fast vollständige Begehung des als unwegsam bekannten Gebirges. häufig und bis zum IV. Grad im Alleingang, und gipfelte in einer Überschreitung des Karwendelhauptkamms mit mehr als zwanzig Gipfeln, die in einem fürchterlichen Gewitter an der Pleisenspitze über Scharnitz endete. Das Ergebnis der Mühe umfaßte dann 450 Druckseiten; nun gab es auch schon Fotos mit eingezeichneten Routen, später kamen Routenskizzen für einzelne Wände und Klettertouren hinzu. Es folgten, vom selben Autor, die Bände über die Ötztaler, Stubaier und Zillertaler Alpen; eine große Anzahl anderer Autoren half mit, die Reihe immer weiter anwachsen zu lassen. Zur Zeit umfaßt sie 36 Titel, die zwischen Allgäuer Alpen und Wetterstein, zwischen Civettagruppe und Zillertaler Alpen dem Ideal der Vollständigkeit in bezug auf die Beschreibung der einzelnen Gebirgsgruppen wie auch auf die Abdeckung möglichst der ganzen Ostalpen schon recht nahekommen. Daß dabei das Prinzip der Wirtschaftlichkeit, dem der Verlag folgen muß, Kompromisse und Einschränkungen erzwingt, ist klar, umso mehr als der Alpenverein sich bis heute scheut, bei Vorhaben, die keinen Gewinn versprechen, Geld zuzuschießen. Ein Vermögen war mit dem Führerschreiben noch nie zu verdienen. «Geld gab es jahrelang keines», erinnert sich Heinrich Klier, «weil der Verleger immer behauptete, selber keines zu haben. Für meine Fahrten nach München mußte mein altes Fahrrad herhalten. Übernachtungsplatz war ein Heustadel in der Gegend von Hohenschäftlarn, wo ich kostenlos logierte.»

Die Lage für die Autoren besserte sich, als der bekannt sparsame Seniorchef die Verlagsleitung an seinen Sohn, Rudolf Rother jun. übergab - der sich auch als Panoramafotograf einen Namen gemacht hat; zuletzt ist er mit dem eindrucksvollen Winterpanorama «Big Horizon» hervorgetreten.

Von «guten», also gutgehenden Führern waren und sind immerhin im Schnitt tausend Stück im Jahr zu verkaufen, doch wenig populäre Gebirge erfordern bis heute ein hohes Maß an Begeisterung vom jeweiligen Bearbeiter. Die Arbeit des Führerautors besteht nur selten darin, einen Führer ganz neu zu

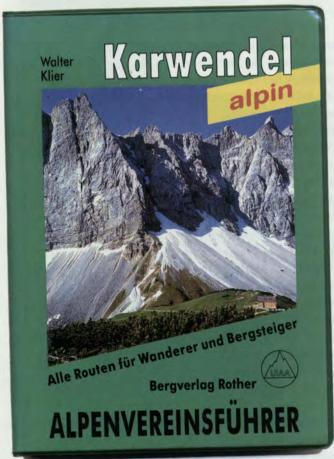


machen; meistens handelt es sich um die Vorbereitung einer Neuauflage, also das Überarbeiten des vorliegenden Materials. Freilich mußte man gerade in den letzten, bewegten Jahrzehnten immer wieder einschneidenden Veränderungen in der Landschaft wie dem Bau von Stauseen, Höhenstraßen oder Skizentren Rechnung tragen. Auch die Entwicklung des Bergsteigens war rasant. Das Sportklettern zunächst nicht mehr als eine Trainingsform für den Ernst des Hochgebirges - hat sich zu einer autonomen Sportart entwickelt, die ihre eigenen Regeln und Führerwerke besitzt, die nach dem französischen Wort für Routenskizze «Topo» heißen.

#### Neue Probleme, neue Lösungen

Neben das Kernprogramm der Alpenvereinsführer sind im Bergverlag Rudolf Rother (der jetzt zum traditionsreichen Haus Freytag & Berndt gehört) einige weitere Reihen getreten, um den verschiedensten Sonderinteressen der Wanderer, Bergsteiger, Kletterer und Schitouristen zu genügen, als da sind Wanderführer, Gebiets-, Auswahl- und Trekkingführer, der in mehreren Bänden vorliegende Klettersteigatlas, Radführer, alpine Lehrschriften, Skiführer und nicht zuletzt die Bände des vom Schweizer





Alpen-Club herausgegebenen Führerwerks der Westalpen, das die Alpenvereinsführer geographisch nach Westen hin fortsetzt. Neuen technologischen Bedürfnissen kommt die auf CD edierte Reihe Touren-Disk entgegen, die der Verlag etwas vollmundig als das «Konzept der Zukunft» anpreist. Vorderhand dürfte für den Gebrauch in steiler Wand oder auch nur auf luftiger Höhe das alte Konzept des flexibel gebundenen Taschenbüchleins noch einige Zeit vorhalten. (Klier senior pflegte übrigens auf gemeinsamen Klettertouren immer nur eine oder zwei aus dem Führer herausgerissene Seiten mitzunehmen, um Gewicht zu sparen, was manchmal zu Überraschungen führte und eine Revision der Tourenplanung erforderte, wenn man etwa in die falsche Tour eingestiegen war oder am Einstieg ein kecker Windstoß das Blatt in eine Gletscherspalte geweht hatte.)

Nicht daß die Zeit nicht immer wieder neue Probleme mit sich bringen würde, die neue Lösungen erfordern. Bei der 13. Auflage von 1990 (die Verfasserschaft war inzwischen vom Vater Klier auf den Sohn übergegangen, keine Seltenheit in der alpinen Literatur) hatte der Karwendelführer den Umfang von 650 Seiten erreicht, also die Grenze dessen, was in einem solchen Büchlein noch unterzubringen war, ohne daß es jedenfalls die Tasche des Bergsteigers zu sprengen drohte. Das Problem wurde verschärft durch die Entwicklung des Sportkletterns und die generelle Spezialisierung im alpinen Tun; und so entschloß man sich anfang der neunziger Jahre, die Führer zu «teilen». Die Ausgabe «alpin» umfaßt nun im wesentlichen die Beschreibung der Täler, Talorte, Hütten und Übergänge sowie der Gipfelwege bis zum II. Schwierigkeitsgrad, der separat publizierte Teil «extrem» die eigentlichen Klettertouren. Das damit verbundene Dilemma zeigt sich schon beim ersten Führer der «neuen» Generation: der Band «Karwendel extrem» ist bis heute nicht erschienen und wird wohl auch nie mehr erscheinen, so wie es aussieht. Dennoch kann man hoffen, daß das altehrwürdige Werk in neuer Gestalt auch im neuen Jahrhundert das bietet, was es bisher bot: eine wenig beachtete und doch unverzichtbare Grundbedingung, um jedermann das Bereisen der Gebirge zu erlauben und es jedem im Rahmen seiner Fähigkeiten zu ermöglichen, den Weg auf die Berge zu finden - und auch wieder herunter.

## Personalien

Peter Danner, geb. 1960, Historiker, Publizist. Monographien zur Archäologie: Griechische Akrotere der archaischen und klassischen Zeit (Rom 1989); Westgriechische Firstantefixe und Reiterkalyptere (Mainz 1986); Westgriechische Akrotere (Mainz 1997). Zahlreiche Publikationen zur griechischen, etruskischen und römischen Archäologie und Geschichte, über Kunst, Kultur und Wissenschaft. Schrieb in BERG 2000 über Bergsteigen in der Antike.

Andreas Dick, geb. 1964 in Baden-Baden, Dipl.-Ing. (FH) für Umwelt- und Verfahrenstechnik, Bergführer im Lehrteam Bergsteigen des DAV, freier Journalist in München. Schrieb in BERG 2000 über Eisklettern in Schottland.

Zipora Fried, geb. 1963 in Haifa, lebt in New York, Grafikerin. Illustrierte in BERG 2000 Ernst Kreneks Reisebuch aus den österreichischen Alpen.

Leopold Ganzer, geb. 1929 in Innichen (Südtirol), aufgewachsen in Osttirol, Studium an der Akademie der bildenden Künste in Wien, lebt in Wien.

Richard Goedeke, geb. 1939, Dr. phil., Oberstudienrat in Braunschweig (Geographie, Englisch, Politik). Allroundbergsteiger und Kletterer seit 1955, über 115 alpine Erstbegehungen (vor allem Dolomiten); 16 Jahre DAV-Jugendleiter, seit 1970 in der Ökobewegung aktiv sowie für die Kompromißfindung zwischen Klettern als Natursport und Naturschutz. Autor von Kletter-, Wander- und Radwanderführern. Deutscher Kletteratlas, Erlebnisbücher über die Sextener Dolomiten (Luft unter den Sohlen) und die Westalpen (Augenblicke oben), Kletterkonzeption Niedersachsen.

Andrew Greig ist einer der interessantesten unter den jüngeren schottischen Dichtern und Schriftstellern. Sein Buch Summit Fever (1985; Neuauflage mit einem Vorwort von Joe Simpson 1997) erzählt nicht nur, wie er fast aus Versehen zum Bergsteigen kam, sondern ist wahrscheinlich einer der besten Expeditionsberichte überhaupt – weil mit dem fremden Blick des Noch-nicht-Alpinisten gesehen und beschrieben. Der Text «Disappearing Gully», den wir hier mit freundlicher Genehmigung von Canongate Books, abdrucken, ist das sechzehnte Kapitel aus dem Roman Electric Brae, der 1992 in diesem Edinburgher Verlag erschien; einem Buch über die

Liebe, das Klettern und das Leben in Schottland zu Anfang der achtziger Jahre.

Christoph Höbenreich, geb. 1968 in Innsbruck, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, Studium der Geographie und Sportwissenschaften an der Universität Innsbruck, Dissertation über sanften Alpintourismus im Hochgebirgs-Naturpark Zillertaler Alpen, Mitglied des OeAV-Alpinlehrteams, Projektbearbeiter beim OeAV, mit Vorliebe in den höchsten Breitengraden (Nordpol, Franz-Josefs-Land, Antarktis, Alaska, Sibirien) und großen Höhen der Erde (Huascaran, Muztag Ata, Cho Oyu, Shishapangma) oder an Vulkanen (Iran, Sizilien, Mexiko, USA) wenn möglich mit Ski unterwegs.

Anton Holzer, geb. 1964, Studium der Philosophie und Politikwissenschaft, lebt als Herausgeber der Zeitschrift «Fotogeschichte» in Wien. Publizist und Sozialwissenschaftler; Arbeiten zu Fotografie und Kulturgeschichte. Zuletzt erschienen im Verlag Turia + Kant Die Bewaffung des Auges. die Drei Zinnen oder Eine kleine Geschichte vom Blick auf das Gebirge und, zusammen mit Wieland Elfferding, Hier ist es schön. Landschaft nach der ökologischen Krise.

Stefanie Holzer, geb. 1961, lebt in Innsbruck, Schriftstellerin und Publizistin. Neben literarischen Arbeiten auch Publikationen zu landeskundlichen und touristischen Themen. Zuletzt der Reiseführer Kultur Geschichten Tirol (Folio Verlag, 2000). Sie schrieb in BERG 2000 über Moralische Fragen im Grünen. Zum modernen Naturbegriff.

Clemens M. Hutter, ehemals Ressortchef für Außenpolitik bei den «Salzburger Nachrichten». Bekam den Konrad-Lorenz-Staatspreis für seinen Kampf gegen die E-Wirtschaft, die in den 70er und 80er Jahren begehrlich auf die Tauern schielte. Publikationen zu historischen und ökologischen Themen, Hauptgebiete sind Wirtschafts- und Sozialgeschichte, besonders der Ostalpen. Zahlreiche Bildbände, Wander- und Themenführer. Schrieb in BERG 2001 über die alpine Erschließung am Großglockner.

Heinrich Klier, geb. 1926 in Zirl/Tirol, lebt in Innsbruck, Dr. phil. (Deutsch und Englisch). Ab 1951 Autor der Alpenvereinsführer Karwendel, Stubaier, Zillertaler und Ötztaler Alpen, mit Henriette und Walter Klier. Lebte in den 50er Jahren als freier





Schriftsteller, veröffentlichte Romane wie Feuer am Farran Firn, Silber für die braune Göttin, Theaterstücke, Hörspiele, Reise- und Erlebnisbücher (Sonne über Peru, Schimmernde Berge, sonnige Höhen) u.a. 1954 Teilnahme an der ersten Nachkriegs-Alpenvereinsexpedition nach Peru, 1957 Leitung einer AV-Expedition in die Kordilleren, der die Erstbesteigung der Jirishanca gelingt. Aktive Teilnahme an den Südtiroler Freiheitskämpfen der 60er Jahre, arbeitete als Schriftleiter im Bergverlag Rother. Danach leitende Tätigkeit im Tourismus, Bau von Liften sowie ab 1972 der Stubaier Gletscherbahnen.

Henriette Klier, geb. 1925, lebt in Innsbruck, Verfasserin und Co-Autorin zahlreicher Führerwerke, zuletzt in der Reihe der Rother-Wanderführer zusammen mit Walter Klier den Band *Rund um Sterzing* (1999). Schrieb in BERG 98 über den Tirol-Ausflug von D. H. Lawrence und Frieda von Richthofen.

Walter Klier, geb. 1955 in Innsbruck, lebt dort als Schriftsteller und alpiner Sachbuchautor. Betreut für die Reihen der AV-Führer und der Rother-Wanderführer die Gebiete Karwendel, Stubaier, Ötztaler und Zillertaler Alpen. Veröffentlichte zuletzt Berg und Tal (Festschrift des Akad. Alp. Vereins Innsbruck, 1900–2000, erhältlich über die Buchhandlung Freytag&Berndt, Innsbruck) und zusammen mit Heinrich Klier den Bildband Stubai – schönes Tal. Zahlreiche außer-alpine Publikationen. Redakteur der Alpenvereinsjahrbücher BERG 1996 bis 2002.

Stefan Kranebitter, geb. 1964, Dr. rer. soc. oec.,

lebt in Natters bei Innsbruck, Arbeitet in der Tiroler Landesregierung auf dem Gebiet der Krankenanstaltenfinanzierung. Zählt zu jener letzten Kletterergeneration, die noch in der Zeit vor dem Wertewandel zum Sportklettern «alpinistisch sozialisiert» wurde. «Heute erfreut er sich insbesondere daran, wenn es ihm gelingt, originelle Zugänge zum Thema Klettern zu finden.»

Nino Malfatti, geb. 1940 in Innsbruck, lebt in Berlin. Ausstellungen in Berlin, Graz, Nürnberg, Bremen, Gelsenkrichen, Linz, Innsbruck u.a. *Berg-Bilder* in BERG 98.

Franz Mandl, geb. 1953 in Graz, Studium der Volkskunde. Lebt als freier Schriftsteller und Hausmann in Haus im Ennstal. Seit 1980 Obmann der ANISA, des Vereins für Felsbild- und Siedlungsforschung. Beiträge zur hochalpinen Wüstungs- und Felsbildforschung. Initiator und Organisator archäologischer Grabungen im Hochgebirge. Mehrere Ausstellungen; Mitherausgeber des zweibändigen Werkes Dachstein. Vier Jahrtausende Almen im Hochgebirge (1996/1998). Theodor-Körner-Preis (1997).

Albert Precht, geb. 1947, schreibt über sich selber: «Extremes Klettern seit dem 19. Lebensjahr. Einigemale auf 8000er-Expeditionen, doch erfolglos – nicht sehr höhentauglich! Lieblingsbereich: klassisches extremes Alpenbergsteigen. Insbesonders Erstbegehungen (ohne Bohrhaken), inzwischen sind es wohl an die 800 (seit der siebenhundertsten nicht mehr gezählt, aber aufgelistet und skizziert). Heute saniere ich öfters meine klassisch erstbegangenen Touren

Und zum Abschluß noch ein Panorama: Innsbruck von Süden, um 1900. Farblithografie aus dem Kunstverlag Leo Stainer, Innsbruck. (Archiv: Klier)

ALPENVEREINSJAHRBUCH 2002

nachträglich mit Klebehaken, Bolts oder herkömmlichen Bohrhaken (es sollte, nach einigen Seilschaftsstürzen, niemand mehr in meinen Routen tot sein). In letzter Zeit oft in den Wüstenbergen Jordaniens (etwa 80 Neutouren, wild und abenteuerlich). Mein häufigster Partner ist mein Freund Sigi Brachmayer, einer, mit dem das Pferdestehlen Spaß macht. Und meine Frau Herta ebnet mir im Tal die Möglichkeit, ausgeglichen und streßlos Richtung Berg zu gehen.» Albert Precht ist auch Verfasser von Frühwerken (Tennengebirge, Hochkönig, Korsika; neu ein Auswahlführer Tennengebirge).

Diethard Sanders, Ao. Univ. Prof. Dr., studierte Geologie an der Universität Innsbruck. Dissertation an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Habilitation über bestimmte fossile Riffe in den Alpen. Seit einschließlich der Dissertation beschäftigt sich der Autor unter anderem mit fossilen Riffen. Längere Forschungsaufenthalte in Italien und in Spanien. Publikationen über fossile Riffe in internationalen Fachzeitschriften.

Alfred Tamerl, geb. 1942 in Landeck. Studium der Germanistik und Anglistik in Innsbruck. Lehrer am Bundesrealgymnasium Imst. Zahlreiche landeskundliche und historische Publikationen, zuletzt Roswitha von Gandersheim – Eine Mystifikation (Mantis Verlag, 1999). Schrieb in BERG 2000 über das Paznauntal.

Michael Vogeley, geb. 1944, selbständiger Wirtschaftsberater, Teamtrainer, Expeditionsleiter. Zahlreiche Veröffentlichungen, Bücher, Filme. Allround-

bergsteiger: Erstbegehungen und -besteigungen, Bergführer, Skilehrer, Wildwasser- und Seekajakfahrer, Höhlenforscher. Schrieb in BERG 2000 über Eisberge als Sportgerät und Forschungsobjekt.

Walter Wagner, geboren in Linz, Studium des Französischen und Englischen in Salzburg, Vergleichende Literaturwissenschaft in Paris. Literaturwissenschaftler, Lyriker, Erzähler und Übersetzer. Monografien zu Antoine de Saint-Exupéry und Thomas Bernhard, Kurzgeschichtensammlung Westbahn. «Globetrotter mit Hang zum Toten Gebirge.»

Reinhard Walcher, geb. 1953 in Wörgl, lebt als Grafiker und Maler in Innsbruck und Wörgl.

Rudolf Weiss, geb. 1932. Lebt in Innsbruck. Em. Professor für Erziehungswissenschaft (Schwerpunkte Pädagogische Psychologie, Entwicklungspsychologie, Freizeitpädagogik). Langjährige Tätigkeit als Ausbildungsleiter für Tourenskilauf am Sportinstitut der Universität Innsbruck und Mitglied des Kuratoriums für alpine Sicherheit. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter auch Bergbücher (Skiführer, Wanderführer, Lehrbücher, Bildbände). Er schrieb in BERG 2000 über Skitouren in der Silvrettagruppe. Jürgen Winkler, geb. 1940 in Berlin, lebt in Bayern. Fotografenlehre in Frankfurt, dann in Industrie- und Werbefotografie tätig. Winkler ist heute einer der profiliertesten Landschafts- und besonders Bergfotografen. Sein 1989 erschienener Bildband Himalaya wurde mit dem Europäischen Bergbuchpreis ausgezeichnet. 1993 erschien bei J. Berg in München der beeindruckende Bildband Aus den Bergen. Photographien in Schwarzweiß. Zuletzt (2000) erschien in der Edition Berge im Bergverlag Rother der Band Das andere Bild der Berge. In BERG 2000 war die Fotoserie «Träger» zu sehen.

Horst Wirth, Medizinalrat, lebt in Freiberg/Sachsen und besuchte während vieler Jahre Reservate in Mittel- und Osteuropa. Buchveröffentlichungen: Europa pro Natura (Naturschutzbuch), Mitautor: Natur als Erlebnis – die Nationalparks in Mitteleuropa, Geschützte Natur, Geschützte Wildnis, Heilpflanzenhefte in der Neuen Brehm-Bücherei: Der Rote Fingerhut und andere herzwirksame Pflanzen, Die Tollkirsche und andere medizinisch angewandte Nachtschattengewächse, Beiträge in BERG 96, 98.

Heinz Zak, geb. 1958 in Wörgl, lebt in Scharnitz (Tirol). Einer der profiliertesten Extremkletterer und Bergfotografen. Sein schönes Wetterstein-Buch erschien 1998 im Bergverlag Rother, München.

Marco Zapata Luyo, Ingenieur und Geologe, lebt in Huaraz, Peru. Arbeitete viele Jahre lang in der División de Glaciología y Seguridad de Lagunas, und seit deren Wiederrrichtung als División de Glaciología y Recursos Idricos in dieser.

Besonderer Dank für die Hilfe bei der Beschaffung von Bildmaterial und für Auskünfte aller Art geht an Klaus Oberhuber (Bibliothek, AV-Zweig Innsbruck) und Monika Gärtner (Alpenverein-Museum Innsbruck) sowie an die Redaktion der Zeitschrift «Klettern» für die schönen Fotos zum Chronik-Teil, weiters an Martin Reiter (edition Tirol) für das Porträtfoto von William Baillie-Grohman.

Willi Pechtl hat das Bildmaterial zu Michael Zeno

Diemer gesammelt und zur Verfügung gestellt, Arno Gisinger und Nikolaus Hofinger die Gesamtaufnahme des Bergisel-Panoramas.

Immer wieder geht etwas schief, wie Murphys Gesetz besagt, und gerade bei einer so kompliziert zusammengesetzten Publikation wie dem Alpenvereinsjahrbuch kann das gar nicht anders sein. Da werden Texte zu sehr redigiert oder zu wenig, da schleichen sich sachliche und andere Fehler ein, kaum daß man einen Augenblick wegschaut, manchmal wird überalterte Fachliteratur zitiert und dann - o Schreck wird ein Cartoon als Sachinformation mißverstanden. Deshalb sei hier ausdrücklich angemerkt, daß die Erstbegeher der Eiger-Nordwand in Wirklichkeit nicht, wie in der Zeichung von Andreas Beinbauer auf Seite 97 von BERG 2000 dargestellt, kleine Hakenkreuze als Haken verwendet haben (und daran zu allem Überfluß noch A0 geklettert sind); nein: die Zeichnung sollte das bekannte politische Nahverhältnis zu den seinerzeit in Deutschland Herrschenden andeuten.

Bis aber das nächste Jahrbuch erscheint, vergeht ein Jahr (und bis es wieder von derselben Redaktion kommt, ein weiteres), und so sind Berichtigungen und Entgegnungen traditionell hier nicht üblich, so sehr sie oft vonnöten wären, und deshalb sei hier nur noch auf einen Irrtum eingegangen, an dem nicht die Redaktion, sondern die russische Schlamperei schuld ist: der erste österreichische Schneeleopard war nicht erst Sebastian Hölzl 1997 (vgl. BERG 2000), sondern schon 1990 Helmut Graupner.

#### **Impressum**

ISSN 0179-1419

ISBN 3-928777-88-2

ISBN der beiliegenden AV-Karte: 3-928777-10-6 Nachdruck von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Werk nur mit Genehmigung durch die Herausgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Satz und Layout: Walter Klier.

Fototechnische Ausführung: Steigerdruck, Lindenweg 37, A-6094 Axams.

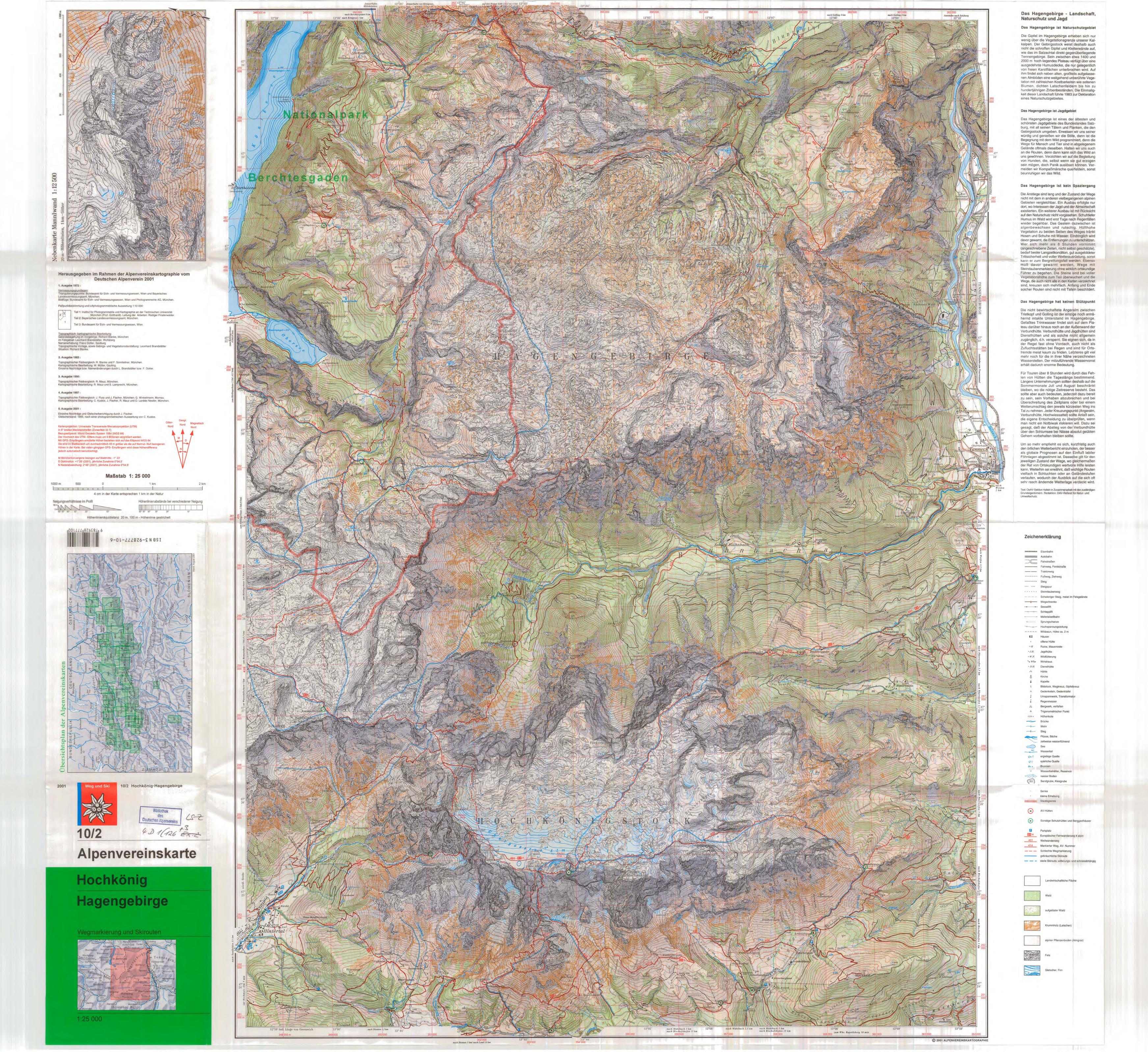
Druck: SOCHOR GROUP GmbH, Kitzsteinhornstraße 63. A-5700 Zell am See.

Gedruckt auf chlorfreiem Papier.

Alleinvertrieb für den deutschen Buchhandel: Geo Center, Postfach 80 08 30, D-70508 Stuttgart. Für DAV-Mitglieder und Sektionen: DAV Service GmbH.

Für Österreich: Freytag & Berndt, Schottenfeldg. 62, A-1071 Wien.





### **ALPENVEREINSJAHRBUCH BERG 2002**



#### Kartengebiet Hochkönig-Hagengebirge

Clemens M. Hutter Der Hochkönig – Europas ältestes prähistorisches Industriezentrum. Mit Fotos von Sepp Brandl
Die Sage von der Übergossenen Alm. Bebildert von Reinhard Walcher Albert Precht Klettern am Hochkönig



#### Geschichte und Naturwissenschaften

Diethard Sanders Fossile Riffe der Alpen: Ökologische Archive und Kletterwände
Henriette Klier Schalensteine in Nord- und Südtirol – ein Überblick
Franz Mandl Aus der Frühgeschichte der Almen
Peter Danner Herrscher, Mönche und Soldaten. Das Besteigen der Berge im
Mittelalter. Mit Bildern von Zipora Fried
Clemens M. Hutter Die k.u.k. Armee erfindet den Gletscherskilauf – im Jahre 1915
Stefanie Holzer Ein Tiroler Gentleman: William Adolph Baillie-Grohman
Marco Zapata Luyo Auswirkungen der Gletscherschwankungen auf die Seen der Cordillera Blanca



#### **Kunst und Literatur**

Alfred Tamerl Michael Zeno Diemer, ein vergessener Maler der Tiroler Berge

Nino Malfatti Das Chicago-Projekt

Anton Holzer Faltpanoramen: So weit das Auge reicht – im Taschenformat

Walter Wagner Die Darstellung der Alpen in den Schriften Jean-Jacques Rousseaus.

Mit einem Bild-Essay von Jürgen Winkler zum Thema «Bäume»



Andrew Greig Disappearing Gully. Ein Kapitel aus dem Roman «Electric Brae»

Heinrich Klier Die erste Winterbegehung der Direkten Hechenberg-Südwand am 31.

Jänner 1947. Mit Bildern von Leopold Ganzer

Stefan Kranebitter Erinnerungen an eine Kletterfahrt am Hechenberg



#### Daheim und auswärts: Expeditionen und andere Ausflüge

Andreas Dick Dokumentation des Unnützen. Alpine Chronik 1999/2000

Michael Vogeley Liegt in den Polargebieten die Zukunft des Bergsteigens?

Christoph Höbenreich Zur höchsten Erhebung des antarktischen Kontinents, dem Vinson-Massiv Horst Wirth Der Böhmerwald – Tier- und Pflanzenparadies und alte Kulturlandschaft

Andreas Dick Eine Schönwetterwoche in Chamonix – Begegnung mit dem modernen Bergsteigen Richard Goedeke Stafettenlauf von Braunschweig zur Zugspitze oder: Quer durch Deutschland ins Gebirge, mit Schülern, auf eigenen Füßen, häppchenweise



Anhang: Rudolf Weiss Lawinen – Wahrscheinlichkeit und Gegenwahrscheinlichkeit Walter Klier Die Reihe der Alpenvereinsführer wird fünfzig

Kartenbeilage: AV-Karte 10/2, Hochkönig / Hagengebirge, 1:25.000, mit Skirouten und Wegmarkierungen



